Ein deutscher Maler und Hofmann

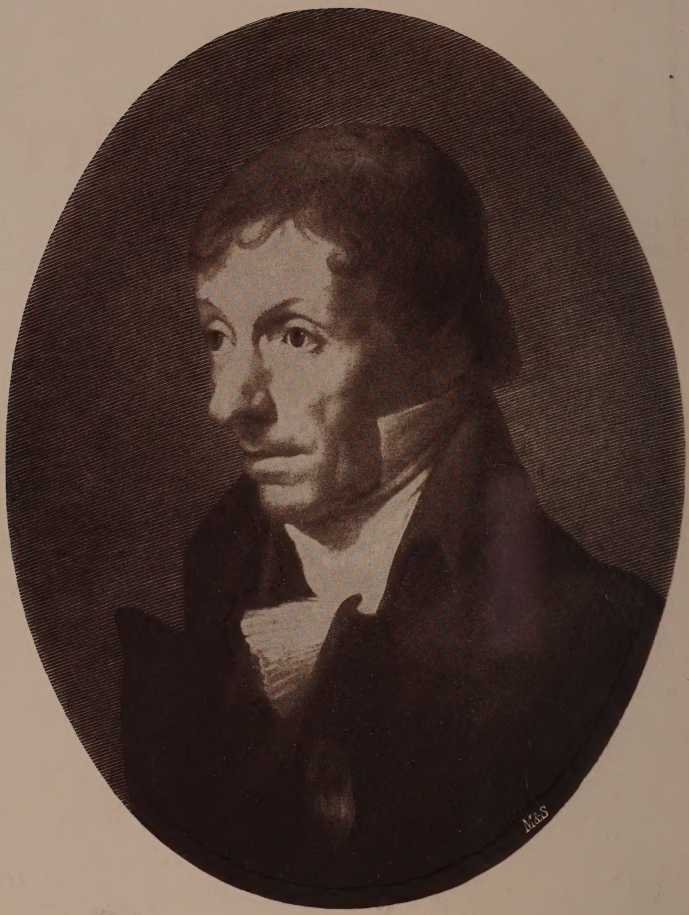
Lebenserinnerungen des Joh. Christian v. Mannlich

E. S. Mittler & Sohn, kgl. Hofbuchhandlung, Berlin

a second edition, Berlin 1913
a third edition, Berlin 1923
both under the title: Rokoko und Revolution
There also is a very slight
selection translated into French

Ulrich Middeldorf

v. Mannlich
Ein deutscher Maler und Hofmann



Johann Christian v. Mannlich.

Nach einem Ölgemälde im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin.

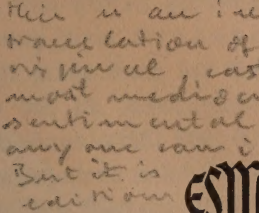
Ein deutscher Maler und Hofmann

Lebenserinnerungen des Joh. Christian v. Mannlich

1741—1822

Nach der französischen Originalhandschrift

herausgegeben von Eugen Stollreither



Mit acht Bildnissen

Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung :: Berlin 1910

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

THE GETTY CENTER

Vorwort.

Der im Frühlinge des verflossenen Jahres zutage geförderte und veröffentlichte Briefwechsel Goethes mit dem Münchener Galeriedirektor Johann Christian v. Mannlich, dessen Wertschätzung durch den Dichter hier ein bestbeglaubigtes Zeugnis empfing, haben das Interesse an der Persönlichkeit des begabten Malers und phantasievollen Künstlers wieder wachgerufen. Enggezogen bleibt freilich noch immer der Kreis jener, denen der Name Mannlich geläufig ist, und fast ausschließlich beschränkt auf die Freunde und Kenner der Geschichte Pfalz-Bayerns und der berühmten Münchener Kunstschätze. Und doch hat uns Mannlich ein Werk geschenkt, das in der Tat mehr als seine künstlerische und publizistische Tätigkeit geeignet war, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen und verdient, dem großen gebildeten Leserpublikum bekannt zu sein: die Aufzeichnung seiner *Lebenserinnerungen*.

Das weite große Reich der Gedanken und Taten, von denen die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts und die ersten Jahrzehnte des folgenden Säkulums erfüllt sind, liegt hier vor uns ausgebreitet. Ein Schauspiel, unterhaltend und belehrend zugleich! Fürwahr, es gibt kein Gebiet menschlichen Denkens und Fühlens, das wir nicht an Mannlichs Seite durchwanderten, kein Kapitel der Sitten- und Kulturgeschichte, in dem wir nicht mit ihm blätterten, kein Ereignis jener Zeiten von weltgeschichtlicher Bedeutung, das nicht an unseren Augen vorüberzöge. Wem von uns hätten also diese Erinnerungen nicht etwas zu sagen in ihrem reizvollen Wechselspiel von Großem und Kleinem, von Erhabenem und Alltäglichem? Und wen lockte da nicht eine Stimme des hundertfältigen Echos, das aus dem buntfarbigen Blätterwalde seiner Aufzeichnungen an unser Ohr schlägt?

Der politische Historiker, der Geschichtsfreund erlebt lehrreiche Abschnitte der Universalgeschichte: die Krönung Josephs II. zu Frankfurt, die durch Goethes „Dichtung und Wahrheit" zum eisernen Bestande unserer historischen Kenntnisse gehört, die bewegte Zeit der Papstwahl Klemens' XIV., das siècle Louis XV und seinen Verfall, die Epoche der großen sozialen Umwälzungen, die Stürme der Revolution mit ihren Schrecken und Verirrungen, das furchtbare Schauspiel der Verwüstung der Pfalz, das Aufdämmern einer neuen weltgeschichtlichen Periode und die napoleonische Ära.

Dem Kulturhistoriker zaubern sie fesselnde Bilder vor: die Idylle pfälzischer Waldeseinsamkeit, die vom Hauche der Romantik durchweht ist, dann aber auch die glanzvolle und doch so fadenscheinige Welt des abflackernden ancien régime mit ihrem galanten, hohlen Adel, ihren aufgeregten Bürgern, geistreichen, schönen Frauen, ihren Philosophen und lebenslustigen Abbés; die ewige Stadt, die Residenz des Statthalters Christi, mit ihrem reich entfalteten kirchlichen Leben und ihren Einwohnern, voll südlicher Leidenschaft, ihren unterirdischen Grüften und den erinnerungsreichen Denkmälern dahingeschwundener Herrlichkeit; und dann — nicht minder farbenprächtig — das Lustschloß Ludwigs XV. zu Versailles, den feenhaften Fürstensitz des Karlsberges, dessen phantastischer Bauherr Karl August sich wie ein Märchenprinz mit kostspieligem und köstlichem Tand umgibt und sich von der Außenwelt durch seine bärtigen Grenadiere abschließt. Was böte uns einen tieferen Einblick in die Sittengeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts als die Lebensschicksale einer Dame der vornehmen Pariser Gesellschaft, die sich wie ein spannender Roman lesen, oder die Abenteuer Castriotos, des Prinzen von Albanien, der auf hohem Kothurn über die Bühne der Weltgeschichte schreitet, um in düsterer Kerkerzelle seine Tage zu beschließen?

Dem Künstler und Kunstfreund strömt eine reiche Fülle des Wissenswerten zu: er tritt in die Werkstätte der französischen Kunstkoryphäen, steht neben Boucher und Vanloo, plaudert in Florenz mit Raphael Mengs und belauscht seine Eigentümlichkeiten; steigt als Pfadfinder in die vielverzweigten dunklen Grabesstätten der Campagna, läßt die unvergänglichen Bildwerke von Paris, Rom, Neapel, Florenz, Parma und der süddeutschen Klostersitze, deren ehrwürdige Kunstschätze durch die Säkularisation in die bayerische Residenzstadt wandern, auf sich wirken; er sieht, wie Napoleons Kriegskommissäre mit rauher Hand

nach den Kunstschätzen des besiegten Feindes greifen, um mit diesen Trophäen ihre heimatlichen Musentempel zu schmücken.

Und der Musiker? Umtobt ihn nicht der Streit, der schließlich eine neue musikalische Richtung in Frankreich entstehen ließ? Bis ins kleinste vermag er dessen einzelnen Phasen nachzugehen und auf Schritt und Tritt dem deutschen Meister zu folgen, der durch seine tiefempfundene Musik diese Umwälzung heraufbeschworen hat und mitten in dem auf- und abwogenden Kampfe der erregten Geister wie ein Fels steht: Gluck, dem Komponisten „Iphigeniens" und des „Orpheus".

Wer gern die Städte und Länder vergangener Zeiten schaut, durchwandert mit dem liebenswürdigen Erzähler die engen, schmutzigen Straßen von Paris mit ihren turmhohen Häusern und dem buntbewegten Leben und Treiben, er schreitet über die Plätze und an den Bauwerken Roms vorbei, die schweigsam in der mittäglichen Sonnenglut liegen. Sein Weg führt ihn von der Seine bis zum Tiber; er hat Abenteuer zu bestehen, wie sie sich fahrenden Gesellen bieten; schaukelt auf wellengepeitschter See und flieht in sternenheller Nacht auf einer Getreidebarke vor algerischen Räubern. Von Rom fährt er nach Neapel, in dessen Hafen Kauffahrer aus allen Richtungen der Windrose Schutz und Absatzgebiet suchen, steigt über glühende Lava zum Gipfel des Vesuvs empor und hinab zu den ans Tageslicht geförderten Wahrzeichen pompejanischer Kultur. Dann fährt er wieder zurück in die ferne pfälzische Heimat und sieht unterwegs der Landschaften wechselnde Szenerie und Gestalten.

Was die Erinnerungen Mannlichs dem politischen und Kultur-Historiker, den Freunden der Kunst und der Natur bieten, das schließt sich wieder zu einem höchst fesselnden Gesamtbilde zusammen und gewährt jedem ohne Unterschied eine reiche Quelle schönsten und stets sich erneuernden Vergnügens.

Mannlichs Memoiren treten über die Grenzen einer Selbstbiographie, einer Schilderung seiner Umgebung weit hinaus. Als Künstler und Hofmann im Dienste dreier regierender Fürsten stand Mannlich mitten im Treiben der Zeitereignisse, und sie darzustellen, befähigten ihn wie wenige sein klarsehender Blick, seine vielseitige Begabung und Erfahrung. Seine Erinnerungen sind für uns um so wertvoller, als gerade die deutsche Literatur im Gegensatz zur französischen eine fast beschämende Armut aufweist an guten Memoiren aus der Geburtszeit der neuen Periode, die mit der Revolution einsetzt.

Daß Mannlich die handschriftlich niedergelegte Geschichte seines langen und wechselreichen Lebens hinterlassen hat, ist längst kein Geheimnis mehr. Schon wenige Monate nach seinem Tode war in dem damals viel gelesenen und angesehenen „Kunstblatt“[1]) unter dem Titel: „Aus dem Leben des königl. bayrischen Central-Gallerie-Direktors Johann Christian von Mannlich“ eine Artikelserie von Professor Speth erschienen mit Auszügen aus den Memoiren, die der Richtung des Blattes entsprechend deren Inhalt vor allem nach der künstlerischen Seite behandelt. Wie ungemein vielseitig aber diese Erinnerungen sind, wie lehrreich für den Forscher und den sachverständigen Leser, wie ergötzlich und unterhaltend für die Allgemeinheit, das ließen Speths Aufsätze freilich nicht ahnen. Diese Erkenntnis und die Tatsache, daß gerade in der Mannigfaltigkeit des Inhalts der Hauptreiz von Mannlichs Memoiren liegt, drangen erst in den Kreis der Fachleute und in weitere Schichten des gebildeten Publikums, als nach langer Pause ein dem Rahmen der „Neuen historischen Vorträge und Aufsätze“ (München 1883) eingefügter Essay von Karl Theodor v. Heigel erschien: „Christian v. Mannlichs Memoiren“, dem einige Jahre später ein Feuilleton von Albert Schultheiß folgte.[2]) Von jenem Zeitpunkt an datiert denn auch die quellenmäßige Ausbeute dieser Lebensaufzeichnungen, die sich bis in die jüngste Vergangenheit in ununterbrochener Folge fortgesetzt hat.

Als einer der ersten hat König Ludwig I. von Bayern, bei dem sich historischer und künstlerischer Sinn in selten glücklicher Harmonie vereinigten, die große kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Lebensaufzeichnungen erkannt. Damit sie der Forschung zugute kämen, hat er nach dem in den Händen der Erben befindlichen Original eine Abschrift fertigen lassen. Seitdem ist von manch berufener Seite schon zu wiederholten Malen darauf hingewiesen worden, wie äußerst fesselnd diese Aufzeichnungen sind, und auch die Absicht und der Wunsch geäußert worden, sie dem großen Kreis der gebildeten Leser zu erschließen.

---

[1]) Beilage zum Stuttgarter Morgenblatt. Verlag von Cotta. 1822. Nr. 42 (27. Mai), Nr. 43 (30. Mai) und Nr. 44 (3. Juni).

[2]) Münchener Neueste Nachrichten. 1888. Nr. 247/48 und 250, Feuilleton: Aus Joh. Christ. Mannlichs Memoiren.

Mannlichs Erinnerungen sind uns in der Originalhandschrift des Verfassers und in drei Abschriften[3]) überliefert. Seine eigenhändige Niederschrift umschließt vier Foliobände mit zusammen 1562 Seiten. Über die Zeit ihrer Entstehung geben uns eine Notiz im zweiten Bande und eine weitere gegen Ende des vierten Aufschluß, so daß wir sie in die Jahre 1813 bis 1818 setzen können; demnach ist die Darstellung von Mannlichs Leben bis vier Jahre vor seinem Tode fortgeführt.

Wir verdanken sie einer Anregung von Mannlichs Jugendfreund Fritz Jacobi, dem geistreichen und liebenswürdigen Dichter und Philosophen, der uns durch seine Beziehungen zu Goethe bekannt ist. Daher bildet sein Name den Anfang und den Schlußstein der Mannlichschen Lebensgeschichte.

Die Sprache, deren sich der Verfasser bedient, ist die französische. Sie war ihm mundgerechter als die eigene Muttersprache, in ihr konnte er sich freier und leichter bewegen, und gar manche Episode, die er erzählt, gewinnt erst durch das anmutvolle Gewand dieses Idioms den uns bestrickenden Reiz. Seine Jugendjahre ragen noch tief in jene Zeitläufte hinein, in denen das gesamte höfische Leben der Pfalz, die ausschließliche Atmosphäre unseres Künstlers, von französischer Sitte und Sprache beherrscht und angekränkelt war. Nicht zum mindesten haben auch sein wiederholter langer Aufenthalt in Paris und seine spätere Ehe mit einer Französin dazu beigetragen, ihm die Sprache unserer westlichen Nachbarn lieb und wert zu machen und ihm ihre sichere Beherrschung bis in sein hohes Alter hinüber zu retten. Daß sie ihm selbst in späten Jahren noch vertrauter war als jene seines eigenen Landes, beweist uns eine Äußerung in seinem ersten Briefe an Goethe: „Je n'ai pas osé Vous ecrire en allemans", schreibt Mannlich im Sommer 1804, „quoiqu'allemans je n'ai osé me servir de cet idiome en m'adressans au plus grand et plus celebre ecrivain de notre langue."[4])

[3]) Die eine davon gehört zu den Beständen der Handschriftensammlung der Königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München, cod. gall. 616 bis 619, und ist „iussu regis Ludovici I." gefertigt, die zweite der Fideikommißbibliothek König Ludwigs I. von Bayern, eine dritte befindet sich in Zweibrücker Privatbesitz.

[4]) Hyperion, eine Zweimonatsschrift, 1908, 2. Heft, S. 133.

Diese flüchtigen Zeilen genügen zugleich, um uns zu zeigen, daß Mannlich bei aller Leichtigkeit im französischen Ausdruck gerade kein Held in deren Rechtschreibung war. Seine Memoiren weisen an vielen Stellen eine höchst fehlerhafte Schreibweise auf; besonders wird den Eigennamen, die meist nach dem Gehör aufgezeichnet sind, hart zu Leibe gerückt. Sie richtig herauszuschälen, ist in manchen Fällen ein mühsames, umständliches Unterfangen.

Breit und behaglich fließt die Mannlichsche Erzählung dahin, sie atmet die Ruhe des abgeklärten greisen Erzählers, der sich die Bilder der vergangenen Zeiten immer wieder gern vor die Seele zaubert und sich mit Liebe in alle Einzelheiten versenkt. Mannlich ist ein liebenswürdiger, warm empfindender Schilderer, der sich ein jugendliches, frisches Herz und das Verständnis für alle Wechselfälle seines Lebens bewahrt hat. Er ist keine trübselig angelegte Natur, sondern ein echtes Kind der fröhlichen, sonnigen Pfalz. Drastisch und anschaulich weiß er zu erzählen: wir sehen die Dinge vor uns und glauben sie mitzuerleben; plastisch treten seine Figuren aus dem Rahmen seiner Bilder heraus. Es fehlt ihm auch keineswegs an Humor und Witz, und wenn ihm der Zorn an die Seele greift, erhebt sich seine Stimme zum Pathos der aufwallenden Leidenschaft. Aber bei alledem ist seine ganze Lebensgeschichte in jenem gemütlichen Plauderton vorgetragen, der in der Art und Weise ihrer Zusammensetzung seine natürliche Begründung findet. Mannlich selbst bezeichnet seine Schilderungen bescheiden als „griffonage“, das er in seinen Mußestunden, in Eile und stückweise — à bâtons rompus — niedergeschrieben hat, ohne die zu Papier gebrachten Seiten nochmals zu überlesen. Daher kommt es auch, daß sie der stilistischen Feile entbehren, daß ihre Sprache bei aller Unverfälschtheit der Ausdrucksweise im großen ganzen einfach ist und sich oft in Wiederholungen ergeht.

Erstaunlich muß uns die Tatsache erscheinen, daß der Künstler seine Memoiren „frei aus dem Gedächtnis, ohne jeden Anhaltspunkt“ abgefaßt hat. Wir dürfen aber wohl den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß ihm kurze eigenhändige Notizen zur Hilfe gewesen sind. Ja wir haben sogar den Beweis, daß er seinem Gedächtnis durch einen Blick in die Literatur seiner Zeit nachgeholfen hat: bei der Schilderung seines Eindruckes von Le Kains Darstellungskunst (S. 23 f.) findet sich mancher Anklang und selbst eine Anleihe aus dem klassisch

geprägten Wortschatz der Grimmschen Rückschau über die Kunst dieses größten französischen Tragöden aller Zeiten.[5])

Was seinen Schilderungen besonderen Reiz verleiht und jeden Leser fesseln muß, das ist die Wahrheit, die aus ihnen spricht. Wir stehen immer unter dem Eindruck des Selbsterlebten. Er zeichnet sich selbst bis zur schonungslosen Aufrichtigkeit, verschweigt aber auch sein Urteil nicht, wo es sich um andere Persönlichkeiten handelt. Mit dem geübten scharfen Auge des Porträtmalers erfaßt er die charakteristischen Merkmale jeder Person und bringt sie in kräftigen Federstrichen zu Papier. Er ist aber auch kein Neuling in der Kunst, den Menschen in ihre Herzen zu schauen.

Daß ihm bei der Fülle des Stoffes und dem großen Zeitraum, den seine Erzählung umschließt, chronologische Versehen unterlaufen, mag uns wohl begreiflich und verzeihlich erscheinen. Nicht umsonst vernehmen wir aber des Verfassers eigene Stimme, die uns warnt und zur Vorsicht gegenüber seinen Zeitangaben mahnt.

Für eine Gesamtpublikation sind Mannlichs Memoiren zu umfassend, und der Wert ihrer einzelnen Teile entbehrt zu sehr der Gleichmäßigkeit. Es war unerläßlich, zu kürzen und zu streichen; viele zu breit gesponnene Schilderungen, Exkurse, zahlreiche Wiederholungen, vieles, was Mannlich nur streift, oder rein lokalgeschichtliches Interesse bietet, mußte in Wegfall kommen. Es mußten aber auch die oft weitläufig erzählten persönlichen Angelegenheiten des Verfassers entfernt werden; vor allem viele Jugenderinnerungen mit ihren amorosen Abenteuern — eine Forderung, die nicht nur als selbstverständlich von der Pietät der Erben geltend gemacht wurde, sondern auch von allen, die den Wunsch nach einer Veröffentlichung der Memoiren haben laut werden lassen. Es ist begreiflich, daß Mannlich in der seinem Jugendfreunde gewidmeten und nur für ihn bestimmten „Geschichte seines Lebens" auch Begebenheiten einflocht, die das einfache Taktgefühl nicht vor die Öffentlichkeit bringen wird.

Die Absicht des Herausgebers war, mit diesen Memoiren der gebildeten Leserwelt in einem immerhin noch handlichen Bande ein höchst farbenreiches Kulturbild desjenigen Jahrhunderts zu entrollen,

[5]) Correspondance littéraire par Grimm, Diderot usw., herausgegeben von Maurice Tourneux. Bd. 12 (Paris 1880), Februar 1778, S. 52.

das den Übergang vom ancien régime in die moderne Zeit kennzeichnet. Dieser Standpunkt war bei der Auswahl des Inhalts entscheidend. Nicht alle ähnlichen Vorfälle und Erlebnisse verdienten gleiche Beachtung und Schilderung; genug, wenn überall das Gesamtbild frisch, kräftig, anschaulich hervortritt, ohne durch Wiederholungen, oder auch nur durch Gleichartigkeit der Vorgänge zu ermüden und abzuspannen.

Die vorliegende Übersetzung schließt sich so weit als möglich eng an das Original an. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, fügten sich die ausgewählten Stücke so glücklich aneinander, daß eine Lücke nicht empfunden wird. Nur in seltenen Fällen mußten kurz überleitende Sätze hinzugefügt oder bei Zusammendrängung zu breit erzählter unentbehrlicher Episoden Veränderungen im Text vorgenommen werden, wobei jedoch die größte Pietät dem Original gegenüber obgewaltet hat. Nur so war es möglich, den Fluß der Mannlichschen Erzählung nicht störend zu durchbrechen. Die Namen wurden, wenn nachweisbar, in die richtige Schreibweise umgesetzt, offenkundige Versehen des Verfassers verbessert. Die Einleitung und die Anmerkungen mögen dazu beitragen, das Buch, das halb populär, halb Quellenwerk ist, verständlicher zu machen. Letztere sollen auch dazu dienen, die fehlende Chronologie zu ersetzen, die mangelhafte zu berichtigen und gelegentliche Irrtümer Mannlichs in das rechte Licht zu rücken. Die Einteilung des Stoffes und die Überschriften rühren vom Herausgeber her.

Es liegt mir noch ob, dem Besitzer der Originalhandschrift der Memoiren, Herrn Hauptmann Maximilian v. Mannlich-Lehmann in Charlottenburg, für sein großes Entgegenkommen bei Überlassung der eigenhändigen Niederschrift Mannlichs und für seine Erteilung der Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung bestens zu danken. Denn nur er konnte als Besitzer des Originals über das Veröffentlichungsrecht bestimmen, das sich an keine Abschrift knüpft. Seiner freundlichen Bereitwilligkeit verdanke ich auch die beigegebenen Bildnisse von Mannlichs Hand, deren Wiedergabe das Buch schmückt.

München, im Herbst 1909.

E. Stollreither.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel. Jugend- und Lehrjahre. 1741 bis 1766 . . 1—59

Kindheit S. 3. — Schule und Ferien S. 5. — Erster Schritt in die Welt (1757) S. 13. — An der Zeichnungsakademie zu Mannheim S. 14. — Erste Reise nach Paris S. 19. — Paris (1762/63): Kunst und Theater. Berühmte Persönlichkeiten. Versailles S. 33. — Wieder in der Heimat S. 39. — Zwischenfall mit dem Prinzen Max in Mannheim S. 41. — Prinz Karl August S. 42. — Krönung Josefs II. zum römischen König in Frankfurt (1764) S. 45. — Zum zweiten Male in Paris: Im Park von Versailles. Brand der Oper. Bei Le Kain S. 50. — Dritter Aufenthalt in Paris (1765/66): Mannlich als Schüler Bouchers S. 55.

Zweites Kapitel. Reise nach Rom. 1766 . . . . . 60—89

Mons S. 60. — Nogent-sur-Seine S. 64. — Auxerre S. 65. — Lyon S. 65. — Avignon S. 65. — Vaucluse S. 66. — Marseille S. 66. — Toulon S. 67. — Sturm bei Antibes S. 69. — Nizza S. 73. — Beschwerliche Bergwanderung S. 75. — Gastliche Aufnahme in Eze S. 77. — Genua S. 81. — Lerici S. 82. — Pisa S. 82. — Florenz S. 83. — Erlebnis mit dem Abbé Le Bon S. 84. — Siena S. 86. — Ankunft in Rom S. 89.

Drittes Kapitel. Römischer Aufenthalt. 1766 bis 1770 . . 90—180

Erste Eindrücke S. 90. — An der französischen Akademie S. 91. — Zeremonie des Lichtmeßtages S. 95. — Anatomiestudien S. 97. — Besuch aus Mannheim S. 100. — Bannstrahl gegen die Häretiker S. 100. — Kunstwanderungen S. 101. — In der Kartause S. 103. — Besteigung der Peterskirche S. 104. — Zusammenkünfte in der Villa Madama S. 105. — Nächtliche Promenaden und Konzerte S. 106. — In den Katakomben der Campagna S. 109. — Empfang neuer Pensionäre

Seite

S. 114. — Brief Herzog Christians IV. S. 118. — Unterbleiben des päpstlichen Bannstrahls S. 120. — Durchreise der Königin von Neapel S. 121. — Studien in der Farnesina S. 123. — Liebesabenteuer S. 123. — Reise nach Neapel (1768) S. 131. — Besteigung des Vesuvs S. 141. — Pozzuoli und Umgebung S. 146. — Herculaneum und Pompeji S. 151. — Wieder in Rom S. 151. — Studienarbeiten S. 152. — Tod Klemens' XIII. S. 152. — Konklave S. 153. — Prinz Lambesc S. 155. — Josef II. in Rom S. 155. — Vorstellung Papst Klemens' XIV., Ganganelli S. 162. — Studien in S. Gregorio S. 165. — Religiöser Despotismus und Gärung in der Akademie S. 167. — Bekehrungsversuche an Mannlich S. 169. — Weinernte S. 169. — Brief Herzog Christians S. 170. — Vorfall in der Sixtinischen Kapelle S. 172. — Feierlicher Umzug Papst Klemens' XIV. S. 173. — Erkrankung Mannlichs S. 175. — Charakterzüge des Papstes S. 176. — Studien in den Loggien Raffaels S. 177. — Seelische Verstimmung und Abreise S. 178.

Viertes Kapitel. Heimfahrt. 1770/71 . . . . . 181—198

Florenz: Audienz beim Großherzog. Mengs. Kopien nach Correggio und Raffael. Besuch Hackerts S. 184. — Bologna (1771) S. 186. — Parma: Empfang bei Hofe. Gesellige Zusammenkünfte. Ernennung zum Mitglied der Akademie. Aufstand in Parma S. 192. — Vicenza S. 194. — Fahrt auf der Brenta S. 194. — Venedig S. 195. — Verona S. 196. — Augsburg S. 198. — Mannheim S. 198.

Fünftes Kapitel. Am Hofe Christians IV. 1771 bis 1775 201—317

Prinz Karl und die Infantin von Parma S. 202. — Wieder in der Heimat S. 204. — Paris (1772). Theaterprojekte der Gräfin v. Forbach S. 208. — Besuche bei Diderot S. 212. — Durch Belgien und Holland nach Düsseldorf S. 223. — Bei den Freunden Jacobi S. 223. — Das höfische Gesellschaftstheater in Zweibrücken S. 227. — Paris (1773). Mancherlei Tagesereignisse. Von berühmten Persönlichkeiten S. 234. — Madame de Saint-Germier S. 244. — Heiratspläne für die Prinzen Karl und Max S. 248. — Höfischer Zeitvertreib S. 249. — Mannlichs letzter Aufenthalt in Paris (1774) S. 250. — Gluck. Aufführung der Opern „Iphigenie in Aulis" und „Orpheus". Méhul. Tod Ludwigs XV. Mannlichs Erkrankung S. 279. — Geschichte der Madame de Saint-Germier S. 291. — Gluck in Zweibrücken und Mannheim S. 298. — Theaterbau S. 307. — Krankheit und Tod Christians IV. S. 311.

Seite

Sechstes Kapitel. Unter Karl II. August. 1776 bis 1793 318—424

Verändertes Leben am neuen Hofe S. 319. — Heimkehr der Mme. de Saint-Germier S. 324. — Kurfürstin Elisabeth und Kurfürst Karl Theodor in Zweibrücken S. 327. — Widerwärtigkeiten und Verstimmung S. 331. — Entstehung des Schlosses Karlsberg S. 336. — Charakterzüge Karl Augusts S. 338. — Verheiratung Mannlichs (1777) S. 345. — Der Abenteurer Castrioto, Prinz von Albanien S. 346. — Österreichs Absichten auf Bayern S. 349. — Vereitelter Länderaustausch S. 352. — Ausgestaltung des Karlsberges S. 354. — Lebensgeschichte Castriotos S. 358. — Rousseau über Prinzenerziehung S. 364. — Aussöhnung Karl Augusts mit Karl Theodor S. 371. — Bau einer Gemäldegalerie S. 374. — Mißwirtschaft des Finanzministers Creuzer S. 376. — Verkauf der böhmischen Besitzungen S. 377. — Tod des kleinen Erbprinzen Karl August (1784) S. 379. — Die Karlslust und ihre Sehenswürdigkeiten S. 381. — Vermählungsfeierlichkeiten für Prinz Max und die Prinzessin Maria Wilhelmina von Hessen-Darmstadt (1785) S. 385. — Liebhabereien Karl Augusts S. 392. — Sturz und Flucht Creuzers S. 396. — Major Ronius S. 397. — Erkrankung Karl Augusts S. 400. — Zur Charakteristik Karl Augusts S. 407. — Vorboten der französischen Revolution S. 407. — Mannlich in Frankfurt S. 410. — Revolutionäre Regungen in Pfalz-Zweibrücken und Gegenmaßnahmen S. 415. — Die österreichische Armee bei Homburg S. 418. — Flucht der herzoglichen Familie (1793) S. 423.

Siebentes Kapitel. Die französische Revolution. 1793 bis 1799 427—498

Die Sansculottes auf dem Karlsberg und in Zweibrücken S. 428. — Kriegerische Zwischenfälle S. 432. — Flucht Mannlichs nach Kaiserslautern S. 439. — Wieder in Zweibrücken S. 444. — Bei Herzog Karl August in Mannheim S. 446. — Erkrankung und Tod von Mannlichs Frau S. 447. — Kämpfe der Preußen und Österreicher mit den Franzosen S. 454. — Abbé Salabert herzoglicher Staatsminister S. 457. — Mannlich kriegsgefangen S. 463. — Kämpfe bei Zweibrücken S. 467. — Umständliche Fahrt nach Mannheim S. 472. — Einnahme und Besetzung Mannheims durch die Franzosen (September 1795) S. 475. — Rückkehr nach Zweibrücken S. 480. — Salabert verhaftet (November 1795) S. 481. — Fahrt nach Mannheim S. 482. — Am Hofe Herzog Maximilians in Rohrbach S. 485. — Der Dalbergsche Kreis S. 489. — Herzog Maximilian wird Kurfürst von Pfalz-Bayern (Februar 1799) S. 495. — Die Franzosen wieder in Mannheim (März 1799) S. 496. — Rettung der Gemäldegalerie S. 497.

Seite

Achtes Kapitel. Die Münchener Zeit. 1799 bis 1818 . . 501—556

Ankunft in München (April 1799) S. 501. — Mannlich Galeriedirektor S. 505. — Feindseliges Verhalten gegen Mannlich und dessen Verstimmung S. 505. — Reise nach Mannheim S. 507. — Einnahme Heidelbergs durch die Franzosen S. 508. — Erzherzog Karl erstürmt Mannheim (18. September 1799) S. 509. — Die Franzosen in München (1800) S. 515. — Beraubung der Galerien durch Lecourbe und Neveu S. 515. — Die Jakobiner in München S. 521. — Mannlich als Kunstkommissär während der Säkularisation (1803) S. 529. — Salabert S. 536. — Napoleon in München (1809) S. 539. — Anteil von Mannlichs Sohn Karl am russischen Feldzuge und seine Rückkehr (1812) S. 543. — Gegen Napoleon (1814) S. 553. — Einzug in Paris S. 555.

Stammtafel . . . . . zwischen S. 556/557

Personenverzeichnis . . . . . 557—568

Verzeichnis der Bildertafeln.

1. Johann Christian v. Mannlich. Gemalt von Joh. Bapt. Seele. Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin . . . . . Titelbild
2. Christian IV., Herzog von Pfalz-Zweibrücken. Gemalt von Mannlich. Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin . . . . . zu S. 10
3. Karl II. August, Herzog von Pfalz-Zweibrücken. Gemalt von Mannlich. Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin . . . . . zu S. 320
4. Schloß Karlsberg. Nach dem Original-Aquarell des Ph. Le Clerc vom Jahre 1790 in Augsburger Privatbesitz . . . . zu S. 336
5. Barbara Mannlich. Gemalt von Mannlich. Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin . . . . . zu S. 344
6. Peter v. Salabert, Herzoglich Pfalz-Zweibrückischer Staatsminister. Gezeichnet von Ph. Le Clerc, gestochen von Anton Karcher, Mannheim 1796 . . . . . zu S. 458
7. Maximilian IV. Joseph, Kurfürst von Pfalz-Bayern. Gemalt von Moriz Kellerhoven, Mannheim 1801, gestochen von Joseph Rauschmayr 1802 . . . . . zu S. 504
8. Mannlichs Sohn Karl. Bleistiftzeichnung von Peter Heß. Aus der Maillinger-Sammlung der Stadt München . . . zu S. 546

Einleitung.

Bedeutungsvoll, ein Markstein in der vielhundertjährigen Geschichte des pfalz-bayerischen Hauses Wittelsbach, steht an der Schwelle des 15. Jahrhunderts die letztwillige Bestimmung des Kurfürsten und deutschen Königs Ruprecht III., laut der sein kurpfälzischer Länderbesitz nicht mehr ausschließlich dem Erstgeborenen zufallen, sondern unter seine vier Söhne aufgeteilt werden sollte. Verhängnisvoll hätte diese Willensäußerung des Königs werden können durch die drohende Zersplitterung der kurpfälzischen Lande, die durch Ottos II. Vermählung mit der Pfalzgräfin Agnes im Jahre 1220 an das Haus Wittelsbach gekommen waren. Aber ungemein segensreich erwies sie sich in der Folge für die Erhaltung des pfälzischen Hauses und erfüllte die Absicht des glücklich ahnenden Königs, den bittere Lebenserfahrungen gelehrt hatten, der Zukunft und den Wechselfällen des Schicksals zu mißtrauen. Denn noch ehe das Jahrhundert zur Neige ging, in dem die vier Brüder geteilt und dadurch vier Hauptlinien ins Leben gerufen hatten (1410), waren schon zwei dieser Linien, die Oberpfälzer und die Mosbacher, ausgestorben, und die alte Kurlinie, das Erbe des ältesten Bruders, Ludwigs III. des Bärtigen, erlosch bereits 1559. So blieb also nur noch die Pfalz-Zweibrücker Linie. Aber auch von dieser lebte, so sehr sie sich verzweigt und Nebenlinien getrieben hatte, im Jahre 1795 nur noch ein einziger männlicher Sproß, Maximilian Joseph, als Herzog von Zweibrücken, der im Jahre 1799 das gesamte Erbe des kurpfalz-bayerischen Länderbesitzes in seinen Händen vereinigte.[1])

[1]) Über die Geschichte des Herzogtums Pfalz-Zweibrücken und ihrer Fürsten unterrichten uns:

Johann Georg Lehmann, Vollständige Geschichte des Herzogthums Zwei-

Aus dem, was an kurpfälzischen Landen und Besitzungen dem dritten Sohne jenes Pfalzgrafen und Königs Ruprecht bei der Teilung im Jahre 1410 als väterliches Vermächtnis zugefallen war, hatte sich das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken gebildet. Zu seinem Mittelpunkte wurde die alte Burg und Ansiedlung Zweibrücken ausersehen, die im Jahre 1180 von dem saarbrückischen Grafen Heinrich auf klösterlicher Scholle erbaut und im Jahre 1388 aus der Hand des letzten Grafen von Zweibrücken, Eberhard, in den Besitz des Kurfürsten von der Pfalz, Ruprecht I., des Begründers der Heidelberger Hochschule, übergegangen war.

Von Geschlecht zu Geschlecht vererbte sich in raschem Wechsel das Besitztum, dessen Gründer und Mehrer Herzog Stephan (1385 bis 1459) gewesen war, von Linie zu Linie, bis es schließlich im Jahre 1718 an den letzten Sprossen der sogenannten schwedischen Linie kam, die von Pfalzgraf Johann Kasimir (1589 bis 1652) ausgegangen war. Kein allzu freundlicher Stern hatte über der Erbfolge dieser Geschlechter gewaltet.

Mit Gustav Samuel, der am 17. September 1731 in die Gruft der Alexanderkirche zu Zweibrücken gebettet wurde, schloß sich der Kreis jener Fürsten, die dieses schwedische Reis des Hauses Zweibrücken dem Herzogtume geschenkt hatte. Eine ausländische Königskrone und unvergänglichen Ruhm hat diese kleine Linie gewonnen: Karl XII., der tollkühne Schwedenkönig, ist ihre glänzendste Gestalt. Mit dem Tode Gustav Samuels hatte sich die Zeit erfüllt, da der letzte Ast des einst so reich verzweigten Stammes Pfalz-Zweibrücken, die jüngste und kleinste Nebenlinie, die Zweibrücker Herzogswürde gewann, und damit die erste Stufe, die ihm zu seiner späteren ruhmreichen Machtentfaltung und zur bayerischen Königskrone verhalf: die Linie Birkenfeld-Bischweiler.

Unscheinbar war der Länderbesitz dieser Linie, die ihren Ursprung

brücken und seiner Fürsten, der Stamm- und Vorältern des k. bayer. Hauses. München 1867.

Ludwig Molitor, Vollständige Geschichte der ehemals pfalz-bayerischen Residenzstadt Zweibrücken von ihren ältesten Zeiten bis zur Vereinigung des Herzogthums Zweibrücken mit der Bayerischen Krone. Zweibrücken 1885.

Allgemeine Deutsche Biographie. Die Artikel Christian IV., Bd. 4 S. 173 f., Karl August, Bd. 15 S. 336 ff., und Maximilian Josef I., Bd. 21 S. 31 ff.

auf Karl I., den jüngsten Sohn des streitbaren Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, zurückleitete: die kleinste der wittelsbachischen Besitzungen, ein Landstrich auf dem waldreichen Hunsrück zwischen Nahe und Mosel, mit dem Residenzstädtchen Birkenfeld war ihr eigen. Aber köstlich war das Kleinod, das die Birkenfelder in der Brust bargen: reiche Gaben des Gemütes und Geistes und heldenmütiger, tapferer Sinn. Festbegründet stehen der kriegerische Ruhm Christians I. wie seiner Nachfolger und ihre Umsicht als kluge Sachwalter und Mehrer ihrer Habe. Christians II. geschickte Schachzüge gewannen seinem Haus das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken, das durch Gustav Samuels Tod herrenlos geworden war. Am 1. April 1734 betrat sein Sohn, Christian III., nach zweijährigem Streite als Regent des Herzogtums das Weichbild seiner neuen Residenzstadt. Zu den elsässischen Besitzungen seines Hauses war damit auch die Herzogswürde gekommen. Schon seit 1699 hatte er die Grafschaft Rappoltstein besessen, die seine Mutter als Morgengabe gebracht hatte, und seit 1717 in Birkenfeld regiert.

Glückverheißend waren freilich die Anfänge in Zweibrücken nicht. Denn noch ehe das erste Jahr von Christians III. Regierung verflossen war, sank der tapfere Feldmarschall, der in französischen Diensten in Spanien und den Niederlanden gekämpft, der als erster auf den Wällen des erstürmten Barcelona (1697) die Leibfahne aufgepflanzt und sich bei Oudenarde ausgezeichnet hatte, in die Gruft seiner Ahnen. Sein Tod wurde im ganzen Lande aufs bitterste empfunden. Denn er „vereinigte in sich das Aggregat körperlicher Schönheit und fürstlicher Würde".[2]) Die Zukunft seines Reiches lag nun in den Händen seines unmündigen, dreizehnjährigen Sohnes, Christians IV.

Versöhnend griff das Geschick ein. Die junge Witwe, eine Prinzessin aus dem Hause Nassau-Saarbrücken, war eine vortreffliche, kluge Frau, eine hoheitsvolle Fürstin, reich an Tugend und Bildung. Mit umsichtiger und kräftiger Hand nahm sie die Fäden der Regierungsgeschäfte auf, die der Tod ihres Gemahls jählings abgerissen hatte, und brachte zu glücklichem Abschlusse, was noch der Erledigung harrte.

[2]) Pfalzgraf Friederich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien. Von Ludwig Trost und Friedrich Leist. Bamberg 1892. S. VIf.

Hellstrahlend und verehrungswürdig steht heute noch ihr Bild vor unseren Augen, für alle Zeiten geprägt durch das Epitaphium ihrer Enkelinnen:

„Ihr Leben war ein hellscheinendes Licht,
Ihr Bild der Abdruck Ihres menschenfreundlichen Herzens,
Ihre ganze Seele Sanftmut, Ihr Geist voll Wahrheit und Religion.
Ihr Andenken ist Segen für die, so Ihrem himmlischen Beispiel folgen."[3])

Die sorgfältigste leibliche und geistige Erziehung ließ Herzogin Karoline ihren beiden Töchtern und ihren zwei Söhnen, Christian (geb. 16. September 1722) und Friedrich Michael (geb. 27. Februar 1724), angedeihen. Zur weiteren Ausbildung schickte sie ihre Söhne, dem Brauche der Zeit entsprechend, auf Reisen. Die Brüder wandten sich im Jahre 1737 zuerst nach Holland, besuchten zwei Jahre die Hochschule zu Leyden, wo sich Christians glänzende Geistesgaben zu zeigen begannen; von da über Brüssel nach Paris, wo sie am Hofe Ludwigs XIV. in Versailles die freundlichste Aufnahme fanden, vor allem bei dem mächtigen Kardinal Fleury, dessen wärmster Zuneigung sich das Haus Pfalz-Birkenfeld schon immer zu erfreuen gehabt hatte.

Nach ihrer Heimkehr im Jahre 1740 trennen sich die Wege der Brüder: Christian wurde mündig gesprochen und trat die Regierung des Herzogtums an, Friedrich Michael kam in französische Militärdienste und erhielt im Jahre 1746 von seinem älteren Bruder die Grafschaft Rappoltstein.

Mit dem Regierungsantritt Christians begann die Zeit, wo die Saat, die die Mutter dem Knaben ins Herz gelegt hatte, reiche Früchte tragen sollte. Herzogin Karoline hatte immer danach gestrebt, ihrem Sohne jene Eigenschaften anzuerziehen, die ihm eine segensreiche Ausübung seines künftigen Berufes sichern würden, Eigenschaften, die sie selbst in vollendetstem Maße ihr eigen nannte. Sie war nie müde geworden, ihm die beharrlichste Pflichterfüllung zu predigen und auch später noch, als Christian bereits das Erbe seines Vaters angetreten hatte, hielt sie alles von ihm fern, was geeignet war, ihn von seinen vornehmsten Aufgaben abzulenken.

Christian IV. wurde ein Fürst, der es mit seinen Pflichten als Herrscher ernst nahm. Seine Regierungszeit bedeutet für das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken eine seiner lichtvollsten Perioden, und es war

[3]) Mosers Patriotisches Archiv für Deutschland. Bd. 2 (1785) S. 481.

keine höfische Schmeichelei, sondern die Stimme seiner dankbaren Untertanen, die ihm den Beinamen „der Große" gab. Nach den schweren Stürmen, die im Laufe der vergangenen Jahrhunderte über das Land einhergebraust waren und es dauernd geschädigt hatten, war nun mit ihm eine lange Epoche segensreichen Friedens eingezogen.

„Pfalzgraf Christian IV., ein mit hervorragenden Regenteneigenschaften begabter Fürst, legte in seinen Regierungshandlungen ebensowohl eine ungewöhnliche Einsicht als auch eine rastlose Tätigkeit und Energie an den Tag. Durch seine staatspolitischen Maßnahmen, durch die Verordnungen, welche er erließ, durch die Anstalten, welche er ins Leben rief, verriet er deutlich, daß er der an einen Fürsten damaliger Zeit gestellten Aufgabe vollkommen gewachsen war. Die Bedürfnisse seines Landes richtig erkennend, trachtete er, im Sinne der herrschenden Zeitideen denselben entgegenzukommen. Insbesondere betätigte er eine große Sorgfalt für das Schulwesen und ließ der geistigen Bildung in höheren wie niederen Anstalten eine umsichtige Pflege angedeihen. Zu allen diesen mit vieler Milde, aber auch mit Festigkeit durchgeführten Bestrebungen kam der weitere für das Land günstige Umstand, daß seine Regierungszeit eine friedliche und ungewöhnlich lang andauernde war, infolgedessen die getroffenen Anordnungen sich ungestört und stetig entwickeln konnten zum Wohl seines Volkes, dessen Liebe er in hohem Grade genoß."[4])

Es gab, als Christian IV. die Regentschaft übernahm, eine Menge größerer und kleinerer Territorialherrschaften, die das Herzogtum zerstückelten. Sein erstes Streben zielte darauf ab, seinem Gebiete ein festeres Gefüge zu verleihen, und es gelang ihm durch vorteilhafte Tauschverträge und durch Kauf, dessen Grenzen abzurunden. Der wichtigste Vertrag dieser Art ist der sogenannte „Schwetzinger Vergleich", der mit dem Kurfürsten Karl Theodor abgeschlossen wurde zur Beilegung der „namhaften Irrungen und Mißhelligkeiten, welche seit geraumen Jahren zu großen Beschwehrnußen und Ungemach Unserer Landen sich erhoben". Durch die verschiedensten Verbesserungen auf dem Gebiete der Verwaltung, durch Regelung des Gerichtswesens, durch eine neue Zoll- und Bergwerksordnung wurden der Wohlstand des Landes, Handel und Verkehr gehoben.

[4]) Molitor a. a. O. S. 440.

Nicht aber, daß Christian IV. ein einseitiger Förderer der materiellen Interessen seiner Untertanen gewesen wäre, seine Fürsorge galt vor allem der Pflege der Wissenschaften und Künste. Das Schulwesen verbesserte sich wesentlich; das Zweibrücker Gymnasium wurde zu einer der ersten Bildungsstätten Deutschlands und hat durch seine gelehrten Mitglieder einen Ruf erlangt, der es weit über die Grenzen der Pfalz bekannt machte. Der Ruhmestitel aber, der sich für alle Zeiten mit dem Namen Christians IV. verknüpfen wird, ist die verständnisvolle, weitgehende Förderung der Kunst. Sie zu schützen, war ihm ein Herzensbedürfnis und entsprach seinem innersten Wesen. Für ihn bedeutete die Kunst nicht allein ein Attribut höfischen Glanzes, eine Forderung des guten Tones wie vielen Fürsten seiner Zeit. Im Gegensatz zu diesen stand Christian IV. nicht im Banne der damals herrschenden Kunstrichtung und war kein verblendeter Nachbeter des tonangebenden Geschmackes der Pariser Modemaler. Wenn er auch ihre Vorzüge anerkannte, so hatte sein feines, natürliches Empfinden in ihm ein selbständiges Urteil gezeitigt, das die wahre Kunst in den Werken der Antike und in der Nachahmung der Natur erblickte. Seine reichhaltige Gemäldesammlung legte das beredteste Zeugnis für seinen auserlesenen Geschmack ab. Die Künstler, die er in seine Umgebung zog und ausbilden ließ, fanden an seinem Hofe nicht nur gastliches Obdach, unter dessen Schutze sie sorgenfrei schaffen konnten; sie erfreuten sich auch der wärmsten Anteilnahme ihres hohen Gönners an ihren Lebensverhältnissen und ihrer Kunst, ja selbst seiner freundschaftlichen Gesinnung. Beleuchtet von der Sonne seiner fürstlichen Huld entwickelte sich manch schönes Talent an seinem Hofe, und so ist es gerade der Ruhm der Künstler, der Christians IV. Hofhaltung nie erlöschenden Glanz verlieh und aus seiner Residenzstadt einen Mittelpunkt reicher künstlerischer Betätigung schuf.

Natürlich erscheint es uns, daß sich an diesem Hofe, wo der Kunst ein so bevorzugter Platz am Herzen des Fürsten angewiesen war und aufs großmütigste die Mittel zu ihrer Entfaltung flossen, auch sonst die höfische Lebensführung prächtig gestaltete und all die wechselnden Genüsse geboten waren, die die Sitte von Versailles an allen deutschen Höfen eingebürgert hatte.

Leidenschaftlich huldigte der Herzog der Jagd, für die sich die wald- und wildreiche Umgebung Zweibrückens in ganz besonderem

Maße eignete. Zu diesem Zwecke wurde das Hoflager während der Herbstmonate nach einem der beiden Jagdschlösser verlegt, der Jägersburg, einem prunkvollen Bau, der in seiner Anlage an Versailles erinnerte, oder nach Petersheim. Welch farbenprächtiges Bild es gewesen sein muß, wenn der fürstliche Jagdherr mit seinem Gefolge, den Pikören und der zahllosen Meute über die Fluren hinwegsprengte und über die Hügel, die seine Residenz in grünem Kranze umsäumten, davon können wir uns noch nach den vorhandenen Gemälden eine Vorstellung machen. Gar oft endeten die Hirsch- und Parforcejagden im Talgrunde dicht vor den Augen der Zweibrücker Stadtbevölkerung.

Nicht minder leidenschaftlich betrieb Christian IV. seine Liebhaberei für chemische Experimente. Die Erinnerung an sie ist um so schmerzlicher, als der Herzog sich nach einem dieser Versuche eine Erkrankung zuzog, der er bald darauf erlag. Es hat zu seiner Zeit nicht an Stimmen gefehlt, die behaupteten, der Herzog habe seinen Glauben, aus den Schwefelkiesen des Landes auf chemischem Wege Gold gewinnen zu können, mit dem Leben bezahlt. Merkwürdig mutet uns heute diese fixe Idee des so aufgeklärten Fürsten an, die gewissenlose Beamte in betrügerischer Weise bei ihm genährt haben.

Abwechslung in das höfische Leben brachte der regelmäßige Aufenthalt des Herzogs in Paris, der sich gewöhnlich über die Wintermonate erstreckte. Die Seinestadt, in der sich Christian IV. als „Comte de Sponheim" frei bewegen konnte, bot ihm die mannigfachsten Anregungen, die seinen künstlerischen und schöngeistigen Neigungen entsprachen, und so sehen wir ihn im vertrautesten Umgange mit der Künstler- und Gelehrtenwelt, den berühmten Malern, Sängern und Schauspielerinnen, den Musikern und Philosophen, die er in ihrem Heim aufsuchte. Ja, die Aufzeichnungen des Johann Georg Wille, der seine Gäste getreulich verbucht und der Nachwelt überliefert hat, ermöglichen uns, seine Schritte bis in die Werkstätte dieses vielbekannten deutschen Kupferstechers zu verfolgen.[5])

Einen großen Teil seines Pariser Aufenthaltes verbrachte der Herzog als Gast des Hofes von Versailles, wo er sich der besonderen Gunst und Freundschaft Ludwigs XV. und der Marquise von Pom-

[5]) Mémoires et Journal de Jean Georges Wille. Paris 1857. 2 Bde.

padour erfreute. Rege Beziehungen diplomatischer Art hatten infolge der unter französischer Oberhoheit stehenden elsässischen Besitzungen des Hauses Birkenfeld zwischen diesem und Versailles schon immer bestanden.[6]) Die ersten Birkenfelder hatten fast alle im französischen Heere gedient und als Inhaber des Fremdenregiments Royal Alsace einen hohen militärischen Rang eingenommen. Es war auch bei der Ohnmacht des Deutschen Reiches erklärlich, daß sich die Frankreich benachbarten kleinen Fürsten unter den Schutz dieses mächtigen Landes stellten. Die geographische Lage von Pfalz-Zweibrücken erheischte nicht weniger gut nachbarliches Einverständnis. Anderseits wuchs auch das Interesse Frankreichs, den Herzog von Zweibrücken an seine Seite zu fesseln, je mehr sich infolge der Kinderlosigkeit des Kurfürsten Karl Theodor dessen Aussicht auf das kurpfälzische Erbe vermehrte. Aber ganz abgesehen davon, Herzog Christian war aus persönlichen Gründen, als Mann von ritterlicher, weltmännischer Art Ludwigs XV. Gastfreund.

War der Hof von Versailles der glänzendste im damaligen Europa, so galt jener zu Mannheim, der nach dessen Vorbilde geschaffen war, als der prächtigste im Deutschen Reiche. Kurfürst Karl Theodor, ein „ritterlicher, aufgeklärter Fürst, ein großmütiger Mediceer", hatte Kunst und Wissenschaft in seiner Residenz zu reichster Entfaltung gebracht. Wieland nennt Mannheim einen „Herd des Lichts". Musik, Theater, gelehrte Forschungen und bildende Künste, sie alle hatten dort eine Heimstätte, an der die Besten ihrer Zeit wirkten. Wie sein Bruder Friedrich Michael verfügte auch Herzog Christian über ein ständiges Quartier im Schlosse und war stets am Namensfeste des Kurfürsten und der Kurfürstin zu Gaste, die als die höchsten Galatage des kurpfälzischen Hofkalenders galten.

Was Versailles für Paris, war Schwetzingen für die Residenz der Pfalz. Aus einem unscheinbaren Jagdschlößchen in sandiger Ebene war durch das Machtwort des Kurfürsten das Lustschloß Schwetzingen, das „pfälzische Versailles", erstanden mit herrlichen Parkanlagen, die man dem unfruchtbaren Boden abgerungen hatte, mit marmornen Tempelchen und Moscheen, springenden Wassern und farbenprächtigen Blumenbeeten.

[6]) Vgl. Richard Graf du Moulin Eckart, Zweibrücken und Versailles in: Neue Heidelberger Jahrbücher V (1895). S. 229 ff.

Die regen und freundschaftlichen Beziehungen Christians IV. zu den Höfen von Versailles und Mannheim verfehlten nicht, manchen Strahl des Glanzes dieser Fürstensitze auch auf seine Residenz zu werfen. Französische Kavaliere und Mannheims hoher Adel waren nicht selten in ihren Mauern zu sehen und vervollständigten jenes bewegte Bild höfischen Lebens, das manchem zeitgenössischen Schriftsteller den Vergleich mit „Klein-Paris“ in die Feder fließen ließ, eine Bezeichnung, auf die auch Goethe in seiner kurzen Beschreibung von Zweibrücken anspielt: „So eilten wir durch Zweibrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz, wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressieren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, so wie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältnis in die Ferne und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles überrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte.“[7])

Aber in all den Glanz, der Christian IV. umgab, fiel kein erwärmender Strahl beseligenden Familienglücks. Seine beabsichtigte Verbindung mit einer Prinzessin von Nassau-Weilburg hatte sich wieder gelöst. Dann vermählte sich der Herzog am 3. September 1757 in morganatischer Ehe mit einem Mädchen bürgerlicher Herkunft von jugendlichstem Alter, seiner früheren Geliebten, der schönen Marianne Camasse aus Straßburg. Von ihren Eltern und ihrer Kinderzeit geht keine sichere Kunde. Nach Aussage der einen war sie Tänzerin, nach anderen Schauspielerin. Es läßt sich denken, daß diese Heiratsaffäre des Fürsten die damaligen Hofkreise aufs lebhafteste beschäftigte. Ein Spiegelbild des höfischen Klatsches finden wir in den Memoiren der redseligen Baronin v. Oberkirch, einer geborenen Freiin v. Waldner-Freundstein aus dem Elsaß. Die Memoirenschreiberin bezeichnet die Gemahlin Christians IV. als „belle danseuse que le duc fit la folie d'enlever au théâtre, pour la nommer comtesse de Forbach“. Der Herzog erwarb für sie die lothringische Herrschaft

[7]) Dichtung und Wahrheit, 2. Teil, 10. Buch (Jubiläums-Ausgabe. 23. Bd. S. 251, Zeile 24ff.).

Forbach und wies ihr das sogenannte „Kleine Schlößchen" in Zweibrücken an. Stanislaus Leszczynski ernannte sie zur Gräfin v. Forbach. Aus dieser Ehe stammten vier Söhne und zwei Töchter. Zwei Söhne sind schon in jugendlichem Alter vor ihrem Vater gestorben, die überlebenden wurden tüchtige Offiziere, die sich eines großen Ansehens erfreuten.[8]) Fürstlicher Rang wurde ihnen nicht zuteil, auch nicht ihrer Mutter. Die Gräfin v. Forbach wird uns als kluge und gebildete Frau geschildert; sonst hätte sie wohl den geistig so hochstehenden Fürsten auf die Dauer nicht fesseln können. In diesem Sinne hat sich auch der Kronprinz von Preußen, der nachmalige Friedrich Wilhelm II., dem Hofmarschall Christians IV., Freiherrn v. Gagern, gegenüber geäußert: „Die Gräfin Forbach müsse eine sehr ausgezeichnete Frau seyn, da sie den Herzog Christian so lang zu fixieren gewußt habe, der für einen der klügsten Fürsten in Deutschland gegolten habe."[9])

Nach dem Tode des Herzogs 1775 siedelte die Gräfin auf ihre Herrschaft Forbach über, die 1793 vom Nationalkonvent eingezogen wurde. Sie ist die „bonne amie qui salue" in den Schlußsätzen der Briefe Christians IV. an seine Neffen; sie ist die Schäferin in den Alexandrinern, die zur Zeit der tändelnden Schäferpoesie in einen Felsen am Bruchberge bei Zweibrücken geschrieben worden sind:

„Passant t'arrête et lis: tous nos bergers un jour
Sur ce roc assemblés parloient entr' eux d'amour.
Ils vouloient décider, quelle étoit la bergère,
Qui possédoit le mieux le beau talent de plaire.
Forbach eut le prix. Mais qui sait mieux l'aimer?
Demande un des bergers. Celui qui sait se taire
Et nourrit son amour à l'ombre du mystère.
C'est Pynte, dirent ils, que nous devons nommer.[10])

Der Pfalz-Zweibrücker Hof ist das Milieu und die Atmosphäre, in der Johann Christian Mannlich heranwuchs. Über sein ganzes langes Leben liegt der Hauch von Christians IV. fürstlicher Huld gebreitet, die ihn zum Künstler schuf.

---

[8]) Vgl. S. 205 Anm. 5 und S. 278 Anm. 95.

[9]) Frhr. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik. Stuttgart 1823. Bd. 1 S. 21.

[10]) Molitor a. a. O. S. 458.

Die Beziehungen zwischen dem regierenden Hause Birkenfeld und der Familie Mannlichs konnten, als der Fürst entscheidend in Christians Bildungsgang eingriff, bereits auf eine längere Vergangenheit zurückblicken. Konrad Mannlich, Christians Vater, war schon als erster Maler im Dienste des Pfalzgrafen Christian III. zu Rappoltsweiler tätig gewesen. Mit der Verlegung des Hoflagers in die Residenz Zweibrücken im Jahre 1734 zog auch Konrad Mannlich in die Mauern dieser Stadt ein. Er stammte aus einem alten Patriziergeschlecht, das seit manchem Jahrhundert in Augsburg ansässig war. Seit dem Jahre 1436 gehörte es dem Patriziat der Stadt an und war 1545 durch Kaiser Karl V. in den Reichsadelsstand erhoben worden. Sein Wappenschild zeigte im oberen Teil einen goldenen Löwen, im unteren ein schwarzes Mühlenrad. Daß sich die Mannlich unter ihren Mitbürgern eines trefflichen Rufes erfreut haben müssen, beweisen uns die Worte, die Raphael Custos im Jahre 1613 in das Stammbuch der Augsburger Patriziergeschlechter eingetragen hat:

Avch diß Gschlecht / nach dem es von aussen
Gen Augspurg kommen ist zuhausen /
Das Burgerrecht bekommen da
Vnd sich inn Freundschafft nah vnd nah
Auch in verwandtnuß vnd kundtschafft
Mit der ehrlichen Burgerschafft
Nach Stattgebrauch gelassen ein /
Ward es entlich gesetzt hinein
Vnder die Gesellschafft hie beschriben /
Darinnen es bißher verpliben /
Vnd neben den andern anheut
Sich dero grechtigkeit erfrewt.

Sinn für Kunst war schon den Mannlichs der älteren Generation in hohem Grade eigen: sie werden als treffliche Gold- und Silberschmiede gerühmt, so Daniel Mannlich, gestorben zu Berlin 1708, und Johann Heinrich Mannlich, der zu Augsburg 1718 das Zeitliche segnete. Seine getriebenen Arbeiten wurden besonders geschätzt. Zwei Erzeugnisse aus seiner Werkstätte sind bis auf den heutigen Tag unvergessen: ein goldenes Service mit der Geschichte des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern und ein großer Altar von Silber für den Kurfürsten von der Pfalz, auf dem die Geschichte des heiligen Hubertus in „sonderbarer" Kunst dargestellt ist.

Über das Leben seines Sohnes Konrad Mannlich und über dessen Kunst unterrichtet uns am besten die kurze Biographie des Sohnes Christian, die dem Rahmen der „Beschreibung der kurpfalz-bayerischen Gemäldesammlungen" eingefügt ist. Ihr entnehmen wir, daß Konrad Mannlich, geboren 1701 zu Augsburg, von seinem Vater Johann Heinrich nach Wien geschickt wurde, „wo er bey Johann Kupetzki die Mahlerey studirte, seine kräftige Art annahm, ohne sein Nachahmer zu werden.

„Er machte eine Reise nach Ungarn, und wollte bey seiner Rückkehr nach Italien überschiffen, wurde aber in Triest von einer schweren Krankheit überfallen, welches sein Vorhaben, sich dort in seiner Kunst zu vervollkommnen, vereitelte. Er ward von Herzog Eberhard Ludwig nach Stuttgard berufen, und arbeitete an dem würtenbergischen Hofe, bis der Pfalzgraf Christian der III., Herzog von Birkenfeld, ihn nach Rappelsweiler, wo damals sein Hoflager war, berufen ließ, und ihn zu seinem ersten Mahler ernannte. Er kam mit diesem Fürsten einige Jahre hernach nach Zweybrücken, und starb daselbst als erster Mahler des Herzog Christian des IV. im 58. Jahre seines Alters. Konrad von Mannlich mahlte Historien, Bildnisse, leblose Dinge, und vorzüglich Tiere mit großer Vollkommenheit. Seine Färbung ist wahr, kräftig, hell und harmonisch; seine Zeichnung richtig, ganz Natur; seine Komposition einfach, natürlich und wohlverstanden; seine Behandlung leicht, geistreich, frey und fleißig.

„Er zog die Natur in allem zu Rathe, und auch die unbedeutendsten Nebendinge seiner Gemälde haben das Gepräge der Wahrheit."

Aus den Erinnerungen seines Sohnes können wir die Züge Konrad Mannlichs nur noch in großen Linien nachbilden. So viel ist sicher, daß er die Welt nicht von der düsteren Seite sah, einen klaren Blick für die Forderungen des Tages hatte und größte Gutmütigkeit besaß. Wenn wir nicht aus dem Munde des Sohnes wüßten, daß er Zeit seines Lebens nie ein böses Wort von den Lippen des Vaters vernommen hat, so würde dessen Bildnis, das durch die Graimbergsche Sammlung im Heidelberger Schlosse auf uns gekommen ist, deutlich genug dafür sprechen.

Am 28. November 1737 vermählte sich Konrad Mannlich in zweiter Ehe mit der Tochter des Kirchenvorstehers und Zensors bei

der Zweibrücker Karlskirche, Katharina Elisabetha Straßin. Am 23. Januar 1739 schenkte ihm seine Ehefrau ein Töchterchen, Maria Sophia; zweieinhalb Jahre später einen Sohn, Johann Christian, der am Montag, den 2. Oktober 1741 zu Straßburg geboren wurde, wo die Eltern zu kurzem Aufenthalte verweilten. Die Taufe fand am 4. Oktober in der dortigen St. Thomaskirche statt.

Unter den Augen seiner Eltern hat der kleine Christian eine glückliche Kinderzeit verlebt. Seine Mutter war aufs treueste für ihn besorgt; er schloß sich ihr um so inniger an, als er frühzeitig des väterlichen Schutzes beraubt wurde. Die Liebe zu ihr offenbart sich an mancher Stelle seiner Aufzeichnungen.

Schon während der junge Christian auf den Schulbänken des Gymnasiums seiner Vaterstadt saß, kamen die Neigungen zum Durchbruch, die für sein ganzes späteres Leben bestimmend und entscheidend wurden. Zu künstlerischer Betätigung, namentlich zur Malerei, und zur Natur fühlte er sich weit mehr hingezogen als zu aller Wissenschaft, die man ihn auf der Schule lehrte. Natur und Kunst: sie bildeten das Element, in dem er sich bis zu seiner letzten Lebensstunde wohlfühlte; sie waren ihm eine unversiegbare Quelle reiner Freuden, ein Jungbrunnen in den Plackereien des täglichen Lebens, und als die schweren Zeitläufte der Revolutionsstürme auch ihn nicht verschonten, wurden sie dem Heimatlosen und Einsamen der Stab, an dem er sich immer wieder emporrichtete.

Erlösend muß es auf den jungen Christian gewirkt haben, als der Herzog zu ihm das entscheidende Wort sprach und ihm damit die Wege in das Reich der Kunst wies, dessen begeisterter und treuer Vasall er Zeit seines Lebens geblieben ist. Mannlich wurde nach Mannheim geschickt und auf der dortigen Zeichnungsschule, die unter der Leitung des genialen Peter Anton Verschaffelt stand, in die Anfänge seines künftigen Berufes eingeweiht. Bald darauf verlor er, kaum siebzehnjährig, seinen Vater. Vermehrte Teilnahme schenkte ihm jetzt Herzog Christian und versprach ihm väterliche Fürsorge. Was er dem Knaben damals gelobt, hat der Fürst auch dem Jüngling und Manne redlich gehalten.

Durch seine Gnade konnte nun Mannlich weitere Jahre auf der Schule in Mannheim verbringen, wo ihm die mannigfachsten Eindrücke zuströmten. Das reichentfaltete künstlerische Leben unter Kur-

fürst Karl Theodor, Mannheims mit allen Hilfsmitteln aufs freigebigste ausgestattete Kunstinstitute, die berühmte Gemäldesammlung, das Kupferstich- und das Antikenkabinett, aus dem Goethe und Lessing tiefgehende Anregung schöpften, die glänzende Hofhaltung in der Residenz und in Schwetzingen: das alles war geeignet, auf Mannlichs künstlerische Entwicklung befruchtend zu wirken. Im Gefolge Herzog Christians kam unser angehender Künstler alljährlich in die Seinestadt, den Brennpunkt der damaligen europäischen Kultur, wohnte im Palais seines Gönners, das im Stadtviertel der Künstler- und Theaterwelt lag, wo das Leben am frischesten pulsierte. Auf diese Weise lernte er das Paris des ancien régime zu einer Zeit kennen, von der Kardinal Talleyrand-Périgord sagte: „Ceux, qui n'ont pas vécu alors, n'ont pas connu la douceur de vivre."

Gewaltig waren die Eindrücke, die in dieser Weltstadt auf die empfängliche Seele des zweiundzwanzigjährigen Mannlich einstürmten. Die Beziehungen Christians IV., der als Freund Ludwigs XV. in Paris und Versailles wohl bekannt und als Kavalier und Kunstliebhaber überall gern gesehen und aufrichtig geschätzt war, öffneten seinem Schützling Tür und Tor, und so manchesmal nahm ihn der Herzog unter seine Fittiche und führte ihn in höchsteigener Person bei den tonangebenden und gefeierten Künstlern ein. Im Laufe seines mehrmaligen Pariser Aufenthaltes sah Mannlich alles, was die Stadt an Merkwürdigem und Belehrendem in reicher Fülle bot, und gewann einen Einblick in das höfische Leben und das gesellschaftliche Treiben der großen Pariser Welt. Er wurde vor allem mit der herrschenden Kunstrichtung, die für ganz Europa maßgebend war, und mit ihren ersten Repräsentanten vertraut: er verkehrte mit Karl Vanloo, Greuze, Fragonard, Doyen, Vernet und war lange Zeit Bouchers Schüler. Die berühmtesten Vertreter der französischen Nationalbühne, der Tragöde Le Kain, die schöne Clairon, die geistreich witzelnde Sophie Arnould waren ihm wohlbekannt, und nicht minder die großen Philosophen des Jahrhunderts, die Enzyklopädisten: Grimm, Diderot und d'Alembert, die im Palais Herzog Christians IV. als Freunde der Gräfin Forbach oft zu Gaste weilten.

Mit besonderer Wärme gedenkt Mannlich in seinen Erinnerungen unseres deutschen Meisters Gluck, dessen Zimmernachbar im Hotel des Deux-Ponts er war; von ihm weiß er uns so anschaulich zu erzählen,

daß uns das Bild des berühmten Komponisten plastisch vor Augen tritt.

Die Fürsprache Herzog Christians, der wohl erkannt haben mochte, daß auf die Dauer die Schule der französischen Modemaler auf Mannlichs Geschmack schädigend einwirken könnte, verschaffte ihm bei dem Marquis v. Marigny eine Freistelle als Pensionär der französischen Akademie zu Rom. Im Spätherbste 1766 trat der junge Künstler mit einigen Kameraden die an Abenteuern reiche Reise dorthin an, die ihn über Lyon, Marseille, Nizza, Genua und Florenz an den Ort seiner Bestimmung führte.

Vier Jahre verweilte er hierauf unter der Sonne Italiens, in dem durch Winckelmann eine neue Kunstanschauung und mit dieser eine neue Zeit in die Erscheinung getreten war. Staunend steht er vor den Bildwerken der großen italienischen Renaissancekünstler: unter dem Einflusse ihres gewaltigen Genius dämmert dem Schüler Bouchers die Wahrheit auf, daß er in ihnen sein Vorbild zu suchen habe.

Von dieser Erkenntnis durchdrungen, widmete er sich mit besonderer Vorliebe dem Studium Raffaels und Michelangelos, deren Werke er fleißig kopierte, und nahm, dem Rate seines hohen Gönners folgend, die Natur zu seiner Lehrmeisterin. Unter beider Führung streifte er alles Schulmäßige ab und schlug eigene Bahnen ein. Sein Geschmack wurde geläutert, sein Urteil gefestigt.

In Florenz setzte Mannlich das Studium Raffaels fort und hatte das Glück, an der Seite des berühmten Mengs die Madonna della Sedia zu kopieren und in freundschaftliche Beziehungen zu diesem Künstler zu treten. In die Eigenart Correggios, namentlich in dessen unübertroffenes Helldunkel, suchte er sich in Parma zu vertiefen.

Aufs nachhaltigste haben die vier Jahre des italienischen Aufenthaltes, währenddessen die Kunstschätze des alten und neuen Roms, jene von Neapel und gar mancher norditalienischen Stadt an seinen Augen vorüberzogen, die künstlerische Entwicklung Mannlichs beeinflußt: die Anlehnung an die Antike ist selbst in den Schöpfungen seines vorgerückten Mannesalters noch deutlich zu erkennen.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat 1771 ernannte ihn der Herzog zu seinem ersten Maler, übergab ihm die Leitung der Zeichenschule und bedachte ihn mit manchem Beweis seiner Huld und freundschaftlichen Gesinnung.

Doch nicht zu lange sollte sich Christian Mannlich seines ungetrübten Glückes freuen. Der Herzog wurde unvermutet schnell am 5. November 1775 seinem Lande entrissen, und mit seinem Tode kam auch die Epoche im Leben unseres Künstlers zum Abschlusse, nach der er noch in späteren Jahren sehnsüchtig zurückgeblickt hat. Sie bedeutete für ihn die fruchtbarste Zeit seines Schaffens als Maler.

Karl August, der Neffe Christians IV., trat am 5. November 1775 das Erbe seines Onkels an. Er war der älteste Sohn von Christians IV. jüngerem Bruder, des Prinzen Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld, der sich der Soldatenlaufbahn zugewendet hatte und als Reichsfeldmarschall im Siebenjährigen Kriege bekannt ist. Am Hofe zu Mannheim, wo er als Generalissimus der pfälzischen Armee seine letzten Jahre verbrachte, hatte auch sein am 29. Oktober 1746 in Düsseldorf geborener Sohn Karl August die Kinder- und Knabenzeit verlebt, bis ihn Herzog Christian nach Zweibrücken nahm, um seine Erziehung persönlich überwachen zu können.

Unter dem Jubel der Zweibrücker Bevölkerung, in überschwänglichen poetischen Ergüssen als „der beste Fürst, der wahre Landesvater, der Menschenfreund" begrüßt, zog Karl August in seine neue Residenz ein. Die Freude schlug nur allzu bald in Mißstimmung um. Von seiner Regierung und seiner Persönlichkeit ist kein freundliches, kein ansprechendes Bild auf uns Nachlebende gekommen. Christians IV. Nachfolger hatte ja keine leichte Sache. Aber Karl August gehörte wirklich nicht zu jenen Fürsten, die Herrschertugenden schmückten. „In seinem Charakter tritt eine merkwürdige Mischung von Esprit und bizarrer Pedanterie, großmütiger Freigebigkeit und ans Lächerliche streifender Sparsamkeit, kurz, von lauter sich einander widersprechenden Zügen zutage. Als Regent eines größeren Staates hätte er vielleicht von seinen glücklichen Talenten und reichen Kenntnissen edleren Gebrauch gemacht — als Herr eines unbedeutenden Ländchens gefiel er sich fast ausschließlich in frivolen Ausschweifungen und schimmernden Nichtigkeiten."[11])

Mannlich mußte jetzt unter dem neuen Herzog die Wandlung vom Maler zum Architekten in sich durchmachen und auf dessen Geheiß in den Jahren 1777 bis 1780 Pläne für ein großes Lustschloß

[11]) Vgl. Heigel, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 15, S. 336.

in der Nähe der pfälzischen Stadt Homburg entwerfen; es erstand hier durch Mannlich der Karlsberg, das „achte Wunder der Welt", wie man ihn zuweilen nannte: ein einstöckiges Wohnhaus mit Mansarden, dessen vorspringende Seitenflügel einen geräumigen Hof umschlossen. Rechts davon erhoben sich eine Orangerie, ein Theater mit einer Wohnung für die Hofkavaliere, die Kellerei, das Wintervogelhaus und eine Chevaulegers-Kaserne für 1000 Mann. Links vom Schloßgebäude standen das Haus für die Waffenschmiede und Gewehrhändler, dann ein Warmhaus, Stallungen für 1500 Pferde, Wagenremisen, ein weitläufiges Jägerhaus und in dessen Hofe eine Bäckerei und Schlächterei für die Meute; eine Grenadierkaserne mit Familienwohnungen und einem Exerzierplatz, ein Gasthaus mit Stallungen, Offizierwohnungen, ein Hospital, zwei weitere Kasernen, Wohnungen für die Handwerksleute, eine große Brauerei und ein Bierhaus. Wie eine Stadt nahm sich Schloß Karlsberg, von der Ebene gesehen, aus, und wir können wohl begreifen, daß mehrere tausend Menschen darin wohnten.[12])

Das Innere des Schlosses, dessen Eingänge 100 Gardisten bewachten, wies den märchenhaftesten Luxus auf. Zeitgenössische Berichte wissen uns davon Wunderdinge zu erzählen. Der wohlbekannte Freiherr v. Knigge schreibt in einem seiner Reisebriefe vom 11. Mai 1792: „In der That ist die Pracht, welche da im Schlosse herrscht, unglaublich. Man sagt, der Kaiser Joseph selbst sey darüber erstaunt. Der Reichthum, der mit dem seltensten Geschmacke angebrachten Vergoldungen, Spiegel, Kronleuchter und dgl. blendet die Augen. Man sieht da Stühle, wovon, wie man mich versichert hat, das Stück funfzig neue Louisdor kostet. Was man sonst nur als Seltenheiten einzeln in Cabinetten aufgestellt sieht, findet man hier zu Meubles verwendet. Kostbare Sammlungen von ausländischen Vögeln sind für viel tausend Gulden gekauft; dann hat man den Vögeln die Federn ausgezogen und diese Federn in atlassene Tapeten eingewirkt, mit Beybehaltung der Vorstellung von den Thieren, denen sie angehört haben. Nach diesem Verhältnisse ist alles übrige dort groß und prachtvoll. Man rechnet die Anzahl der Pferde, welche der Herzog hält, auf funfzehnhundert. Ein Cabinet sahe ich auf dem Karlsberge, worinn eine Sammlung von mehr als tausend seltenen Pfeifenköpfen

[12]) Vgl. Molitor, a. a. O., S. 484 f.

verwahrt wird; eine Menagerie von Katzen aller Gattungen, deren Anzahl allen Glauben übersteigt, und — kurz! es ist der Mühe werth, dies Feen-Schloß mit seinen Schätzen zu sehn."[13])

An der Bergseite hinter dem Schlosse zog sich eine parkartige Waldung hinab, die „Karlslust", mit Menagerien, die die seltensten ausländischen Tiere bargen, einer Moschee, Eremitage, einem Bärenzwinger und Schwanenteich. Hier sollen Polacken in einer Grotte von künstlichem Eis, Indianerfamilien mit Elefanten und Zigeuner in ihren Zelten gehaust haben.[14])

Die Kosten für die gesamte Anlage des Karlsberges wurden auf 14 Millionen Gulden gewertet, und die jährlichen Einkünfte des kleinen Herzogtums betrugen doch nur 800 000 Gulden! Karl August hatte ein wohlgeordnetes Land übernommen, in dem Handel und Verkehr, Kunst und Wissenschaft blühten. Als es ihm durch die Revolution entrissen wurde, war es verarmt und durch die maßlose Verschwendung seines Regenten in eine ungeheure Schuldenlast gestürzt.

Karl August harrt noch des Biographen. Die ausgiebigste Fundgrube für die Darstellung dieses merkwürdigen Fürsten werden wohl immer die Lebenserinnerungen Johann Christian Mannlichs bleiben. Gehörte er doch zu dem beschränkten Kreise von Menschen, die Karl August dauernd in seine unmittelbare Umgebung zog. Als der künstlerische Bauleiter des Schlosses Karlsberg und von dessen Anlagen, als Berater und Vertrauter des Fürsten war er wie kein zweiter berufen, den zwiespältigen, schwer zu fassenden Charakter Karl Augusts, die Persönlichkeiten am Hofe und das märchenhafte Lustschloß zu schildern. Wie redlich bemüht sich Mannlich, der Eigenart seines Gönners gerecht zu werden, indem er als gewissenhafter Chronist die einzelnen Züge des Herrschers wiedergibt, damit sich der Leser selbst das Gesamtbild zu gestalten vermag. Wie erschöpfend und farbensatt ist seine Erzählung, von der König Ludwig I. von Bayern, der große Kenner der vaterländischen Geschichte, gesagt haben soll, daß er erst durch sie eine richtige Vorstellung von dem Karlsberger Hofe empfangen habe. Welch fesselnde Bilder entrollt er von dem verschwenderischen Luxus, mit

[13]) Vgl. Briefe, auf einer Reise aus Lothringen nach Niedersachsen geschrieben; herausgegeben von Adolph Freyherrn Knigge. Hannover 1793. S. 28 f.

[14]) Vgl. Molitor, a. a. O., S. 485.

dem sich der Herzog umgab, von der Pracht der Innenausschmückung des Schlosses, die mit jener von Versailles wetteifern konnte, von den phantastischen Parkanlagen der romantisch gelegenen Karlslust, von dem Leben und Treiben an diesem Fürstenhofe.

Wie erschütternd klingt das Märchen aus: der Herrscher flieht in düsterer Nacht vor dem herannahenden Feinde, und all seine Herrlichkeit geht in Flammen auf.

Die bevorzugte Stellung Mannlichs legt uns allerdings den Gedanken nahe, daß er unbewußt dem Fürsten, der ihm nicht selten Beweise seiner besonderen Huld gab, edlere Züge verlieh, als sie andere geschaut haben mögen. Anderseits unterliegt es jedoch keinem Zweifel, daß in den wenigen zeitgenössischen Berichten, die auf uns gekommen sind, die Farben zu stark aufgetragen sind: die Eigenarten des Fürsten wurden übertrieben, und manches Vorkommnis in gehässiger Weise entstellt.

„Auf den leutseligen und gebildeten Herzog Christian IV.", so schreibt Baron Gagern, „war sein Neffe, Herzog Carl, älterer Bruder des jetzigen Königs von Baiern, gefolgt, ein finsterer, wollüstiger, zur Härte geneigter, eigensinniger Mann, dem es jedoch sonst nicht an Gefühl seines Standes, seiner Pflichten als Pfalzgraf, noch an Entschlossenheit fehlte. Seiner schönen, vernünftigen, liebenswürdigen, tugendhaften Gemahlin, der Schwester des Königs von Sachsen, zog er die viel minder schöne, aber graziöse Frau seines Oberjägermeisters vor; und dieser, Ludwig v. Esebeck, von vielen wackern Brüdern der mittelmäßigste, unwissend zum Erstaunen, wollüstig bis zum niedern Grad, grob, geldbedürftig, wurde darum auf lange Jahre dei ira, sed principis gratia dirigirender Staatsminister. Unverständige Bauten, kostbare Meublierung, zahllose Liebhabereien, alles, was nur dem Gelde weh that, tausend Pferde im Marstall, noch mehr Hunde in den Zwingern, das ganze Land ein Thiergarten zum Verderben der Unterthanen!"[15])

Bemerkenswert sind auch Gagerns Worte über den ständigen Gesellschafter des Herzogs, Abbé Salabert: „Ein armer Priester aus dem Metzer Distrikt, Salabert, später genannt der Abt von Tholay, war mehr als ein französischer Abbé gewöhnlichen Schlags; voll Verstand,

[15]) Vgl. Frhr. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik. 1. Bd. S. 15 f.

Witz, Geschmack und wahrer roué. Das Wort allein mag in Deutschland unverstanden und unübersetzt bleiben. Die Nähe von Bieskastel, wo die Gräfin, Schwester des Primas Dalberg, ihn wohl leiden mochte, brachte ihn nach Zweybrücken. Er fand Eingang, Vertrauen und spielte eine bedeutende Rolle. An sich, nach gewöhnlicher Art der Wollüstlinge, war er keineswegs boshaft; seine Sitten, Eleganz der Schreibart, Wahl des Ausdrucks, die Lage des Augenblicks verstand er wohl; aber er schickte sich schlecht zum Minister des Innern eines deutschen Fürsten, von dessen Sprache und Verhältnissen er nicht ein Wort verstand. Diese Gattung, auf so hoher Stufe, wird schwerlich in Deutschland, und an unsren Höfen, wieder Fuß fassen."[16])

In der gleichen Tonart ergeht sich ein Artikel „Fez und Marocco, Mai 1782" von Ibrahim Ben Abdallah, ein Pseudonym, unter dem sich Herzog Georg von Sachsen-Meiningen versteckt. „Eine unsrer Provinzen ist jetzt ganz und gar gleichsam ein einziges Jagdrevier, und immer umzäunt; damit kein Wild in die benachbarten Länder übergehen könne. Der über diese Landschaft gesetzte Prinz hält ganze Regimenter Jagdhunde, die bei dem Landmanne einquartirt sind, und von diesem frei beköstiget werden müssen: ein jeder muß für seine Einquartirung mit dem Kopfe haften. Ohnlängst reisete der Prinz durch . . .: sein Gefolge war ein Heer von 600 Jagdhunden.

„Dieser Prinz ist blutdürstig im eigentlichsten Verstande. Einst rief er seinen Koch in sein Kabinet, ließ ihn nackend ausziehen, begoß ihn darauf mit brennbarem Spiritus, und zündete ihn an: der Koch ist unter den entsetzlichsten Martern am Ende wahnsinnig geworden.[17]) Ein gleiches nam er auch mit einem seiner Sekretaire vor. Diesen rettete aber noch ein Kammerherr damit, daß er ihn mit Mist überdecken ließ: indeß geht solcher doch izt als ein Krüpel in . . . herum.

„Er hat eine gewisse Hofdame an seinem Hof, die er nicht leiden kann. Einst nam er ihre Hand, fürte solche nach dem Munde, als wenn er sie küssen wollte, und — biß ihr den zweiten Finger ab.

„Seine Maitresse fürt er allenthalben zur Begleitung mit sich herum, und hat sie bei der Tafel zu seiner Rechten; da indes seine Gemalin zur Linken sitzen muß.

„Das ganze Land ist wie betäubt. Niemand spricht von diesen

[16]) Vgl. Frhr. v. Gagern, a. a. O., S. 25.
[17]) Vgl. Mannlichs Erzählung, S. 338 f.

Tyranneien: noch weniger wagt es jemand, eine Sylbe davon über die Gränze zu schreiben; außer mir."[18])

Mag auch immerhin die Lebensführung des Herzogs Anstoß erregt haben und die Ursache zu Mißstimmung und Unzufriedenheit im Lande gewesen sein, die Geschichte wird seiner doch stets als des beharrlichen und selbstlosen Verteidigers der Wittelsbachischen Hausinteressen rühmend gedenken. Als Karl Theodor, dem Drängen Kaiser Josephs II. nachgebend, am 3. Januar 1778 einen Vertrag unterzeichnete, nach welchem einige Provinzen Altbayerns gegen Entschädigung in den Besitz Österreichs gelangen sollten, war es Karl Augusts, des Präsumtiverben, entschieden ablehnendes Verhalten, das diesen beabsichtigten Ländertausch vereitelte. In dieser Tat liegt der Beweis, daß „in ihm das dynastische Gefühl lebendig war, das Bewußtsein, daß ein Fürstenhaus sich nicht ohne weiteres von einem ihm treuergebenen Volke losreissen dürfe".[19]) Es kam zwischen Österreich und Preußen zum „Bayerischen Erbfolgekrieg", der harmlos verlief und durch den Frieden zu Teschen am 13. Mai 1779 beigelegt wurde. Friedrich II. gründete den Fürstenbund, um die österreichischen Pläne abzuwehren, die auf eine Erweiterung ihrer Hausmacht abzielten.

Karl August blieb auch standhaft, als einige Jahre später Österreich mit den gleichen Absichten an Kurfürst Karl Theodor herantrat. „Ehe er auf solche Anschläge eingehe, wolle er sich lieber unter den Ruinen des bayerischen Landes begraben lassen": das war die patriotische Erwiderung des Herzogs. Seine Tat ist um so höher einzuschätzen, als er dadurch große verlockende Einkünfte selbstlos und hochherzig von der Hand wies.

Johann Christian Mannlich stand im Dienste Karl Augusts bis zu dessen Tode. Zu seinem Ruhme sei es gesagt: er war ein eifriger, treubewährter Diener seines Herrn. Es mag ihm freilich nicht immer leicht gefallen sein, sich mit allen Kriegsehren auf dem Schauplatze seiner äußerst schwierigen Stellung zu behaupten. Es gehörte ein starker persönlicher Mut und viel Takt dazu. In seinen Händen lag

[18]) Vgl. Schlözers Staats-Anzeigen, Bd. 1 (1782), S. 59; vgl. auch Eduard Vehse, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. 24. Bd. Hamburg 1853. S. 252ff.

[19]) Vgl. Heigel, a. a. O., S. 338.

die Leitung der Gemäldesammlung, die 2000 Bilder barg, desgleichen jene der Zweibrücker Zeichnungs-(Maler-)Akademie, die bis zum Eindringen der Franzosen im Jahre 1793 in dem ihm von Christian IV. geschenkten Hause untergebracht war. Mannlich hatte die Oberaufsicht über das herzogliche Gesellschaftstheater und über sämtliches Bauwesen. Im Juli 1776, also schon ein Jahr nach dem Regierungsantritt Karl Augusts, wurde er wegen seiner „beywohnenden besondern Geschicklichkeit und übrigen guten Eigenschaften sowohl als auch zu Bezeugung Unserer hierüber geschöpften höchsten Zufriedenheit" zum Wirklichen Hofkammerrat ernannt. Im Mai 1788, nachdem die Bautätigkeit auf dem Karlsberg schon längst zum Abschlusse gelangt war, wurde ihm die Bürde des Bau- und Theaterwesens von den Schultern genommen und das Amt eines „Direktors von den sämtlichen schönen Künsten" übertragen.

Es ist erklärlich, daß die Geschäfte, die mit diesen Ämtern verbunden waren, die Ausübung seines ursprünglichen Berufes in den Hintergrund drängten. Die Zeit eigener schöpferischer Betätigung ist vorüber. Das Interesse und die Gedanken sind durch den Willen des Fürsten auf andere Dinge gerichtet: auf den Ausbau des Schlosses Karlsberg, dessen Innenausschmückung, den Bau der „Eremitage", eines reizenden Schlößchens für die Herzogin, die Errichtung einer Gemäldegalerie, eines Theatersaales, Anordnung von Hoffesten und dgl. Wie phantasievoll der Künstler dabei zu Werke ging und das in fremden Landen Geschaute zu verwerten verstand, beweisen am besten seine eigenen Schilderungen. Aufs schmerzlichste hat es Mannlich empfunden, daß er durch die Huld des Fürsten, die ihn fast beständig an dessen Person fesselte, eine lange Reihe von Jahren von seiner geliebten Frau, seinem Töchterchen Karoline und seinem Sohne Karl August getrennt war. Seit dem Tode des achtjährigen Erbprinzen Karl August Friedrich (1784) hatte sich der Herzog noch mehr von der Außenwelt abgeschlossen und damit schwand für Mannlich der Rest seiner Freiheit.

Sein stolzer Glanz nahm ein tragisches Ende: durch die Revolution seines Landes und seiner Habe beraubt, verlebte er die letzten Jahre in prunklosem Dasein in Mannheim, wo er am 1. April 1795 an den Folgen eines Schlagflusses starb.

Die Zeitläufte, die ihn zum „Herzog ohne Land" machten, wie ihn

seine Spötter nannten, bedeuten auch für Johann Christian Mannlich den trübsten Abschnitt seiner Lebensgeschichte. Vor seinen Augen erneute sich das furchtbare Schauspiel der Verwüstung des von ihm geliebten Vaterlandes, mit all seinen unmenschlichen Greueltaten und Schreckensbildern. Blühende Orte, traute Erinnerungsstätten für ihn sanken in Staub und Asche. Der Karlsberg, die Jagdschlösser Jägersburg und Petersheim fielen den republikanischen Barbaren zum Opfer. Sein eheliches Glück wurde begraben, die heißgeliebte Lebensgefährtin starb im Winter 1793/94 an typhösem Fieber, das Wurmsers zurückgedrängte Armee in Mannheim eingeschleppt hatte. Er selbst und seine beiden Kinder lagen auf den Tod krank danieder. Heimatlos war er zu ruheloſem Wanderleben verurteilt.

In den Wechselfällen dieser schweren Zeit flüchtete sich Mannlich wieder zur Kunst und suchte Trost in ihr. So entstand ein größeres Werk, das sogenannte Vogelbuch. Am 21. Mai 1807 schreibt Mannlich an Goethe: „Wer in der Lage, in welcher sich Ew. Hochwohlgeb. seit einiger Zeit befinden, noch Kunstliebe und Kunstgefühl genug hat, um den Musen zu opfern, ist auch in ihr Heiligthum gedrungen und findet Trost in allem Ungemach. Ich als der unwürdigste ihrer Verehrer habe ihn auf einer siebenjährigen Flucht, wo ich von Hauß und Hof verjagt und meiner Familie getrennt war, sehr mächtig empfunden. Bald war ich ein Gefangener der Neufranken unter Robespierres humaner Regierung, bald war ich im Heer der Preußen, oder fand Schutz bei den Ostreichern. In Dörfern und Städten, wo ich war, beschäftigte ich mich mit einem Werke, welches ich in gemütlichen Zeiten bei geschwächter Gesundheit angefangen und im Tumult des Krieges beendigt habe. Ich vergaß alles, indem ich mahlte und schrieb, und für mich hat es heute noch den Werth, mich damals zerstreuet, getröstet und aufrecht gehalten zu haben.

„Dieses Werk bestehet aus einer Sammlung Europäischer Vögel, welche ich auf dem Lande, wo ich mehrere Frühjahre die Molken trinken mußte, größtentheils selbst schoß und nach der Natur mahlte.

„Erst auf meiner langen Flucht, wo ich die bitterste Langeweile empfand, kam mir der Gedanke, alle Geschöpfe zu malen, welche in der hlg. Schrift und der Weltgeschichte auf Vögel bezug haben. Dan kamen die Thorheiten dazu, welche der Betrug und der Aberglaube diesen Thieren angedichtet hatt. Meinem Sohn, damals ein Kind von

11 Jahren, war das ganze Werk gewidmet, ich wagte es, zu seiner Belehrung aus Vaterliebe zu dichten, erfand und mahlte Fablen und Gedichte, zu welchen imer ein Vogel den Stof lieferte und so wuchs das Werk ohne Plan und ursprüngliche Absicht auf 12 fol. Bände heran."[20])

Ein Bruchstück daraus ist die Idylle „Äskulaps Hahn und Amors vergiftete Fackel" mit fünf Fabeln (vgl. S. 456, Anm. 34), die in Mannheim im Dezember 1793 entstanden ist und 1812 veröffentlicht wurde. Die Illustrationen dazu sind nach den Gemälden Mannlichs von Piloti und Wagenbauer gezeichnet und auf dem Wege der damals eben erfundenen Lithographie vervielfältigt worden. An die Fabeln: „Der Schuhu und die Tagvögel", „Das Hähnchen und der Fischaar", „Der Adler und die Eidechse", „Die Nachtigall und der Sperling", „Der Storch und der Sperber" knüpfen sich Ermahnungen des treubesorgten Vaters an seinen Sohn, die ihm als Wegweiser in den großen Lebensfragen dienen sollten.

Die Stunde der Erlösung aus all den Kriegsnöten und Wechselfällen der Revolutionsstürme schien gekommen, als Herzog Maximilian Joseph durch das Ableben Karl Theodors am 17. Februar 1799 Kurfürst von Pfalz-Bayern wurde und mit vielen anderen pfälzischen Hofbeamten auch unsern Künstler nach München berief und am 28. Juni 1799 zum Direktor sämtlicher königlich bayerischen Galerien, Kupferstich- und Handzeichnungen-Kabinette ernannte.

Mannlich hatte den neuen Kurfürsten schon seit dessen Jugendzeit gekannt. Maximilian IV. Joseph war der am 27. Mai 1756 geborene zweite Sohn des Prinzen Friedrich Michael, somit der jüngere Bruder Herzog Karl Augusts. Wie dieser war auch Prinz Max am Hofe seines Onkels Christian IV. erzogen worden. Von seinem Bruder hatte er 1778 die Grafschaft Rappoltstein im Elsaß erhalten, 1779 wurde er Oberst des französischen Regiments Royal Alsace, das in Straßburg in Garnison lag. Er verblieb daselbst und führte ein fröhliches Leben, durch seine Leutseligkeit und seinen Humor bei der Bevölkerung ungemein beliebt, bis ihn die Revolution im Jahre 1793 vertrieb.

Was sich Mannlich von dem „gelobten Lande", der pfalz-bayerischen Haupt- und Residenzstadt, erträumte und erhoffte, das ging zu

[20]) Vgl. Hyperion. Eine Zweimonatsschrift. 2. Heft (1908). S. 149.

seinem größten Leidwesen nicht in Erfüllung. Die sturmbewegte Zeit, die ihm tiefe Wunden geschlagen hatte und nun glücklich überstanden war, fand in anderer Beziehung ihre Fortsetzung. An Kämpfen sollte es auch jetzt nicht fehlen. Das den Altbayern eingewurzelte Vorurteil und Übelwollen gegen jeden „Fremden" richtete sich auch gegen ihn. Mit scheelen Blicken sahen die Münchener, wie durch den Regierungswechsel die Pfälzer, die „Krischer", in die hohen Stellen einrückten. Mannlich war vom besten Willen beseelt, und frohen Mutes hatte er der Zukunft entgegengeschaut. Aber er fand von Anfang an Widersacher, die ihm seinen neuen Wirkungskreis verbitterten, nicht nur unter dem ihm unterstellten Dienstpersonal der verschiedenen Kunstsammlungen, sondern auch an den leitenden Stellen, besonders in dem Finanzminister Hompesch, den „Gott in seinem Zorne dem Lande geschickt habe".

Es ist ein höchst unergötzliches Kapitel, dieser Kampf zwischen der höchsten Finanzstelle des Landes und dem Direktor sämtlicher bayerischer Kunstschätze, der um seinen rückständigen Sold bittet und um die ihm seit 1791 nicht mehr ausbezahlte Leibrente für seine Karl August zu niedrigstem Preise überlassene Bildersammlung. Mit wehmütigem Lächeln sehen wir den Mann, der dem Lande eine kostbare Galerie von 2000 Bildern zweimal mit eigener Lebensgefahr gerettet hatte, nach langem Antichambrieren im Amtszimmer des Ministers auf und ab gehen, der ihn im Schlafrock empfängt, seine Tabakpfeife dabei raucht und dem Bittsteller wie aus Versehen von Zeit zu Zeit dicke Rauchwolken ins Gesicht bläst. Zwanzig volle Jahre hat dieser Streit gedauert, bis in das Greisenalter Mannlichs. Die Hartnäckigkeit, mit der der Pfälzer sein gutes Recht immer wieder forderte, mag freilich verstimmt haben. Die Eingaben wanderten in den Papierkorb, bis schließlich Kurfürst Maximilian Joseph in Erinnerung der alten Zeiten versöhnend und ausgleichend eingriff.

Für alle Zwistigkeiten entschädigte Mannlich die gnädige Gesinnung seines Herrn, der es in der Folge an Beweisen seiner Anerkennung nicht fehlen ließ. Am 13. Mai 1808 ernannte er ihn zum Mitglied der Akademie der bildenden Künste, am darauffolgenden 19. zum Ritter des Verdienstordens der bayerischen Krone und im Juni des gleichen Jahres zum Leiter des „Kunstkomitees", das über wichtige Angelegenheiten der Kunstsammlungen zu entscheiden hatte. Das volle

Vertrauen des Kurfürsten, dessen sich Mannlich trotz des Übelwollens von seiten des Ministers v. Montgelas und seines Amtsvorgängers, des Herrn v. Weizenfeld, zu erfreuen hatte, sicherte ihm einen mehr oder minder entscheidenden Einfluß in allen Fragen künstlerischer Art.[21]) Die aufrichtige Ergebenheit alter, treuer Freunde, die erwärmende Liebe der Seinen und auch das eigene Bewußtsein ehrlichen Strebens und gewissenhafter Arbeit verliehen ihm zu aller Zeit festen Halt. Gab es auch im Amte Verdrießlichkeiten, in seinem Heim fand er Erholung, Zerstreuung. Der Garten, in dessen Mitte sich sein Haus erhob, bot der Jahreszeiten wechselnde Bilder und Freuden; im Bache, der ihn durchzog, wurde geangelt; an manchem Tag kamen fröhliche Gäste zusammen: man spielte Theater oder trieb sonst allerlei Kurzweil.

Die Arbeit der Münchener Zeit war in erster Linie organisatorischer Art. Das brachte das neue Amt mit sich. Die kurfürstliche Galerie war seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts beständigen Veränderungen unterworfen gewesen. Von allen Seiten waren Kunstschätze, Gemälde und Stiche in erstaunlicher Fülle zusammengekommen, durch die sie bereichert wurde. Die Mannheimer Galerie Karl Theodors hatte hauptsächlich holländische Werke zugeführt, die Düsseldorfer die berühmte Rubenssammlung, die Zweibrücker vor allem Gemälde französischer Meister. Durch die Säkularisation, während welcher Mannlich als Kunstkommissär Franken und Schwaben zu bereisen hatte, wanderte dann aus den alten, ehrwürdigen Klostersitzen manch köstliches Erzeugnis der süddeutschen Schulen in die Residenz. Dazu kamen noch gelegentlich Inventarstücke aus wittelsbachischen Schlössern.

Mannlichs Aufgabe war, dieses ungeheuere Material zu sichten, und so hat sich unter seinen Augen und Händen die Verschmelzung dieser einzelnen in ihrer Art damals weltberühmten Sammlungen vollzogen. Über die Anordnung der neugewonnenen Schätze, ob nach Schulen oder anderen Gesichtspunkten, tobte damals erbitterter Streit. In dieser grundlegenden Frage Goethes Meinung zu erfahren und

[21]) Vgl. Eugen v. Stieler, Die Königliche Akademie der bildenden Künste zu München 1808—1858. München 1909. S. 9ff.

Über Mannlichs Tätigkeit als Leiter des Kupferstich- und Handzeichnungenkabinetts vgl. Heinrich Pallmann, Die Königl. Graphische Sammlung zu München 1758—1908. München 1908. S. 14ff.

damit eine Stütze seinen Feinden gegenüber zu gewinnen, lag Mannlich sehr am Herzen. Der Rat, sich an den kunstverständigen Meister zu wenden, mag wohl von dem gemeinsamen Freunde Jacobi ausgegangen sein. Die Anfrage bei Goethe war die äußere Veranlassung zu einem Briefwechsel, der sich vom Sommer 1804 bis zum April 1814 erstreckte.[22]) Auf Goethes Bitte wird Mannlich der Vermittler für die Beschaffung von Medaillen, die dieser für seine Sammlung wünscht; die Erfindung des Steindrucks und Mannlichs Veröffentlichungen bieten Stoff zu wechselseitigem Gedankenaustausch.

Das Ergebnis der Mannlichschen Galerieanordnung liegt uns in seiner dreibändigen „Beschreibung der Churpfalzbaierischen Gemälde-Sammlungen zu München und zu Schleißheim, München 1805 bis 1810" vor. Im 1. Bande bringt der Verfasser eine kunstgeschichtliche Einführung, indem er die in der Galerie vertretenen Meister der Reihe nach aufzählt, mit kurzen Biographien bedenkt und ihre Stellung innerhalb der Kunstentwicklung klarlegt. Vieles ist dabei verwertet, was Mannlich aus eigener Anschauung wußte, und manche persönliche Erinnerung an Künstler seiner Zeit hineinverwoben. Der Vorbericht sagt, daß die Aufstellung nicht nach Schulen erfolgt sei, sondern die Art gewählt worden sei, „wo der Einfluß, welchen ein jedes Meisterstück auf seinen Nachbar hat, und der gute Geschmack allein die Richtschnur ist". Im 2. Bande sind die einzelnen Gemälde der kurfürstlichen Galerie zu München beschrieben. Beigefügt ist der Plan zu dem von Mannlich vorgeschlagenen neuzuerrichtenden Galeriegebäude, unter dessen Dach er sich alle Kunstinstitute vereinigt denkt. Bei seinen Nachfolgern scheint sein Projekt keine Billigung gefunden zu haben: Reber sagt von ihm in seiner Einleitung zum Gemäldekatalog der Kgl. älteren Pinakothek, daß die unruhigen politischen Verhältnisse glücklicherweise seine Ausführung verhindert hätten. Band 3 endlich beschreibt die Gemäldesammlung zu Schleißheim.

Diese beiden Sammlungen behandeln auch die Schriften „Notice des tableaux de la Galerie Royale de Schleissheim, Munich 1810" und „Notice des tableaux de la Galerie Royale de Munich, M 1818".

---

[22]) Veröffentlicht in: Hyperion, Eine Zweimonatsschrift. 2. Heft (1908). S. 131 bis 153.

Neben dieser größeren kunsthistorischen Arbeit sind einige andere, weniger umfangreiche Studien kunstpädagogischen Inhalts zu verzeichnen, die ihre Entstehung zum Teil der Lehrtätigkeit Mannlichs verdanken.

Im Jahre 1802 veröffentlichte er den „Versuch über Gebräuche, Kleidung und Waffen der ältesten Völker bis auf Constantin den Großen, nebst einigen Anmerkungen über die Schaubühne. Mit 32 Kupfern". Die „Anmerkungen" sind für uns besonders deswegen lehrreich, weil sie Vorschläge enthalten, deren Verwirklichung wir als moderne Errungenschaften zu betrachten gewohnt sind. So will z. B. schon Mannlich die Zuschauerplätze amphitheatralisch aufgebaut wissen, damit jeder Zuschauer die ganze Bühne gerade vor sich übersehe, und befürwortet aufs wärmste das sogenannte verdeckte Orchester. Im übrigen beabsichtigt der Verfasser mit dieser Schrift, „den jungen Künstlern und Vorstehern der Schaubühnen auf die einfachste Art und ohne weitläufiges Nachsuchen eine sichere Richtschnur vorzulegen".

1804 folgte das Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst, aus Raffaels Werken gezogen. 18 Blätter in Folio. 2 Hefte, durch die Mannlich die angehenden Kunstschüler auf das Studium Raffaels hinweist. Das 3. Heft erschien 1812 unter dem Titel: „Versuch über die Zergliederungskunde für Zöglinge und Liebhaber der bildenden Künste". Es bietet eine „kurze Anleitung zur Anatomie für junge Künstler und Liebhaber", in der die Knochen und Muskeln ausführlich behandelt werden. Der Verfasser betont, daß „der Künstler, der den Menschen in dem Spiele seiner Kräfte und seiner Leidenschaften, das ist, in der Ausübung der daraus entstehenden Tugenden oder Laster, handelnd schildern will, durch ein langes, gründliches Studium den Menschen von innen und von außen kennen gelernt haben muß; denn, ohne diese Wissenschaft würde auch ein Raffael, ein Vinci und ein Dürer fruchtlos gearbeitet haben".

Noch im gleichen Jahre floß aus der emsigen Feder Mannlichs der „Versuch über die Schönheitslehre, oder Abhandlung von ihrer Anwendung für junge bildende Künstler und Kunst-Liebhaber". Des Verfassers „rhapsodische Anmerkungen über die Grundlage der einfachsten Gesetze der Ästhetik" sollen den Kunstschülern zum Bewußtsein bringen, „daß in der schönen Durchkreuzung der Linien, sowohl bei der Zusammensetzung eines Kunstwerks, als in den angenehmsten Gegenden der Natur, ein großer Theil ihres Reizes zu suchen sey".

Diese fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit beweist uns zum mindesten, wie rührig der Galeriedirektor Mannlich war und wie er auch auf andere belehrend zu wirken suchte. Wir wissen, daß er jedem aufstrebenden jungen Talent ein freundlicher, allzeit hilfreicher Berater und Förderer war.

Dieses unentwegte Streben des Künstlers, sich allen Zweigen seines Berufes dienstbar zu erweisen und überall Hand anzulegen, wo es einen Fortschritt in seiner Kunst galt, kam vor allem dem damals von Senefelder erfundenen Steindruck zugute, der, kaum aus den ersten Anfängen herausgewachsen, nach dem Wegzuge des Erfinders der Teilnahmslosigkeit der Münchener Kreise zum Opfer zu fallen drohte. Es ist Mannlichs großes Verdienst, die Vervollkommnung und Verbreitung des Steindruckes und seine Brauchbarkeit als Vervielfältigungsverfahren so gefördert zu haben, daß München in dieser Hinsicht eine Bedeutung gewann wie einst Mainz und Straßburg für den Buchdruck. Über seinen Anteil an dieser neuen Errungenschaft erfahren wir in seinen Lebenserinnerungen aus seinem eigenen Munde.

Als die im Jahre 1808 mit einem Kostenaufwand von 30 000 Gulden errichtete lithographische Kunstdruckerei des Oberhofbibliothekars Freiherrn v. Aretin dem Untergange geweiht zu sein schien, war es Mannlich, der aus eigenen Mitteln das zu ihrer Weiterführung notwendige Kapital vorstreckte und ihr eine Heimstätte verschaffte. Unter seiner Leitung entstanden die ersten groß angelegten Werke der Lithographie, die Wiedergabe der hervorragendsten Gemälde aus den Galerien von München und Schleißheim, die „Oeuvres lithographiques par Strixner, Piloti et Compagnie", von denen Goethe sagt, daß sie „das für sich selbst bestehende, reichhaltigste Inkunabelnwerk des Steindrucks in der Welt" seien. Bayern sollte nicht nur den Ruhm der Entdeckung des Steindruckes in Anspruch nehmen können, sondern auch jenen, daß er sich hier zu einer Stufe der Vollkommenheit entwickelt habe, wie bei keiner anderen Nation. Das war Mannlichs Ziel. Von Paris, Petersburg, Hamburg, Karlsruhe und Mannheim kamen die Kunstliebhaber, um in der unter seiner Überwachung stehenden Werkstätte das neue Verfahren kennen zu lernen.

Während sich Mannlich auf verschiedenen künstlerischen Gebieten schriftstellerisch betätigte und den Problemen der jungen Erfindung der „Steinmanipulation" nachging, war am politischen Horizont manch

schwere Gewitterwolke heraufgezogen, die ihre düsteren Schatten auch in seine Schreibstube warf. Der Kriegslärm, von dem Europa am Ende des 18. Jahrhunderts widerhallte, ließ auch die Menschen des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht zur Ruhe kommen. Die sich rasch folgenden kriegerischen Ereignisse, die sein Vaterland mit in ihren wirbelnden Kreis zogen, forderten von unserem Künstler schwere Opfer. Sein einziger Sohn, Karl August, mußte mit ins Feld ziehen: 1809 gegen Tirol und Österreich, 1812 nach den Schneefeldern Rußlands, 1813/14 gegen Napoleon. Bange Sorge war eine geraume Zeit der tägliche Gast in Mannlichs idyllischem Gartenhaus. Aber nach den gewaltigen Stürmen folgte wieder Sonnenschein: der junge Krieger, der manch heißen Strauß mitgefochten hatte, kehrte glücklich in den Schoß der Seinen zurück.

Zu solchen Sorgen kamen auch zuweilen Stunden, die durch körperliches Unbehagen getrübt waren. Schon in einem Briefe vom 15. Februar 1806 an Goethe klagt Mannlich über den „hartnäckigen Fluß im Kopfe", der ihm während des letzten Dezenniums manche Beschwernis gebracht hat. Von 1813 an ist alljährlich wegen geschwächter Gesundheit ein Badeaufenthalt in dem bei München im Isartal gelegenen Schäftlarn notwendig und im Winter 1818 sehnt sich Mannlich dem kommenden Mai entgegen, der ihm eine längere Ruhepause in seiner Vaterstadt Zweibrücken bringen soll, wo sein Sohn Forstmeister geworden ist.

Dieser hoffnungsfreudige Ausblick und die Bitte an Fritz Jacobi, der Chronist der ihm noch geschenkten Tage zu werden, bilden den Schlußakkord von Mannlichs Lebensaufzeichnungen. Das Schicksal fügte es anders. Bereits ein Jahr später mußte Mannlich dem geliebten Jugendfreunde ins Grab schauen. Auch sein Leben ging mehr und mehr zur Neige, bis es am 3. Januar 1822 sanft erlosch.

Was an ihm sterblich war, wurde unter den Arkaden des südlichen Friedhofs zu München in die Erde gesenkt. Eine Marmorbüste, von Josef Kirchmayer 1823 gemeißelt, schmückt seine Gruft. An seiner Seite ruhen auch seine beiden Kinder: der tapfere Soldat und Forstmeister Karl August, dem die schwere Stunde an dem Tage schlug, wo er nach München übersiedeln wollte, das ihm durch das Andenken an seinen Vater für immer geweiht war, und seine Tochter Karoline. Von leichtem Gewande umhüllt und umsäumt von ihrem langen, wallenden Haar, dessen gewaltige Fülle die Lebenskräfte des

zarten Körpers aufgezehrt haben soll, liegt ihre Gestalt auf weicher Ruhestätte, von Johann Baptist Stiglmaier in Bronze gegossen.

* * *

Mannlich war das seltene Glück beschieden, daß ihm bis zur letzten Stunde die volle Frische seines lebhaften Geistes erhalten blieb. Noch wenige Tage vorher hatte er das letzte amtliche Schriftstück als Galeriedirektor unterzeichnet und einige Monate früher zwei große Ölbilder gemalt, einen Christus und eine Madonna, die er in dankbarer Erinnerung an seine glückliche Zweibrücker Jugendzeit für die dortige protestantische und katholische Kirche bestimmte.

Das Gebiet, auf dem er sich als Maler bewegt hat, war kein eng umgrenztes. Es umfaßte in erster Linie die antike Mythologie (z. B. Jupiter und Leda, Salmacis und Hermaphrodit, Koriska und Satyr, ein großes Bacchanale); aber mit gleicher Leichtigkeit beherrschte der Künstler auch das christliche Kultusbild: Geißelung Christi, die büßende Magdalena, der alte erblindete Tobias, den sein Sohn an das Vertrauen auf Gottes Fügung hinweist, die Sintflut, der Prophet Elias, der von Raben gespeist wird; die Allegorie: Herbst und Winter, Segnungen des Friedens; das Porträt (Bildnisse pfalzbayerischer Fürsten) und das Tierstück (Federwild, Fuchs und Hase, Hund und Hase u. a.).

Mannlich war kein Maler ersten Ranges. Was er aber geschaffen hat, verrät durchweg einen geläuterten Geschmack, lebendige Phantasie, die den dramatischen Höhepunkt zu wirkungsvollem Ausdruck zu gestalten weiß, ein feines Empfinden für die Farbe, einheitliche und gefällige Anordnung, gleichmäßige und sorgfältige Durchführung, richtige Zeichnung und meisterliche Behandlung der Verkürzungen. Unverkennbar ist seine Anlehnung an die Antike und die akademische Richtung seiner Darstellungsweise.

Sein Lebenswerk als Maler ist nach allen Richtungen zersprengt worden. Die meisten Bilder wanderten in Privatbesitz, andere finden sich in Galerien, so zu Schleißheim, im Münchener Nationalmuseum und in der Maillinger Sammlung. Auch seine Gemäldesammlung, die neben eigenen Bildern manch wertvolles Stück alter und moderner Meister aufwies, ist zerstreut; ein Teil davon wurde erst 1875 durch Dr. Karl Förster versteigert.[23])

[23]) Vgl. 23. Auktions-Catalog über vorzügliche Gemälde aus verschiedenem Privatbesitz. S. 9 ff.

Mannlichs Porträt ist durch das dem Buche als Titelbild beigegebene Ölgemälde von Seele auf uns gekommen, das später nach der Zeichnung von Hoffnaß gestochen wurde. Eine lithographierte Kreidezeichnung, die den Künstler und seine Frau darstellt, birgt die Maillinger Sammlung zu München.

Mag Mannlich auch heute als Galeriedirektor und als Maler vergessen sein, zu seiner Zeit war er hochgeschätzt, und es hat ihm auch nicht an Ehrungen in seiner Heimat und im Auslande gefehlt, die dies zum Ausdruck gebracht haben: er war Mitglied der Akademien von Parma, von Düsseldorf, Mannheim, Augsburg und korrespondierendes Mitglied des Nationalinstitutes von Frankreich. Wir Nachlebende verehren in ihm vor allem den heldenmütigen, uneigennützigen Retter köstlicher Kunstschätze, die wir heute noch bewundern. Zweimal hat er während der Revolutionskriege durch List und Umsicht und mit eigener Lebensgefahr die wertvolle Zweibrücker Galerie der republikanischen Soldateska entrissen; nicht minder tapfer schützte er die ihm anvertrauten Münchener Kunstschätze, als sie von der Raubgier napoleonischer Kommissäre bedroht wurden.

Seine Aufzeichnungen entrollen uns nicht nur ein Bild seines eigenen langen und wechselvollen Künstlerlebens, sondern bieten uns auch die Geschichte der wittelsbachischen Kunstbetätigung von Christian IV. bis zu jener Zeit herab, in der des Kronprinzen Ludwig lebendige Teilnahme an der Kunst auf den gewaltigen königlichen Mäzen hinweist. Mannlichs ganzes Leben ist eine stete Verkündigung des wittelsbachischen Evangeliums von der Liebe zur Kunst.

I.

Schule und Leben.

1741 bis 1771.

Erstes Kapitel.

Jugend- und Lehrjahre.

1741 bis 1766.

Kindheit. Schule und Ferien. — Erster Schritt in die Welt (1757). — An der Zeichnungsakademie zu Mannheim. — Erste Reise nach Paris. — Paris (1762/63): Kunst und Theater. Berühmte Persönlichkeiten. Versailles. — Wieder in der Heimat. — Zwischenfall mit dem Prinzen Max in Mannheim. — Prinz Karl August. — Krönung Josefs II. zum römischen König in Frankfurt (1764). — Zum zweiten Male in Paris: Im Park von Versailles. Brand der Oper. Bei Le Kain. — Dritter Aufenthalt in Paris (1765/66): Mannlich als Schüler Bouchers.

An den Präsidenten Jacobi!

Da es nun einmal Dein Wunsch ist, verehrter und alter Freund, so will ich meine Lebensgeschichte in großen Zügen für Dich niederschreiben. In Gedanken will ich mich wieder in die Vergangenheit zurückversetzen und den vielverschlungenen Pfaden meines Lebensweges nachgehen, um noch einige von den Spuren da und dort aufzulesen, wo ich ehedem als Wanderer dahingeschritten bin.

Mein Bericht wird wahrheitsgetreu sein; ich will meiner nicht schonen und mich Dir, dem Freunde, so zeigen, wie ich wirklich bin. Du kennst die meisten Personen, die darin vorkommen, und mich selbst seit mehr als einem halben Jahrhundert. So wirst Du mein Porträt ähnlich finden und mir als strenger Richter, was die Wahrheit betrifft, nur einige Fehler in den Zeitangaben, die meinem Gedächtnis entschwunden sind, vorwerfen können.

Aus den Tagen meiner Kindheit werde ich nur kurz erzählen: beherrschen doch Amme und Lehrer unser Denken und Tun! Aber trotzdem drängen sich schon in dieser Zeit die Grundzüge unseres Wesens

hervor, die auch alle Ereignisse des späteren Lebens nicht völlig auszulöschen vermögen. Mir hatte die Natur ein weiches Gemüt, lebhaften Geist und eine starke Liebe zur Freiheit mit auf die Welt gegeben; dazu ein erstaunliches Gedächtnis, so daß ich die Arbeiten der Schule schnell und mühelos bewältigte. Für zwei Lehrfächer jedoch besaß ich nicht die geringste Begabung. Ich liebte zwar die Poesie und empfand ihre Schönheiten, hatte eine lebendige Einbildungskraft, auch gebrach es mir nicht an poetischen Einfällen; aber niemals wollte es mir glücken, einen fließenden Vers zu schmieden. Nicht minder schwer fiel mir das Rechnen; schon der kleinste Bruch stürzte mich in helle Verzweiflung, und auch jetzt noch, wenn ich meine Rechnungen besorge, will es mir damit nicht besser ergehen. Denn eine glühende, zuweilen überschwengliche Phantasie — gerade kein Vorzug meiner Natur — und überaus feines Empfinden, ein verhängnisvolles Geschenk in unserer Zeit, bildeten schon seit meiner frühesten Jugend das Wesen meiner Veranlagung.

Während der Ferienzeit kam ein Freund meines Vaters, ein Oberförster von Kirkel,[1]) um mich für einige Tage mit in sein Dorf zu nehmen. Mein Vater dachte, daß ich es keine halbe Woche in dieser Einsamkeit aushalten würde. Zu seinem nicht geringen Erstaunen blieb ich aber beinahe drei Wochen aus und trat unter Tränen die Heimreise an.

In einem Talgrunde liegt das Dorf Kirkel, von Bergen umschlossen, die herrliche Eichen- und Buchenwälder krönen. Nicht weit davon befanden sich mehrere Weiher, und am Ende des Tales, hinter dem Forsthause, ragte das alte, längst verfallene Bergschloß der Herren von Kirkel empor, von wo aus sich der malerischste Fernblick eröffnet.

Frau Engelhardt wies mir, dem neu angekommenen Gaste, die „gute Stube" an, was als besondere Auszeichnung galt; bei den Mahlzeiten, an denen auch die Knechte und Mägde teilnehmen durften, gab es gleichfalls ausgesuchte Leckerbissen für mich. Im ganzen Hause herrschte ein wahrhaft patriarchalischer Geist, und das

[1]) Einige Stunden nordwestlich von Zweibrücken am Kirkeler Wald. Die gleichnamige Burg, einst Reichsfeste, kam später an die Kurpfalz und dann an Pfalz-Zweibrücken; 1677 und 1689 zerstört. Ungefähr zehn Minuten entfernt das Dorf Neuhäusel. Nordöstlich das Dorf Limbach.

gefiel mir ungemein. Schon am nächsten Tage hatte ich mit allen Bekanntschaft gemacht; denn wenn man sich auf beiden Seiten so gibt, wie man wirklich ist, lernt man sich gar bald kennen, ein Vorzug, der leider nur der Jugend eigen ist. Die Knaben schliefen alle in dem nämlichen Zimmer, die Mädchen nebenan. Ich hörte, wenn sie ihren Abendsegen sprachen, sich zu Bette legten und noch plauderten, während ich trübselig in meine „gute Stube" verbannt war. Nach langem Bitten wurde endlich mein Paradebett in das Zimmer der Knaben gerückt, und wir wurden nicht müde zu erzählen, bis uns der Schlaf die Augen schloß. Mit Vergnügen denke ich noch daran, wie sehr ihnen die Geschichten von den vier Haimonskindern, der schönen Magelone, dem kleinen Däumling, vom Aschenbrödel und andere Märchen gefielen, die ich ihnen stückweise erzählte. Die Mädchen öffneten dabei ganz leise die Zimmertüre und schlichen im Nachthemd heran, um so fesselnde Dinge zu hören.

Der älteste Sohn des Oberförsters begleitete mich auf meinen Wanderungen und Jagdausflügen. In Laubhütten versteckt, schoß ich nach Ringeltauben, die man durch gesalzene Erde anlockte. Dann ging er seinen Geschäften nach, um mich gegen Mittag zur Einkehr in Neuhäusel wieder abzuholen.

Nachmittags wurde ich dem Dorfschulzen vorgestellt, dessen Tochter uns eilfertig entgegenkam. Der Ruf als Geschichtenerzähler war mir bereits vorausgeeilt. Sie empfing uns mit sichtlicher Freude und schenkte mir einen Strauß duftender Blumen aus ihrem Gärtchen. Blondes, ungeordnetes Haar umrahmte ihr frisches, rosiges Gesichtchen. Sie war ein Bild der Gesundheit, und aus den großen blauen Augen, die vertrauend in die Welt blickten, sprach ihre unschuldsvolle Seele. Die leicht angedeuteten Linien ihres schönen, schlanken Körpers und die entwickelten Formen verrieten, daß sie zur Jungfrau herangereift war. Lisette hieß uns eintreten. Ihr Vater nahm eine weiße Mütze aus dem Schrank, begrüßte uns und setzte sie dann auf. Sie war das einzige Abzeichen der Würde, so oft er den Schulzen repräsentierte. Auch die Mutter kam, nachdem sie die Küchenschürze abgenommen hatte. Nur die schöne Lisette blieb in ihrem kurzen Mieder, mit aufgestülpten Hemdärmeln und bot uns Wein und Kaffee an. Dann führte sie mich in ihren Garten und zeigte mir ihre Hühner, Tauben und alles, was ihrem Regimente anvertraut war.

in ihren „Niederlanden" angriff. Ich bemerkte dabei, daß meine kräftige Lisette die größte Mühe hatte, ihr eigenes Gebiet zu verteidigen. Das Strumpfband wurde aber schließlich genommen und in feierlichem Triumphzuge unter Fanfarengeschmetter um den Tisch nach dem Tanzsaal getragen, wohin ihm alle Verwandten und Gäste mit Beifallsklatschen folgten. Der Ball nahm nun wieder seinen Fortgang, und die beiden Mädchen, welche bisher die Jungfräulichkeit der Hochzeiterin zu beschützen hatten, wurden von diesem Augenblicke an ihres mühevollen Amtes enthoben und hatten nur mehr über ihre eigene zu wachen. Daß dies für junge und hübsche Mädchen nicht gerade immer die leichteste Sache der Welt ist, hat mich die Erfahrung meines späteren Lebens gelehrt.

Als ich am nächsten Tage erwachte, fand ich noch alle Schläfer und Schläferinnen in ihren Betten. Lisette, die zu weit von ihrer elterlichen Behausung entfernt war, hatte wieder mit Susanne geschlafen; sie aß mit uns, und am Abende geleiteten wir sie in ihr Dorf zurück.

Ich hatte Herrn Pfarrer Koch versprochen, einen Tag bei ihm zu verbringen. So steckte ich denn mein kleines Skizzenheft in die Tasche, als wir am Sonntag darauf mit der ganzen Familie zur Predigt nach Neuhäusel wanderten. Nach dem Gottesdienste nahm er mich in seiner Kalesche mit nach Limbach. Madame Koch, die einst Kammerfrau an einem kleinen deutschen Hofe gewesen war, empfing mich zeremoniell und mit Artigkeiten, die noch ein wenig an das Vorzimmer der vergangenen Zeiten erinnerten. Sie hatte viele Kinder, die alle in der Furcht Gottes und der Frau Mama erzogen waren. Ich fühlte mich bei ihnen weniger behaglich als bei meinen guten Förstersleuten. Der Tag verstrich indes; ich breitete meine Zeichnungen aus und erntete mit meinem Gekritzel viel Lob. Diejenigen des Pfarrersohnes taugten kaum mehr, obgleich er sie hatte einrahmen lassen. Am nächsten Tage holte man mich wieder ab, und ich erfuhr dabei, daß mich ein Kurier meines Vaters nach der Stadt zurückbringen solle. In Neuhäusel verabschiedete ich mich unter Tränen von meiner geliebten Lisette; sie war auch gerührt, schloß mich in ihre Arme und küßte mich sogar zu wiederholten Malen vor den Augen ihres Verehrers, der nicht eifersüchtig war, da er wohl wußte, daß ein so jugendlicher und bartloser Rivale ungefährlich sei und sie mich

liebkose, wie sie einst ihre Puppe geliebt und gestreichelt habe. Für mich war es freilich anders: ihre Küsse hatten elektrischen Funken gleich mein ganzes Wesen durchdrungen; ich war berauscht und entzückt.

In Zweibrücken angekommen, freute ich mich, meine Eltern wiederzusehen. Aber schon Tags darauf mußte ich — meine Gedanken weilten noch immer bei Lisette — allen Arbeiten nachkommen, die der Schulzwang mit sich führte. In ihre Eintönigkeit brachten nur die Spiele und lustigen Streiche mit Kameraden einige Abwechslung.

Mächtig war der Zauber, den die Einsamkeit damals auf mich ausübte, und glücklich fühlte ich mich, wenn ich allein Gottes freie und weite Natur durchstreifte, mit einem Buch oder Skizzenheft in der Tasche. Für die Künste beseelte mich eine unwiderstehliche Neigung; mit Entzücken gab ich mich ihnen hin, wenn die Schulstunden zu Ende waren. Ich liebte die Musik, ganz besonders aber die Malerei. Die Wände meiner Stube, all meine Bücher und Hefte, jedes Blatt Papier, das ich zum Arbeiten benötigte, waren mit Zeichnungen von meiner Hand bekritzelt. Begreiflich, daß mir bei solchen Anlagen die Jahre der Schule mit ihrem beengenden Zwange viel zu langsam verstrichen.

Bald darauf verfiel ich in eine lange Krankheit, deren Wechselfälle mich zu stiller Einkehr brachten. Diese Stimmung benutzte Pastor Wirths,[2]) ein fanatischer Geistlicher, der mich oft besuchte, um in meinem Herzen bußfertige Gedanken zu erwecken. Ich erforschte streng mein Gewissen und rief mir alle meine Sünden ins Gedächtnis zurück, damit ich sie durch bitterliche Reue gutmachen könne. Als erste fiel mir die Naschhaftigkeit ein, und der Gedanke daran war um so schmerzlicher, als sich auch noch Diebstahl dazu gesellte. Ich hatte nämlich der Speise- und Obstkammer meiner Mutter des öfteren heimliche Besuche abgestattet. Der Schaden, den ich dabei anstellte, wurde auf die Ratten und Mäuse geschoben, deren es eine Menge gab. Da man die Katze nicht hineinlassen konnte, legte dort die Köchin frische Butterbrötchen mit Rattengift bereit. Sie verständigte davon das ganze Haus; nur ich wurde vergessen, da ich gerade in Kirkel war. Bei meiner Rückkehr schlich ich wieder in gewohnter Weise an den Ort meiner Begierde, finde eines der frisch gestrichenen Butterbrote — ich aß sie leidenschaftlich gern — und will es eben zum

[2]) Johann Hermann Wirths, von 1751 bis 1761 erster Pfarrer der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Zweibrücken.

Munde führen, als die Köchin eintrat und mir mit lautem Schrei das verhängnisvolle Stück aus den Händen riß. „Hast Du davon gegessen?" fragte sie mich zitternd. „Du mußt sterben, wenn Du es berührt hast; es ist Arsenik." Dieses Wort schmetterte mich zu Boden; nicht weniger die wunderbare Weise, der ich die Rettung meines Lebens verdankte. Ich gelobte Besserung und hielt Wort. Ebenso zogen meine anderen Sünden an meinem Gewissen vorüber, und ich glaubte sie niemals sühnen zu können. So keimte in meiner Seele der Entschluß, mein Leben dem Dienste der Kirche zu weihen, worin mich der Einfluß meiner frommen Mutter und die Predigt eines dänischen Missionars, der in unsere Stadt gekommen war und sich aller Herzen gewonnen hatte, nur noch bestärkten.

Mein Vater suchte mich mehrmals im Laufe des Tages auf. Er liebte mich zärtlich und hat mir niemals ein böses Wort gegeben. Sein Plan für meine Zukunft war sehr verschieden von dem meiner Mutter; mit geringer Freude betrachtete er meine Anstrengungen, ein kleiner Heiliger zu werden und stimmte jenen nicht bei, welche diesen Gedanken in mir zu befestigen suchten.

Ich mochte etwa fünfzehn Jahre alt sein, da wurde mein Vater beauftragt, den Porträtmaler Ziesenis[3]) aus Mannheim zu berufen, um den Herzog und einige Persönlichkeiten am Hofe zu malen. Oft war Ziesenis in meinem Elternhaus zu Gaste, und bei dieser Gelegenheit zeigte ihm einmal meine Mutter die Predigten und Gebete, die ich verfaßt hatte; dann auch meine Zeichnungen und Bildchen. Ziesenis, der Pietist war, ging scheinbar auf alle ihre Ideen ein. Im geheimen beschäftigte ihn jedoch ein anderer Plan, da er in meinen formlosen Kompositionen starke Phantasie und Talent entdeckt zu haben glaubte. Er berichtete dem Herzoge von meinen Versuchen, teilte ihm aber auch seinen Verdacht mit, daß ich sie nicht ohne Hilfe gemacht habe. Herzog Christian,[4]) der sich erinnerte, schon früher einmal einige meiner Skizzen bei meinem Vater gesehen zu haben, wollte der Wahrheit auf die Spur kommen und mich auf die Probe

[3]) Johann Georg Ziesenis, 1716 bis 1777, Porträtist von Ruf, an verschiedenen Höfen, in den fünfziger Jahren auch in Mannheim und Zweibrücken tätig.

[4]) Christian IV., Herzog von Pfalz-Zweibrücken, 1735 bis 1775, Mannlichs großer Gönner.

Christian IV.,
Herzog von Pfalz-Zweibrücken.

Gemalt von Mannlich.
Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin.

stellen. Man sperrte mich deshalb in ein kleines Gemach ein, das man nur durch das Zimmer verlassen konnte, in welchem Ziesenis malte. Ohne langes Besinnen machte ich mich an die Arbeit, folgte kühn der ersten Eingebung und ließ meine Phantasie frei schalten. So entwarf ich einige Zeichnungen, die zum mindesten bewiesen, daß auch die anderen, welche man gesehen hatte, wirklich von mir allein stammten. Zuletzt mußte ich noch einen Kopf natürlicher Größe nach Rubens in Öl kopieren. Ziesenis war von meinen Leistungen so befriedigt, daß er alles für sich behielt und mir dafür mein eigenes Porträt malte, desgleichen der Herzog, der mich sofort durch einen Kammerdiener rufen ließ. Das Herz schlug mir so heftig, als ich die von Höflingen und Lakaien dicht gedrängten Vorzimmer durchschritt, daß ich mich an meinem Begleiter festhalten mußte. Dieser öffnete die Tür, hieß mich eintreten und zog sich wieder zurück.

Da stand ich nun allein vor dem Fürsten, von dem ich mir eine so verworrene Vorstellung gebildet hatte. Ich war einige Male zugegen, wie man Verbrecher vor der Stadt hinrichtete, und wußte, daß er es war, der ihr Todesurteil unterzeichnet hatte. Auch bei den Konzerten auf der Insel im Schloßgarten hatte ich ihn des öfteren gesehen. Steif und gezwungen hielt sich seine Umgebung in ehrfurchtsvollem Abstande; der kleinste Wink genügte, sie in ängstliche Bewegung zu versetzen. Unter den Zuhörern herrschte tiefstes Schweigen; entblößten Hauptes lauschten sie der Musik. Trotz all dem Guten, das man sich stets von ihm erzählte, und trotz der aufrichtigen, von Herzen kommenden Verehrung seiner Untertanen vermochte mir ein solcher Mensch doch nur Schrecken einzuflößen, der mich ihn, wo ich konnte, meiden ließ. — „Liebt Er die Malerei?“ begann nun der Herzog leutselig. „Ja, gnädigster Herr.“ „Will Er Maler werden?“ „Ja, aber — — meine Mutter will, daß ich Theologie studiere.“ „Das sollte sie nicht; — ich will Ihn auf die Akademie nach Mannheim schicken, damit Er die Grundlagen der Kunst erlernen kann, wofür Er großes Talent zeigt; dann werde ich Ihn mit nach Paris nehmen. Wenn Sein Vater einverstanden ist, so soll Er bald reisen. Grüße Er ihn von mir und nehme Er dieses kleine Andenken!“

Bei diesen Worten gab er mir einen goldenen Bleistifthalter. Ich stammelte meinen Dank und lief, so schnell mich meine Beine trugen, nach Hause, um dieses große Ereignis zu berichten. Mein Vater war

davon entzückt, die Mutter hingegen fand mich noch zu jung; zudem hätte ich das erste Abendmahl noch nicht empfangen; Mannheim wäre eine katholische Stadt, in welcher man die Protestanten verfolge und die Proselytenmacherei stark betreibe: aber ganz abgesehen davon hätte ich ja überhaupt einen ausgesprochenen Beruf zum geistlichen Stande. Ziesenis versuchte, sie zu beruhigen und versprach ihr, mich in seinem Hause aufzunehmen und über mich zu wachen wie über seinen eigenen Sohn. Alle Bedenken meiner Mutter hinterbrachte er dem Herzog, der darauf meinen Vater zu sich kommen ließ. Dieser, durchdrungen von der Güte des Herrschers, unterschrieb alles und dankte ihm für die mir zugedachte Gnade. Schließlich ergab sich auch meine Mutter.

Endlich nahte der von mir heiß ersehnte Tag. Doch es schnürte mir das Herz zusammen, als ich beim Abschied in den Armen meines Vaters lag, und dunkel stieg in meiner Seele die Ahnung auf, als sollte es ein Abschied für immer sein.

Die Postkutsche fuhr ab. Die beiden Rücksitze waren bereits von einem Kaufmann aus Metz und einer jungen Frau besetzt. Man hatte mir einen Platz auf einer kleinen Bank angewiesen, so daß ich gerade vor letzterer zu sitzen kam, während Koch,[5]) mein Begleiter und Mentor, ein sehr gediegener junger Mensch, der gleichfalls Künstler werden wollte, neben mir saß. Meine Augen waren noch feucht und gerötet vom Weinen. Die junge Frau bemerkte es und fragte mich, ob es zum ersten Male sei, daß ich in die Welt hinausginge. Ich war weder in der Stimmung, mich in ein Gespräch mit ihr einzulassen, noch beherrschte ich dazu hinreichend das Französische. Die Reisende hatte indes die Güte, diese Unhöflichkeit auf Rechnung meiner Unkenntnis ihrer Landessprache zu setzen und sagte zum Kaufmann: „Den armen Jungen wird es diese Nacht neben der Wagentür sicherlich recht frieren. Ich nehme Anteil an ihm, da er wie ein Wassertropfen dem anderen einem meiner Neffen gleichsieht, den ich zärtlich liebe."

Bald senkte sich die Nacht hernieder, und die Kälte machte sich sehr fühlbar. Ich klapperte mit den Zähnen und verwünschte die Kutsche und ihre Bauart, als ich mich sanft bei den Schultern gefaßt

[5]) Sohn des Limbacher Pfarrers, starb eines plötzlichen Todes noch während seiner Studienzeit an der Mannheimer Akademie.

und nach rückwärts in den Schoß der Dame gezogen fühlte, wo sie meinen Kopf an einen ihrer Arme bettete, während sie mit dem anderen ihren großen Pelz über mich zog, in den sie selbst eingehüllt war. Dank der Ähnlichkeit mit ihrem geliebten Neffen fühlte ich mich bald von ihrer süßen Wärme durchflutet, und in ihrem weichen Arm geborgen, fiel ich nun trotz der unsanften Stöße unseres schwerfälligen Wagens in festen Schlummer. In Kaiserslautern, wo der Kutscher Pakete einnahm, bemerkte Koch meine Abwesenheit. Er glaubte mich verloren und beruhigte sich erst, als er meiner Beine gewahr wurde, die auf die Bank hingestreckt lagen. Jetzt erst erriet er, wo ich versteckt sei. Während der Morgenrast in Dürkheim neckte der Kaufmann die junge Frau ohne Ende wegen der Ähnlichkeit mit dem bewußten Neffen und ihres Geschmackes, Neulinge in die Gepflogenheiten der Welt einzuweihen. Sie ging scherzend darauf ein, während ich in meinem Heißhunger das Frühstück verschlang und mich nicht in ein Gespräch noch Scherze mischte, für welche ich damals in meiner Unschuld noch nicht den Schlüssel hatte. Als sich auf der Mannheimer Ebene Wind und Kälte recht fühlbar machten, warf ich einige sehnsuchtsvolle Blicke nach meinem weichen Lager zurück. Trotz der Spötteleien des Kaufmanns zog mich die barmherzige Reisegefährtin wieder auf ihren Schoß und deckte mich bis zur Nasenspitze zu. Von so viel Güte überwältigt, faßte ich plötzlich Mut und führte ihre Hand, die sie auf meine Brust gelegt hatte, einige Male an meine Lippen, um sie in aller Heimlichkeit unter dem Schutze des Pelzes zu küssen, — aus reinster Dankbarkeit. Die Neugierde, den Rhein und die Stadt Mannheim zu sehen, lockte mich endlich aus meinem köstlichen Versteck und ließ mich auf meiner Bank ausharren, bis wir zur Poststation kamen, wo wir uns trennten.

So habe ich also meinen ersten Schritt in die Fremde im Schoße einer guten und hübschen Frau getan.

Ich begab mich sogleich mit meinen Empfehlungsbriefen zum Hofbankier Schmalz. Dieser brachte mich in die Pension, die er für uns bereits gemietet hatte. Herr List,[6]) zweiter Pastor der lutherischen

[6]) Karl Benjamin List, 1725 bis 1801, aus alter Pfarrerfamilie, Konsistorialrat, 44 Jahre lang Prediger der lutherischen Gemeinde in Mannheim, welche ihm 1801 in dankbarer Erinnerung an seine großen Verdienste in der Trinitatis-Kirche eine Gedenktafel, ein Werk S. P. Lamines, errichtete.

Gemeinde, ein würdiger, angesehener Mann, und seine Frau nahmen uns mit vertrauenerweckender Herzlichkeit auf. Man wies mir ein sauberes Stübchen an; Koch wurde im anstoßenden Zimmer untergebracht. In den ersten Tagen war ich sehr traurig, daß ich fern von meinen Eltern und Freunden war; im übrigen jedoch empfand ich nicht im geringsten, in der Fremde zu sein, denn Frau List und ihre Schwester ließen mir die mütterlichste Sorgfalt angedeihen.

Am nächsten Tage stellte mich Herr Schmalz dem Direktor der Akademie, Verschaffelt,[7]) vor. Das war ein Mann mit Säbelbeinen, von unfreundlichem, rohem Aussehen, und dem entsprach auch sein Wesen. Man führte mich in ein trübseliges Zimmer, in welchem bereits drei andere etwas ältere Schüler waren, die gerade nach Gipsabgüssen zeichneten. Sie waren gleich mir Schützlinge von Fürsten. Mit ihnen habe ich mehrere Jahre verlebt, aber zu dem, was ich in den seltenen, kurzen Unterrichtsstunden meines Vaters gelernt hatte, mir nichts weiter angeeignet als eine gewisse Handfertigkeit, die man durch die Übung erreicht. Hätte ich nicht schon durch ihn eine bessere, richtigere Auffassung von der Kunst bekommen, so würde ich wohl noch manches weitere Jahr dort verbracht haben, ohne mir auch nur im geringsten das feine Verständnis und die Kenntnisse zu erwerben, die für den Künstler unentbehrlich sind.

Ungefähr um jene Zeit flüchtete sich Herr Fahlmer[8]) mit seiner Frau, seiner einzigen Tochter und deren Erzieherin Fräulein Bogner aus dem einer Belagerung ausgesetzten Düsseldorf nach Mannheim, wo er bei seiner Schwester, Herrn Lists Mutter, Wohnung nahm. Auf diese Weise bot sich für mich die Gelegenheit, Fräulein Jeanette

[7]) Peter Anton v. Verschaffelt aus Gent, Bildhauer und Baumeister, 1710 bis 1793. Von Kurfürst Karl Theodor 1752 nach Mannheim berufen, wo er eine vielseitige, reiche und zielbewußte Tätigkeit entfaltete. Vgl. Jos. Aug. Beringer, Geschichte der Mannheimer Zeichnungsakademie; Peter A. v. Verschaffelt, Sein Leben und sein Werk. Straßburg 1902.

[8]) Georg Christian Fahlmer, kurpfälzischer Kommerzienrat, Inhaber eines großen Manufakturwarengeschäftes in Düsseldorf, flüchtete vor den Wirren des Siebenjährigen Krieges im Herbste 1758 nach Mannheim. Seine Tochter aus zweiter Ehe Johanna (1744 bis 1821), seit 1778 mit Goethes verwitwetem Schwager Schlosser verheiratet, war die etwas jüngere Stieftante der Gebrüder Jacobi. Vgl. L. Urlichs, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer, Leipzig 1875, Einleitung, und Mannheimer Geschichtsblätter VI (1905), Sp. 145f.

Fahlmer, jetzt Frau Schlosser, ein junges, höchst liebenswürdiges Mädchen meines Alters, kennen zu lernen, dem mein Herz in aufrichtiger Liebe zuflog; desgleichen die Gebrüder Jacobi,[9]) von welchen der eine, dem ich diese Schrift widme, jetzt Präsident der Akademie zu München, der andere Kanonikus von Halberstadt und Professor an der Universität Freiburg ist. Das mit ihnen in unserer damaligen Jugendzeit geknüpfte Freundschaftsband hat sich seitdem auch nicht für einen Augenblick gelockert, weder durch die Umstände noch zeitliche und räumliche Trennung, und wird bis zu unserem Lebensende das gleich feste bleiben.

Herzog Christian pflegte drei- bis viermal im Jahre nach Mannheim zu kommen; bei jedem seiner Besuche legte ich ihm meine Arbeiten vor. Er erkundigte sich stets in väterlicher Güte nach meinem Verhalten und bezeigte mir seine Zufriedenheit durch kleine Geschenke und ermunternden Zuspruch.

Im Jahre 1758 hatte ich das Unglück, meinen guten Vater zu verlieren, und lange Zeit vermochte ich es nicht, mich über diesen Verlust zu trösten. Als dann im Jahre darauf der Herzog wieder nach Mannheim gekommen war, ließ er mich gleich nach seiner Ankunft zu sich rufen. „Er hat Seinen Vater verloren, mein lieber Mannlich," sagte er zu mir; „von nun ab will ich Ihm Vater sein und es immerdar bleiben, solange Er gutes Betragen zeigt." „Tröste Er sich," fuhr der Herzog fort (ich brach in Tränen aus), „auch ich habe mit ihm viel verloren: einen ausgezeichneten Künstler, vortrefflichen Menschen und den Freund meiner Kinderzeit!"

Tags über waren alle Stunden ausgefüllt durch das Zeichnen in der Akademie, durch den Unterricht im Französischen bei Abbé Maillot[10]) und den in der Musik von Heroux. Die Abende verbrachte ich oft im Café, wo viele junge Leute beisammen waren, besuchte auch häufig das Theater, zu dem man mir freien Eintritt gewährt hatte. Es war dies ein französisches Theater, das der Kurfürst

[9]) Johann Georg Jacobi, 1740 bis 1814, Theologe und Dichter, und Friedrich Heinrich, 1743 bis 1819, Philosoph und Romanschriftsteller, seit 1807 Präsident der Münchener Akademie, dem Mannlich seine Lebenserinnerungen widmet.

[10]) Abbé Nikolaus Maillot de la Treille, Hofkaplan und Bibliothekar des Kurfürsten Karl Theodor, Mitglied der Mannheimer Akademie der Wissenschaften.

unterhielt; nur durch seine Gnade bekam man freien Zutritt. Vorzüglich war besonders das Ballett unter Bouqueton,[11]) und abgesehen von dem Vergnügen, welches das Schauspiel bot, hatte ich Gelegenheit, mich im Französischen durch die reine und korrekte Sprache der Darsteller zu vervollkommnen.

Als Herzog Christian bei seinem nächsten Besuch in Mannheim wiederum meine Studien geprüft und seine Genugtuung darüber zum Ausdruck gebracht hatte, sagte er zu mir: „Er ist zusehends gewachsen und ein großer, schmucker Junge geworden; ich möchte gerne Seiner Mutter das Vergnügen bereiten und Ihn nach Zweibrücken mitnehmen." Ich war entzückt ob dieser Aussicht und raffte in Eile meine besten Kleider zusammen, um ja recht stattlich auszusehen. Noch am gleichen Abend stand ich in der Heimat vor der Tür der mütterlichen Behausung. Die Mutter erkannte mich kaum wieder, als ich in das Zimmer trat. Erst da ich ihr um den Hals fiel, rief sie aus: „Bist Du es wirklich, mein Sohn! Mein Gott, wie bist Du gewachsen!" Es war ein seliger Abend, den wir zusammen verbrachten; nie werde ich ihn vergessen, denn Zeit meines Lebens habe ich keinen köstlicheren verlebt. Der Herzog ließ mir zwei hübsche Zimmer zu ebener Erde im Schlosse anweisen, da er mir beim Arbeiten zusehen wollte, wenn er von der Reitbahn zurückkam. Die Mahlzeiten nahm ich bei dem Hofsekretär de Fontenet[12]) ein, mit dem mich bis zu seinem Tode die innigste Freundschaft verband. Sechs Wochen später kehrte ich wieder nach Mannheim zurück, wo ich den gewohnten Lebensgang von neuem aufnahm, sowohl an der Akademie als bei meinen verschiedenen Lehrern. Dazu kamen noch Geometriestunden durch den Hofmusiker Quallenberg, der sich für einen berühmten Geometer hielt, weil er die bekannte Sternallee bei Schwetzingen entworfen und ausgeführt hatte.

Während dieser Zeit meines Aufenthaltes in Mannheim hatte Herzog Christian einmal auf der Jagd einen kleinen zerlumpten Burschen aufgefunden, der ihm durch sein reizendes Gesichtchen und

[11]) Bouqueton, Ballettmeister und Solotänzer an der Hofoper; Gründer und Leiter der nach Pariser Muster eingerichteten Ballettschule „Académie de Danse", die aus 60 Mitgliedern bestand.

[12]) Pierre Camasse de Fontenet, Bruder der Gräfin Forbach, erst herzoglicher Kammermusiker, dann im persönlichen Dienste Christians IV., von vielseitiger und gründlicher Bildung.

seine große Lebendigkeit ausnehmend gefiel. Ein Bauer hatte sich dieses elternlosen Knaben erbarmt und ihn als Gänsehirten bei sich aufgenommen. Dafür belohnte ihn nun der Fürst und nahm den Jungen mit sich nach Zweibrücken. Ich erhielt den Auftrag, ihn genau so zu malen, wie ihn der Herzog angetroffen hatte: auf einem Felsen sitzend, die Flöte spielend. Dieses kleine Bild gelang zu Gefallen meines Gönners, der ihm einen Platz in seinem Arbeitszimmer anwies. Auch für Herzog Friedrich[13]) mußte ich damals ein Porträt seines Söhnchens, des Prinzen Max, in türkischer Tracht malen. Sogleich machte ich mich ans Werk, ohne mich durch die Schwierigkeiten des 6½ Fuß hohen Gemäldes abschrecken zu lassen. Man hatte mir zu diesem Zweck ein helles, schönes Zimmer gegeben, neben einem großen Saale, in dem Meister Bouqueton seine jungfräulichen Elevinnen im Tanzen unterrichtete, die man unter besonders wachsame Aufsicht nahm. Denn nach dem Wunsch der Kurfürstin sollte sobald als möglich ihre germanische Tugend das allzu freie Gebaren der französischen Balletteusen auf dem Mannheimer Hoftheater ablösen. Die Eltern waren deshalb verpflichtet, die jungen Mädchen täglich bis zur Tür des Saales zu begleiten und sie nach dem Unterricht wieder abzuholen. Vor diesem Eingang hatte man im Korridor eine Schildwache postiert, und man glaubte alle Maßregeln zum Schutze ihrer Jungfräulichkeit getroffen zu haben. Aber trotz all dieser strengen Fürsorge war der Erfolg nicht allzu glänzend, und der Wunsch der Kurfürstin ging nur so halb und halb in Erfüllung.

Glücklicherweise führte eine Verbindungstür von meinem Zimmer in den Tanzsaal. Sobald ich allein war, bemächtigte ich mich des Schlüssels und versteckte ihn sorgfältig, um mich seiner bei Gelegenheit zu bedienen. Schon am nächsten Tage schlüpfte eine der Schülerinnen Terpsichores, welche die Tür offen fand, vor der Tanzstunde zu mir herein. Die süße Gelegenheit ließ die Zeit wie im Fluge verstreichen, und nur zu bald mußten wir uns trennen. Vorsichtig spähten wir aus, ob jemand im Korridor sei, und just in dem Augenblick, wo uns die auf und ab patrouillierende Schildwache den Rücken kehrte,

[13]) Pfalzgraf Friedrich Michael, Sohn Christians III., Bruder Herzog Christians IV., regierte in der Grafschaft Rappoltstein von 1746 bis 1767. Sein Söhnchen Max, geb. 1756, ist der spätere König Maximilian I. Joseph von Bayern.

huschte die Schöne flink hinaus und betrat den Tanzsaal, als wäre sie eben unter den schützenden Fittichen ihrer Mutter angekommen.

Solch köstliche Zusammenkünfte wiederholten sich des öfteren, und auch andere der jungen Tänzerinnen wurden in das Geheimnis eingeweiht und nahmen daran teil. Eines Tages — wir hatten, kecker und übermütiger geworden, bereits längere Zeit miteinander geschäkert — rüttelte man plötzlich ziemlich heftig an meiner abgesperrten Korridortür, um sie zu öffnen. Wir verhielten uns mäuschenstill. Es klopfte wiederum. Das gleiche Schweigen unsererseits. Wie erschrak ich jedoch, als ich hörte, wie man den Posten frug, ob ich ausgegangen sei. Es war die Stimme Herzog Christians. „Schnell zur Tür in den Saal hinaus, während ich jene nach dem Korridor öffne," raunte ich meiner zitternden Freundin zu. Wir stürzten beide nach unseren Türen. Ich wollte vor dem Öffnen den Schlüssel ein paarmal herumdrehen, um dadurch Zeit für die Flucht meiner Schönen zu gewinnen. Aber in meiner Verwirrung schloß ich unseligerweise gleich mit dem ersten Griffe auf. Der Herzog, in seinen Bewegungen sehr lebhaft und flink, trat gleichzeitig ein und erblickte noch ein Stückchen des grünen Taftrockes, der in den Saal hinaushuschte.

Mein Schrecken steigerte sich, als der Herzog die verbotene Tür öffnete und den Tanzsaal betrat. Gleich darauf kam er wieder herein und sagte zu mir: „Diese Fräuleins kommen also zu einem tête-à-tête zu Ihm?" Diese Frage verwirrte mich so sehr, daß ich die Tatsache leugnete. „Und die drei Tassen Schokolade auf dem Tische hier? Wenn ich es auch nicht gesehen habe, so darf ich wohl annehmen, daß sie mit Ihm gefrühstückt hat," fuhr der Herzog in bester Laune fort. Die Anmut meiner Tänzerin hatte also vor ihm Gnade gefunden und auch mir die seine zugewendet. Durch die Güte des Fürsten beruhigt, gestand ich nun offen meine Schuld ein und kam mit einigen Fragen über diesen Verkehr davon, die ich noch mit voller Wahrheit verneinend beantworten konnte. Vorerst war aber abzuwarten, ob nicht der Herzog die Kurfürstin mit ihrer Anmaßung, nur Jungfrauen in ihrem Ballett sehen zu wollen, necken würde. Täglich bangte ich, in einen anderen Flügel des Schlosses auswandern zu müssen. Zum Glück trat diese Befürchtung nicht ein; der Herzog reiste wieder ab, ohne auch nur ein Wort über dieses Abenteuer verlauten zu lassen.

Zu dem Namensfeste des Kurfürsten Karl Theodor am 4. November 1762 fanden sich, wie alljährlich an diesem Tage, viele hohe Gäste am Mannheimer Hofe ein. Unter ihnen befand sich auch unser Herzog von Zweibrücken. Bei diesem Anlaß ward mir von ihm die freudige Kunde, daß ich mich zur Abreise nach Paris gerüstet halten solle. Mein Jubel war um so größer, als ich schon so oft mit größter Begeisterung von Paris hatte erzählen hören, das mir in meiner überschwenglichen Phantasie als eine Stadt vorschwebte, dem neuen Jerusalem in der Offenbarung Johannis vergleichbar. Noch am selben Abend fuhr ich nach Zweibrücken, von wo wir erst zu Anfang Dezember abreisten. Wie glücklich war ich, als ich mich endlich in einer bequemen Reisekutsche, zusammen mit den Abbés de Grinsard,[14]) de Salabert[15]) und meinem Freunde Fontenet, befand. Viel zu langsam liefen mir die Postpferde für mein ungestümes Verlangen. Wir waren um 11 Uhr abends von Zweibrücken weggefahren, wo ich noch vorher ein reichliches Mahl zu mir genommen hatte. Es herrschte bittere Kälte. Noch nie in meinem Leben hatte ich eine solche Nacht in einem Wagen zugebracht, der mit so großer Geschwindigkeit dahinfuhr. Alles trug dazu bei, daß ich mich höchst unbehaglich, ja schließlich sehr elend fühlte und mein Ende nahe glaubte. Ich hütete mich indessen wohl, ein Wörtchen der Klage verlauten zu lassen, aus Furcht, man möchte mich nicht weiter mitnehmen, und als es zu tagen begann, stellte ich mich tief schlafend, um jeder Frage über mein übles Aussehen aus dem Wege zu gehen.

Zur Mittagszeit langten wir in Metz an. Unser Läufer hatte im Palais-Royal ein üppiges Diner bestellt, wie es sich für geistliche Herren geziemt. Da ich selbst jedoch nicht daran teilnehmen konnte, so versicherte ich meinen Reisegefährten dreist, daß ich die Gepflogenheit habe, auf Reisen nie etwas zu mir zu nehmen. Den Abend verbrachten wir im Theater, wo man den Grafen von Essex spielte.

[14]) Abbé Barthélemy Grinsard kam mit Herzog Christian aus Paris nach Zweibrücken, wo er als dessen Beichtvater eine einflußreiche Persönlichkeit am Hofe wurde.

[15]) Abbé Pierre de Salabert, seit 1760 Erzieher der Neffen Herzog Christians, Karl Augusts und Maximilian Josephs, Titularabt des im Zweibrücker Amt Schaumburg gelegenen Klosters Tholey. Später unter Karl August kurze Zeit kurpfälzischer Staatsminister.

Tags darauf waren wir gegen Mittag in Verdun; noch immer vermochte ich nichts zu essen, trotz der verlockenden Gerichte, die man uns auftischte. Das war an einem Donnerstag. Der Abbé Grinsard war ein großer Feinschmecker, zumal wenn es auf Kosten anderer Leute ging, und als Groß-Almosenier des Herzogs ein strenger Befolger der Kirchengebote. Er wußte genau, daß es in Verdun vorzügliche Pastetchen gab, und packte sich davon eine Menge in eine Schachtel als Vorrat für den kommenden Fasttag. In später Abendstunde waren wir angekommen, hatten dann noch gegessen, so daß bereits die Nacht hereingebrochen war, als wir wieder in den Wagen stiegen. Um die in Metz verlorene Zeit einzuholen, ging's die ganze Nacht hindurch in schnellem Trab.

Meine wohlgesättigten Gefährten schliefen fest in ihrer Ecke; nur ich konnte kein Auge schließen. Nach dem langen Fasten bemächtigte sich meiner plötzlich ein Heißhunger, der unaufhörlich gereizt wurde durch den köstlichen Geruch, welcher der Pastetenschachtel zu meinen Füßen entströmte. Schließlich konnte ich nicht länger widerstehen, holte ein Pastetchen nach dem anderen hervor, bis die Schachtel geleert war. Nach diesem Streifzug fiel auch ich in festen Schlaf und erwachte erst in dem Augenblick, als sie der Almosenier zwischen unseren Pelzstiefeln und Beinen hervorzusuchen sich bemühte. Nachdem er sie endlich gefunden, stellte er sie vor sich auf die Kniee, um einen guten Morgenimbiß zu halten. Es war bereits heller Tag; nur ganz verstohlen wagte ich es, ihm von meiner Ecke aus zuzusehen. Wer aber beschreibt sein Entsetzen beim Anblick der geleerten Schachtel! Sein Erstaunen verwandelte sich sofort in heftigste Wut: er warf sie meinem Nachbar, dem Abbé de Salabert, auf den Schoß, wobei er ihm einen grimmigen Blick zuschleuderte. „Wenn man selbst weder Glauben noch Religion besitzt," so schrie er, „soll man wenigstens auf diejenigen Rücksicht nehmen, welche Glauben und Religion haben, und sie nicht aus eigener Naschhaftigkeit daran hindern, die Gebote der Kirche zu halten, zumal wenn man die Ehre für sich beansprucht, ihr anzugehören." Bei diesem Geschrei erwachte Salabert, rieb sich die Augen und fragte verwundert, was man denn eigentlich von ihm wolle. Nun mischte sich auch Fontenet ein, der sich einen Spaß daraus machte, die beiden Abbés, die sich tödlich haßten, gegeneinander aufzuhetzen. Der Almosenier neidete

dem Unterhofmeister Salabert seine Gunst bei Hofe, dieser hingegen haßte Grinsard wegen seiner Scheinheiligkeit. Der Streit wurde immer erbitterter und lustiger durch die Sticheleien und Witze Fontenets, so daß ich das Lachen nur mit Mühe verbergen konnte.

Das bemerkte Grinsard, ergriff mich beim Arm und sagte: „Wie, sollten Sie es vielleicht gewesen sein, der die Pastetchen verspeist hat?" Ich gestand es ruhig ein. „Ach, junger Mann, so macht man es also, wenn man die Gepflogenheit hat, auf der Reise nie etwas zu verzehren!?" Ich gab gleichfalls zu, daß die Furcht, unterwegs zurückbleiben zu müssen, ohne Paris gesehen zu haben, mir diese kleine Lüge eingegeben habe, und bat deswegen um Verzeihung, besonders den Abbé, den ich, vom Hunger getrieben, seines köstlichen Frühstücks beraubt hatte. Ein kleines Ding gewinnt uns oft die Herzen! Die Gunst des Groß-Almoseniers hatte ich für mich in Metz gewonnen, als ich ihm mein Bett, das weicher war als das seine, abgetreten hatte. Deshalb behandelte er die Pastetengeschichte nur mehr in scherzhafter Weise und beglückwünschte mich zu meiner eigenen Art, strenge Diät auf Reisen zu halten. Seine Witze, die ich mir nun gern gefallen ließ, wiederholten sich bei jeder Mahlzeit bis vor die Tore von Paris.

Es begann bereits zu dämmern, als wir uns dieser Riesenstadt näherten. Ein moderiger Geruch machte sich bemerkbar und steigerte sich, je näher wir kamen. „Das ist die Ausdünstung des Pariser Straßenkotes, den Sie da riechen," sagte mir Fontenet. „Sie werden sich mit der Zeit schon daran gewöhnen." Das war die erste Enttäuschung für meine Phantasie, die mir vorgespiegelt hatte, daß Paris in weitem Umkreise geschwängert sei von balsamischen Düften, von Moschus und Orangenblüten.

Kaum hatten wir das Tor von St. Martin hinter uns gelassen und einen Zollwächter mitgenommen, der unsere Zugehörigkeit zum Gefolge des Herzogs von Zweibrücken bezeugen sollte, der Zollfreiheit genoß, als mitten auf der Straße unser Wagen umschlug; eines der Hinterräder war gebrochen. Wir krochen oben beim Dache heraus und standen nun bis über die Knöchel im schwarzen, schlammigen Straßenschmutz, umringt von einem Gewirr von Fuhrwerken und Kutschen. Nur mit Mühe konnten wir uns aus diesem Durcheinander retten. Die Straße war schlecht erleuchtet, die Häuser turmhoch, schwarz und unsauber. Die Fuhrknechte und Droschkenführer fluchten

und schrien mit heiserer Stimme. Es war ein schrecklicher Lärm, der uns umtoste. Man besorgte uns einen Fiaker, ein ganz erbärmliches, schmutziges und übelriechendes Gefährte, vor das zwei wahre Skelette gespannt waren, die uns, durch beständige Peitschenhiebe vorwärts getrieben, in die Rue Royale, Butte St. Roch[16]) zum „Hotel des Deux-Ponts" schleppten.

Dort fanden wir geheizte und erleuchtete Zimmer vor, und alles war in bester Ordnung. Eine Stunde später kam auch unser Reisewagen nach. Mein Zimmer ging auf die Straße hinaus, die wie alle anderen in Paris nur spärlich durch das Kerzenlicht einer in ihrer Mitte herabhängenden Laterne erhellt war. Im dämmernden Schein der trübseligen Winternacht sah ich nichts anderes als fünf- und sechsstöckige Häuser, dunkle Stockwerke, deren geschlossene Fensterläden kaum einen freundlichen Lichtstrahl herniederscheinen ließen. Nach Schluß der Theater begann das Rasseln der Wagen, und obgleich in der Rue Royale kein großer Verkehr war, drangen doch von der angrenzenden Rue neuve des Petits-Champs so viel Lärm und die beständigen Rufe der Kutscher „gare! gare!" so deutlich herüber, daß ich erst gegen Morgen Schlaf finden konnte.

Nicht minder geräuschvoll ging es in unserem Hause zu. Es war voll von Leuten: ein fortwährendes Gehen und Kommen. In welche Hölle bin ich doch geraten, so dachte ich, der ich fast leidenschaftlich die Zurückgezogenheit und stille Einsamkeit auf dem Lande liebte, und mit Wehmut flogen die Gedanken zu meinem freundlichen Stübchen bei Herrn List in Mannheim zurück.

Am folgenden Abend machte mir Fontenet den Vorschlag, mit ihm in der Comédie Française ein Trauerspiel anzusehen. Wir benutzten die Loge der Schwester von Gräfin Forbach.[17]) Der Zuschauerraum konnte weder in bezug auf Größe noch Ausstattung mit dem der Mannheimer Oper verglichen werden; der Vorhang war schmutzig und zerrissen — kurz, alles ließ in mir keine allzu hohen Erwartungen für das Spiel selbst aufkommen. — Wie groß war aber meine Überraschung, als ich der Reihe nach die göttlichsten Talente, die

[16]) Die Rue Royale ging von der Rue neuve des Petits Champs in die Rue Thérèse; sie hieß vorher Rue neuve de Richelieu; seit 1793 Rue des Moulins, verschwand bei der Anlegung der Avenue de l'Opéra 1876.

[17]) Marianne Camasse, als Gräfin v. Forbach Christian IV. morganatisch vermählt.

Clairon, Dumesnil, Brizard und Le Kain[18]) auf der Bühne auftreten sah.

Freilich hatte ich auch durch das Mannheimer Theater wenig Gelegenheit gehabt, mir ein gründliches Urteil über die Kunst zu bilden, die den wahren Schauspieler ausmacht. Für mich war stets nur der tiefe und nachhaltige Eindruck maßgebend, den jene Darsteller in meiner Seele zurückgelassen hatten. Die Clairon, schön, vornehm und voll Anmut, spielte bis zum Schlusse mit einer Vollendung und Zurückhaltung, die sie sich nur durch Kunst und Übung angeeignet hatte. Die Dumesnil, vielleicht etwas weniger vollendet in ihrem Können, besaß die gleiche Größe des Genies. Brizard, eine vornehme Erscheinung, sprach mit ergreifendem Pathos und gab seine Rollen mit einer Würde und Wahrheit, die selbst den höchsten Anforderungen Genüge tat.

Le Kain, dieses vollkommene Muster eines Tragöden, verstand es, durch Kunst und Studium seine Figur größer und schöner erscheinen zu lassen und sie den Helden Homers in ihrer ganzen erhabenen Einfachheit nachzubilden. Sein Vortrag war von hinreißender Gewalt. Bei ihm gab es keine schwachen Verse; denn er sprach sie mit jener berückenden Kunst und jenem feinen Gefühl, das er in sie hineinzulegen vermochte, ohne daß er sich dabei jemals von dem wahren Charakter der Persönlichkeit, die er zu verkörpern hatte, entfernt hätte. Kunstvoll gestaltete er alle seine Stellungen und die geringste seiner Bewegungen, indem er ihnen Anmut, Schlichtheit und Würde verlieh. Le

[18]) Clairon (Claire Josèphe Hippolyte Leris de la Tude), 1723 bis 1803, eine der größten französischen Tragödinnen zu jener Blütezeit des Theaters, bewundert von Garrick und Voltaire, dessen Heldinnen sie aufs glänzendste verkörpert hat. Ihre Rivalin war Mlle. Dumesnil (Marie Françoise Marchand), 1713 bis 1803, vielleicht die bedeutendste Tragödin Frankreichs überhaupt, von den Zeitgenossen wegen ihres angeborenen, tiefempfundenen Pathos noch über Mlle. Clairon gestellt, bei der man zuweilen das Studium und die Arbeit zu sehr herausfühlte; unerreicht als Cleopatra, Athalie, Phädra und Merope. — Brizard (Jean Baptiste Britard), 1721 bis 1791, einer der größten Schauspieler aller Zeiten, zuerst Schüler Karl Vanloos, von überwältigender Erscheinung, gleich hervorragend im Lustspiel wie in der Tragödie. Von den Tragöden war der bedeutendste Le Kain (Henri Louis), 1729 bis 1778, zu dessen besten Leistungen Herodes, Mahomet, Tankred, Nero und Orestes gehörten. Vgl. über ihn die reich illustrierte Biographie von Jean Jacques Olivier, Paris 1907.

Kain war der erste, der es wagte zu versuchen, nach und nach echte Kostüme auf die Bühne zu bringen und das Publikum daran gewöhnte, griechische und römische Heldinnen ohne Reifrock zu sehen.

Bezaubert von diesem Schauspiel verließ ich das Theater, und heute noch, nach so langer Zeit, steht es gleich lebendig vor meiner Seele. Tags darauf bei der Morgenaufwartung erzählte ich dem Herzog von dieser Begeisterung. „Ich werde Ihn Mademoiselle Clairon vorstellen," sagte er zu mir; „Er muß deren Bild als Medea sehen, das Karl Vanloo gemalt hat, zu dem ich Ihn auch einmal bringen werde. Ich wünsche, daß Er die berühmten Leute dieses Landes kennen lernt; denn aus ihrem Umgang kann man nur Gewinn ziehen, und einem jungen, klugen Menschen wird es auf jeden Fall nützen, wenn er zuweilen mit ihnen verkehrt. Auch habe ich Logen in den drei Theatern gemietet, von denen Er nach Belieben Gebrauch machen kann. Übrigens berichte Er mir einmal, wenn Er in der Oper war, die man hierzulande „Académie Royale de Musique" nennt, wie sie Ihm gefallen hat."

Zu meinem großen Bedauern verhinderte mich jedoch für die nächste Zeit ein längerer Aufenthalt des Herzogs in Versailles daran. Unterdessen besuchte ich Tag für Tag die Theater. Bei den Italienern[19]) lernte ich die Novitäten „Annette et Lubin", „La Laitière", „Les Sabots" u. a. kennen. Wenn ich mich auch für ihre Musik nach der in Mannheim gehörten gerade nicht begeistern konnte, so entzückten mich umsomehr das Spiel und die sympathische Stimme eines Caillot, Clairval, einer Madame La Ruette[20]) und in den eigent-

[19]) Mit „les Italiens" bezeichnete man kurzweg die Comédie Italienne, welche seit ihrer Vereinigung mit der Opéra Comique (1762) im Saale Mauconseil neben dem italienischen Lustspiel auch das französische Singspiel pflegte, das dann durch die französischen Komödiantentruppen sehr schnell in Deutschland Eingang gefunden hat. „Annette et Lubin" von Mme. Favart und Abbé de Voisenon, 1762 zum ersten Male gegeben; „Les Deux Chasseurs et la Laitière", Text von Anseaume, Musik von Duni, 1763. „Les Sabots", Text von Sedaine, Musik von Duni wurde zum ersten Male 1768 aufgeführt; demnach kann es Mannlich erst später gesehen haben.

[20]) Joseph Caillot, 1732 bis 1816, der nach wechselvollem Geschicke an die Comédie Italienne gekommen war und wegen seiner schönen, umfangreichen Stimme und seines unvergleichlichen mimischen Talentes sich größter Beliebtheit erfreute. — Clairval (Jean Baptiste Guignard), 1735 bis 1797, Schau-

lich italienischen Stücken das unvergleichliche Talent von Mlle. Camille und des berühmten Carlin und Colalto[21]). In der Comédie Française, die ich häufig aufsuchte, sah ich einige Lustspiele von Molière und auch verschiedene neuere mit Préville, Bellecour[22]) u. a. über die Bretter gehen. Damals hatten diese beiden Theater, was die Schauspieler betrifft, die denkbar höchste Blüte erreicht. Nach und nach aber waren sie immer mehr in Verfall geraten. Denn ihre hervorragendsten Mitglieder waren tot, oder sie hatten sich bereits von der Bühne zurückgezogen. Ihren Nachahmern glückte es nicht, es ihnen gleichzutun; sie übertrieben, wo jene erbaut und ihrem feinen Empfinden durch schlichtes, vornehmes Pathos Ausdruck verliehen hatten. Das wankelmütige Publikum aber spendete auch diesem Surrogat von wahren Talenten, den guten Geschmack verleugnend, seinen Beifall. Das Übertreiben wurde bald zur Mode und gewann im Laufe der Zeit so die Überhand, daß es heute mehr denn je das Trauerspiel in Frankreich beherrscht.

Der Herzog hatte zwei berühmte Musiker aus Mannheim mit nach Paris genommen, um sie dort bekannt zu machen: Wendling und Toëschi[23]). Mit ihnen besuchte ich die Oper, die damals im Palais-Royal untergebracht war. Trotzdem man an jenem Abend

---

spieler und Sänger, einer der berühmtesten Künstler, dessen Verlust als unersetzlich betrachtet wurde. — Mme. La Ruette (Mlle. Villette), etwa 1740 bis Ende des 18. Jahrhunderts, eine der besten Vertreterinnen des Liebhaber- und Naivenfaches an der italienischen Komödie.

[21]) Für das italienische Lustspiel, wobei fast ausschließlich Stücke von Goldoni zur Aufführung gelangten, haben die von Mannlich genannten Namen einen guten Klang: Mlle. Camille wegen ihres ausdrucksfähigen Mienenspiels, Carlin (Carlo Antonio Bertinazzi), 1710 bis 1783, wegen seiner unerreichten Wiedergabe der Harlekinrollen, und Colalto (Antonio Mattiuzzi), etwa 1717 bis 1778, wegen seines vielseitigen Talentes und leidenschaftlichen Spieles.

[22]) Préville (Pierre Louis Dubus), 1721 bis 1799, und Bellecour (Jean Claude Gilles Colson), 1725 bis 1778, wegen ihres natürlichen und vornehmen Spiels, ihres anständigen und liebenswürdigen Charakters von den Zeitgenossen besonders geschätzt, nahmen eine glänzende Laufbahn an der Comédie Française, wo sie den ersten Platz im Lustspiele innehatten.

[23]) Johann Baptist Wendling, Flötist und Komponist, seit 1754 am Hoforchester in Mannheim, wo Mozart viel bei ihm verkehrte. Friedrich der Große schätzte ihn sehr hoch. — Joseph Toëschi, 1724 bis 1788, Violinist am Mannheimer Orchester, Komponist erfolgreicher Sinfonien und Ballette.

das Meisterwerk der französischen Musik, „Castor und Pollux" von Rameau, zur Aufführung brachte, konnten diese beiden nicht einmal den ganzen ersten Akt aushalten; ich selbst mußte jedoch, so wehe es meinen Ohren tat, bis zum Ende bleiben, da ich dem Herzoge den Eindruck schildern sollte, den dieses erste Pariser Theater auf mich machen würde. Die Kostüme und Dekorationen lagen in den Händen des berühmten Boucher[24]): sie waren weit mehr geschmackvoll, elegant und kostbar als historisch getreu und stilgerecht. Indes machten gerade sie und besonders auch die Ballette, in denen Vestris, der „Gott des Tanzes", wie er sich selbst nannte, die Gardel, Allard und Guimard[25]) tanzten, das größte und sogar vielleicht das einzige Verdienst der Oper aus. Hätte man durch die Gunst Apolls während des Gesanges oder vielmehr Geschreies der Sänger taub und blind werden können, um die häßlichen Grimassen nicht sehen zu müssen, durch die sie dabei ihr Gesicht entstellten, so wäre dieses Schauspiel wahrhaft glänzend und sinnberauschend gewesen.

Ich erzählte dem Herzog von der Flucht der beiden Mannheimer Musiker, welche das Gekreisch und Herunterleiern schon vor Ende des ersten Aktes vertrieben hatte, worüber er aus vollem Herzen lachen mußte. „Und Er," fuhr der Fürst fort, „wie hat denn eigentlich Er selbst die Sache gefunden? Denn ich vermute, daß er nicht mit Wendling ausgerissen ist." „Eurer Hoheit zu dienen bin ich geblieben. Die Kostüme und die Szenerie habe ich herrlich befunden, die Ballette prächtig, ja sogar bezaubernd; aber was den Gesang betrifft, so habe ich mir schließlich die Ohren zugehalten und die Augen halb geschlossen,

[24]) Boucher, François, 1703 bis 1770, zu seiner Zeit hochgefeiert, Schüler von Lemoine, der echte Maler des sich in heiterem Lebensgenuß und Lüsternheit auslebenden 18. Jahrhunderts. Mannlich wurde später dessen Schüler.

[25]) Mit dem Italiener Vestris, 1729 bis 1808, dem Mannheimer Gardel (Maximilian Leopold), 1741 bis 1787, Mlle. Marie Madeleine Guimard, 1743 bis 1816, und Mlle. Allard nennt Mannlich die glänzendsten Namen des damals besonders gepflegten hervorragenden Balletts, wie sie die Pariser Oper seitdem nie mehr aufzuweisen hatte. Am bedeutendsten war vielleicht doch Mlle. Guimard, die nach dem Zeugnis der Zeitgenossen ihresgleichen überhaupt nie gehabt haben soll und auch infolge ihres ungeheuren Luxus — sie hatte in ihrem Hause einen eigenen Theaterraum für 500 Personen eingerichtet — im gesellschaftlichen Leben eine Rolle spielte. Über Vestris vgl. Gaston Capon, Les Vestris. 1730 bis 1808. Paris 1908.

um auf diese Weise nur Bewegung und Darstellung der Sänger zu sehen, und zu finden, daß ihr Spiel ganz vortrefflich war." „Ich bin zwar wohl zufrieden mit Seinem Urteil," erwiderte der Herzog, „hüte Er sich indessen, den Parisern zu sagen, daß er seinen Augen und Ohren einen Dämpfer aufgesetzt hat, um die französische Musik an der Oper überhaupt anhören zu können; man würde Ihn sonst steinigen."

Da ich bis dahin nur wenig von Paris gesehen hatte, stürzte ich mich in das Getriebe der Straßen, um die Stadt kennen zu lernen. Noch mehr aber lag mir daran, die verschiedenen Kunstwerke zu studieren, die sie in sich barg. Gemeinsam mit einem Verwandten Wendlings, einem Bildhauer, der seit Jahren in Paris ansässig war, unternahm ich täglich Kunstwanderungen durch die Stadt. Zuerst brachte mich mein Führer nach Notre-Dame, wo mich Le Sueurs und Jouvenets große Werke in Bewunderung versetzten, in das Hotel Dieu mit Natoires[26]) schönster Schöpfung, ohne zu ahnen, daß er einst mein Direktor an der französischen Akademie in Rom sein würde; dann zum Luxembourg, wo ich die berühmte von Rubens gemalte Galerie und eine Gemäldesammlung verschiedener großer Meister bewunderte. Die Sintflut von Poussin machte auf mich den tiefsten Eindruck. Von da aus ging es zu den Kartäusern am Ende der Stadt. Ich ward nicht müde, dort die Meisterwerke Le Sueurs anzustaunen, die das Leben des heiligen Bruno darstellen.

Jene herrlichen Gemälde waren seit mehr als einem halben Jahrhundert in den Arkaden des Klosterkreuzganges den Unbilden des Wetters, der Barbarei des Volkes und der Geringschätzung der Mönche ausgesetzt. Mehrere der schönsten Köpfe waren sogar sorgfältig mit einem Messer abgekratzt worden. Alle Ehre dagegen dem niederen Volke Italiens! Niemals, selbst bei den blutigsten Aufständen, hat es sich an den Meisterwerken der Kunst vergriffen! Wir besuchten auch noch die Galerie des Herzogs von Orleans im Palais-Royal, den Louvre, die Invalides und die Kirche Val-de-Grâce. Alle diese Wanderungen hatten wir zu Fuß zurückgelegt und auf diese Weise die Stadt von einem Ende zum andern durchquert. Ich begann mich allmählich in Paris heimisch zu fühlen und konnte die Tuilerien,

[26]) Charles Joseph Natoire, Maler und Radierer, 1700 bis 1777, Direktor der französischen Akademie zu Rom von 1751 bis 1774. Sein Hauptwerk ist die Ausschmückung der Kirche S. Luigi dei Francesi.

das Palais-Royal und die verschiedenen Theater ohne Führer finden. Alltäglich berichtete ich dem Herzog von meinen Streifzügen und von dem, was auf mich ganz besonderen Eindruck gemacht hatte. „Morgen früh werde ich Ihn zur Clairon führen; halte Er sich gegen Mittag bereit!" sagte zu mir eines Tages der Herzog; „auch lasse ich bei Vanloo anfragen, wann man am besten bei ihm vorsprechen kann."

Mlle. Clairon trafen wir nachlässig auf ein Ruhebett hingestreckt, über welchem das von Vanloo gemalte Bild[27]) hing. In gewählten Worten entschuldigte sie sich, uns im Liegen empfangen zu müssen, da sie leidend sei. Der Herzog rückte sich einen Lehnstuhl an ihre Seite und fragte, was ihr denn eigentlich fehle. „Es ist ein hysterisches Leiden, das mich quält und martert." Unterdessen musterte sie mich mit großen Augen von Kopf bis zu Fuß, so daß ich meinen Blick zu Boden senkte, so oft ich dem ihren begegnete. Der Herzog scherzte über die Art ihrer Erkrankung und flüsterte ihr Mittel zu, welche die berühmte Schauspielerin indes schon längst erschöpft hatte. „Ich zweifle an deren Wirksamkeit," sagte sie schmollend; „meine Heilung ist nicht so einfach als Sie glauben mögen, gnädiger Herr." In respektvoller Entfernung war ich zur Seite geblieben und konnte die Antwort nicht verstehen, die ihr der Herzog noch ziemlich laut ins Ohr gesagt hatte, und die ihr ein Lächeln entlockte. Dann erst wurde ich vorgestellt als ein junger Künstler, der den ersten Schritt in die große Welt wagt und sich in Paris an den berühmten Meistern und Kunstwerken aller Art zu bilden sucht. „Ah, der junge Herr ist Maler," sagte liebenswürdig die moderne Melpomene.

Ich verbeugte mich tief, sah sie dabei fest an und betrachtete vergleichend das Porträt, das über ihr hing. „Gegenwärtig gleicht es mir nicht im geringsten," sagte sie zu mir, „denn ich bin ungeschminkt, krank, niedergeschlagen." „Sie stellen auf dem Bilde Medea vor, gnädiges Fräulein, aber (Vanloo möge mir verzeihen) Mlle. Clairon gefällt mir besser so wie sie ist, als die schöne Zauberin." Mit feinem Lächeln und leichtem Neigen des Kopfes stimmte sie mir zu. „Den Rahmen, der sehr schön ist, wie Sie sehen, hat mir der König zum

[27]) Dieses Bild Karl Vanloos, ein Geschenk der Fürstin Galitzin an Mlle. Clairon, hält den Augenblick im 5. Akt von Longepierres „Medea" fest, in welchem diese nach Ermordung ihrer Kinder vor den Augen Jasons auf einem Wagen in die Wolken auffährt.

Geschenk gemacht." Um daran keinen Zweifel aufkommen zu lassen, fand sich über ihm mit großen Buchstaben geschrieben: Geschenk des Königs an Mlle. Clairon. Aber trotz dieser besonderen Gunstbezeigung wurde diese Schauspielerin kurze Zeit darauf nach For-l'Evêque[28]) geschickt, weshalb sie sich bald nachher vom Theater für immer zurückzog. Nach ihrer Rückkehr aus dem Gefängnis beklagte sie sich deswegen Mlle. Arnould[29]) gegenüber mit der ganzen Emphase einer Tragödin und schloß ihren Wortschwall mit dem Satze: „Der König ist Herr über mein Leben und meine Habe, aber nicht über meine Ehre." „Da haben Sie freilich recht, meine Liebe," erwiderte jene und ahmte dabei ihren Tonfall nach: „Wo nichts ist, hat der König das Recht verloren."

Als wir die berühmte Schauspielerin verließen, war es schon zu spät, um noch Karl Vanloo aufzusuchen. Anstatt dessen nahm mich der Herzog mit zu seinem Buchhändler, kaufte mir die Werke von Homer, Virgil, Horaz, Plutarch, die Geschichte des Altertums von Rollin[30]), Abbé du Bos[31]) und einige andere Bücher; mit den Worten: „Es ist gut, diese Bücher selbst zu besitzen und sie in den Mußestunden immer zur Hand zu haben," gab er sie mir zum Geschenk.

Täglich, von früh bis spät, war ich auf den Beinen, um die Sammlungen der Kunstliebhaber, Kirchen, Galerien und Bibliotheken, kurz alles zu sehen, was zur Kunst oder Wissenschaft in Beziehung stand, womit Paris so überaus reich versehen war. Der Name des Herzogs von Zweibrücken öffnete mir Tür und Tor; denn alle Welt kannte, liebte und verehrte ihn. Den größten Teil seiner Zeit brachte der Herzog in Versailles bei seinem Freunde, dem Könige zu. In-

---

[28]) Pariser Gefängnis, 1780 zerstört. Vgl. Frantz Funck-Brentano, La Bastille des Comédiens: le For-l'Évêque. 7e éd. Paris 1905.

[29]) Madeleine Sophie Arnould, 1744 bis 1802, berühmte Opernsängerin, aber auch durch ihre Witze und Bonmots bekannt, war die erste Interpretin der Iphigenie und Eurydike in den beiden Gluckschen Opern.

[30]) Charles Rollin, 1661 bis 1741, veröffentlichte von 1730 bis 1738 seine 13bändige „Histoire ancienne", die damals größten Erfolg hatte. Friedrich der Große stand als Kronprinz mit ihm in lebhaftem Briefwechsel.

[31]) Jean Baptiste Dubos, Abbé, 1670 bis 1742, dessen vielgelesene und oft aufgelegte „Réflexions critiques sur la poésie et la peinture", Paris 1719, Mannlich durch die Vermittlung von Abbé Maillot schon bekannt waren. Sein Hauptwerk ist die „Histoire critique de l'établissement de la Monarchie françoise dans les Gaules", Paris 1734, 3 Bände.

folgedessen wurde mein Besuch bei Vanloo[32]) immer mehr hinausgeschoben, bis endlich Mr. Greff, der im Hause des berühmten Künstlers aufs freundschaftlichste verkehrte, den Auftrag erhielt, mich dort einzuführen.

Zuerst brachte er mich zu Mme. Vanloo, welche meine Vorstellung bei ihrem Gemahl vermitteln sollte. Sie empfing mich mit wohlwollender Liebenswürdigkeit. „Ich habe auch Söhne in Ihrem Alter," sagte sie zu mir, „und würde mich sehr freuen, Sie als deren Freund zu wissen; kommen Sie oft zu uns und betrachten Sie mein Haus als das Ihre! Ich werde Ihnen heute abend die Zeit mitteilen lassen," fuhr sie fort, sich an Mr. Greff wendend, „die Ihnen mein Mann bestimmen wird. Aber jetzt müssen Sie mir helfen, die Musikalien durchzusehen, die ich soeben aus Italien erhalten habe." Sie setzte sich auch sogleich ans Klavier, Greff nahm seine Violine, und ich bekam eine meisterhaft vorgetragene Arie zu hören, die mich entzückte. Mme. Vanloo war die Tochter des Leibarztes des Königs von Sardinien. Sie war es, welche die italienische Musik in Frankreich bekannt und beliebt gemacht hatte. Künstlerin ersten Ranges, veranstaltete sie oft Konzerte in kleinem Kreise, zu denen die vornehmste Gesellschaft von Paris geladen war.

Beim Nachhausegehen äußerte ich mein Befremden über die Schwierigkeit, zu Herrn Vanloo zu gelangen. „Glauben Sie ja nicht," erwiderte mir Greff, „daß er sich aus Großtuerei oder Eitelkeit unsichtbar macht; er ist der beste Mensch von der Welt, frei von jeglicher Anmaßung, dazu Künstler im vollsten Sinne des Wortes, der sich mit seiner Kunst nur zu sehr abquält, und wenn er sich ihr, in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, mit ganzer Seele hingegeben hat, ist er für niemand mehr zugänglich. Folgendes Ereignis möge es Ihnen beweisen: Vanloo malt zur Zeit an einem großen Gemälde »Das Opfer Iphigeniens«[33]) für König Friedrich von Preußen. All die tiefe

[32]) Charles André (Carle) Vanloo, 1705 bis 1765, neben Boucher der gefeiertste Maler des 18. Jahrhunderts in Frankreich, seit 1762 erster Maler des Königs. Er war verheiratet mit der italienischen Sängerin Christine Somis aus Turin.

[33]) Das Gemälde „Le Sacrifice d'Iphigénie", zu dem damals eine eigene 24 Seiten starke Erklärungsschrift, „für diejenigen, denen das Verständnis dafür fehlt", veröffentlicht wurde, kam in den Marmorsaal nach Sanssouci.

Verehrung, die der Künstler diesem Helden entgegen bringt, veranlaßt ihn zu den äußersten Anstrengungen, sich selbst zu überbieten. Ganz Paris ist auf das Bild gespannt und kann es kaum erwarten, bis es vollendet und öffentlich ausgestellt ist. Die Tür seines Ateliers, obwohl versperrt, ist unaufhörlich belagert von jenen, die sich nicht mehr zu gedulden wissen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß sich selbst der Erzbischof von Paris unter ihnen befand, in der Meinung, für ihn müßte sich die Tür öffnen, sobald er sich nur zeigte. Als sie jedoch verschlossen war, pochte einer seiner Kavaliere. Keine Antwort. Er klopfte stärker; gleiches Schweigen. Der dienstfertige Höfling wähnte das Hindernis endlich zu besiegen, klopfte von neuem an und nannte dabei den Namen des Herrn Erzbischofs von Beaumont. Vanloo, ganz außer sich ob dieser Hartnäckigkeit, schrie in vollem Zorn: »Lassen Sie mich in Ruhe und scheren Sie sich zum Teufel!« Den Erzbischof kränkte diese Äußerung umsomehr, als er einige Zeugen bemerkte, die nur mit Mühe das Lachen unterdrückten und sicherlich nicht verfehlen würden, diesen mißlichen Vorfall in Paris zu verbreiten. Er beklagte sich daher in Versailles über die schwere Beleidigung, die man seiner Würde angetan hatte.

»Wer war es denn, der sich erlaubte, Euch zu beleidigen?« fragte ernst der Monarch. »Vanloo, Majestät«; und nun wiederholte der Erzbischof in größter Entrüstung den ganzen Vorgang. »Ich danke Euch, lieber Erzbischof, für den Wink, den Ihr mir gegeben habt. Ich hatte gleichfalls nicht wenig Lust, das Gemälde zu besichtigen, und bei der Laune, die ich an meinem großen Künstler kenne, wenn ihn die Begeisterung für seine Kunst gepackt hat, hätte mir leicht dasselbe wie Euch widerfahren können. Jetzt, da ich aber gemahnt bin, lasse ich vorher bei ihm anfragen, um ihn nicht zu stören.« Nach dieser dem Erzbischof erteilten Lektion kehrte ihm Majestät den Rücken und sprach von anderen Dingen."

Noch am gleichen Abend fanden wir, als wir vom Theater nach Hause gekommen waren, ein Billett von Mme. Vanloo vor, das uns für den nächsten Tag, früh acht Uhr, zu ihrem Manne bestellte. Wir betraten also zur bestimmten Stunde das Atelier des Künstlers im Louvre. In Betrachtung versunken, saß er gerade vor seinem großen Gemälde, während ihm sein Diener die Palette mit Farben

füllte. Der Empfang von seiner Seite war von ungezwungener Liebenswürdigkeit, die mir sogleich Vertrauen einflößte. Vanloo erkundigte sich, was ich an Galerien und Sammlungen in Paris schon gesehen habe, und ich zählte ihm jene auf, in denen ich bereits gewesen war. Auch fragte er mich, welcher Meister auf mich den tiefsten Eindruck gemacht habe, worauf ich ihm ohne Zögern Raffael nannte. „Sie haben keinen üblen Geschmack. In Ihrem Alter liebt man sonst gewöhnlich das Effektvolle; danach verspreche ich mir etwas von Ihrer Veranlagung. Hüten Sie sich indes wohl, ihm nachahmen zu wollen, denn Sie würden ihn ja doch nie erreichen, aber kalt wie Eis werden." Nach diesen wenigen Worten wandte er sich zu Greff und überließ mich der Betrachtung seines Bildes, das mich aufs tiefste berührte. Die Kühnheit und Sorgfalt in der Ausführung setzten mich in Erstaunen; Farbenfrische und Bewegung in der Komposition wirkten verblüffend und rissen mich zu aufrichtiger Bewunderung hin. Ich hatte und konnte ja noch unmöglich feste Grundsätze in der Beurteilung einer so schwierigen Kunst haben, wie es die Malerei ist, und wenn auch mein Verstand nicht immer das billigte, was meinen Augen gefiel, so geriet ich doch jedesmal bei etwas Neuem in Verwirrung und ließ mich gewöhnlich durch die Sinne blenden. Das währte jedoch nur so lange, bis sich mir ein wahrhaft schönes Werk darbot, das dann mein Urteil wieder auf den rechten Weg zurückführte. Vanloos Gemälde überraschte mich durch seine Größe, Wirkung, das kräftige Kolorit, die vollendete Technik, vor allem aber wegen der Berühmtheit, deren sich der Schöpfer erfreute. Denn diese imponiert und muß einem jungen Künstler imponieren. Je länger ich mich aber in das Bild versenkte, desto mehr kühlte sich mein erster Eindruck ab. Glücklicherweise unterhielt sich Vanloo mit seinem Freunde so lebhaft über andere Dinge, daß er meiner nicht achtete und diesen Wechsel in meiner Stimmung nicht gewahr wurde. Man reichte ihm nun seine Palette: das war das Zeichen, uns zurückzuziehen. Er forderte mich noch auf, ihm meine Arbeiten zu zeigen und ihn in seiner Familie zu besuchen. Hierauf sprachen wir noch bei Mme. Vanloo vor. Man musizierte, und ich sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Male ihren Sohn Cäsar, der bald mein Freund wurde.

Nach wie vor besuchte ich noch eifrig die Theater, zuweilen belustigte ich mich an dem stadtbekannten seiltanzenden Affen, den Gauk-

lern und Taschenspielern auf den Boulevards und den kleinen Komödien bei Nicolet[34]). Auch sah ich oft dem berühmten Comus[35]), seinem Pikettspiel und seiner lesenden Sirene zu. Nachdem ich auf diese Weise Paris zur Genüge kennen gelernt hatte, verblieb mir nur noch, den König, seinen Hof und Schloß Versailles zu sehen. Herzog Christian war bereits dort; ich selbst folgte ihm in einem Wagen, einem sogenannten pot de chambre[36]), an einem Sonnabend nachmittag nach. Sonntag morgens sah ich den König in feierlichem Zuge zur Messe schreiten. Ich begab mich zur Kapelle und hatte dort reichlich Muße, den Monarchen während des Gottesdienstes genau zu beobachten. Die ausgesprochen edlen und sanften Züge seines Gesichts waren dazu angetan, Gefühle der Ehrfurcht und Liebe zu erwecken, die jedoch seine Schwachheit nach und nach wieder aus dem Herzen seines Volkes verdrängte.

Nachmittags durchwanderte ich, obgleich es Winter war, den Park. Abends kehrte ich ins Schloß zurück, um dem großen Diner des Königs als Zuschauer beizuwohnen. Es hatten sich bereits viele junge, schöne Frauen und Mädchen eingefunden, auch Herren jedes Alters, die in den Saal einzutreten wünschten. Der wachhabende Offizier, der wohl wußte, was den Augen Sr. Majestät gefallen würde, gewährte zwölf bis fünfzehn der Schönsten Einlaß, zum großen Leid der Zurückbleibenden.

Erst später einmal erfuhr ich, daß sich jene Damen nur deshalb zum großen Diner meldeten, da sie hofften, dem Könige bei seinen „Menus-Plaisirs“ im Parc-aux-Cerfs dienen zu dürfen. Nachdem der Offizier den Auserkorenen ihren Platz im Saale angewiesen hatte,

[34]) Jean Baptiste Nicolet, 1710 bis 1796, Leiter einer Komödiantentruppe, die auf den großen Jahrmärkten und in der Zwischenzeit auf dem Boulevard du Temple zuerst Marionettenspiele, dann die kleinen Stücke des alten Repertoires der Comédie Italienne und Opéra Comique aufführte, wobei Nicolet selbst die Liebhaber- und Hanswurstrollen gab.

[35]) Pseudonym für einen sehr gewandten Taschenspieler und Zauberkünstler, dessen wahren Namen man nie kannte. Comus nannte er sich nach dem großen Physiker Ledru-Comus und legte sich außerdem den Reklametitel „premier physicien de France“ bei.

[36]) Eine Art unbequemer Mietwagen für vier Personen, besonders von den Hofleuten zu ihren Fahrten nach Versailles benutzt. Der Fahrpreis betrug 12 Sous für die Person.

begab er sich zu den anderen noch neugierig Harrenden zurück und sagte: „Meine Damen und Herren! Der große Speisesaal ist besetzt, und für heute habe ich nicht mehr das Vergnügen, Ihnen Eintritt zu gewähren." Bei diesen Worten begann man sich zurückzuziehen; ich blieb indessen noch stehen und sah den Hauptmann mit bittender Miene an, was er wohl bemerkte. „Ich kann Sie nicht mehr einlassen," sagte er höflich zu mir.

„Ich bin ein Fremder, aus Zweibrücken und eigens nach Versailles gekommen, um . . ."

„Sind Sie dem Herzoge bekannt? Nehmen Sie sich in acht! Er weilt nämlich zur Zeit hier."

„Das weiß ich wohl, hatte ich doch heute morgen schon die Ehre, ihm meine Aufwartung zu machen; ich wohne auch in seinem Palais in Paris."

„Dann freilich kommen Sie mit mir; ich werde Ihnen einen guten Platz verschaffen."

Und in der Tat wies er mir einen Lehnstuhl an, der altmodisch in der Form, aber reich mit Gold verziert und mit karmesinrotem Samt überzogen war. Die Tafel war hufeisenförmig aufgeschlagen; im inneren Bogen standen die Haushofmeister in Galakleidern, um ihres Amtes zu walten. Auf dem Tische selbst lagen in großen Zwischenräumen drei Gedecke: das des Königs, der Königin und der Dauphine, während für den Dauphin, seine beiden Prinzessinnen-Schwestern und den Herzog von Zweibrücken an jenem Abend in den sogenannten kleinen Appartements gedeckt war. Als nun alles bereitstand, benachrichtigte man den Hof, und der König erschien in feierlichem Zuge, in dem sich auch ein Kardinal befand. Hierauf reichte der Dauphin, ein entfaltetes Tuch über den Arm gelegt, dem Könige ein silbernes Becken zum Waschen der Hände, der sich dann, ebenso wie die Königin und die Dauphine, an der Tafel niederließ. Hinter ihnen schlossen sich die Höflinge in Gruppen zusammen und beobachteten gleich den Majestäten tiefstes Schweigen. Diese ehrfurchtsvolle Stille wurde erst in dem Augenblick unterbrochen, als der König das Glas zum Munde führte und zugleich einer der Haushofmeister mit lauter Stimme verkündete: Le Roi boit! Die Majestäten aßen mit vorzüglichem Appetit, und die großen schwarzen Augen des Königs ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem Kreise der hübschen

Mädchen und Frauen, die ihm gegenüber ihren Platz gefunden hatten.

Die Katze der Königin, ein grauer, schwarzgestreifter Angorabastard mit weißgeränderten Augen, war ihrer Herrin mit in den Saal gefolgt. Gegen Ende des Mahles sprang sie plötzlich auf den Lehnstuhl neben mich und begann zu schmeicheln, als ob wir alte Bekannte wären. Ihr Behagen drückte sie durch wohliges Schnurren aus, das, dem Geräusche eines Spinnrädchens ähnlich, in der herrschenden Stille ganz deutlich vernehmbar war. Die Königin bemerkte die Zutunlichkeit ihres Lieblings gar wohl, lächelte darüber und flüsterte einem Kavalier, der hinter ihr stand, einige Worte zu. Dieser, durch das Gebaren der Katze aufmerksam gemacht, erwiderte mit lachender Miene, und aller Augen waren plötzlich auf mich gerichtet. Die Gunst dieser Katze, die so viel galt, hatte mir jene verschafft, vom Hofe bemerkt worden zu sein. Und seitdem hat mich reiche Erfahrung gelehrt, daß es im Leben oft nicht viel mehr bedarf, sein Glück zu machen.

Am folgenden Tage kehrte ich wieder nach Paris zurück und stürzte mich von neuem in dessen lärmendes Treiben, das jedoch stets nur eine gewisse Leere und das Gefühl des Unbefriedigtseins in meinem Innern zurückließ.

Durch Fontenet lernte ich den berühmten Fréron[37]) kennen, der häufig zu uns in das Palais kam; durch Ravanel[38]) den in ganz Europa bekannten Le Lièvre[39]), dessen Wunderbalsam, wenn er auch

[37]) Elie Catherine Fréron, 1719 bis 1776, schon seit 1735 Journalist, kein bedeutender Schriftsteller, aber von gesundem Verstand, Urteil und literarischem Geschmack. Vor allem bekannt als Herausgeber der seit 1754 jährlich in 8 Bänden erscheinenden äußerst erfolgreichen „Année littéraire“, die gegen die Enzyklopädisten gerichtet war; nicht minder durch seine erbitterte Feindschaft mit Voltaire, den er auf jede Art Zeit seines Lebens bekämpfte. Voltaire erwiderte diese Angriffe in gehässigster Weise.

[38]) Intendant am herzoglichen Hofe in Zweibrücken.

[39]) Le Lièvre, Apothicaire-distillateur du Roi, war damals eine europäische Berühmtheit durch seinen Beaume de Vie, ein Lebenselixier, mit dem man die unglaublichsten Wunderkuren bei allen Krankheiten machte, wo jede ärztliche Hilfe versagte. Jeder Flasche war eine besondere Broschüre mit Gebrauchsanweisung und dem Abdruck von Anerkennungsschreiben hochgestellter Persönlichkeiten kostenlos beigegeben. Der große Erfolg dieses Mittels hat natürlich verschiedene Nachahmungen veranlaßt.

gerade nicht Tote zum Leben zu erwecken vermochte, wie er in seiner Reklame behauptete, doch wenigstens seinem Erfinder bedeutenden Reichtum einbrachte. Fréron war ein heiterer Geselle, liebenswürdig und auch das, was man einen Bonvivant nennt. Sein dunkles Auge, der durchdringende Blick und das blühende Aussehen seines gebräunten Gesichts sprachen von Geist, Frohsinn, Gesundheit und einer Offenherzigkeit, die er bei seinem Hang zur Satire oft bis zur Unbesonnenheit übertrieb und sich hierin auch trotz seiner verschiedentlichen Reisen in die Bastille nicht besserte. Le Lièvre war klein an Gestalt und schon viel zu bejahrt für seine junge und hübsche Frau, auf die er gewaltig eifersüchtig war, ohne es jedoch scheinen zu wollen. Sie war daher für die Freunde des Hauses kaum je sichtbar als bei Tische; täglich lud er drei bis vier von ihnen zu Gaste und forderte auch Ravanel und mich eines Tages hierzu auf.

Zu gleicher Zeit mit uns betrat auch Mme. Le Lièvre den Speisesaal: eine Frau von etwa fünfundzwanzig Jahren, groß, schön gewachsen und sehr elegant gekleidet. Ihre schmachtenden, sehnsuchtsvollen Augen und bleichen Wangen verrieten zur Genüge, daß es nicht Liebe war, die ihr Schicksal an das des berühmten Apothekers gekettet hatte. Sie schien erstaunt, mich unter den Geladenen zu erblicken; ich betrachtete sie meinerseits mit aufrichtigem Mitleid. Ravanel, der dies bemerkte und die Verhältnisse im Hause genau kannte, sagte zu mir auf deutsch: „Sehen Sie doch, bitte, die Herrin des Hauses nicht so auffällig an; der Ehemann ist eifersüchtig!“

Unterdessen bot Le Lièvre sämtlichen Gästen von seinem Wunderbalsam an; die Reihe kam auch an mich, und ich mußte einen großen Löffel davon hinunterschlucken, ehe man sich zu Tische setzte. Le Lièvre hatte ebenso wie seine Frau eine reichliche Dosis eingenommen, was mir ein Beweis dafür schien, daß er selbst vollstes Vertrauen auf die Wirksamkeit seines Mittels hatte. Während der ganzen Mahlzeit unterhielt man sich ausschließlich von seiner trefflichen und heilbringenden Erfindung, und auch er fand des Lobes darüber kein Ende. „Ich geize keineswegs mit meinem Balsam,“ sagte er unter anderem, „gebe auch meinen Dienstboten davon, so oft sie ihn zu benötigen glauben. Alltäglich lasse ich sogar meiner Kuh ein Fläschchen voll eingeben, damit ihre Milch gesünder und aromatischer wird. Sie werden sich später ja selbst beim Kaffeetrinken davon überzeugen und mir dann Ihre Meinung sagen.“ Die Mahnung Ravanels hatte ich so gewissen-

haft befolgt, daß der eifersüchtige Alte, mit mir zufrieden, mich noch zu wiederholten Malen zu sich einlud; freilich mußte ich dabei den Balsam stets mit in Kauf nehmen.

Zu Beginn der Fastenzeit stellte mich eines Morgens der Herzog dem „Maler der französischen Grazie", Mr. Boucher, vor. Diesen trafen wir gerade in seinem Naturalienkabinett, welches durch die Schönheit und Erlesenheit seiner Sammlungsgegenstände und hauptsächlich durch die Anordnung einzig in seiner Art war. Der Herzog, der große mineralogische Kenntnisse besaß,[40]) unterhielt sich darüber lange Zeit und versprach ihm Quecksilberadern von besonders interessanter Bildung, die sich nur im Herzogtum Zweibrücken vorfänden. „Dieser junge Künstler hier, der mir sehr lieb ist, und den ich Ihnen hiermit empfehle, wird Ihnen bei meiner nächsten Reise nach Paris eine Kiste davon mitbringen. Er soll mich nur bei meiner Rückkehr nach Zweibrücken an dies Versprechen erinnern." Boucher nahm mich herzlich auf und versicherte mir, daß wenn der Fürst mich ihm anvertrauen wolle, er seinen Segen dazu gebe.

Unterdessen hatte sich auch Mme. Boucher, noch im Morgenkleide, bei uns eingefunden. Ihre Schönheit und ihr frisches Aussehen setzten mich in Erstaunen. Der Herzog plauderte mit ihr wie mit einer alten Bekannten. Während wir die Treppe im Louvre hinabstiegen, konnte ich mich nicht enthalten, die große Schönheit Mme. Bouchers besonders zu rühmen. „Er hätte sie vor zwanzig Jahren kennen sollen, mein lieber Mannlich," erwiderte der Herzog, „sie war damals nicht allein die schönste Frau von Paris, sondern von ganz Frankreich. Mein Bruder und noch viele andere waren sterblich in sie verliebt. Aber sie alle schmachteten vergeblich, denn die junge Frau war nicht weniger tugendhaft als schön, und deshalb allgemein geliebt und geachtet. Sie zählt jetzt mindestens vierzig Jahre und kann noch immer zu den schönen Frauen von Paris gerechnet werden; daran sieht Er, wie es sich lohnt, wenn man in der Jugend vernünftig ist!"

Durch Fontenet hatte ich auch die Bekanntschaft von Philidor[41])

---

[40]) Über die Liebhaberei Christians IV. für die Chemie vgl. Emil Heuser, Die Pfalz-Zweibrücker Porzellanmanufaktur. Neustadt a. d. H. 1907, S. 131 ff.

[41]) François André Danican Philidor, 1726 bis 1795, aus alter Komponistenfamilie; als Schachspieler nicht weniger berühmt wie als Komponist erfolgreicher komischer Opern, um deren künstlerische Ausgestaltung er sich neben Monsigny sehr verdient gemacht hat.

gemacht, jenem ersten Verkünder wahrhaft guter Musik in Paris. Er teilte das Geschick aller Vorläufer eines großen Propheten; er wurde anfänglich ausgepfiffen und verfolgt. Zwei Jahre hatte er an seiner Oper „Tom Jones" gearbeitet, die vollständig durchfiel, ja die man sogar bei ihrer Erstaufführung an der italienischen Komödie nicht einmal zu Ende spielen ließ. Philidor, auch sonst kein Glückskind, wurde durch diesen Schlag gänzlich zugrunde gerichtet. Unser Herzog, der sich für ihn interessierte und ihm sämtliche Opernpartituren von Jommelli, Traetta, Holzbauer[42]) und anderen Komponisten des Mannheimer Theaters verschafft hatte, um ihm aus der französischen Psalmodie herauszuhelfen, trat für ihn aufs entschiedenste am Hofe Ludwigs XV. ein. Darauf ließ der Herzog von Orléans die Arien aus „Tom Jones" vor kleinem Kreise im Palais-Royal vortragen und die Oper selbst später auf seinem Privattheater aufführen. Das Lob, das der König darüber vernahm, bestimmte ihn, sie auch für das Theater des Hofes zu verlangen, und „Tom Jones" kam auch wirklich, mit größtem Beifall aufgenommen, in Versailles zur Aufführung. Das Publikum, über sein Urteil beschämt, begehrte das Stück einige Zeit nachher, forderte jedoch verschiedene Verbesserungen, da es seinen Mangel an musikalischem Verständnis nicht zugestehen wollte. Philidor brachte es mit scheinbaren Korrekturen wieder auf die Bühne, ohne jedoch in der Tat auch nur eine Note daran geändert zu haben. Man erhob es bis in den Himmel, gerade ein Jahr, nachdem es durchgefallen war, zu Anfang 1766.[43]) Es behauptete

[42]) Die Opern „Artaserse", „Demetrio", „Ifigenia in Aulide", „Cajo Fabrizio" des berühmten Komponisten der neapolitanischen Schule Jommelli, 1714 bis 1774, (vgl. Hermann Abert, Niccolo Jommelli als Opernkomponist, Halle 1908), und Tomaso Traettas, 1727 bis 1779, „Sophonisba" waren am Mannheimer Theater sehr beliebt und mit großem Erfolge gegeben worden. Wir ersehen daraus, wie rege die Pflege der italienischen Musik und die Beziehungen zu den italienischen Künstlern am prachtliebenden kurpfälzischen Hofe waren. — Ignaz Holzbauer, 1711 bis 1783, war im Jahre 1753 als Kapellmeister und Hofkomponist nach Mannheim berufen worden, dessen musikalisches Leben er in den fünfziger Jahren fast ausschließlich beherrschte. — Über das musikalische Leben am Mannheimer Hofe vgl. Friedrich Walter, Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig 1898.

[43]) „Tom Jones" wurde zum ersten Male am 27. Februar 1765 gegeben und am 29. Januar 1766 mit den Änderungen von Sedaine wieder auf die Bühne gebracht.

dreißig Tage nacheinander seine Zugkraft, und der Andrang war am letzten Tage noch ebenso stark wie am ersten. An der Tür des Theaters aber konnte man das unverschämte Epigramm lesen:

Tronc pour Philidor; et-
ron pour Poinsinet![44])

Der Augenblick unserer Abreise von Paris nahte, und ich ersehnte ihn mit Ungeduld. Die ständige Hast, all die gesellschaftlichen Verpflichtungen, das lärmende Treiben in den Straßen, die mannigfachen neuen Eindrücke, die mich täglich bestürmten: das machte mich müde und ließ mich nach der Ruhe und dem alten Freundeskreise in Zweibrücken und Mannheim seufzen. In dem bewegten Pariser Leben konnte ich niemals zu mir selbst kommen, geschweige denn, daß ich Muße fand, mich zu sammeln und meinen eigenen Gedanken nachzuhängen.

Nachdem ich Abschied genommen, kehrte ich auf dem gleichen Wege in Begleitung meiner alten Reisegefährten wieder nach Zweibrücken zurück, wo wir nach dreitägiger Fahrt abends anlangten. Ich tat mir nicht wenig auf die große Reise zugute, auf der ich so viel gesehen hatte, und nicht minder darauf, vom Scheitel bis zur Sohle nach neuester Pariser Mode gekleidet zu sein. Meine gute Mutter war darüber zwar nicht sonderlich erbaut, hatte aber doch beim Wiedersehen helle Tränen der Freude in den Augen. Eine Woche später reiste ich nach Mannheim und war glücklich, auch dort meine früheren Bekannten wieder zu begrüßen.

In diese Zeit meines damaligen Aufenthaltes fällt ein Ereignis, das mir heute noch, so oft ich daran denke, die Haare zu Berge stehen läßt. Täglich sah ich den kleinen Prinzen Max,[45]) der ungefähr sechs Jahre zählen mochte. Sein Kammerdiener und Unterhofmeister hatte den Befehl, weder bei Tag noch Nacht von seiner Seite zu weichen. Da er jedoch täglich wenigstens auf eine oder zwei Stunden seine Familie sehen wollte, vertraute er stets von ½2 bis ½4 Uhr nachmittags, während der Hof bei Tafel saß, den kleinen Prinzen meiner Obhut an. So trieben wir es schon geraume Zeit; nach dem

[44]) Geld für Philidor; Dreck für Poinsinet. Das des Reimes wegen auseinandergerissene Wort étron ist ein sehr derber Volksausdruck.

[45]) Der spätere König Maximilian I. Joseph von Bayern.

Mittagessen bei Lists[46]) suchte mich jedesmal zur bestimmten Stunde der Prinz in meinem Zimmer auf, das sich im Schlosse befand. Dort verweilte er mit mir, bis ihn Lebschée zum Spaziergange nach Mühlau oder Kaiserhütte abholte, wo wir stets einen kleinen Imbiß vorfanden. Neben meine Staffelei pflegte ich ein Tischchen zu stellen, auf welchem der Prinz zeichnete oder alte Stiche durchblätterte, die ich immer für ihn besorgte und ihm erklärte.

Eines Tages war die Unterhaltung während der Mahlzeit anregender und lebhafter als sonst, und so verblieben wir etwas länger wie gewöhnlich bei Tische. Ich beeilte mich daher nach Kräften, mich auf meinem Posten einzufinden. Als ich die Fenster von Mlle. Coraline[47]) passierte (einer von jenen französischen Ballettänzerinnen an der Oper, welche die Kurfürstin durch tugendhaftere Jungfräulein ersetzt wissen wollte), forderte sie mich auf, mit ihr ein Täßchen Kaffee zu trinken. Je mehr ich mich dagegen sträubte und entschuldigte, desto eifriger drängte sie in mich. Schließlich gab ich nach unter der Bedingung, nur für einen kurzen Augenblick zu verbleiben. Mlle. Coraline war sehr hübsch und verstand auch gründlich die Kunst zu gefallen, so daß aus diesem Augenblick fast eine halbe Stunde geworden war, ohne daß wir uns dessen bewußt wurden. Als ich nun die Tür meines Zimmers öffnete, schlug mir ein heftiger Luftzug entgegen, und ich machte mir Vorwürfe, ein Fenster offen gelassen zu haben.

Ich war wie vom Blitz getroffen, als ich in der nächsten Sekunde Tischchen und Stuhl des kleinen Prinzen sowie den meinen in tausend Trümmer zersplittert vor Augen sah. Der innere, zehn Fuß hohe Fensterladen aus dickem Eichenholz, den ich der Sonne wegen halb geschlossen hielt, hatte sich an der oberen Angel losgerissen und war gerade mit der kantigen Seite auf unsere beiden Stühle und den Tisch herabgestürzt, die er zerschmetterte. Von da war er auf den Parkettboden gefallen, in dem er eine halbdaumendicke Vertiefung hinterlassen hatte, um dann gegen einen Fensterflügel zurückzuprallen, den er vollständig hinausstieß. Der erste Gedanke, der sich meiner erregten Phantasie aufdrängte, war, den Prinzen, den ich von Herzen lieb hatte, zerschmettert in seinem Blute zu finden. Wie aber dieses

[46]) Vgl. S. 13 Anm. 6.

[47]) Mlle. Caroline Bocard, Tänzerin an der Mannheimer Hofoper.

furchtbare Ereignis dem Vater, seinen Onkeln, seiner Tante, der Kurfürstin, deren Abgott er war, mitteilen! Wäre ich doch mit dem Prinzen zusammen ums Leben gekommen und dadurch überhoben, der Bote dieses schrecklichen Unglücks sein zu müssen!

Während ich in solch traurige Gedanken versunken dastand, trat Prinz Max mit Lebschée ein. Sie wollten mir eben wegen meines zu langen Ausbleibens Vorwürfe machen, hielten aber plötzlich inne, als sie mich bleich und regungslos vor sich stehen sahen und der fürchterlichen Verheerung gewahr wurden, welche das Herabstürzen des Fensterladens verursacht hatte. Besonders war es Lebschée, der blaß und schwach vor Schrecken wurde: er fühlte die ganze Tragweite seiner Verantwortung bei dem Gedanken, wie entsetzlich es gewesen wäre, wenn der Prinz, der seinem Schutze anheimgegeben war, bei mir das Leben eingebüßt hätte. Wie nun dieser unseren Schrecken und sein zerbrochenes Stühlchen bemerkte, war auch er bestürzt über die Gefahr, welcher er glücklich entronnen war. Selbst heute noch, nach einer so langen Reihe von Jahren, erinnerte sich Se. Majestät König Max I. daran, und erst kürzlich bei einem Dejeuner beim Grafen Rechberg sagte er zur Königin: „Wenn dieser alte Libertin von einem Mannlich nicht eine Tasse Kaffee bei einer Tänzerin der Oper getrunken hätte, würde ich schon vor einem halben Jahrhundert das Zeitliche gesegnet haben.“ O göttliche Vorsehung, wie unbegreiflich sind deine Wege; es ist tatsächlich wahr, daß ohne die schönen schwarzen Augen von Mlle. Coraline die Linie Birkenfeld-Gelnhausen heute auf Bayerns Thron wäre.

Sobald der Hof von Mannheim für die Sommermonate nach Schwetzingen übergesiedelt war, fand sich auch Herzog Christian dort ein und brachte seinen Neffen Karl[48]) mit, der sich seit einiger Zeit in Zweibrücken niedergelassen hatte. Dieser junge Prinz war groß, von schöner Gestalt und für sein Alter sehr entwickelt; von ungewöhnlicher Scharfsichtigkeit, raschem Urteil, besaß er die Gabe zu gefallen, wann er nur wollte. Seit seiner Kindheit am prachtliebenden und glänzenden Hofe zu Mannheim erzogen, an dem man die Etikette aufs peinlichste beobachtete, hatte er sich daran gewöhnt, daß ihm alle Welt bei seinem Nahen huldigte. Die natürliche Folge war, daß

[48]) Ältester Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael, geb. 1746, später Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken, der Nachfolger Christians IV.

er sich über alle Menschen erhaben deuchte, sie verachtete und schließlich sogar hart gegen diejenigen wurde, die ihm wissentlich oder unwissentlich nicht den Willen taten und seinen Launen oder leidenschaftlichen Neigungen nicht nachgaben. Sein Onkel Herzog Christian, ein Fürst, würdig diesen Namen zu tragen, ein Herrscher in des Wortes vollster Bedeutung, gerecht, großmütig, gut, standhaft und streng, wenn es sein mußte, sah nicht ohne Kummer, daß sein Neffe und Nachfolger trotz der besten Veranlagung an diesem Hofe nicht zu dem werden konnte, was er aus ihm zu machen gedachte.

Es ist mir noch in Erinnerung, wie er einmal zu dem Oberst-Kämmerer Wachtendonck sagte: „Wenn es noch lange so weiter geht, ist mein Neffe verloren. Er muß sich natürlich als ein Wesen höherer Art dünken gegenüber all den häßlichen Kriechern, die vor ihm das Knie beugen und ihm die Hand küssen. So erzieht man keine Prinzen und bereitet sie für ihre künftige Bestimmung vor. Man muß sie vor allem zu Menschen heranbilden. Das eben ist's, was ich nun versuchen will; aber ich fürchte fast, daß es bereits zu spät ist." Aus diesem Grunde entfernte der Herzog den Prinzen Karl vom Mannheimer Hofe, um dessen Erziehung unter seinen Augen in Zweibrücken vollends zu überwachen; wo alle, die ihn umgaben, angewiesen waren, gegen ihn ohne niedere Schmeichelei höflich und dienstfertig zu sein und in keiner Weise seinen Launen und Leidenschaften nachzugeben. Sie hatten auch den Befehl, ihn zu beobachten und seinem Erzieher Herrn v. Kéralio darüber zu berichten, um nötigenfalls Maßnahmen dagegen treffen zu können. Auf diese Art versperrte man zwar den Schmeichlern die Tür, aber anderseits öffnete man sie zum Nachteile des jungen Prinzen den Angebern. Es befanden sich nämlich unter den Höflingen solche, die, um dienstbeflissen zu erscheinen, oft ungerecht waren und anstatt zu beobachten zu Späehern und gehässigen Berichterstattern wurden. Der Herzog vermeinte nun durch Strenge den Prinzen bessern zu können; dieser, von den Schmeichlern verlassen, sah seinerseits die geringfügigste Handlung hinterbracht und bestraft und glaubte sich stets von Spionen und Denunzianten umringt, die ihn nur zu verraten suchten. Er wurde infolgedessen zu einem Duckmäuser und äußerst mißtrauisch, eine Eigenschaft, von welcher noch bis zu seinem Lebensende bemerkbare Spuren in seinem Geiste und Charakter zurückblieben.

Nach einiger Zeit erhielt ich den Befehl, mich nach Zweibrücken zu begeben, wo ich zwei große, von Hien[49]) und Meyer[50]) für die Jägersburg gemalte Landschaften mit Figuren zu schmücken beauftragt war. Bei meiner Ankunft war ihre Arbeit noch nicht vollendet; ich folgte daher dem Hoflager nach diesem Jagdschloß. Jeden Morgen und nach den Mahlzeiten wanderte ich hinaus und suchte nach Motiven, die ich dann mit größtem Vergnügen zeichnete. Dieses Arbeiten, Sinnen und Betrachten unter freiem Himmel, inmitten einer herrlichen Landschaft, allein mit der Natur, übte auf mich einen unaussprechlichen Zauber aus, und dachte ich zufällig einmal an die düsteren und verräucherten Mauern der Mannheimer Akademie und die Lektionen des derben Verschaffelt, so überkam mich jedesmal ein Schauder, der meiner Hand den Stift entfallen ließ. Die Hofgesellschaft war sehr zahlreich und setzte sich größtenteils aus jungen Leuten zusammen; auch die Musik war ihr wie sonst auf das Land gefolgt, und man verbrachte reizende Abende. Da gab es weder Etikette noch Zwang, sondern allgemein herrschten Freiheit und Frohsinn. In diesem Kreise schien der Herzog der allseits verehrte Vater zu sein.

Nach seiner Rückkehr in die Stadt gab er mir den Auftrag, ein Familienbildnis zu malen. Es sollte die Gräfin Forbach[51]) mit den jungen Grafen darstellen, dem alten Baron Stein[52]) und dem Schloßverwalter der Gräfin, Henri, wie er gerade das Bildnis des Herzogs an die Wand hängt. Mein Entwurf fand den Beifall des hohen Herrn. Da er wünschte, mich daran arbeiten zu sehen, befahl er mir, nach Petersheim zu kommen, wo der Hof gewöhnlich während des Monats Oktober verweilte. Ich hatte auf dem Gemälde noch einiges

[49]) Daniel Hien, 1725 bis 1773, Schüler von Mannlichs Vater, von Christian IV. weiter ausgebildet, seit 1756 zu Zweibrücken in herzoglichen Diensten. Besser in seinen Landschaften als für das Porträt.

[50]) Meyer, Georg Friedrich, geb. um 1735, Hiens Schüler, Landschaftsmaler, gleichfalls von Herzog Christian begünstigt. Talentiert, aber auch sehr leichtfertig und ausschweifend, so daß der Herzog den jungen Mannlich vor seinem Umgange warnte. Nach dem Tode seines Gönners lebte er mit Jean Jacques Rousseau bei dem Marquis de Girardin zu Ermenonville, wo er bald nach diesem starb und begraben wurde.

[51]) Vgl. S. 22 Anm. 17.

[52]) Baron Ludwig v. Stein, seit 1748 am Zweibrücker Hofe, wo er eine Ehrenstellung einnahm und hochbetagt starb.

zu ergänzen und konnte deshalb zum Namensfeste des Kurfürsten am 4. November nicht nach Mannheim reisen. So mußte ich mich noch bis zu dem der Kurfürstin am 19. gedulden, um dann den Herzog dorthin zu begleiten.

Von da an nahm ich wieder den altgewohnten Lebensgang und meine verschiedenen Studien auf, ohne dabei der kleinen Rendezvous vor den Tanzstunden zu vergessen. So verstrich der Winter zwischen Vergnügen und Pflicht. Auch an dem Familienbild arbeitete ich weiter und brachte es bald seiner Vollendung entgegen. Kurz nach der Jahreswende 1763 erhielt Herzog Christian mehrere Bilder aus Paris, unter denen sich auch das Porträt der Mme. de Pompadour von Boucher befand. An diesem Bilde gefiel ihm einzig die Haltung der Marquise, und so schrieb er mir im Januar 1764, daß er sich sehr freuen würde, wenn es noch Zeit wäre, die Stellung der Gräfin Forbach danach abzuändern; für diesen Fall wolle er mir das Bild von Boucher zusenden. In meiner Antwort erwiderte ich, daß bis jetzt erst die Kleidung skizziert sei, und ich wohl nach der Auffassung Bouchers einige Änderungen treffen könnte, wenn er mir das Bild gütigst zur Verfügung stellen möchte. Es gelangte auch schon gleich mit der nächsten Post in meine Hände und hatte verschiedentliche Abänderungen an meinem Entwurfe zur Folge, noch weit mehr Besuche aber, die ich zu machen und zu empfangen hatte. Denn alle Welt war neugierig, das Bildnis dieser berühmten Frau zu schauen, und ich mußte es auch dem Kurfürsten und der Kurfürstin in das Schloß zur Besichtigung bringen.

Im darauffolgenden März, als der Herzog wieder in Mannheim eintraf, war das Gruppenbild vollendet, über welches er sich sehr befriedigt äußerte. Bei dieser Gelegenheit hatte er die Gnade, mir zu sagen: „Da der römische König,[53]) dessen Krönung bevorsteht, ebenso jung ist wie Er, und es mir zweifelhaft scheint, ob Er je noch einmal Gelegenheit haben wird, einer so seltenen Feier beizuwohnen, so will ich Ihm diese verschaffen; bereite Er sich also vor, mit mir nach Frankfurt zu reisen.“ Baron Goerg, Gesandtschaftskommissär des pfälzischen Hofes, wies mir und Fontenet, mit welchem ich nach Frank-

[53]) Erzherzog Josef von Österreich, Sohn Kaiser Franz' I. und Maria Theresias, war bei seiner Krönung zum römischen König am 3. April 1764 23 Jahre alt.

furt gekommen war, ein Quartier an, forderte uns zur Beteiligung an den Mahlzeiten in seinem Hause auf und verschaffte uns außerdem Zutritt zu den mannigfachen Festlichkeiten auf den für die Offiziere der Garde du Corps und die Pagen reservierten Plätzen. Herzog Christian machte dem Kaiser Franz[54]) seine Aufwartung, welcher sogleich nach dem Prinzen Karl fragte und ihn zu sehen wünschte.

Erzherzog Josef benützte die Tage vor seiner Krönung, um mit seinem Bruder Leopold, Herzog Christian und dessen Bruder Friedrich täglich kleine Ausflüge in die Umgebung Frankfurts zum Besuche der verschiedenen Schlachtfelder[55]) zu unternehmen. Mittlerweile war auch Prinz Karl angekommen und wurde dem Kaiser und den Erzherzogen vorgestellt. Der junge Prinz hatte die Güte, mich zu den Krönungszeremonien einzuladen, die zu sehen er die beste Gelegenheit haben würde. Und in der Tat sah ich auch mit ihm von einem Fenster neben dem Römer aus, das man für diesen Tag um 300 Gulden gemietet hatte, alles, was sich auf dem großen Platze vor demselben abspielte. Man hatte dem Prinzen auch Eintrittskarten für den Dom zur Verfügung gestellt, damit er mit seinem Gefolge der Salbung des römischen Königs beiwohnen könne. Aber nachdem wir von unserem Fenster herab den Zug, der dem Baldachin des Kaisers und des Königs vorausschritt und ihm folgte, mit all dem kaiserlichen Pomp hatten vorüberziehen sehen, war es ganz unmöglich, sich durch die dichtgedrängte Menge den Weg zum Dome zu bahnen. Die Leibgarden der Kurfürsten und die Stadtgrenadiere, die den Zug beschlossen, hatten auf ihrem Wege zur Kathedrale kaum den Platz überquert, als die Majestäten, mit Kronen auf den Häuptern, bereits

---

[54]) Franz I., Großherzog von Toskana 1738, deutscher Kaiser 1745 bis 1765. Unter dem Prinzen Karl ist Christians IV. Neffe, der junge Prinz Karl August, Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael, zu verstehen.

[55]) Frankfurt und seine Umgebung waren während des Siebenjährigen Krieges stark heimgesucht worden. Am 2. Januar 1759 hatte sich nach ernsten Kämpfen Marschall Soubise der freien Reichsstadt bemächtigt. Am darauffolgenden 13. April kam es bei dem Versuche des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, den Marschall Broglie aus der Stadt zu vertreiben, zu einer blutigen Schlacht beim Dorfe Bergen, gegen das wenige deutsche Grenadier-Bataillone heldenmütig anstürmten. Herzog Christian mußte sich umsomehr für diesen Kriegsschauplatz interessieren, als bei der Verteidigung Bergens auch das Regiment Royal Deux-Ponts ganz besonders beteiligt war.

im Römer anlangten, um dort in feierlicher Zeremonie, bedient von Fürsten, das Mittagsmahl einzunehmen.

Tags vorher hatten wir schon den Festsaal mit dem Throne des Kaisers und den anderen kleinen Thronsesseln für die Gesandten der Fürsten, welche dem Herrscher bei der Tafel aufwarten sollten, näher betrachtet. Ich will hier nicht von dem gebratenen Ochsen, dem aufgeschütteten Hafer und den Strömen Weines erzählen; denn das ist schon zu allgemein bekannt. Erwähnen will ich nur die Zeremonie des Grafen Pappenheim, der einen Säckel Gold- und Silbermünzen unter die Menge ausstreute, die sich sogleich darauf stürzte, um sie zu erhaschen. Dieses Schauspiel, das indes zwei Menschenleben kostete und einige zu Krüppeln machte, wurde aber entzückend befunden, da man von unserem Platze, gleichsam aus der Vogelperspektive, keine Ahnung von dem geschehenen Unglück hatte. Auch alle diejenigen, welche Geld besaßen, leerten ihre Börsen zu den Fenstern hinaus, um sich an dem Herumbalgen des Volkes zu belustigen. Prinz Karl warf gleichfalls all das seine hinunter, dann das des Herrn v. Kéralio, schließlich noch das meinige. Gerade unter unseren Fenstern hatten zwei Männer im selben Augenblick die Hand nach einem Geldstück ausgestreckt, rauften und pufften sich herum, so gut es das Gedränge um sie her zuließ.

Nach dem Krönungsmahl zeigte sich der Kaiser dem Volke vom Balkon des Römers aus; ich befand mich ganz in seiner Nähe, so daß ich die Schweißtropfen sehen konnte, welche unter der Krone hervor auf seine Wangen und den Mantel Karls des Großen herniederperlten. In der einen Hand hielt er den Reichsapfel, mit der anderen Hand das Szepter. Von dem Augenblick an, da dieser Fürst erschienen war, wollte der ungestüme Jubel kein Ende finden. Die Majestäten hatten das Mahl mit ihren schweren Kronen auf dem Haupte eingenommen, das mußte allerdings sehr lästig gewesen sein; aber wir hatten seit unserem Frühstück nicht das geringste mehr genossen und fühlten heftiges Verlangen nach einem Imbiß. Prinz Karl beklagte sich darüber; da es aber unmöglich war, das Haus zu verlassen, so baten wir den Besitzer um etwas Speise. „Ich bedauere von Herzen," sagte er, „dem Prinzen nichts anderes anbieten zu können als etwas gefüllte Zunge, Brot und Wein. Es sind vierhundert Personen bei mir untergebracht; sie haben sogar die Dachziegel abgehoben, um sich

auf die Latten zu setzen, wie Sie es bei den benachbarten Häusern gleichfalls beobachten können. Ich habe nur meinen vornehmsten Gästen etwas verabreicht; Sie sind leider zu spät gekommen und sehen wohl selbst ein, wie unmöglich es ist, etwas über die Straße zu holen." So nahm ich denn Zunge, Brot und Wein, die ich andern Tags zu bezahlen versprach, da der Prinz unsere ganze Barschaft zum Fenster hinausgeworfen hatte. Wir aßen mit größtem Appetit. Inzwischen war es etwa fünf Uhr abends geworden; den ganzen Tag über hatte das herrlichste Wetter geherrscht und die erhabene Feier ebenso prächtig als angenehm gestaltet. Gegen sechs Uhr kehrten die Majestäten mit ihrem Hofstaat in Equipagen nach ihrem Quartier zurück. Nach und nach verlief sich auch die Menge, und wir konnten wieder nach Hause gelangen. Ich verbrachte, als die Festoper[56]) vorüber war, einen Teil der Nacht auf den Straßen, um die Illumination zu schauen.

Den Kaiser hatte ich zu verschiedenen Malen in seinem Palais bei der Tafel gesehen; der Tisch stand erhöht auf einem Podium, unter einem Baldachin, in der Mitte der Kaiser auf einer Art von Thron, rechts von ihm am anderen Ende in ziemlicher Entfernung der römische König in einem Lehnstuhl; zu unterst Erzherzog Leopold auf einem Taburett. Das Tafelgerät war von Gold, und alles wurde in feierlicher Zeremonie aufgetragen. Während des Mahles spielte ein großes Orchester mit Gesang. Hinter diesen drei allerhöchsten Würdenträgern hatten sich Gruppen von Fürsten und Standesherren gebildet, mit denen sie leise Unterhaltung pflegten.

Die Stadt Frankfurt hatte während des kaiserlichen Aufenthaltes eine Pracht entfaltet, wie ich ähnliches Zeit meines Lebens nie mehr gesehen habe. Die Ehrenwache der Monarchen setzte sich aus dem schönsten und prächtigsten jungen Adel zusammen, den das ganze Reich aufzubieten vermochte, und der überall, wo er sich zeigte, größtes Aufsehen erregte. Aus aller Herren Länder waren auch be-

[56]) Am Krönungstage selbst wurde in der sogenannten „Welschen Opernhütte" in der kleinen Allee das Lustspiel „Der galante Merkur" von Boursault und das Zwischenspiel „Die drey Buckelichten" laut dem noch vorhandenen Theaterzettel gegeben. Am Tage darauf kam die Oper „Der Philosoph vom Land" durch die italienischen Sänger zur Aufführung. Vgl. E. Mentzel, Die Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. Frankfurt 1882, S. 271 bis 284.

rufsmäßige Spieler und galante Damen herbeigeströmt, um ihrem Gewerbe auf den öffentlichen Promenaden, den Bällen und in den Theatern nachzukommen. Nirgends war man vor ihnen sicher, ebensowenig vor Taschendieben, denen man nur mit Mühe entkam; so trefflich verstanden sie sich auf ihr Handwerk.

Ich besuchte täglich das Theater und befand mich eines Abends im Junghof.[57]) Das Stück sollte eben seinen Anfang nehmen, als der Vorhang plötzlich zu brennen begann. Zuschauerraum und Logen waren zum Erdrücken voll. Um sich zu retten, stürzte und drängte alles dem Ausgange zu. Es entstand eine schreckliche Panik, und man vernahm nur das Wehgeschrei der Erstickenden, das auch noch fortdauerte, als das Feuer bereits gelöscht war. Herr Quaglio aus Mannheim hatte die Geistesgegenwart besessen, den Vorhang mit größter Schnelligkeit aufzurollen und die Flammen auf diese Weise auf der Stelle erstickt. Die Leute, welche sich schon aus dem Theater geflüchtet hatten, empfanden keine Lust mehr, dahin zurückzukehren, wodurch es für die Zurückbleibenden um so bequemer wurde.

Endlich nahte die Abreise des Kaisers, die sich wegen des zahlreichen Gefolges zu einem neuen Schauspiel gestaltete. Aus Mangel an Pferden konnte sie jedoch nur stückweise vor sich gehen. Selbst unser Herzog war genötigt, noch einige Tage länger zu bleiben, bis er Postpferde bekam; auch mußte er den Umweg über Mainz nach Mannheim einschlagen. Während dieser letzten Frankfurter Tage unternahm er noch täglich morgens Spaziergänge mit mir, suchte inkognito die Sammlungen der Kunstliebhaber und die Künstler dieser Stadt auf. Zweimal waren wir bei dem berühmten Landschaftsmaler Schütz,[58]) von dem der Herzog zwei Bilder erwarb und dem

[57]) Im Bienenthalschen Saale zum Junghof am Roßmarkte war bis zur Errichtung eines eigenen Komödienhauses im Jahre 1782 das Theater untergebracht, das der lebendigen Phantasie des jungen Goethe eine neue Welt erschlossen hatte. Vom 9. bis 12. April 1764 spielte dort die Truppe des französischen Theaterdirektors Claude Barizon. Vermutlich wurde an jenem Abend, 11. April, das große pantomimische Ballett „Telemaque auf der Insel Calipso" aufgeführt, dessen Dekoration der Mannheimer Theatermaler Quaglio leitete. Dem Ballett ging das Regnardsche Lustspiel „Die Menechmen" voraus. Vgl. E. Mentzel a. a. O.

[58]) Christian Georg Schütz, 1718 bis 1791, Landschaftsmaler, seit 1743 in Frankfurt.

er zwei weitere in Auftrag gab. Diese befinden sich heute noch im Privatkabinett Sr. Majestät des Königs von Bayern, der sie in Erinnerung an diese denkwürdige Zeit, und weil sie wirklich auch die besten dieses Meisters sind, ganz besonders hochschätzt.

Einige Tage nach dem Abzuge des Kaisers konnte man dem Herzoge endlich zehn Postpferde zur Verfügung stellen; acht davon brauchte er für seine Kutsche und die Läufer, zwei verblieben für Fontenet und mich. Am übernächsten Tage langten wir in Mannheim an. Dort hatte ich vor meiner Abreise nach Frankfurt das „kleine jüngste Gericht“[59]) von Rubens zu einem guten Teil kopiert, ein Meisterwerk des großen Künstlers in Komposition, Zeichnung und Farbenwirkung, wie sein Pinsel kein erhabeneres hervorgebracht hat. Mit glühendem Eifer hatte ich mich wieder dieser Arbeit hingegeben, als ich die Ordre erhielt, unverzüglich nach Zweibrücken zu kommen, um dem Herzog auch dieses Mal nach Paris zu folgen.

Schon am zweiten Tage waren Fontenet und ich auf der Fahrt nach Lunéville, wo eine Begegnung mit König Stanislaus[60]) verabredet war. Bei der Ankunft des Herzogs ließ sich ihm jener sogleich entgegenführen, sank ihm in die Arme und küßte ihn in tiefster Bewegung. In großen Seelen erstirbt nie die Dankbarkeit: des Thrones und des Landes verlustig, hatte Stanislaus ein Obdach am Hofe von Zweibrücken gefunden. Dort wohnte er lange und baute sich anderthalb Meilen von der Stadt entfernt eine Solitüde, Tschifflick,[61]) deren Ruinen heute noch stehen und von dem guten Geschmack des Bauherrn Zeugnis ablegen. Seine Tochter, die Königin von Frankreich,[62]) ward hier erzogen; sie hatte einen Kirschbaum gepflanzt, dessen Früchte ihr Jahr für Jahr geschickt werden mußten, und die ihr weit besser mundeten als alle jene von Frankreich. Wie dann dreißig Jahre später trotz größter Sorgfalt dieser Baum abgestorben war, ersetzte man ihn durch einen anderen von gleicher Sorte, der alljähr-

[59]) Jetzt in der Alten Pinakothek in München, Nr. 738.

[60]) Stanislaus Leszczynski, 1677 bis 1766, erhielt nach seiner Abdankung als König von Polen im Jahre 1736 das Herzogtum Lothringen und Bar und residierte seitdem meist in Lunéville.

[61]) Tschifflick, in Erinnerung an den Aufenthalt König Stanislaus' in Bender so benannt, wurde in den Jahren 1714 bis 1718 angelegt.

[62]) Maria Leszczynska, 1703 bis 1768, seit 1725 mit König Ludwig XV. von Frankreich vermählt.

lich Ihrer Majestät Kirschen lieferte mit all der köstlichen Erinnerung an ihre unschuldvolle Jugendzeit und die Freiheit ihrer Mädchenjahre. Nach der Begrüßung zogen sich die Fürsten in das Arbeitszimmer des Königs zurück, wo sie bis zur Mahlzeit verblieben, die in einem Pavillon des Gartens eingenommen wurde. Stanislaus ließ sich dorthin in einer von Heiducken getragenen Sänfte bringen. Der Tisch war an dem für ihn bestimmten Platz wegen seiner Beleibtheit halbrund ausgeschnitten. Seine königliche Hofhaltung war ebenso zahlreich wie glanzvoll. Nach längerem Aufenthalte ging die Fahrt weiter über Bar-le-Duc, Château-Thierry, Meaux-en-Brie, bis wir uns endlich Paris näherten, dessen Umgebung ich nun zum ersten Male im Grün des jungen Frühlings schaute. Die Landhäuser, die zu beiden Seiten der breiten Fahrstraße hin zerstreut lagen, waren bereits alle bezogen, und der Reichtum, die Fruchtbarkeit des Bodens und die verschwenderische Kunstentfaltung legten den Gedanken an allgemeinen Überfluß und nationale Wohlfahrt nahe. In Paris selbst nahm ich alsbald die gleiche Lebensweise wie im verflossenen Jahre auf und erwarb mir einige neue Freunde zu den alten.

Vor allem lockte es mich, den Garten und Park von Versailles, die ich nur ganz oberflächlich zur Winterzeit gesehen hatte, nun auch im Frühling genauer kennen zu lernen. So verbrachte ich dort mehrere Tage, durchquerte nach allen Richtungen den Park, der mehr von dem Stolze des Zeitalters Ludwigs XIV. als von Geschmack Zeugnis ablegte, und den instandzuhalten sein Nachfolger kaum mehr der Mühe wert hielt. Nie läßt sich die Natur ungestraft vergewaltigen: von den stehenden Gewässern, die von Marly aus mit ungeheurem Kostenaufwand und mit im Verhältnis zu den großen Bassins und dem Kanal sehr geringen Wassermengen gespeist wurden, stieg ein widerlicher Geruch auf, eine Ausdünstung, die während der heißen Jahreszeit die Luft verpestete. So wählte ich für meine Spaziergänge die verlorenen Pfade dieses berühmten Parkes, die gesünder und auch ungekünstelter waren.

Wenn ich mich noch recht erinnere, war es in St. Fiacre,[63]) wohin mich gerade der Zufall führte, daß ich ein niedliches, versteckes Häuschen fand, das der Marquise de Pompadour gehörte.

[63]) Wohl der „Pavillon français", 1751 erbaut, „pour jouer et causer à l'aise avec Madame de Pompadour". Vgl. L. Dussieux, Le Château de Versailles. Versailles 1881, Bd. 2, S. 337.

Größte Einfachheit und Reinlichkeit verliehen ihm seinen Liebreiz. Nur allzu gern wäre ich eingetreten und fragte daher einen Gärtner, ob das wohl gestattet wäre. Dieser verneinte es, da die Marquise und der König zuweilen hierher spazieren kämen, um in dem Pavillon der Ruhe zu pflegen. „Er wird es nicht umsonst tun; ich bin Fremder und vom Gefolge des Herzogs von Zweibrücken," erwiderte ich.

Das verfehlte auch dieses Mal seine Wirkung nicht; er rief den Aufseher, der mir Einlaß gewährte und, als ich wegging, unter keinen Umständen etwas von mir nehmen wollte. In dem kleinen Salon war eine Art Alkoven eingebaut; in diesem stand ein Ruhebett, dessen Matratzen, von elastischen Federn getragen, durch die geringste Bewegung in nachhaltende Schwingung versetzt wurden. Auf kleinen Tischen verstreut lagen Nähutensilien zu Handarbeiten, auch alles, was man zum Schreiben, Zeichnen und Malen in Gouache benötigt. Den Wänden entlang, rings im Salon, prangten in Töpfen die herrlichsten Blumen, denen ein berauschender Duft entströmte. Die Einrichtung war von vornehmster Einfachheit und peinlichster Sauberkeit. In dieses entzückende Versteck flüchteten sich manchmal der König und die Marquise ohne lästige Gesellschaft, um die Bürde ihrer Größe zu vergessen. Es schlossen sich noch mehrere kleine Räume an, von denen der eine mit Zeichnungen und einem Gouache-Gemälde geschmückt war, Arbeiten von jener Feenhand, die in diesem Zauberhüttchen waltete. Dieses Bild stellte die Büste des Königs auf einem Marmorsockel dar, inmitten einer lachenden Landschaft; Amor, seiner Flügel beraubt,[64]) hat eben die Inschrift mit einem Rosenstengel, der ihm als Meißel dient, in den Marmor eingegraben. Ich hatte nicht gewagt, diese Worte abzuschreiben und seitdem nie mehr daran gedacht. Aber ich glaube mich wenigstens des Sinnes noch zu erinnern, den ich besser wiederzugeben vermag als die Verse selbst:

Schwingt die Flügel Amor nimmer —
Lieben werden wir wie immer.
Ehrend alten Brauch aufs neue
Wahren Liebende die Treue:
Liebe folgt des Brauches Spur.
Dies besiegelt — Pompadour.

[64]) Anspielung auf die Zeit der „Freundschaft", zu der sich die frühere Leidenschaft des Königs seit dem Jahre 1752, sechs Jahre nach dem Einzuge der Marquise de Pompadour in Versailles, abgekühlt hatte.

Die Außenseite des Schlosses von Versailles, besonders vom Hofe aus gesehen, läßt keineswegs die Pracht der Innenräume vermuten. Aber die Spiegelgalerie, der Herkulessaal, die reiche Sammlung von Gemälden und antiken Statuen geben einen Begriff von dem Geschmack, dem Luxus, der Größe und Macht des Herrschers, der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Nach Paris zurückgekehrt, besuchte ich wieder täglich all die köstlichen Sehenswürdigkeiten, welche diese Stadt in ihren Mauern barg.

Ich entsinne mich nicht mehr mit Bestimmtheit, ob in diesem oder im vorhergehenden Jahre die Oper im Palais-Royal niederbrannte.[65]) Am Morgen jenes Tages hatte mich wie gewöhnlich der Diener zu Studien in der dortigen Galerie eingeschlossen, um mich erst gegen Mittag freizulassen. Was ich in dieser herrlichen Sammlung von Meisterwerken gelernt habe, zähle ich zu dem wertvollsten Bestand meiner Kunststudien. Man hatte eine treffliche Auswahl der Bilder von Raffael, Julius Romanus, Leonardo da Vinci, Correggio, Tizian, Caraccio und anderer erster Maler der italienischen Schule; von den französischen fand sich dort das Beste, was Lebrun und Le Sueur jemals hervorgebracht haben, so vor allem der Bethlehemitische Kindermord, Alexander auf dem Krankenlager, die Arznei nehmend, während Philipp den Brief liest, der ihn des Giftmordes beschuldigt. Ich war gerade in die Betrachtung des erhabenen Bildnisses Leos X. von Raffael versunken, als der Ruf: Feuer, Feuer! an mein Ohr schlug, im selben Augenblick wiederholt von tausend Stimmen im Hofe und Garten des Palais-Royal. Sogleich eilte ich in die von Coypel gemalte Galerie, deren Fenster nach dem Hofe gingen und sah schon die Flammen aus allen Dachluken der Oper herausschlagen. Obgleich eingeschlossen, bewahrte ich für meine Person vollkommenste Ruhe, wohl wissend, daß man bei solcher Gefahr die Gemäldesammlung nicht vergessen würde. In der Tat kam auch der Diener kurz darauf, um mich aus meiner Lage zu befreien. „Sie werden schwerlich das Palais verlassen können," sagte er zu mir; „es ist von Militärposten umstellt, welche die Passanten zwingen, Wasser herbeizutragen. Ich

[65]) Am 6. April 1763, also während Mannlichs erstem Pariser Aufenthalt. Nach dem Brande fanden die Opernaufführungen in den Tuilerien in der sogenannten Salle des Machines statt.

will indessen versuchen, Ihnen durch ein Haus nach der Gartenseite hin Ausgang zu verschaffen."

Herzlich froh war ich dann, als ich ohne Hindernis in der Rue Richelieu heil angelangt war. Diese Feuersbrunst konnte erst am Abend des siebenten Tages gelöscht werden. Die Oper und zwei angrenzende Privathäuser waren vollständig ein Raub der Flammen geworden. In Paris sind Brände überhaupt sehr gefahrvoll wegen des herrschenden großen Wassermangels. Es gibt so wenig Zieh- und Springbrunnen in dieser riesigen Stadt, daß man in vielen Fällen, je nach der Lage der Brandstätte, das Wasser eine halbe Meile weit von der Seine herbeischleppen muß, die, so schmutzig sie auch ist, den Einwohnern der Hauptstadt das Trinkwasser liefert. Um dieses genießbar zu machen, muß man es filtrieren, und wenn man bedenkt, daß täglich aus diesem Flusse Leichen und Aase gezogen werden, sich zudem die Latrinen der ganzen Stadt hinein ergießen, gar nicht zu reden von all dem Schmutz, den man sonst hineinwirft, so kommt man wohl kaum in Versuchung, seinen Durst mit einem solchen Wasser zu stillen, das mit so vielen widerlichen Bestandteilen durchsetzt ist. Indes sind es hauptsächlich die Fremden, die daran Anstoß nehmen; der echte Pariser fühlt sich selbst in dieser Beziehung in der vortrefflichsten aller Städte.

Alljährlich nahm Herzog Christian einen oder zwei Musiker aus Mannheim oder seinem eigenen Orchester mit nach Paris, damit sie dort bekannt würden und auch sonst manchen Vorteil aus ihrem Aufenthalt schöpfen könnten. In diesem Jahre war Cannabich[66]) der Auserwählte, von dessen Kompositionen der Herzog einige drucken lassen wollte. Nachdem der Komponist das Privilegium dazu erhalten und seine Publikation in den Handel gebracht hatte, war es ihm darum zu tun, sie auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ich stellte ihn deshalb Fréron vor, der eine darauf bezügliche Notiz in seiner „Année littéraire" bringen sollte.

In diesem nämlichen Jahre hatte auch Favret, der Direktor der herzoglichen Gerätekammer von Zweibrücken, für mehrere Monate

[66]) Christian Cannabich, 1731 bis 1798, virtuoser Violinspieler und fruchtbarer Komponist, seit 1759 Konzertmeister und Direktor der Kammermusik in Mannheim, von 1778 ab in München. Mehrere seiner Kompositionen wurden damals in Paris verlegt.

Urlaub nach Paris erhalten. Er drängte zu wiederholten Malen in mich, mit bei seinem Freunde Le Kain zu dinieren. Voll Begierde, diesen großen Tragöden, den modernen Roscius, persönlich kennen zu lernen, bestimmten wir hierzu einen Tag. Mr. Favret stellte mich seinem Freunde als einen seiner glühendsten Bewunderer vor, und Le Kain kam mir mit schlichter Herzlichkeit entgegen. Gleich vom ersten Augenblicke an fühlte ich mich bei diesem mit Recht so berühmten Mann heimisch. Ich hatte indes Mühe, in ihm Tankred, Mahomet und die Helden des Altertums wieder zu erkennen, denen er durch seine erstaunliche Zauberkraft zu ähneln wußte und deren Gestalt er auf der Bühne mit einer Vollendung zu zeichnen verstand, die an das Wunderbare grenzte. In Gesellschaft war er nicht nur ein Mensch wie alle anderen, er war sogar häßlich, verwachsen und von plumper, schwerfälliger Figur. Die Art und Weise, wie er seinen Gedanken Ausdruck verlieh und sich mit seinen Freunden unterhielt, verriet einen guten Menschen; und wer immer mit diesem außergewöhnlichen Manne verkehrt hätte, ohne ihn näher zu kennen, würde sein gottbegnadetes Talent wohl nie geahnt haben.

Mit Freuden vernahm ich, daß unsere Abreise nach der Heimat beschlossene Sache wäre, und höher schlug mir das Herz, als wir die Mauern von Paris wieder glücklich hinter uns hatten. Aber schon nach sechs Monaten, die ich abwechselnd in Zweibrücken und Mannheim verbrachte, kehrten wir in den ersten Tagen des Januar 1765 abermals in die Seinestadt zurück. Unsere Abwesenheit hatte man dazu benützt, das Palais zu verschönern und zu vergrößern, indem man einen Flügel noch um ein weiteres Stockwerk erhöhte. Dem Fenster meines Zimmers gegenüber lag die Wohnung von Mlle. La Croix,[67]) gerade als ob mich das Geschick dazu ausersehen hätte, durch die Anmut und sinnbestrickende Kunst junger und schöner Tänzerinnen in Versuchung geführt zu werden. Mlle. La Croix war Statistin an der Oper und hatte den sehnlichsten Wunsch, daselbst Solotänzerin zu werden. Sie nahm deshalb täglich auf ihrem Zimmer Tanzunterricht und war natürlich auch gezwungen, sich den Vorschriften dieser Kunst zu fügen und bei ihren Übungen die Röcke bis über die Kniee

[67]) La Croix (la petite), auch in der galanten Welt nicht unbekannt. Vgl. Camille Piton, Paris sous Louis XV. 2. Serie. Paris 1908.

zu schürzen. Obgleich ich das nur durch die großen Scheiben ihrer Fenster beobachten konnte, erinnerte mich dieser Anblick doch grausam an schöne Stunden in Mannheim.

Herzog Christian war dieses Mal in Begleitung seines Bruders, des Prinzen Friedrich, nach Paris gekommen. Er widmete diesem viel von seiner Zeit, wodurch sich mein Eintritt bei Boucher verzögerte, dem er mich in eigener Person empfehlen wollte. Ich war nicht sehr ungehalten darüber, hatte ich doch den Wunsch, die Stadt zu genießen und auch meine Freunde aufzusuchen. Erst kurz vor seiner Abreise hatte der Herzog die Güte, mich selbst zu Boucher zu bringen, dessen Schüler ich von jenem Tage an wurde. Man wies mir eine kleine Stube neben seinem Arbeitszimmer an, und wenn mir auch die Studien, die ich unter Bouchers Leitung gemacht, eher geschadet als genützt haben, so hatte ich anderseits Gelegenheit, in ihm einen genialen Menschen, voll Geist, Humor und von erprobter Rechtschaffenheit näher kennen zu lernen.

Die Kiste mit Mineralien, welche der Herzog Boucher im Jahre vorher versprochen hatte, bereitete ihm so großes Vergnügen, daß er, so schwach und hinfällig er auch war, nicht abwarten konnte, bis er sie ausgepackt hatte. Über jedes seltene und auserlesene Stück freute er sich und jubelte wie ein Kind. Von dem ganzen Inhalt behielt er jedoch nur sieben Stücke für seine Sammlung zurück, die übrigen legte er beiseite, um sie an Liebhaber oder Händler zu vertauschen, mit denen er Zeit seines Lebens Geschäfte trieb. Er gestand mir ein, daß er Muscheln besitze, die, ohne gerade selten zu sein, ihm je auf mehr als 600 Livres zu stehen kamen, da er sie immer wieder gegen noch schönere der gleichen Gattung eintauschte und noch ein bis zwei Louisdor darauf bezahlte. Seine Steinsammlung war einzig in ihrer Art. Sie wies rohe und geschliffene Solitärs von sehr bedeutendem Werte auf, ebenso wie jede andere Sorte kostbaren Gesteins, vom Marmor und Achat bis zum gewöhnlichen Straßenstein.

Nach seinem Tode im Mai 1770 veräußerten seine Kinder diese Sammlung, zweifelsohne unter dem Preise, den sie ihrem Vater seinerzeit gekostet hatte, für die Summe von 200 000 Livres. Boucher verließ selten sein Haus; seine Gänge beschränkten sich auf den Besuch von Versailles, der Gobelinmanufaktur, welcher er als Direktor vorstand, und der Oper, deren Kostüm- und Dekorationswesen er leitete;

nicht zu vergessen der Sammler und Verkäufer naturgeschichtlicher Gegenstände. Des Morgens, während er im Arbeitszimmer seine Schokolade nahm, vergnügte er sich damit, Zeichnungen zu entwerfen oder zu verbessern. Er konnte gar nicht genug davon herstellen für Liebhaber wie auch für Kunsthändler, die ihm für das Stück zwei Louisdor bezahlten. Dann setzte er sich an seine Staffelei, wo er bis in die kleinsten Einzelheiten aus dem Gedächtnis die Natur wiedergab, was weder ich noch irgend jemand anders erkannt hätte, wenn wir es nicht täglich mit eigenen Augen gesehen haben würden. Geraume Zeit hindurch mußten wir nach seinen schönsten Zeichnungen, die er stets in seiner Brieftasche aufbewahrte, Kopien anfertigen. Diese durften wir indes nur skizzieren, ohne sie zu vollenden. Während seines Frühstücks überarbeitete er sie dann, machte Originale daraus und verkaufte sie für zwei Louisdor das Stück.

Meine Augen gewöhnten sich unbewußt an die gekünstelte und geschminkte Grazie Bouchers; am Ende fand ich sie sogar schön und naiv und gab mir redliche Mühe, sie nachzuahmen. Mein Lehrer bestärkte mich noch darin und billigte meine Skizzen, die wie echte Bouchers aussahen, so daß mich die anderen Professoren in sichtlicher Ironie zu der Kunstfertigkeit beglückwünschten, mit der ich den Mann der Mode so treffend nachzuahmen verstand. Auf diese Weise entfremdete ich mich mehr und mehr vom Wahren und Schönen; freilich nicht, ohne zuweilen die Stimme meines Gewissens zu vernehmen, die mir ob meiner Verirrungen Vorwürfe machte. Denn so oft ich die Galerie im Palais-Royal besuchte, brachten mir die unsterblichen Werke Raffaels durch ihren Gegensatz zu dem, was ich mit so großem Fleiße nachzubilden strebte, zum Bewußtsein, daß ich auf Abwege geraten sei und mich selbst verlieren würde.

Aber die Liebenswürdigkeit des Meisters, dem ich von Herzen zugetan war, und seine Berühmtheit, die junge Leute so leicht besticht, die göttliche Erhabenheit Raffaels, die zu erreichen ich mich nie vermessen konnte, die Geringschätzung, die das Publikum und die Künstler von Paris der prächtigen Sammlung seiner Werke entgegenbrachte, die nur die Fremden anstaunten, — endlich die Wahl, die mein Gönner mit der Schule Bouchers für mich getroffen hatte: all das ließ mich auf dem falschen Pfade weiterschreiten, auf dem ich mich mehr und mehr verirren sollte.

Wie Herzog Christian selbst über den großen Künstler dachte, ersah ich aus einem Briefe vom 1. Oktober 1765, in dem er mir unter anderem schrieb: „Boucher ist Meister in anmutiger Komposition, aber Kolorit und Zeichnung lassen zu wünschen übrig. Infolgedessen halte Er an dem obersten Grundsatze fest: die Antike zum Vorbild zu nehmen, und für die Farbe die Werke von Rubens. Mache Er sich nur die heitere und ansprechende Darstellung Bouchers zu eigen, worin ich ihn als den besten modernen Maler Frankreichs schätze. Bereite Er mir die Freude, mein lieber Mannlich, und male Er mir ein Bild nach eigener Wahl!" Ganz begeistert eilte ich sofort zu Boucher, um ihn wegen des Vorwurfes für mein Gemälde zu befragen. Er sagte mir, daß er sich schon lange mit dem Plane beschäftige, in einem großen Bilde Venus darzustellen, wie sie Vulkan beauftragt, die Waffen für ihren Sohn Äneas zu schmieden. „Sie haben da eine lohnende Aufgabe: eine schöne Frauengestalt, umringt von Amoretten, die Figur eines sehnigen Mannes, mit Zyklopen im Hintergrunde. Komponieren Sie das einmal und zeigen Sie mir dann Ihre Skizze!"

Ich machte mich sogleich ans Werk und gab meinen Gegenstand bald auf diese, bald auf jene Weise wieder. Boucher wählte einen meiner Entwürfe, hieß mich noch einiges daran ändern, vor allem sollte ich Venus in der Höhle der Zyklopen auf einer Wolke sitzend darstellen. Aus Hochschätzung für meinen Lehrer folgte ich diesem Rate, wenn auch wider meine eigene Überzeugung. Für die Figur der Venus begann ich Studien nach der Natur zu machen, zu Vulkan und den Zyklopen stand mir der berühmte Deschamps. Dieser war von allen Modellen, mit denen ich je im Leben in Berührung kam, der einzige, der die Fähigkeit besaß, den Geist der Persönlichkeit, die er verkörperte, richtig zu erfassen. Er war zwar schon alt, aber noch immer wohlgebaut und kraftvoll, kannte die Geschichte des klassischen Altertums, die Mythologie, die Bibel und ihre markantesten Gestalten, deren Wesen und Gefühle er je nach der Situation aufs genaueste wiederzugeben vermochte. Da er seit fünfundzwanzig Jahren der königlichen Akademie und den Künstlern in ihren Privatstudien als Modell gedient hatte, wünschte er ihnen auch nach seinem Tode dienstbar zu sein und machte daher den Vorschlag, ihm noch bei Lebzeiten seine Knochen für den Anatomie-Unterricht abzukaufen. Man gab ihm im voraus hundert Taler gegen Quittung dafür.

Ich zeigte meine verschiedenen Skizzen Boucher, der mir sagte: „Ihre weiblichen Modelle sind zu mager, ohne dabei schlank zu sein; andere wieder zu dick oder zu männlich. Bei einem weiblichen Körper darf man kaum ahnen, daß er Knochen umschließt; er soll nicht dick, aber doch rund, zart und schlank sein, ohne dabei mager zu erscheinen. Unter Hunderten entsprach nur eine einzige diesem hohen Schönheitsideale." Gegen Mitte des Februars 1766 vollendete ich mein Bild, und dank dem schönen Modell Bouchers[68]) war der Meister sehr zufrieden mit meiner Venus. „Ich ersehe," sagte er, „daß Sie meine Ratschläge über Frauenschönheit empfunden und verwirklicht haben, das ist recht gut." Auch dem Herzog, der ein paar Wochen später nach Paris gekommen war, gefiel die Venus, wenn er auch seltsam fand, daß die Göttin in der Werkstätte Vulkans, ihres Mannes, auf einer Wolke saß, von Amoretten umschwebt. „Entleihe Er von Boucher die anmutige Heiterkeit, die seinen Werken eigen ist, aber ahme Er sie nicht nach! Halte Er sich an die Natur und die Antike; das werden seine besten Führer sein. Er ist hier im Lande der Mädchen, die leichter zu Willen sind als irgendwo anders; nütze Er das aus, um fleißig nach der Natur zu zeichnen. Ich werde Ihm dazu besondere Mittel anweisen lassen, unter der Bedingung, daß Seine alte Dienerin immer den Sitzungen beiwohnt."

Ohne daß ich es bemerkte, rückte die Zeit heran, wo ich mit den Künstlern nach Rom reisen sollte, die dorthin auf Kosten des Königs zu weiterer Ausbildung geschickt wurden. Denn der Marquis v. Marigny[69]) hatte mir einen Platz an der dortigen französischen Akademie angeboten. Ich suchte ihn deshalb auf und bekam von ihm den Befehl zur Abreise und einen Brief an den Direktor dieser Akademie, Natoire. Boucher gab mir den Rat, nicht lange in Rom zu verweilen und vorzüglich die Werke von Albani und Guido Reni zu

[68]) Mannlich hatte das Modell, dessen sich Boucher seit Jahren ausschließlich bediente und über dessen Persönlichkeit er eifersüchtig schwieg, durch List in der Frau eines Vergolders ausfindig gemacht und zu Sitzungen zu überreden gewußt.

[69]) Der Bruder der Marquise de Pompadour, der sich den Namen Marquis de Marigny beilegte, 1727 bis 1781, war seit 1751 Directeur et Ordonnateur général des Bâtiments du Roi, Jardins, Arts, Académies et Manufactures Royales und hatte dadurch eine einflußreiche Stellung am Hofe inne.

studieren; Raffael wäre trotz aller Berühmtheit ein trauriger Künstler, und Michelangelo könne uns nur Furcht erregen, so meinte er. „Mögen Sie dieselben immerhin betrachten, aber hüten Sie sich vor ihrer Nachahmung, dadurch würde in Ihnen jede Gefühlswärme erkalten. Ich habe dem König damals drei Jahre meines Aufenthaltes geschenkt; gleich nach dem ersten Jahre war ich schon wieder nach Paris zurückgekehrt, wo ich, mich der Natur hingebend, trefflich vorwärts kam."

Herr v. Pachelbel[70]) übergab mir 700 Livres zur Reise; ich war ohnehin noch gut bei Kasse, und so brauchte ich nicht fürchten, auf dem Wege stecken zu bleiben.

[70]) Geschäftsträger des Pfalz-Zweibrücker Hofes in Paris.

Zweites Kapitel.

Reise nach Rom.

1766.

Mons. — Nogent-sur-Seine. — Auxerre. — Lyon. — Avignon. — Vaucluse. — Marseille. — Toulon. — Sturm bei Antibes. — Nizza. — Beschwerliche Bergwanderung. — Gastliche Aufnahme in Eze. — Genua. — Lerici. — Pisa. — Florenz. — Erlebnis mit dem Abbé Le Bon. — Siena. — Ankunft in Rom.

Meine Reisegefährten waren: Heurtier,[1]) noch heute mein werter Freund, mit mir am Institut de France und Präsident des Baurates der Krone; Alizard, ein Neffe des berühmten Abbés Nollet;[2]) Boquet,[3]) Sohn des Leiters der Menus Plaisirs des Königs; Boucher,[4]) Pensionär, der indes seine Abreise hinausschob, um sich insgeheim mit der Tochter eines reichen Bankiers zu verheiraten, die sterblich in ihn verliebt war. Alizard hatte seinem Onkel das Versprechen gegeben, mit

[1]) Jean François Heurtier, Architekt, 1739 bis 1822. Nach seiner Rückkehr aus Rom Hofbaumeister Ludwigs XVI. und Inspektor der königlichen Bauten, 1801 Mitglied des Instituts. Erbauer des neuen Hauses für die italienische Komödie, der späteren Opéra Comique.

[2]) Abbé Jean Antoine Nollet, 1700 bis 1770, bedeutender Physiker, dem man mehrere wichtige Entdeckungen und Veröffentlichungen auf dem Gebiete der Experimentalphysik verdankt. Sein Hauptwerk, dessen Wert auch jetzt noch voll anerkannt ist, trägt den Titel: »Leçons de physique expérimentale«. Paris 1743. 6 vol. Es erlebte viele Auflagen. — Alizard (Alizart), J. B., Maler, brachte hauptsächlich religiöse und historische Motive zur Darstellung.

[3]) Pierre Jean Boquet, französischer Landschaftsmaler, 1751 bis 1817, besonders glücklich in der Wiedergabe der Sonnenbeleuchtung.

[4]) Juste François Boucher, Architekt und Kupferstecher, Sohn des berühmten Boucher, verlegte sich in erster Linie auf die Außen- und Innendekoration der Räume. Die von ihm veröffentlichten Blätter sind unentbehrlich für die Kenntnis der zeitgenössischen Zimmereinrichtung unter Ludwig XVI.

seinen Kameraden acht Tage bei ihm auf dem Lande in Mons zuzubringen. Die Seine bespülte den Garten des Abbés, der uns die Reiseroute vorgezeichnet hatte. Wir sollten unser Gepäck auf das Marktschiff bringen, das nach Auxerre fährt, in Mons auf dasselbe warten und dort uns selbst nach jener Stadt einschiffen. Dieser Vorschlag fand sofort unseren Beifall. So setzten wir uns denn in eine Mietkutsche, um unsere Romreise anzutreten, leichten Sinnes, so sorglos, ohne lange Vorbereitungen und mit so geringer Vorsorge, als hätte es sich nur darum gehandelt, zum Tanz nach St. Cloud zu gehen oder im Gasthaus „Zum großen Kieselstein“[5]) eine Matelote zu verzehren.

Abbé Nollet, der seinen Neffen gleich einem Sohn zu lieben schien, kam uns entgegen und empfing uns alle mit herzlicher und vertrauenerweckender Höflichkeit. Seine Base, Fräulein Nollet, die den Haushalt besorgte, hatte einen großen Schmaus veranstaltet, zu dem auch Nachbarn und Nachbarinnen geladen waren. Im Fluge war uns die schöne Zeit verstrichen.

Am Tage der Ankunft des Schiffes nach Auxerre gab uns der Abbé noch manchen Ratschlag mit auf die Reise und empfahl uns, das Kloster Paraclet bei Nogent aufzusuchen. Nach der Mahlzeit geleitete man uns noch bis zum Ufer der Seine, wo wir das Verdeck unseres Flußschiffes bestiegen. Mit Bedauern verließen wir unsere reizende Gesellschaft, die auch uns nur ungern ziehen sah. Unsere freundlichen Gastgeber folgten uns mit den Augen, und wir wurden nicht müde, ihnen Abschiedsgrüße zuzuwinken, bis die Biegungen des Flußlaufes sie unseren Blicken entzogen. Bei sinkender Nacht überkam uns die Kälte und zwang uns, die Kajüte aufzusuchen, die wir bereits von Leuten beiderlei Geschlechtes besetzt fanden. Schon hatte man Matratzen auf dem Fußboden ausgebreitet; es war jedoch kein Platz mehr frei, und so mußten wir uns glücklich preisen, noch auf den Bänken unterzukommen, die längs der Schiffswand angebracht waren. Man zündete eine Lampe an, die an einer eisernen Kette von der Decke herunterhing. Bei ihrem Scheine sahen wir zu unserem Leid, daß nichts vorhanden war, was uns die Reise hätte angenehm gestalten können. Eine alte Frau und zwei junge unscheinbare Mädchen: das war aber

[5]) „Au Gros Caillou“, beliebte Gartenwirtschaft des damaligen Paris.

auch alles, was sich an weiblichen Wesen vorfand. Im übrigen waren es nur herumziehende Händler und Handwerksleute, die Arbeit suchten.

Der Gedanke, diese Nacht und noch manch weitere in diesem traurigen Kasten auf einer Bank sitzend zuzubringen, erheiterte uns wenig, und unsere jammervolle Lage verschlimmerte sich grausam, als unsere Reisegefährten aus ihren Säcken Schinken, gefüllte Zunge, Hühner, kalten Braten, Brot, Wein und Früchte hervorholten. Von der Unbequemlichkeit unserer Situation völlig in Anspruch genommen, hatten wir bisher ganz vergessen, daß wir auch Hunger und Durst verspürten. Diese wurden für uns, die wir noch dazu durch den Anblick und Geruch der um uns ausgebreiteten Wegzehrung gereizt waren, zu einer wahren Marter, zumal bei der Weigerung des Fährmanns, uns von seinen eigenen Vorräten etwas abzutreten. Nach inständigem Flehen und dreifacher Bezahlung erhielt jeder ein Stückchen Brot und ein Glas Wein, der uns, obwohl sehr schlecht, wie Nektar mundete. Auf einer schmalen Bank neben meinem Freund Heurtier sitzend, gab ich mich gleich ihm trübseligen Gedanken über unsere Reise hin, die, mit so leichtem Herzen angetreten, uns schon am nächsten Tage in einen so kläglichen Zustand versetzen sollte.

Die Alte hatte vor uns ihre Matratze ausgebreitet und schickte sich an, friedlichen Schlaf zu suchen. Boquet, der vor Hunger und Müdigkeit zu sterben glaubte, machte Anstalten, sich ohne weitere Umstände neben sie auf der Matratze zur Ruhe zu legen. Dies wollte die Frau aber nicht dulden und stieß ihn zur Seite. Man sagte sich gegenseitig so viel Beleidigendes, daß ich schließlich die Partei der Alten ergriff und Boquet tadelte, vorher nicht um Erlaubnis gebeten zu haben, ehe er sich auf ein Bett legte, das doch nicht sein eigen war. Aber trotzdem wollte er sich mit Gewalt desselben bemächtigen. Alizard, der höflicher war, hatte sich seinerseits zwischen die beiden jungen Mädchen gezwängt, die auf ein und derselben Matratze hingestreckt lagen, und begann, nachdem er bereits Besitz ergriffen, zu bitten und mit ihnen zu unterhandeln. Diese aber schrien mit noch durchdringenderer Stimme als das alte Weib, das sich mit Freund Boquet herumpuffte trotz meiner Bemühungen, Einhalt zu gebieten. Die übrigen Reisenden erwachten nun und vereinten ihre Verwünschungen mit dem Gekreische der Frauen. Das war ein so furchtbarer Tumult, daß er den Fährmann aus seiner Kabine lockte, der alle überschrie und im Namen des

Königs Ruhe und Ordnung gebot. Er schalt die Urheber dieses Aufruhrs aufs eindringlichste und verhalf den Frauen wieder zum friedlichen Besitz ihrer Lagerstätte, die er an sie vermietet hatte. Boquet und Alizard wurden in eine andere Ecke verwiesen, wo sie sich auf dem nackten Bretterboden niederlegten.

Darauf tiefste Stille. Rings um uns schlief und schnarchte man, als sich meine gute Alte aufrichtete, um mir zuzuflüstern: „Sie scheinen mir ein ehrlicher Mann zu sein, dem man vertrauen darf; legen Sie sich doch auf die Decke, die ich über mich gebreitet habe; ich mache Ihnen auf der Matratze Platz.“ Das brauchte sie mir nicht zweimal sagen und ich ließ mich mit Worten des Dankes ihr zur Seite auf die Decke nieder, in die sich die keusche Matrone vorsichtig bis über das Kinn gehüllt hatte. Sogleich verfiel ich in tiefen Schlaf, mit einer Kaltblütigkeit, wie wenn ich neben eine Mumie gebettet läge, und ich kann beschwören, daß diese Nacht, obwohl auf gleicher Ruhestätte mit einer Frau verlebt, in strengster Keuschheit verflossen ist. Schrecklich war mein Erwachen; die Matratze, auf welcher ich ebenso schlecht wie auf einem harten Brett gelegen war, hatte mir die Knochen zerschlagen. Die Ausdünstung so vieler Menschen und der Qualm der rauchenden Lampe hatten in diesem kleinen Raume, in den wir eingepferchт waren, derart die Luft verpestet, daß wir es dort nicht mehr auszuhalten vermochten.

Nachdem wir uns die Einwilligung des Fährmanns, uns ans Land zu setzen, erkauft hatten, hinterließen wir ihm unsere Koffer und sonstiges Gepäck, und glücklich, diesem übelriechenden Grabe entronnen zu sein, marschierten wir geflügelten Schrittes nach Nogent. Nun war es nach der erzwungenen Diät des vorhergehenden Tages unsere erste Sorge, uns ein Frühstück zu verschaffen, das wir dann auch in einem etwa eine halbe Meile entfernten Dorfe fanden. Als unsere Kräfte wieder hergestellt waren, setzten wir unseren Weg fort und bewunderten das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne. Nach einer so schlechten Nacht, wie wir sie auf unserem Schiffe zugebracht hatten, — auch die Hitze begann sich aufs unangenehmste fühlbar zu machen — beschlossen wir, zwei Pferde zu mieten, um sie abwechselnd zu besteigen. Wir waren hier im Lande üppigen Wohllebens; unser Mittagsmahl war ganz vortrefflich.

Seit dem Verlassen der Fähre hatten wir einen Marsch von mehr

als acht Meilen (lieues zu 4 km) zurückgelegt und auch den Appetit fahrender Gesellen bekommen. Von dem köstlichen Champagnerwein leerten wir eine Flasche um die andere. Alizard war ziemlich angeheitert, als man wieder aufbrach. Nun kam die Reihe des Reitens an mich; kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, als ihm in seiner närrischen Ausgelassenheit plötzlich einfiel, hinter mich auf das kleine Pferd zu springen. Indem er auf und nieder hüpfte und mich mit den Armen umschlang, schob er dabei die Taschen meines Rockes in die Höhe und entleerte sie; erschreckt suchte sich das Pferd von der neuen Last zu befreien und begann aus allen Kräften Sprünge zu machen, auszuschlagen und zu galoppieren, so daß wir in kurzer Zeit unsere Gefährten und den Führer, die schon vor uns aufgebrochen waren, eingeholt hatten. Unter Singen, Lachen und fröhlichem Marschieren gelangten wir noch vor Anbruch der Nacht nach Nogent.

Unser Übermut verwandelte sich gar bald in Bestürzung, als ich bemerken mußte, daß meine Taschen völlig leer waren, mithin mein Portefeuille, das die sämtlichen Empfehlungsschreiben, die Aufnahmeurkunde für die französische Akademie in Rom sowie den Paß enthielt, verloren und alles auf der Landstraße verstreut sei. Unverzüglich erstattete ich Anzeige beim Magistrat der Stadt und schickte einen berittenen Mann mit einer an einem Stock befestigten Laterne aus, meine Brieffschaften wiederzufinden. So verblieben wir noch den folgenden Tag in Nogent, um Nachrichten darüber abzuwarten, und benützten ihn zu einem Ausfluge nach dem Paraclet. Diese Gegend, ehemals eine Wüste, war wohl gepflegt und die von Abélard im zwölften Jahrhundert erbaute Hütte in eine hübsche Abtei verwandelt worden, deren Umgebung durch das klar fließende Gewässer des Arduſſon verschönt war.

Von zwei Klosterschwestern, die gerade in einem niederen Saale Tische scheuerten, war die eine jung und sehr höflich und führte uns in die Kirche, um uns das Grab von Abélard und der zärtlichen Héloïse zu zeigen. Nach einem kurzen Gebete berichtete sie uns von der keuschen Liebe jener beiden Heiligen, deren irdische Überreste dieses Grab umschloß, und versicherte dabei in frommer Demut, daß, als man im Jahre 1163 die sterbliche Hülle der frommen Héloïse in das Grab Abélards zur Ruhe senkte, dieser seine Arme öffnete, um die Geliebte in heiliger Liebe zu empfangen. „Der Heilige ist gut," meinte Alizard,

„aber, liebste Schwester, wenn mir erlaubt wäre, Euch an mein Herz zu drücken, so würde ich Euch ganz anders umarmen."

Der Abend nahte; mein Bote kehrte mit leeren Händen zurück. Da wir an unserer Art zu reisen Geschmack gefunden hatten, brachen wir am nächsten Tage zu früher Morgenstunde wieder auf. Es war ein herrliches Wetter, und trotz des Verlustes, den ich soeben erlitten hatte und dessen schlimme Folgen ich noch nicht ahnte, legten wir die fünfzehn Meilen von Nogent bis Auxerre teils zu Fuß, teils zu Pferde recht heiter zurück. Wir kamen in dieser Stadt gegen 9 Uhr abends sehr müde und mit einem wahren Heißhunger an. Um auszuruhen und unser Gepäck, das mit dem Schiffe bereits angekommen war, mitzunehmen und auch die Stadt zu besichtigen, blieben wir den folgenden Tag. Sie bot wenig Interessantes für uns, abgesehen von der Kathedrale und der Kolossalstatue des hl. Christoforus, einem ebenso lächerlichen als unkünstlerischen Denkmal. Am nächsten Morgen machten wir uns zu früher Stunde wieder auf den Weg und gelangten am dritten Tage nach Châlons-sur-Saône; von da ging's wieder zu Schiff nach Lyon. Das Land zu beiden Seiten dieses Flusses war wohlbebaut, und an seinen Ufern entlang zogen sich Weinberge.

Meine Kameraden hatten Empfehlungsbriefe für Lyon; dort gab man uns zu Ehren Diners, unter anderem an der Malakademie, wo uns Mr. Nonnotte[6]) mit einem großen Mahle bewirtete, bei dem Kunstfreunde beiderlei Geschlechts zugegen waren. Wir besuchten auch das Theater, das uns im Vergleich zu Paris sehr mittelmäßig erschien. Nach sechs Tagen beschlossen wir wieder abzureisen. In unserer Herberge waren mehrere italienische Kutscher, die uns bestürmten, uns über den Mont Cenis nach Rom bringen zu dürfen. Ich hatte große Lust dazu, aber meine Freunde zogen den Weg zur See vor und überstimmten mich. Wir schifften uns auf der Fährschute nach Avignon ein. Dort angekommen, wollte ich diese Stadt nicht verlassen, ohne die Behausung des großen Sängers Lauras gesehen zu haben. Die Quelle von Vaucluse, drei Meilen von Avignon entfernt, ist sehr bemerkenswert ihrer selbst willen, auch wenn sie den göttlichen Petrarca vor 500 Jahren nicht zu den Meisterwerken begeistert hätte, die wir immer

[6]) Donat Nonnotte, französischer Maler, 1707 bis 1785, seit 1754 in Lyon, Gründer und Leiter einer unentgeltlichen Zeichenschule.

bewundern werden. Man sieht dort auf einem Felsen noch verschiedene Überbleibsel seiner Behausung; von jener, die Laura auf der anderen Seite des Tales bewohnt haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden. Die ruhige, große Fläche zu Füßen des Felsens, der das Becken mit klarem, durchsichtigem Wasser speist, brachte mir die Verse in Erinnerung:

„Chiare, fresche, e dolci acque,
Ove le belle membra
Pose colei che sola a me par donna ...."[7])

Mit meinen Reisegefährten fuhr ich kommenden Tages nach Aix, von da nach Marseille in Wagen, die man Rouantes[8]) nannte, eine Bezeichnung, die sie auch im vollsten Umfange verdienten.

Die See war sehr bewegt; es herrschte widriger Wind, und so konnten wir uns nicht einschiffen. Kein Ruderboot wagte sich aus dem Hafen. Täglich machten wir dort Spaziergänge. Die Galeerensträflinge erregten mein Mitleid. Wer sich von ihnen auf ein Handwerk verstand, war in kleinen Hütten untergebracht; darunter befanden sich Advokaten, die Bittschriften und Memoranda abfaßten, Perücken- und Schuhmacher, alle aufs eifrigste beschäftigt und viel Geld verdienend. Ich erkannte unter ihnen einen Messerschmied aus Zweibrücken, der falsches französisches Geld geprägt hatte. In seinem Laden trug er einen Schlafrock, seidene Strümpfe und hatte keine andere Fessel als einen Eisenring um das Bein. Die meisten dieser Gesellen hatten wie er kein weiteres Abzeichen ihres Standes. Um diesen Grad der Freiheit zu erlangen, mußte man eine hinreichende Haftsumme hinterlegen und ebensoviel dem Gouverneur bezahlen. Sie waren indes alle verpflichtet, die Nächte auf ihren Galeeren zu verbringen.

Nach achttägigem Aufenthalt wurden wir dahin einig, nach Toulon und von da, sollte der Wind uns noch immer widrig sein, bis nach Antibes auf dem Landweg weiterzureisen. Wir sprachen davon

[7]) Anfangsverse der 14. Kanzone, an das Tal von Vaucluse, einer der schönsten Petrarcas:

„Du frischer, süßer Quell,
Wo ihre schönen Glieder
Die Einz'ge, die mir Herrin scheinet, kühlte ...."

[8]) Von rouer = rädern, die Knochen brechen.

bei der Table d'hote, an der verschiedene Offiziere der königlichen Marine zugegen waren. Sie widerrieten uns insgesamt, diesen Weg in so kleiner Anzahl zu machen, da in dem Gebirge und den Waldungen, die wir zu durchqueren hätten, so viele Räuber und Mörder hausten, daß die Gendarmerie um eine Verstärkung eingekommen war, weil sie sich nicht mehr mit einer so überlegenen und verwegenen Bande zu messen wagte. Um die Tapferen zu spielen und nicht minder in der Meinung, daß diese Herren unseren Mut auf die Probe stellen wollten, bestanden wir auf unserem Vorhaben und mieteten zwei Rouantes, ganz abscheuliche Fahrzeuge. Ein paar Touloner Offiziere schlossen sich uns an. Es waren also im ganzen drei Reisekutschen und mit unseren Fuhrleuten neun Personen. Jeder von uns trug zwei Pistolen bei sich. Unsere Degen und Jagdmesser erhöhten noch das Gefühl der Sicherheit.

Im vollsten Vertrauen auf diese Verteidigungsmittel erwarteten wir mit Ungeduld den kommenden Tag, um uns auf den Weg zu machen. Als wir eben nach der Mahlzeit den Kaffee einnehmen wollten, näherte sich langsamen Schrittes die französische Postkutsche und hielt vor unserer Tür an. Der Postillon war leichenblaß, und der Kurier lag blutüberströmt in seinem Wagen. Zwei berittene Leute, die ihn begleitet hatten, baten den Wirt, nach einem Chirurgen zu schicken, der seine Wunden untersuchen und verbinden sollte. Dieser Kurier war drei Meilen von der Stadt entfernt im Walde angefallen worden. Er verteidigte sich tapfer, erhielt eine Kugel durch den Leib oberhalb der Hüfte, eine andere durchbohrte ihm die Hand. Man hätte ihn getötet und ausgeraubt, wenn nicht der Hufschlag der Pferde zweier Reisender, die mit verhängtem Zügel herbeisprengten, die Räuber erschreckt hätte. So ergriffen diese die Flucht und nahmen ihre Verwundeten mit sich. Dieser augenscheinliche Beweis verstimmte uns etwas; aber alle Vorbereitungen waren nun einmal getroffen, und so machten wir uns Tags darauf in frühester Morgenstunde auf den Weg, um vor Torschluß in Toulon anzukommen. Es herrschte noch tiefste Nacht, als wir den Wald betraten, und obgleich wir uns nicht verabredet hatten, um nicht für Hasenfüße zu gelten, so waren wir doch alle auf der Hut. Glücklicherweise erwies sich unsere Vorsicht als unnötig: wir langten in Toulon an, ohne einen Räuber erblickt zu haben. Nachdem wir in dieser Stadt einige schöne Arbeiten von

Puget[9]) gesehen, dessen Flachrelief „Die Pest" wir bereits in Marseille bewundert, und die Kriegsschiffe besucht hatten, von denen der „Tonnant" mit 100 Kanonen das bedeutendste war, setzten wir unsere Reise zu Land nach Antibes fort.

Da diese Stadt nahe der Grenze Savoyens liegt, hatte man uns aufmerksam gemacht, daß man eines Passes vom Gouverneur bedürfe, um sie überschreiten zu können. Wir wurden deshalb bei ihm vorstellig; meinen Kameraden machte er keinerlei Schwierigkeit, nachdem er ihr Diplom als königliche Pensionäre geprüft hatte. Als ich aber an die Reihe kam, hatte ich gut beteuern, daß meine Brieftasche mit allen Papieren unterwegs verloren gegangen sei; auch meine Reisegefährten bestätigten vergeblich, daß ich die Wahrheit sage, Alizard maß sich sogar die Schuld daran bei — der Gouverneur war aber nicht zu bewegen und versagte mir rundweg die Erlaubnis, Frankreich zu verlassen, indem er sich auf die strengen Verordnungen des Hofes berief. Die Veranlassung dazu hatte die Landesflucht einiger der geschicktesten Arbeiter von Lyon gegeben, die sich für die vom Großherzog Leopold neu errichteten Seidenmanufakturen in Florenz hatten anwerben lassen. Ich protestierte schließlich gegen diesen Befehl, da ich mich als Ausländer vollständig frei wähnte und im Dienste eines deutschen Fürsten stand, was auch meine Kameraden versicherten. „Welchem Fürsten dienen Sie denn?" fragte mich der Gouverneur.

„Dem Herzog von Zweibrücken."

„Hüten Sie sich, ich kenne ihn!"

„Um so besser für mich, und wohl auch für Sie, mein Herr!" fügte ich, ein wenig über sein Mißtrauen beleidigt, bei.

„Der Herzog hat Neffen?"

„Ja, mein Herr; zwei sind an seinem Hofe. Der ältere von ihnen wird von Kéralio erzogen, der mir an den Marquis Felino in Parma und den Marquis Barbantane, französischen Gesandten, Empfehlungsbriefe mitgegeben hat; sie sind mir unglücklicherweise mit meiner Brieftasche verloren gegangen." Der gute Gouverneur (dessen Namen ich vergessen) streckte mir sogleich die eine Hand entgegen, die ihm geblieben; die andere hatte er in der Schlacht bei Frankfurt im Sieben-

[9]) Pierre Puget, berühmter Bildhauer, 1622 bis 1694, der als ein Meister der klassischen Kunst in Frankreich gilt; zugleich Maler, Architekt und Ingenieur.

jährigen Kriege eingebüßt. „Seien Sie mir herzlich willkommen, junger Mann!“ sagte er. „Sie haben mir da von dem liebsten meiner Freunde gesprochen. Wir waren zusammen auf der Kriegsschule, Kéralio und ich; sodann haben wir den Feldzug mitgemacht. Wohl trennte uns das Schicksal, aber weder Zeit noch räumliche Entfernung vermochten unsere Freundschaft zu vermindern. Ich behalte Sie nun für heute noch in Antibes zurück, um mit Ihnen bei einem Mahle auf die Gesundheit meines alten Kameraden zu trinken; dann mögen Sie ziehen, wohin es Ihnen beliebt!“ Wir blieben noch einige Tage in Antibes, einem an und für sich recht trübseligen Neste, das aber einen ziemlich guten Hafen besaß; denn wir erwarteten täglich den französischen Kurier, der sich hier einzuschiffen pflegte, um den Weg durch die Apenninen zu vermeiden, und den Landweg erst wieder in Lerici aufnahm.

Der Wind war für uns noch immer ungünstig. Endlich, am sechsten Tage seit unserer Ankunft in Antibes, traf der Kurier ein. Wir verhandelten mit ihm über den Preis; der Schiffspatron weigerte sich jedoch aufs entschiedenste, bei so stürmischem Wetter in See zu stechen. Der Kurier versuchte es bei anderen, aber ebenso vergeblich. In heller Verzweiflung legten wir uns zur Ruhe, entschlossen, am kommenden Tage auf dem Landwege nach Nizza weiterzureisen. Aber unser Kurier überredete am Ende noch einen spanischen Piloten, die Überfahrt zu wagen: in seiner Geldgier, und da er bemerkte, daß sich der Wind etwas gelegt hatte, machte dieser sein kleines Fahrzeug segelfertig. Dann weckte uns der Kurier und ließ unsere Koffer an Bord bringen. Zu mitternächtlicher Stunde, noch halb schlaftrunken, schifften wir uns ein. Ruhig durchfuhren wir den Hafen. Als wir uns aber den beiden Felsen näherten, die ihn gegen Sturzwellen schützten, riß uns eine davon beim Zurückfluten mit erschreckender Schnelle mit sich in die Tiefe fort, wie wenn es in den Abgrund des Meeres ginge. Ein gellender Schrei brachte uns zum Erwachen. Das Schaukeln unseres gebrechlichen Bootes war so stark, daß wir uns an den Seilen festklammern mußten, um nicht weggespült zu werden.

Ich saß ganz nahe beim Maste, den ich krampfhaft umschlungen hielt. Mit Blitzesschnelle ging's bergauf bergab, und jede Woge, die sich an dem Schiffe brach und es zur Seite warf, schlug uns in spritzendem Gischt über den Kopf. Die Matrosen, die unaufhörlich schrien:

„Alla larga, alla larga!“[10]), die Hilferufe zum hl. Antonius und eine undurchdringliche Finsternis, die mich die Hand vor meinen Augen nicht unterscheiden ließ, gestalteten unsere Lage schrecklich. Es war im November; das Meereswasser, das uns unaufhörlich überschwemmte, und eine Kälte, daß wir mit den Zähnen klapperten, vervollständigten unser Elend, besonders anfangs; denn einmal bis auf die Haut durchnäßt, hatten wir in dieser Hinsicht nichts mehr zu befürchten. Bald packte meine Kameraden die Seekrankheit; Boquet und Alizard fielen zu Boden und rollten je nach der Bewegung des Fahrzeuges bald aufwärts, bald abwärts. Alle, die Matrosen und mich ausgenommen, erduldeten die Todesqualen dieses Übels. Ich vernahm ihr Stöhnen und Wehklagen, ohne sie zu sehen und ihnen helfen zu können. So verstrich die ganze Nacht; wir wußten nicht, wohin unsere Fahrt ging, und was von einem Augenblick zum anderen aus uns werden sollte.

Endlich begann es zu dämmern; da sah ich meine Kameraden, den Kurier und einen französischen Abbé, dessen Anwesenheit ich erst jetzt bemerkte: sie waren alle bleich, erstarrt, verstört, so daß ich mein Aussehen nach dem ihren bemessen konnte. Noch mehr schreckte mich der Anblick der hochgehenden Wogen, die uns auf ihrem Schaumkamme trugen, um uns gleich darauf in einen Strudel hinabzuziehen, der uns zu verschlingen drohte. Ich schloß die Augen, umklammerte den Mast, jeder seiner Bewegungen nachgebend. Als es heller Tag ward, hörte der Regen auf, und der Himmel schien sich aufheitern zu wollen: in der Ferne erblickte ich die Alpen, die majestätisch in das Meer hineinragten und deren Kette sich bis ins Endlose vor uns ausbreitete. Unser Lotse am Steuerruder rauchte seine Pfeife und sah beständig mit sorgenvoller Miene nach dem Himmel aus, der auch unerfahrene Seeleute, wie wir es waren, keineswegs beruhigen konnte. Eine Stunde später sagte er zum Kurier: „Jetzt können wir nicht mehr weiter! Der nächste Hafen ist Antibes; dorthin müssen wir zurück.“

Dieser widersetzte sich vergebens und erklärte, ihm keinen Sou für die Fahrt zu bezahlen, wenn er ihn nicht zum mindesten in Nizza oder Monaco landen würde. „Lieber komme ich um den Lohn als um mein Leben,“ antwortete der Steuermann und wendete dabei sein

[10]) „In die offene See hinaus!“

Schiff so geschickt auf dem Kamme einer Welle, daß nur das Hinterteil in die Tiefe tauchte. „Es wird keine Stunde vergehen, bis ein heftiges Gewitter von Afrika heraufziehen und uns gegen die Küste Frankreichs treiben wird, die wir erreichen müssen, wenn wir uns retten wollen.“ Gleichzeitig eiferte er seine Matrosen an, angestrengt zu rudern, so gut es die hochgehenden Wogen erlaubten. Das vorhergesagte Gewitter zog auch wirklich herauf, allmählich erhob sich der Wind und tobte bald schrecklich; glücklicherweise war er für uns günstig, wie unser Spanier vorausgesehen hatte, und drängte uns mit Ungestüm gegen Antibes. Unser schwaches Fahrzeug war das Spiel fürchterlicher Wellen, die, vom Orkan einhergepeitscht, mit jedem Augenblick gewaltiger wurden. Die Leiden meiner armen Gefährten verdoppelten sich; sie waren mehr tot als lebendig; am meisten litt und klagte der Abbé. Gegen 3 Uhr nachmittags konnten wir die beiden Felsen am Eingange des Hafens von Antibes unterscheiden; unser Steuermann traf schon beizeiten seine Maßnahmen, und er benutzte beim Annähern eine hochgehende Welle, die uns zwischen den Felsen hindurch mit Pfeilesschnelle in den Hafen warf. Erleichtert atmeten wir auf. Am Strande harrten viele Menschen, die uns draußen auf dem Meere mit dem Untergange hatten ringen sehen.

Beim Verlassen des Schiffes vermochte sich keiner von uns allen noch auf den Beinen zu halten; die Matrosen mußten uns in unsere Herberge schaffen. Dort ließen sie uns wieder auf denselben Betten nieder, die wir mitternachts verlassen hatten. Hingestreckt auf mein Lager, das sich im Kreise zu drehen und die stoßenden, schaukelnden Bewegungen des Schiffes fortzusetzen schien, durchnäßt, als wäre ich dem Meeresgrund entstiegen, klapperten mir vor Kälte die Zähne. Die Zimmerdecke, Wände und Möbel: alles tanzte wirbelnd durcheinander. Seit dem Abend des vergangenen Tages ohne jegliche Nahrung, fühlte ich mich schwach und elend. Nachdem die Mahlzeit meine Kräfte wiederhergestellt, ließ ich sogleich Feuer in unserem Kamine anschüren, um unsere Sachen zu trocknen. Unterstützt von den Töchtern des Hauses, pflegte ich meine Gefährten, die zitternd vor Kälte und bis auf die Haut durchnäßt weder aufstehen noch trinken oder essen konnten.

Inzwischen hatte sich das Wetter aufgehellt. Es wurde beschlossen, unsere Reise zu Land fortzusetzen, da wir keine Lust mehr verspürten, uns noch einmal der stürmischen See anzuvertrauen. Da-

her ließen wir unsere Koffer in Antibes auf einer Tartana zurück, die nur eines günstigen Windes zur Überfahrt nach Civitavecchia harrte. Andern Tages mußten wir schon in frühester Morgenstunde aufbrechen.

Landschaft und Wetter waren schön, und so dünkte uns das Wandern köstlich. Leichten Fußes zogen wir einher; nur mit Mühe vermochten die Esel Schritt zu halten. An einen sehr breiten und reißenden Fluß gelangt, namens Loup, fanden wir weder Fähre noch Brücke vor. Wir mußten ihn überschreiten, wollten wir unseren Weg fortsetzen. Durch das letzte Gewitter war er hoch angeschwollen. Ein Umweg von drei Meilen hätte uns — so sagten unsere Treiber aus — über einen Steg geführt, den sie selbst auf jeden Fall mit den bepackten Eseln einschlagen müßten; aber es seien Männer da, die gewöhnlich die Reisenden auf den Schultern durch den Strom trügen. Im selben Augenblicke traten diese auch schon aus einem nahen Hause heraus: vier gigantische Gestalten, mit langen, eisenbeschlagenen Stäben in der Hand. Unser Schatzmeister Alizard sollte mit ihnen den Preis vereinbaren. Aber sehr lebhaft, ein echter Pariser, behandelte er diese Kolosse als Spitzbuben und bot ihnen nur die Hälfte ihrer Forderung. Sie waren darüber aufgebracht.

Ich sah voraus, daß Alizards unüberlegter Streich einen Streit heraufbeschwören würde. Er war umsoweniger am Platze, als sie uns mit ihren langen Stöcken hätten erschlagen oder aus Rache mitten im Strome von ihren breiten Schultern herabwerfen können. Sicherer Tod wäre unser Los gewesen. Heurtier und ich erkannten den Ernst unserer Lage und beschwichtigten schließlich unsere heiligen Christofori. Nachdem sie sich ihrer Kleider entledigt, luden sie uns rittlings auf ihre Schultern. „Halten Sie sich an meinen Haaren fest und schließen Sie die Augen!“ sagte mein Riese. „Vor allem aber seien Sie ohne Furcht und rühren Sie sich nicht; denn beim geringsten Fehltritt würde ich das Gleichgewicht verlieren, und der Strom risse uns bis zum Meere mit sich fort.“ Ohne daß ich es wahrnahm, betrat mein Führer das Wasser. Gegen die Mitte zu reichte es ihm bis über die Brust und mir bis halb zu den Beinen. Hier war die Strömung am reißendsten. Um ihr Widerstand zu leisten, nahm er seinen Stock zur Hilfe, neigte sich gegen das Wasser und setzte ihn vor sich ein. Dann stemmte er sich dagegen und machte einige Schritte vorwärts.

Auf solche Weise durchschritten wir diesen breiten Fluß. Beängstigt durch das Rauschen der Wellen, die sich an uns brachen, öffnete ich von Zeit zu Zeit die Augen und sah ein, daß es ein guter Rat war, sie zu schließen; denn die sich hastig überstürzenden Wogen hätten uns unfehlbar erschreckt und schwindeln gemacht. Wir erreichten endlich glücklich das Land. Als ich wieder festen Grund unter meinen Füßen fühlte, gedachte ich der Worte des guten, alten Rabelais: „O dreimal selig und viermal sind, die Kraut erbau'n! Denn allzeit haben sie doch ein Bein am Land, das andr' ist auch nicht weit."[11]) Da wir die Mühe und Gefahr für unsere Träger nun kannten, so gab ihnen Alizard aus unserer Reisekasse zu dem vereinbarten Preis noch guten Lohn.

Im nächsten Dorfe mußten wir auf die Esel mit unserem Gepäck warten. Erst am folgenden Tage gelangten wir bei strömendem Regen, der die Romantik unserer Fußwanderung sehr beeinträchtigte, nach Nizza. Der Regen währte zwei volle Tage und hielt uns zu unserem großen Bedauern in dieser Stadt und sogar auf unseren Zimmern zurück. Alizard kündigte uns bei der Abrechnung an, daß nun zum dritten Male wegen unseres langen Aufenthaltes in Lyon, Avignon, Marseille und Antibes die gemeinsame Börse zu füllen sei, und auf den Kopf sechs Livres zehn Sous träfen. Mein guter Freund Heurtier besaß keinen Heller mehr zum Beisteuern: er hatte damit gerechnet, die Reise zur See zurückzulegen und sich deshalb nur mit der dazu nötigen Barschaft versehen. Boquet machte sich aus dem Staub, nachdem er seinen Anteil berichtigt hatte: sonst ein guter Junge, aber geizig und selbstsüchtig, dachte er nur an sich und seine Bequemlichkeit.

Am Morgen des dritten Tages schien sich der Himmel aufklären zu wollen; der Regen ließ nach. Bei der Beratung, ob wir den weiteren Weg durch das Gebirge wagen sollten, stimmte ich dafür, daß es uns mit Rücksicht auf die vorgeschrittene Jahreszeit, die noch große Entfernung von Rom und unsere zusammengeschrumpfte Barschaft die Notwendigkeit zur Pflicht mache, unsere Bequemlichkeit zu opfern und

[11]) Rabelais legt diesen Ausruf dem Pantagruel in den Nöten eines schweren Seesturmes in den Mund: „O que troys et quatre fois heureulx sont ceulx qui plantent chous! . . . . car ils ont tous jours en terre un pied; l'aultre n'en est pas loing". (Gargantua et Pantagruel: Buch IV, Kap. XVIII). Deutsch von Gottlob Regis, Neuausgabe 1906. 2. Bd. S. 606.

etwas aufs Spiel zu setzen. „Schließlich, was riskieren wir denn?“ fügte ich bei, „etwas naß zu werden, wie wir es schon so oft waren. Im übrigen, wenn sich Karl XII. in gleicher Lage befunden hätte, würde er wegen eines bißchen Regens keinen Augenblick gezögert haben, mit seiner gesamten Armee die Alpen zu überschreiten.“ „Vivat Karl!“ tönte es heiter aus aller Mund; „seien wir tapfer wie er! Laßt uns sogleich abmarschieren!“ Wir hatten bereits Tags vorher drei Esel gemietet, zwei für unser Gepäck, den dritten, um ihn abwechselnd zu reiten. Es lagen sechs Meilen vor uns bis zum Nachtquartier, die wir bald hinter uns zu haben hofften. Gegen 10 Uhr morgens zogen wir zu den Toren Nizzas hinaus. Der Marsch auf der grundlosen Landstraße ermüdete und verlangsamte unsern Schritt.

Da es immer bergan ging, war zu hoffen, daß es mit den in die Felsen gesprengten Pfaden besser bestellt sei. Leider zeigte sich das Gegenteil. Der Regen setzte von neuem so heftig ein, daß wir in kurzer Zeit völlig durchnäßt waren. Je höher wir stiegen, desto schwieriger und gefährlicher ward der Weg, desto empfindlicher die Kälte, desto stürmischer der Wind. Wir folgten einem Pfade, der nur ganz roh in den Berg gehauen war. Zu unserer Linken erhob sich sein Gipfel bis hoch in die Wolken; zu unserer Rechten gähnten, mehr oder minder nahe, fürchterliche Abgründe, deren wellengepeitschter Fuß sich im Meere verlor. Bald schritten wir bis über die Knöchel im Lehm, der, von den heftigen Regenschauern durchweicht, auf unseren Weg geschwemmt war; bald über Granitsteine, deren Spitzen, durch die weggespülte Erde bloßgelegt, uns zur größten Vorsicht zwangen. Glücklicherweise drängte uns der vom Meere kommende Wind heftig gegen den Berg. Die Ermattung zwang uns oft auszuruhen und Atem zu schöpfen. Mit uns selbst beschäftigt, beobachteten wir tiefstes Schweigen. Das Heulen des Windes in den hohlen, kahlen Felsen, das Getöse der Wogen, die sich an ihrem Fuße brachen: das waren die einzigen Laute, die an unser Ohr schlugen und die Schrecken unserer Lage vermehrten. Dazu ein Regen, der von Zeit zu Zeit in Güssen niederrauschte. Wir sehnten uns nach dem Lager, das uns in dieser schauerlichen Wildnis aufnehmen sollte, und die Hoffnung allein, es zu erreichen, gab uns die Kraft, den Weg fortzusetzen. Aber zu unserer Verzweiflung starrten uns bei jedem neuen Ausblick nur noch höhere, kahlere Berge und unermeßliche Abgründe entgegen. Dann ging es

bergab, und der Weg wurde um so schlüpfriger und gefährlicher. Beinahe sechs Stunden waren wir unterwegs, bis wir an den Fuß des Berges gelangten, dessen Verlängerung sich in sanfter Neigung ins Meer hinaus erstreckte. Gruppen von Obstbäumen da und dort verstreut auf fruchtbaren, bebauten Feldern, gaben uns den Mut zurück und erweckten in uns die Hoffnung, endlich zu einer menschlichen Behausung zu gelangen.

Es war auch höchste Zeit. Wir waren vollständig erschöpft von Müdigkeit, Hunger und Kälte. Seit unserer Abreise von Nizza bot nun das feuchte Gras unter einem Baum die erste Gelegenheit, uns zu setzen und für einen Augenblick aufzuatmen. Jetzt erst wurden wir der Abwesenheit Boquets, unserer Führer und ihrer Esel gewahr; unser eigenes Elend hatte uns zu sehr beschäftigt, um noch an sie zu denken. Nach längerem Warten überkam uns neue Unruhe. Sind sie vielleicht in einen Abgrund gestürzt? Was mag aus ihnen geworden sein? Und was soll aus uns werden, führer- und hilflos? Zu allem Unglück begann es auch schon zu dunkeln. Da endlich bemerkten wir sie in der Ferne, sich uns entgegenschleppend. Boquet wollte von seinem Esel steigen, fiel aber zu Boden und konnte sich nur mehr mit Mühe erheben: so schwach, erfroren und zerschlagen war er. Auf unser Befragen stimmten die Führer für den Aufenthalt, da sicher noch zwei Meilen bis zu einer Herberge wären. Unmöglich könnten wir während der Nacht längs der Abgründe gehen, ohne hinabzustürzen; angesichts dieser großen Gefahr, unserer Erschöpfung und der Übermüdung der Tiere sei es das Beste, die Nacht auf diesem Platze zu verbringen, der wenigstens den Eseln Nahrung böte!

Obgleich wenig unternehmungslustig, ja eher kleinmütig als vermessen, sorgfältig jeder augenscheinlichen Gefahr aus dem Wege gehend, habe ich bei mancher Gelegenheit beobachtet, daß ich in jeder gefahrvollen Lage stets ruhig und gefaßt war. Ohne Alizards Ausfällen auf Karl XII., der uns in diese Lage gebracht hätte, Gehör zu schenken, wollte ich alle Mittel in Bewegung setzen, uns aus ihr zu befreien. Einer unserer Führer hatte wohl einmal eine Rauchsäule in der Ferne aufsteigen sehen; mehr wußte aber auch er nicht. Nun stellte ich meinen Leidensgefährten vor, daß es nicht grausamer sei, jenseit dieser Bäume zu sterben als hier an unserem Platze. Ich für meinen Teil sei entschlossen, meine letzte Kraft aufzubieten, um zu er-

forschen, woher dieser Rauch gekommen sein mochte, und das schwindende Tageslicht zu benützen, Menschen und Hilfe zu finden. Alle stimmten bei. Wir schleppten uns durch die Felder, bei jedem Schritt in die durchweichte Erde sinkend, nahe am Zusammenbrechen; kalter Schweiß bedeckte unsere Stirnen. Auch unsere Esel wollten nicht mehr weiter. Düster brach die Nacht herein. Es regnete in Strömen. Wie groß war nicht unser Jubel, als uns endlich durch die Bäume hindurch ein Lichtlein in der Ferne entgegenschimmerte! Bei diesem Anblick verdoppelten sich unsere Kräfte. An den ersten Häusern angelangt, von weitem schon durch das Gebell der Dorfhunde gemeldet, fanden wir aber alle Türen verschlossen, die Lichter in den Häusern erloschen: kein Lebenszeichen. Keine Stimme auf unseren Ruf und unser Flehen. Da harrten wir unter der Dachtraufe, in undurchdringlichem Dunkel, dem Tode nahe, unablässig bedrängt, verfolgt von den Kötern. Drinnen im Dorfe das gleiche Schweigen. Allizard wollte mit Gewalt vorgehen und eine Tür einstoßen. Da kam mir der Gedanke, man möchte uns für eine Räuberbande halten und sich vor uns fürchten. Ich war der Meinung, daß einer von uns Herberge suchen, für die anderen sprechen und so uns alle retten müsse; so schritt ich also allein die Dorfstraße weiter, während die Hunde bei den übrigen zurückblieben.

Fünfzig Schritte entfernt bemerkte ich eine Frau, die, wohl durch das ferne Hundegebell ans Fenster gelockt, aus dem hellerleuchteten Zimmer eines schönen Hauses auf die Straße herniedersah. Ich rief ihr also mit flehender Stimme zu, in der unwillkürlich mein ganzer Jammer zum Ausdruck kam: „Madame, erbarmen Sie sich eines verirrten Wanderers, der vor Hunger, Kälte und Ermattung dem Tode nahe ist, und wollen Sie mich nicht im Hause aufnehmen, so gewähren Sie mir wenigstens in der Scheune oder im Stalle ein Obdach! Ich werde Ihnen alles, was Sie verlangen, für diese Ihre Menschenfreundlichkeit bezahlen, die mir das Leben retten wird.“ Hierauf leuchtete sie auf mich herunter und antwortete in halb italienischem, halb französischem Dialekt, sie sei nicht die Frau des Hauses, wolle aber gern bei ihrem Herrn für mich bitten. Meine Gefährten, die mich mit jemand hatten sprechen hören, schlichen unterdes ganz leise heran, während die Hunde nicht nachließen, unsere zurückbleibenden Führer und Esel zu umkläffen. Eine Minute später gewahrten wir durch eine Spalte der Tür, gegen die wir uns gelehnt hatten, Licht im Hausflur.

Es folgte ein Gespräch zwischen einem Manne und einer Frau, deren Kauderwelsch wir kaum verstanden, indes uns das Herz in angstvoller Sorge schlug. Da endlich drehte sich der Schlüssel, die Tür ging auf, und wir platzten alle auf einmal wie eine Bombe hinein, fürchtend, man möge sie gleich wieder vor uns zuschließen. Nun waren auch unsere Führer mit ihren Eseln vor der Tür erschienen. Der Besitzer des Hauses erschrak so heftig bei unser aller plötzlichem Erscheinen, daß er sich bleich und zitternd an die Mauer lehnte. Der Magd fiel das Licht zu Boden; sie lief davon und schrie: „Jesus, Maria, Räuber!"

Wir rafften schleunigst das Licht wieder auf, das glücklicherweise nicht erloschen war, legten unsere Pistolen und Jagdmesser zu Füßen des Hausherrn nieder und beschwuren ihn, sich zu beruhigen, da wir das nicht seien, was wir zu sein schienen. Zugleich wiesen ihm meine Freunde ihre Diplome vor, und mit jedem dieser neuen Beweise gewann er seine Fassung mehr und mehr, die Farbe kehrte wieder in sein Antlitz zurück. Aus jähem Schrecken geriet er nun in helle Freude und rief die Dienstmagd herbei, die nach einer Weile, zusammen mit einer anderen, zitternd auf der Bildfläche erschien; hieß sie ein starkes Feuer im Kamin anschüren und auf der Stelle Schokolade zubereiten. Das Wasser troff von unseren Kleidern, so daß der Hausflur, in dem sich diese Szene abgespielt hatte, davon überschwemmt war. Unser barmherziger Erretter half uns beim Auskleiden, und wir durften uns dann in einem geräumigen, sauberen Zimmer beim Kaminfeuer erwärmen. Durch seine geschäftige Dienstfertigkeit und gute Laune beruhigt, schleppten die Mägde Holz herbei und fachten das Feuer an. In der Küche war alles in rühriger Bewegung.

Da saßen wir nun alle rings um die lodernde Flamme, die uns wohltuende Wärme spendete, und bald entledigten wir uns der Kleider, um uns gegenseitig mit gewärmten Tüchern abzureiben. Das Gepäck war ebenfalls völlig durchnäßt. So brachte unser Wirt auch noch Leibwäsche und einen Teil seiner eigenen Garderobe herbei. Da er sehr groß und dementsprechend stark war, nahmen wir uns in dieser Ausstaffierung wie wahre Karikaturen aus. Bequem hätte man zwei junge Leute von meiner Figur in den mir zugefallenen Rock stecken können. Wir barsten fast vor Lachen, als wir uns in diesen Kostümen gegenseitig sahen. Alizard zeichnete uns; zur Vervollständigung seiner Galerie fügte ich noch sein eigenes Bild hinzu, das nicht minder

grotesk war als die unseren. Man trug die Schokolade auf. Sie belebte die erschöpften Kräfte wieder und brachte uns vollends die ganze Fülle unseres Glückes zum Bewußtsein. In den angrenzenden Zimmern hatten die Mägde zum Trocknen unserer Kleider Stricke gespannt; in sämtlichen Kaminen prasselte lustig das Feuer. Sogar unsere Führer und Esel wurden beherbergt und verpflegt, die Bewohner des Dorfes (Eze)[12]) beruhigt und der Pfarrer zum Abendbrot geladen.

Angesichts unserer Ermüdung und der ausgestandenen Aufregungen schickte man uns bald zu Bette. Mit welchem Behagen legte ich mich in das meine und schlief bis zum Morgen, ohne zu erwachen, wo uns unser Gastgeber selbst die Schokolade brachte. Zugleich öffnete er die Fensterladen, und welche Überraschung bot sich mir! Ich glaubte zu träumen, als ich vor mir das Mittelmeer und in blauer Ferne die Insel Korsika liegen sah. Das Wetter hatte sich für kurze Zeit aufgeheitert, und das Auge konnte in unbegrenzte Fernen schweifen. Ich genoß die schönste Aussicht der Welt. Nach dem Mittagessen führte uns der Pfarrer in die Dorfkirche, die man eben neu aufgebaut hatte. Sie besaß nur drei Altäre, ohne jeden Schmuck noch Gemälde, mit denen sie erst der Bischof von Nizza beschenken sollte.

Nach unserer Heimkehr überraschte uns unser Gastgeber aufs angenehmste, indem er uns seine Frau und seine beiden Töchter vorstellte. Die ältere mochte wohl fünfzehn Jahre zählen; beide waren blühend und hübsch und trugen den Ausdruck der Unschuld und Treuherzigkeit in ihren Zügen. Bis dahin hatten wir nicht im geringsten geahnt, daß sich außer den beiden Küchenmägden noch andere weibliche Wesen im Hause befänden. Das Mittagsmahl gestaltete sich um so fröhlicher, als nun die Hausfrau selbst die Honneurs machte. Obwohl wir uns gleich Straßenräubern bei unserem Wohltäter eingeführt hatten, so hatte er uns doch sein Haus schrankenlos anvertraut; aber um uns mit seiner Frau und seinen Töchtern bekannt zu machen, wollte er uns erst näher kennen lernen. Wir bewunderten seine vorsichtige Zurückhaltung. Denn so leichtfertig wir auch waren, hatte sie unsere Hochschätzung vor ihm nur noch erhöht. Da das Wetter schön blieb, trafen wir unsere Vorkehrungen zur Abreise für den kommenden

[12]) Italienisch Eza, in unvergleichlich romantischer Lage, altes Raubnest der Sarazenen.

Tag und fragten abends, nach Verabschiedung von den Damen, nach unserer Schuld. Zu unserem Erstaunen jedoch weigerte sich unser Wirt, auch nur die geringste Bezahlung anzunehmen, und forderte uns vielmehr dringend auf, noch einen Tag zu bleiben. Wir mußten, um ihn nicht zu verletzen, nachgeben.

Die Damen waren uns am Morgen beim Einpacken behilflich. Mit Vergnügen bemerkte ich dabei, daß die jungen Mädchen ein halbes Dutzend seidener Pariser Taschentücher und ein hübsch mit goldenen Kreisen verziertes Elfenbeinetui mit sichtlichem Wohlgefallen besahen und prüften. Nach vielem Bitten nahmen sie endlich diese Gegenstände als Erinnerung an die glücklichen Stunden im Hause ihres Vaters und als Zeichen unserer nie erlöschenden Dankbarkeit entgegen. Alizard hatte beim Abschied von Mons von seinem Onkel ein ausgezeichnetes Fernglas erhalten; Heurtier und Boquet besaßen gleichfalls verschiedene Kleinigkeiten, die den jungen Damen viele Freude zu bereiten schienen. Desgleichen fand mein Plan, unserm großmütigen Wirt zu Ehren für die neue Kirche ein Altarbild zu stiften, seinen offenkundigen Beifall. Da die Kirche dem heiligen Johannes geweiht war, schlug der Pfarrer für den Hauptaltar, den ich übernehmen sollte, Jesu Taufe im Jordan vor; für die beiden anderen die schmerzensreiche Mutter mit dem Leichnam Christi auf dem Schoße, und die armen Seelen im Fegfeuer.

Nach dem Frühstück gab uns die ganze Gesellschaft bis weit vor das Dorf hinaus das Geleite. Die Bauern, Weiber und Kinder liefen herbei: es war für sie ein außergewöhnliches Ereignis, Fremde bei sich zu sehen. In ihrem Gruße lag etwas wie Verschämtheit, uns ihre Türen wie Räubern versperrt zu haben.

Unseren Maultieren folgend schritten wir bergab. Solange man uns sehen konnte, wehten noch unsere Tücher zum Abschiedsgruße. Nach einem Marsche von etwa drei bis vier Meilen gelangten wir zur Mittagszeit nach einem Dorfe, wo man uns Brathühner auf italienische Art, mit angesengtem Speck beträufelt, auftischte, die widerlich rochen und schmeckten. Von dem uns bedienenden Burschen verlangte ich eine Zitrone. Da öffnete er mir gegenüber eine Tür. Welches Erstaunen! Mir war's, als erblickte ich den berühmten Garten der Hesperiden: Zitronen- und Orangenbäume, von Früchten und Blüten prangend, da und dort über das freie Feld verstreut, neigten ihr Geäst

unter der drückenden Last. Ich jubelte auf an diesem zauberischen Orte. Gegen einen hohen Berg gelehnt, vor Frost und Nordwind geschützt, war er nur von den erwärmenden Strahlen der Sonne beschienen. Über mein Entzücken verwundert, reichte mir der Bursche sein Messer mit den Worten: „Schneiden Sie sich davon ab, was Ihnen nur immer beliebt!“

Der Weiterweg war beschwerlich und mühsam: bald stiegen wir zu schwindelnder Höhe empor, bald wieder hinab zum Strande des Meeres. Wie aus der Vogelschau sahen wir, uns nahe gerückt, die Halbinsel liegen, welche die Stadt Monaco trägt. Über Ventimiglia, San Remo, Porto Maurizio, Oneglia, Albenga, Loano, Finale und andere kleine Fischerhäfen, wo wir oft sehr schlechte Nachtherberge fanden, erreichten wir ohne Zwischenfall Savona. Eine Unannehmlichkeit hatten wir freilich auf dieser langen, ermüdenden Wanderung schmerzlich empfunden: waren wir hoch droben auf unwirtlichen Pfaden, der Biegung eines Golfes folgend, tiefen Abstürzen entlang neun oder zehn Meilen tagsüber marschiert, so befanden wir uns abends nur wenig von dem Orte entfernt, an dem wir die Nacht zugebracht hatten.

Inzwischen hatte sich der Wind gedreht: er wehte vom Festlande her und war uns günstig, da er die Wellen den Küsten Afrikas zutrieb. Savona bot so wenig an Kunstwerken, daß wir beschlossen, nach Genua auf dem Meere zu fahren, das glatt wie ein Spiegel vor uns lag. Einige Stunden vor Tagesanbruch steuerten wir in einer Barke mit vier Ruderern aus dem Hafen erst in gerader Richtung in die offene See hinaus, um von der Küste wegzukommen, dann aber, als es Tag wurde, geradeswegs Genua zu. Das tiefe Schweigen der Nacht, das sanfte und gleichmäßige Schaukeln unseres Bootes hatten mich in festen Schlaf gewiegt. Der Gesang der Fährleute weckte mich auf. Bei meinem Erwachen genoß ich das erhabenste Schauspiel: die Feuerkugel der aufgehenden Sonne tauchte in ihrer ganzen leuchtenden Kraft aus dem Meere empor, in dessen Wellen sich ihre Strahlen widerspiegelten und einen feurigen Streifen bis zu unserer Barke bildeten. Lange blieb ich in diesen majestätischen Anblick versunken, den die Kunst nur höchst unvollkommen wiederzugeben vermag. Gegen 10 Uhr waren wir dem schönen Hafen Genuas gegenüber, das sich vom Meere aus amphitheatralisch aufbaut. Ein neues Schauspiel bot sich uns dar:

Türme, Paläste aus Marmor, Schiffe und das Gewimmel Hunderter von Menschen.

So malerisch Genua gelegen ist, wenn man es von der Vorstadt S. Pier d'Arena erblickt oder gar vom Meere aus, so sehr verliert es, wenn man die Stadt selbst betritt. Die Straßen sind meist so eng und die Häuser so hoch, daß man in den unteren Stockwerken am hellen Tage des Lampenlichtes kaum entbehren kann. Die Strada Nuova und Balbi gehören zu den wenigen einigermaßen breiten Straßenzügen, an denen schöne Paläste liegen. In diesen Palazzi sah ich manch prächtiges Gemälde. In jenem des Marcello Durazzo verdient eine Magdalena zu Füßen des Herrn besondere Beachtung. In der Kirche Sa. Maria di Carignano fanden wir an den Kuppelpfeilern zwei sehr schöne Statuen aus weißem Marmor (B. Alessandro Sauli und S. Sebastian) des berühmten Pierre Puget. S. Annunziata ist reich an Gemälden, Marmor und Vergoldung. In den anderen Kirchen trafen wir Kunstwerke verschiedener italienischer Meister an.

Nach viertägigem Aufenthalt in der Vaterstadt des Columbus schifften wir uns auf einer großen Getreidebarke nach Livorno ein. Friedlich lag das Meer vor uns ausgebreitet. Die Abfahrt sollte bei eintretender Dunkelheit erfolgen. Wir schickten also unser Gepäck und, durch unsere Erfahrungen auf der Marktfähre nach Auxerre klüger geworden, auch Mundvorrat dorthin. Eine Meile von der Küste entfernt, verlangte uns der Fährmann die Waffen ab, um sie unter die Getreidesäcke zu verstecken. Auf unsere Weigerung entgegnete er: „Es treiben hier viele Piraten ihr Unwesen, und sie sind oft verwegen genug, sich am hellichten Tage einen Kanonenschuß von Genua entfernt zu zeigen. Insbesondere lauern sie hinter den Felsen den vorüberziehenden Schiffen und Barken auf. Sie wagen selbst Einfälle in das Innere des Landes und schleppen Männer, Frauen, Kinder und Tiere, kurz alles, was ihnen in die Hände fällt, hinweg. Um ihnen zu entkommen, benutzen wir die Nacht zur Fahrt nach der Küste Toskanas oder Frankreichs, die Frieden mit ihnen halten."

So verbargen wir denn unsere Waffen unter das Getreide, empfahlen uns dem göttlichen Schutze und segelten unter sternenbesätem Himmel in kalter Novembernacht, jeden Augenblick einen Überfall algerischer Räuber gewärtigend, ins Weite. Das Meer war ruhig,

unbewegt; aber es wehte ein schneidender Wind. Er blähte unser einziges Segel („Hammelskeule") von der Seite, und so strich die Barke, sich bis zum Wasserspiegel neigend, sehr schnell dahin. Der Aufgang der Sonne war um so köstlicher, als uns ihre Strahlen allmählich warm durchleuchteten. An Portofino, Lavagna, Sestri di Levante, Portovenere und anderen kleinen Seehäfen vorüber boten sich viele wechselnde Bilder und Ausblicke. Aber trotzdem langweilte mich diese eintönige und unbequeme Seefahrt sehr. Unter diesen Umständen noch eine weitere Nacht auf einem Getreidesacke liegend zu verbringen, erschien mir bei dem Gedanken an ein gutes Bett, Bequemlichkeit und die Fahrt auf festem Lande mit dem Postwagen als Torheit. Gerade einer ins Meer hineinragenden Landspitze gegenüber schlug ich also Heurtier vor, uns ans Ufer setzen zu lassen. Wegen des Gegenwindes machte uns der Steuermann Schwierigkeiten, aber ein paar Talern zuliebe kreuzte er. Bei der Einfahrt in den kleinen Hafen, ich glaube es war Lerici, war es bereits Nacht. Jeder von uns beiden hatte ein Hemd, zwei Taschentücher und ein Paar Strümpfe zu sich gesteckt und das übrige Gepäck bei den Kameraden zurückgelassen, die sogleich ihren Weg nach Livorno auf dem Meere fortsetzten. Beim „Schwarzen Adler" in Florenz wollten wir uns wieder treffen.

Ein behagliches Kaminfeuer, das Abendbrot und gute Betten ließen uns die überdrüssig gewordene Seereise schnell vergessen. Vor Tagesanbruch saßen wir schon in der Postkutsche auf der Fahrt nach Pisa. Das Wetter war schön, aber sehr kalt. Vor dem Tore eines befestigten Städtchens — Sarzana — angelangt, kam uns die Lust nach einem Morgenimbiß. Der Postmeister wollte wieder einen Wagen bespannen lassen, trotz unseres Einspruches; denn um uns zu erwärmen, zogen wir vor, eine Strecke Weges zu Fuß zu wandern. Vergeblich beteuerte ich dem Wirte, daß uns friere, und wir deshalb einige Meilen marschieren wollten; er hielt sich jedoch beharrlich an die Vorschrift der Republik: so weiterzureisen wie man angekommen war. Wir gerieten einen Augenblick ins Schwanken, als mir der glückliche Gedanke kam, dem Postmeister zuzuflüstern: „Da Sie uns zum Fahren zwingen, mögen Sie wissen, daß wir ganz gegen unseren Willen zu Fuß reisen; im Vertrauen gesagt, wir haben nämlich keinen Sou mehr in der Tasche." Diese Begründung wirkte auf ihn über-

zeugend. Er ließ uns ziehen und sandte uns noch manchen Fluch in seinem Genueser Dialekt nach.

Unsere Fußwanderung an den Carrarischen Bergen vorbei, die ganz Europa mit dem schönen weißen Marmor versorgen, dann über Massa und durch Olivenwälder gestaltete sich bei prächtigem Wetter zu einem angenehmen Spaziergange. Wir nahten uns Pisa. Da es in Italien als Schande und als Zeichen von Armseligkeit gilt, zu Fuß zu gehen — im übrigen gedachten wir auch, des Weges müde, in Pisa zu nächtigen —, nahmen wir die Post und fuhren rasselnd an dem Gasthaus „Zum Husaren" vor. Die Wirtin, eine junge, hübsche Witwe, noch in Trauer um ihren Mann, nahm uns freundlichst auf, obgleich wir unsere ganze Habe in der Tasche trugen. In den folgenden Tagen besuchten wir die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Wenn wir uns morgens auf die Wanderung machten, so zeigte unsere liebenswürdige Wirtin nicht die geringste Beunruhigung wegen unserer Zeche, für die sie keine andere Bürgschaft in Händen hatte, als das Hemd, welches sie uns waschen ließ. Ja, sie verschaffte uns eine glänzende Fahrgelegenheit für die Weiterreise nach Florenz in einem eleganten Viergespann, das dort seinen Herrn abholen sollte. Aufrichtig dankte ich ihr beim Abschied für diese Aufmerksamkeit und ihr Vertrauen, indem ich sie umarmte und ihr einen neuen Gemahl wünschte, der würdig wäre, sie zu besitzen.

Noch am gleichen Tage abends hatten wir im „Schwarzen Adler" zu Florenz Unterkunft gefunden. Eine Stunde nach uns fanden sich auch die Kameraden ein. Der schlechte Wind, welcher sie nur langsam vorwärts gebracht hatte, und ein Aufenthalt in Livorno hatten ihre Ankunft verzögert. Während wir bei Tische saßen, trat die Wirtin ein, um nachzusehen, ob es uns an nichts fehle; sie litt an Fußschmerzen und setzte sich zu uns. Über die Blüte ihrer Jugend hinaus, war sie noch von frischem Aussehen, schönen Gesichtszügen und besaß feurige, große Augen. Die Reinheit ihrer Sprache machte ihre Unterhaltung so angenehm, daß ich nicht umhin konnte, ihr darüber Komplimente zu machen, ohne dabei die schönen und weißen Zähne unerwähnt zu lassen. „Sie wollen sich wohl über eine Alte lustig machen, die noch die Junge spielen will?" sagte sie lächelnd zu mir. „Ich weiß jedoch, daß alles seine Zeit hat, und nehme Ihre Artigkeiten für das, was sie sind. Indessen, meine Herren, diese humpelnde Alte

hier mit ihrer plumpen Gestalt hat einst für die Locandiera unseres berühmten Goldoni das Vorbild der Mirandolina[13]) abgegeben." Sie stand auf, um ihren Rundgang fortzusetzen und sagte mit schalkhafter Heiterkeit: „Tempi passati, tempi passati!"

Vom nächsten Tage an waren wir auf der Wanderung durch Florenz. Mehr denn jede andere Stadt Italiens hat diese große Männer jeder Art hervorgebracht: Dante, Cimabue, Macchiavelli, Alberti, Lulli, Galilei, Michelangelo, Amerigo Vespucci, mehrere große Fürsten und Päpste. Sie verdient in Wahrheit den Beinamen „La Bella" wegen der Pracht ihrer Kirchen und Paläste. Unser erster Besuch galt dem Palazzo Pitti und seiner herrlichen Gemäldegalerie, welche die Gemächer des Großherzogs schmückt, in der Raffaels Madonna della Seggiola und andere Kunstwerke der größten Meister die Bewunderung jedes Beschauers erwecken. Auch im Palazzo vecchio fanden wir so viel Schönes vor, daß wir gerne Jahre dort verweilt wären. Die Plätze der Stadt zieren Werke in Bronze und Marmor von Michelangelo, Benvenuto Cellini und Bandinelli, von Giovanni di Bologna, Donatello u. a. Den Abend verbrachten wir in der „Opera comica", in der uns Gesang und Musik entzückten. Bei der Rückkunft ins Gasthaus fanden wir unseren Abbé Le Bon vor, der eben von Antibes gekommen war. Er hatte auf dem spanischen Schiffe die Stunden der Not mit uns geteilt. Wir interessierten uns also jetzt in Florenz für ihn; denn Leidensgenossen schließen sich viel fester aneinander als Gefährten im Glück. Am Abend vor unserer Abreise erfuhr ich von ihm, daß er aus China gekommen sei, wo er vier Jahre zugebracht habe, und nun nach Rom gehe in der Hoffnung, endlich für alle seine Mühen mit dem Bischofshute belohnt zu werden. Ohne weiter davon zu erzählen, bat er mich inständig, für ihn bei meinen Kameraden die Beteiligung an unserer Fahrt zu erwirken. Da wir aber in unseren zwei Wagen schon zu Vieren wären, wolle er ein Pferd bezahlen, das wir abwechselnd reiten könnten, weil er dessen unkundig sei.

Bei dem Gedanken, den Weg an der Seite eines so unterrichteten Mannes zurücklegen zu können, der vier Jahre in einem ebenso interessanten und unbekannten Lande wie China verlebt hatte, glaubte ich

[13]) Die fein gezeichnete kokette Wirtin in Goldonis (1707 bis 1793) Lustspiel „La Locandiera" (1753).

einen wahren Schatz gefunden zu haben. Leicht beredete ich meine Freunde. Heurtier bestieg aus Gefälligkeit zuerst das Pferd und verschaffte mir dadurch die Gelegenheit zu einem tête-à-tête mit unserem Chinesen. Kaum hatten wir die Stadttore von Florenz im Rücken, so begann ich das Gespräch immer wieder auf das chinesische Kaiserreich zu lenken und versuchte aufs bescheidenste, von Abbé Le Bon Wunderdinge erzählt zu bekommen.

Da ich aber aus ihm auf keine Weise mehr als „Ja" und „Nein" herauszulocken vermochte, schlug ich Heurtier vor, mit mir den Platz zu tauschen, was er mit Bereitwilligkeit annahm, in der Hoffnung, Märchendinge über das größte Reich der Erde zu vernehmen. Er wechselte indes schon nach einer Stunde mit Allizard ab, der auch bald genug davon hatte und dem chinesischen Apostel nicht verzeihen konnte, so dumm (das war sein Ausdruck) zu sein. Er schwur, sich für die Langeweile und die Unbequemlichkeit, die uns der Abbé verursachte, zu rächen und ihn durch schlechte Witze zu vertreiben. Nun kam Boquet an die Reihe; der kümmerte sich wenig um China und schlief bald an der Seite des Missionars ein, der in seiner Ecke das gleiche tat. Zu seinem eigenen Schaden lieferte Le Bon dem kecken Allizard reichlich Stoff, ihn lächerlich zu machen. In dem Gasthofe, wo wir zu Mittag aßen, hing dem „Bekehrer" gegenüber ein Bild, das Lot mit seinen beiden Töchtern in der Höhle nach ihrer Flucht aus Sodom vorstellte. Er fragte mich, was es darstelle. „Ist es möglich, Herr Abbé, daß Sie das nicht erkennen, zudem es der Heiligen Schrift entnommen ist, die Sie den Ungläubigen predigten? Es ist Lot und seine Töchter." Lange starrte er es an und sagte: „Ich kenne diesen Heiligen nicht." „Um so schlimmer für Sie!" rief Allizard, der in ein unbändiges Gelächter ausbrach und sich vor lauter Vergnügen die Hände rieb. „Das ist der liebenswürdigste unter den Heiligen; er liebte den Wein und die Weiber. Von dem hätten Sie als guter Apostel den Chinesen predigen sollen; damit hätten Sie wohl Tausende bekehrt, während Ihr schmutziger heiliger Franziskus und Ihr Antonius mit seinem Schwein[14]) sie nur lachen machte und Sie ihrer Mißachtung preisgab."

[14]) Der heilige Antonius wird zuweilen in der späteren christlichen Kunst mit einem Schweine dargestellt, um ihn als Schutzheiligen für die Tiere, besonders die Schweine, zu kennzeichnen.

Auf alle diese Spöttereien erwiderte der Abbé mit apostolischer Demut und ließ sie ruhig über sich ergehen; setzte sich nach dem Mahle auch wieder ganz gelassen zu uns in den Wagen, und einer von uns bestieg das Pferd. Des Abends in der Herberge verdoppelte Alizard seine Bemühungen, dem Chinesenapostel unsere Gesellschaft zu verleiden; verlorene Liebesmüh! Dieser trug eine unerschütterliche Beharrlichkeit und gegen jeglichen Angriff gefeite Ergebenheit zur Schau, damit wir ja seine Gegenwart nicht los würden; schließlich wiegte sich nur noch Alizard in der Hoffnung, ihn zu vertreiben. Als wir die Unmöglichkeit davon einsahen, schonten wir seiner nicht mehr. Jeder trug sein Scherflein bei, ihn ins Lächerliche zu ziehen, um uns auf seine Kosten zu erheitern, das einzige Mittel bei einem solchen Menschen, sich schadlos zu halten.

In Siena, wo wir einen vollen Tag blieben, verbrachte er die ganze Zeit in einem Kloster in Gesellschaft von eben solchen Muckern wie er einer war, und stellte sich erst wieder am Abend vor unserer Abreise ein, seinen Platz im Wagen einzunehmen. Siena, die Heimat der heiligen Katharina und anderer berühmter Persönlichkeiten, ist eine herrliche Stadt. Man spricht dort das Italienische mit der Reinheit des Florentinischen und der Anmut des Römischen. Die Stadt erhebt sich auf hügeligem Gelände; dadurch wirkt sie wohl viel malerischer, ist aber für die Einwohner desto unbequemer. Die Kathedrale wurde im Jahre 1250 zu bauen begonnen. Sie ist in Lagerungen von schwarzem und weißem Marmor aufgeführt. Der Bodenbelag ist prächtig mit Darstellungen aus der Heiligen Schrift in fein abgetönten Farben eingelegt. Dieses kostbare Pflaster trägt zum Schutze eine Verschalung von Brettern. Auch mehrere schöne Gemälde schmücken diese Kirche. Ich konnte jedoch nicht lange dabei verweilen, sie zu betrachten, ein Leichengeruch trieb mich bald zur Flucht. Die Vornehmen und Reichen dieser Stadt kaufen sich, nachdem sie den Neid ihrer Mitbürger schon zu ihren Lebzeiten erweckt haben, für teueres Geld Grabmäler in diesem Tempel, um darin zu vermodern. In der Dominikanerkirche bewahrt man das Haupt der heiligen Katharina auf. Im Palazzo della Signoria, an einem großen und schönen Platze, sah ich einige Gemälde großer Meister. Während der Mahlzeit bot sich uns ein Bursche als Diener an, wenn wir für ihn die Reisekosten bis nach Rom übernehmen wollten, was wir ihm gerne gewährten.

Da wir spät von Siena aufgebrochen waren, übernachteten wir in Montepulciano, dessen köstlicher Wein weit berühmt in Italien ist. Am nächsten Tage aßen wir nach Sitte der Franzosen zu Mittag viel Brot, trotz seiner Schwere und seinem schlechten Geschmack. Auf der Weiterfahrt fühlte ich ein Unbehagen, das sich mit jeder Minute steigerte; deshalb wollte ich den Wagen verlassen und zu Fuß gehen, hatte aber nicht einmal die Kraft, mich zu erheben. Der Maultiertreiber stieg ab, mir zu helfen. Da ich mich jedoch nicht auf den Beinen halten konnte, mußte man mich auf meinen Platz zurückbringen. Alizard, der eben ritt, klammerte sich am Sattel fest, um nicht vom Pferde zu sinken. Auch mein Treiber war nicht mehr imstande, sein Tier zu besteigen. Mein Nachbar Heurtier, den ich schlafend wähnte, sagte zu mir mit matter Stimme: „Ich fühle mich sterbenskrank.“ Der Abbé und auch Boquet mühten sich vergeblich ab, aus ihrer Chaise zu steigen, und nicht viel besser war ihr Kutscher daran. Wir wußten nicht, was von dieser Epidemie zu halten sei, die uns alle auf einmal befallen hatte, als unser Bursche aus Siena vom Rücksitz des Wagens kletterte und mit erbärmlicher Stimme schrie: „Jesus, Maria, wir sind alle vergiftet!“ Eine solche Aufklärung, zumal auf offener Landstraße, fern von jeder menschlichen Hilfe, war wenig tröstlich für Leute in solcher Lage. Unsere Italiener schlugen zu wiederholten Malen das Kreuz und empfahlen ihre Seele dem Herrn und allen Heiligen im Paradiese.

Unser Diener, der noch über die meiste Kraft und Geistesgegenwart verfügte, half meinem Treiber wieder auf den Rücken seines Tieres und brachte unsere Karawane ganz langsam vorwärts, während er sich selbst an einem der Maulesel festklammerte. Endlich gelangten wir mehr tot als lebendig in ein kleines Dorf, das, wenn ich mich recht erinnere, Acquapendente hieß.

Man mußte uns aus den Wagen, unter den Armen gestützt, auf unsere Zimmer ins Bett bringen und rief den Äskulap des Ortes, der sogleich eintraf. Nachdem er uns den Puls gefühlt und uns über unseren Zustand und insbesondere bezüglich der genossenen Speisen eingehend befragt hatte, beruhigte er uns mit der Versicherung, daß die Sache ohne Gefahr sei. Er verordnete Kamillen- und Minzentee, den wir statt jeder anderen Nahrung lauwarm und in reichlicher Menge trinken mußten. Nach zwei Stunden kam er wieder, fand uns

besser und erklärte nun, daß unser Übel auf das schlechte Brot zurückzuführen sei. „Wir haben eben", fügte er hinzu, „eine Hungersnot im Kirchenstaate durchgemacht, da Toskana und Neapel, um dieser Geißel zu entfliehen, die Ausfuhr von Getreide verboten haben. In dieser Notlage war man gezwungen, das schlechteste Mehl zu verwenden. Die Habgier der Kaufleute mischte zur Vermehrung des Gewichtes und zu besserer Ausgiebigkeit alle Sorten Sämereien, sogar pulverisierten Ton darunter. Das ist die Ursache Ihrer Erkrankung, meine Herren. Kleine schwarze und sehr narkotische Körner, in das Brot gemengt, haben Ihre Schwäche und den Schwindel verursacht, der im Verein mit schwerer Verdauungsstörung jenes Angstgefühl und jene Bewußtlosigkeit hervorrief, an denen Sie zu sterben glaubten. Seien Sie außer Sorge; Diät und reichlich genossener Tee genügen, Sie von Ihrer Krankheit zu befreien." Alle Ehre diesem Dorfmedikus! Ohne von seinem Wissen viel Aufhebens zu machen, stellte er uns tatsächlich wieder her. Ein Teller guter Fleischbrühe setzte uns anderen Tags instand, unseren Weg gegen Montefiascone fortzusetzen. Wir aßen von nun ab unsere Hühner mit angebranntem Speck, ohne dabei das Brot zu berühren, aus Furcht, uns noch einmal zu vergiften.

Mit der wiedererlangten Gesundheit kehrte auch unser Frohsinn zurück und damit die Lust, unseren „Bekehrer" zum besten zu haben. Als wir ihn in Montefiascone während der Mahlzeit von neuem zur Zielscheibe unserer Witze machten, erhob er sich plötzlich zu unserem großen Erstaunen, schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und schrie funkelnden Auges mit Donnerstimme: „Erbebt, Ihr verwegenen Burschen! Habe ich Euch endlich in einem Lande, wo unsere heilige Religion noch die Macht besitzt, Gottesleugner und Lästerer wie Euch zu züchtigen! Seit langem ertrage ich Eure Unverschämtheiten, Euren Spott; es hängt nur von mir ab, Euch der heiligen Inquisition zu überliefern und in den tiefen Kerkern des heiligen Gerichtes verderben zu lassen." Bei diesen Worten erhoben sich unsere Maultiertreiber, Wirt und Wirtin, kurz alle, die im Zimmer waren, von ihren Bänken, nahmen die Hüte ab, bekreuzten sich und horchten auf unseren Streit, der sich zum Glück auf Französisch abgespielt hatte. Sie verstanden davon nur die Worte „Inquisition" und „heiliges Gericht".

Wir waren verblüfft über die jähe Verwandlung unseres Missionars aus einem Lamme zum Tiger, sprungbereit, uns zu verschlingen. Alizard, der schuldigste von uns, war darob auch am meisten zu Boden

geschmettert. Heurtier und ich suchten den heiligen Mann zu besänftigen, der uns nicht minder mit einem Schlage so völlig bekehrt hatte, daß wir uns weder bei der Mahlzeit, noch auf dem Wege nach Bolsena zu rühren wagten, wo wir abends anlangten. Gleich nach unserer Ankunft schlug Alizard, der in erster Linie für sich zu fürchten hatte, vor, unseren verdammten Chinesenapostel im Stiche zu lassen, mit der Post in aller Frühe nach Rom weiterzufahren, um seiner Anklage bei der Inquisition zuvorzukommen, uns unter den Schutz des Königs von Frankreich zu stellen und dadurch der Strafe zu entgehen, die der fürchterliche Gerichtshof über uns verhängen würde.

Am frühen Morgen des nächsten Tages nahmen wir zwei Kariolpostkutschen. Der Abbé lag noch im tiefsten Schlaf, als uns schon eine große Strecke Weges von ihm trennte.

Wenige Meilen von Rom entfernt, in La Storta, trafen wir einen Pensionär der französischen Akademie, namens Monnot,[15]) der uns auf gut Glück entgegen geeilt war. Er lachte Tränen, als er von unserem Streite mit dem Chinaapostel vernahm und unserer Angst gewahr wurde. „Erholt Euch von Eurem panischen Schrecken," sagte er, „und seid nicht bange wegen der Folgen, die Euch aus diesem Zwiste erwachsen werden! Die Inquisition hat keinerlei Rechte über einen Fremden, welcher Religion er auch angehören mag. Vorausgesetzt, daß er Geld nach Rom bringt und sich mit dem Anstande beträgt, den die gute Sitte in allen Polizeistaaten erheischt, ist er frei wie die Luft und kann einen einfältigen Schwarzrock nach Herzenslust narren, zumal wenn er ihm so oft Gelegenheit dazu bietet, wie es der Eure getan hat." Durch seine Worte vollständig beruhigt, hätten wir gerne etwas über die Täuschung erfahren, die unser bei der Ankunft in der Akademie harren würde. Monnot schwieg sich darüber aus und behauptete, daß man für uns überhaupt keine vorbereitet habe. In ungestümer Erwartung des nahen Reisezieles stiegen wir wieder in unsere Kutsche. Vom Ponte Molle aus, wo einst Maxentius, von Konstantin geschlagen, hoch zu Roß in den Wellen des Tiber verschwand, tat sich endlich, schon ganz in unsere Nähe gerückt, das Stadtbild der ewigen Roma vor unseren Blicken auf.

[15]) N. Monnot, französischer Bildhauer, seit 1764 in Rom, fertigte hauptsächlich Kopien nach den schönsten antiken Meisterwerken. Später wieder in Paris.

Drittes Kapitel.

Römischer Aufenthalt.

1766 bis 1770.

Erste Eindrücke. — An der französischen Akademie. — Zeremonie des Lichtmeßtages. — Anatomiestudien. — Besuch aus Mannheim. — Bannstrahl gegen die Häretiker. — Kunstwanderungen. — In der Kartause. — Besteigung der Peterskirche. — Zusammenkünfte in der Villa Madama. — Nächtliche Promenaden und Konzerte. — In den Katakomben der Campagna. — Empfang neuer Pensionäre. — Brief Herzog Christians IV. — Unterbleiben des päpstlichen Bannstrahls. — Durchreise der Königin von Neapel. — Studien in der Farnesina. — Liebesabenteuer. — Reise nach Neapel (1768). — Besteigung des Vesuvs. — Pozzuoli und Umgebung. — Herculaneum und Pompeji. — Wieder in Rom. — Studienarbeiten. — Tod Klemens' XIII. — Konklave. — Prinz Lambesc. — Josef II. in Rom. — Vorstellung Papst Klemens' XIV. Ganganelli. — Studien in S. Gregorio. — Religiöser Despotismus und Gärung in der Akademie. — Bekehrungsversuche an Mannlich. — Weinernte. — Brief Herzog Christians. — Vorfall in der Sixtinischen Kapelle. — Feierlicher Umzug Papst Klemens' XIV. — Erkrankung Mannlichs. — Charakterzüge des Papstes. — Studien in den Loggien Raffaels. — Seelische Verstimmung und Abreise.

Von der Porta del Popolo[1]) dichtes Gedränge lustwandelnder Herren und eleganter Damen. Beim Betreten der Stadt selbst: vor uns ein herrlicher ägyptischer Obelisk und drei schöne Straßenzüge, sich in unabsehbare Weite verlierend; dazwischen Kirchen, von denen sie ausstrahlen; eine erstaunliche Menge prächtiger Galawagen, die im Schritte auf und ab fuhren, mit reichbetreßten Lakaien; schöne Frauen, meist in gold- und silberbrokatene Gewänder gekleidet, würdevoll einherspazierend, gefolgt von ihren Dienern, die ihnen die Schleppe trugen — all das bot

[1]) Die Porta del Popolo (Pappeltor) war das gewöhnliche Eingangstor für alle von Frankreich und Deutschland über Florenz kommenden Reisenden. Die drei Straßenzüge sind: Via del Corso, di Ripetta und del Babuino, die beiden Kirchen: S. Maria di Monte Santo und S. Maria de' Miracoli.

uns einen ungewohnten Anblick. Nicht weniger überrascht als entzückt davon, hielten wir diese promenierenden Damen ohne Ausnahme für ebenso viele Prinzessinnen. Monnot ließ uns boshafterweise in diesem Irrtume verharren, der uns ganz gefangen hielt. Als wir endlich an diesen prunkvollen Karossen vorbei an dem französischen Palais[2]) angelangt waren, fanden wir all unsere Kameraden zum Empfange versammelt. Mit lebhafter Freude begrüßte ich unter ihnen Boizot[3]) und meinen Freund Cäsar Vanloo.[4]) Man führte uns zu Herrn Natoire.[5]) Die Sitte, den neu eingetretenen Zöglingen einen Schabernack zu spielen, war uns wohlbekannt. Wir sahen uns jedoch wirklich getäuscht, nichts dergleichen vorzufinden. Hinter allem vermuteten wir etwas. Beim Betreten der herrlichen Räume des Direktors rechneten wir mit Sicherheit darauf, einem fingierten Herrn Natoire vorgestellt zu werden. Aber nein! Der wirkliche stand vor dem Kamine, in seinem goldgestickten Rock, geschmückt mit dem Großkordon des heiligen Michael; neben ihm seine Schwester in weitem Reifrock und sein Bruder, der Abbé. Soll das eine Komödie sein, so ist sie gut gespielt, dachte ich bei mir, während wir uns vor diesen drei Personen verbeugten, die uns durch ihr Alter und ihre stattliche Erscheinung tiefen Eindruck machten.

Obgleich wir auch jetzt noch immer zweifelten, ob es der echte Herr Natoire sei, so wagten wir doch nicht, das leiseste Mißtrauen zu äußern, entschlossen, uns ganz dem Scherze hinzugeben, wenn es in der Tat einer sein sollte. Heurtier und Allizard überreichten ihre Diplome als königliche Pensionäre. Als die Reihe an mich kam, hatte ich nichts vorzubringen als mein Bedauern über den Verlust meiner

[2]) Die 1666 gegründete französische Akademie, Accademia di Francia, war damals im Palazzo Mancini, jetzt Palazzo Salviati, Corso 275, untergebracht, einem zweistöckigen, langgestreckten Gebäude, von Rainaldi als Palazzo di Savoya 1662 erbaut und 1736 von Frankreich angekauft. Zu ebener Erde und im Hofgebäude lagen die Säle für die Sammlungen und die Ateliers. Eine genaue Beschreibung bei Lalande, Voyage d'un Français en Italie, 1765/66. Venedig 1769. 3. Bd. S. 591 ff. Seit 1803 ist die Akademie in der Villa Medici.

[3]) Louis Simon Boizot, Bildhauer, 1743 bis 1809, 1778 Mitglied der Akademie.

[4]) Jules César Vanloo, Landschaftsmaler, 1743 bis 1821, Sohn und Schüler des berühmten Karl Vanloo, 1784 Akademie-Mitglied.

[5]) Vgl. S. 27.

Brieftasche. Meine Freunde bestätigten, was ich sagte. Einen Augenblick bewahrte der Direktor Stillschweigen, das seine gute Schwester brach, ohne ihm Zeit zu lassen, einen Schiedsspruch über mein Los zu fällen. „Was setzt Du dabei auf das Spiel, mein Bruder?" sagte sie zu ihm. „Du schreibst jede Woche an den Marquis de Marigny; frage ihn nach seinen Wünschen in dieser Sache! Indessen werde ich für diesen jungen Deutschen Sorge tragen." Zugleich befahl sie dem Lieblingsdiener François das Zimmer Nr. so und so im Stockwerk der Zöglinge zu richten. Nach einigen Worten über Paris lud uns Herr Natoire zum Mittagessen für den nächsten Tag ein.

Das alles sah gar nicht nach irgendwelchem Ulk aus, und wie bereits gesagt, während der ersten drei Tage bestand er in Wirklichkeit darin, daß keiner für uns vorbereitet war. Auch waren wir nur deshalb von dieser herkömmlichen Feuerprobe verschont geblieben, weil uns Monnot entgegengefahren war. Die Zöglinge, die seiner Verschwiegenheit mißtrauten, wollten lieber nichts veranstalten, als Gefahr laufen, selbst hinters Licht geführt zu werden. Noch am gleichen Abend zeigte man uns das Kapitol und Kolosseum, und wir kehrten erst nachts zurück, um von unseren Zimmern Besitz zu nehmen und zu soupieren. Schon am nächsten Morgen besichtigten wir mit Houdon[6]) und Vanloo das Pantheon, den Palazzo Farnese und die Peterskirche. Wie entzückten uns doch bis zur Ekstase diese Meisterwerke, diese gewaltigen Äußerungen der Größe menschlichen Geistes!

Ich schrieb sogleich meinem Freunde Fontenet und meldete ihm meine Ankunft in Rom und meine Geldverlegenheit. Seit Nizza hatte ich meine Börse mit Heurtier geteilt. Sie war so zusammengeschwunden, daß ich die Stunde voraussah, in der ich sie leer finden würde. Da wir in den ersten vierzehn Tagen die Galerien und Palazzi Roms besuchten, in denen man überall Trinkgeld zu geben hatte, sah ich

[6]) Jean Antoine Houdon, 1741 bis 1828, Bildhauer, besonders erfolgreich im Porträt. (Molière, Gluck, Diderot, Voltaire, Rousseau u. a.) Seine berühmte Kolossalstatue des heiligen Bruno in der Kartäuser-Kirche S. Maria degli Angeli zu Rom ist so wahr, daß Papst Klemens XIV. gesagt haben soll: „Er spräche, wenn ihm nicht die Regel des Ordens Stillschweigen auflegte." Die S. 98 erwähnte Muskelfigur (L'Écorché) entstand wohl im Februar 1767. Houdon schenkte einen Abguß der Akademie, der sich noch heute in der Villa Medici befindet. Vgl. Dierks, Houdons Leben und Werke. Gotha 1887.

diesen kritischen Augenblick täglich sorgenvoll näher rücken. Heurtier war in der gleichen Lage. Nach Bezahlung der Fracht für meine von Civitavecchia angelangten Koffer blieb mir nur noch ein einziger Taler in der Tasche übrig. Beim Koch hatte ich zwar Kredit, aber ich mußte mein Frühstück, die Wäsche und tausend unentbehrliche Kleinigkeiten bezahlen. So vertraute ich mich Vanloo an, der mir mit Vergnügen seine Börse zur Verfügung stellte, um ganz nach Belieben daraus zu schöpfen. „Legen Sie sich keinen Zwang auf!" sagte er zu mir. „Denn abgesehen von den Wohltaten des Königs verfüge ich über ein Einkommen von 3000 Livres, das mein Vater außer dem Witwengeld für meine Mutter jedem seiner Kinder hinterlassen hat. Diese legt jährlich zwei Drittel davon in Paris zurück, deren ich hier nicht bedarf." Mit Ungeduld sah ich Fontenets Antwort entgegen, die endlich mit einem Wechsel auf 500 Livres eintraf. Da aber der Bankier, der ihn mir auszahlen sollte, bankerott gemacht und im Kloster der Picpus[7]) an der Piazza del Popolo Zuflucht gesucht hatte, so mußte ich mich noch einen Monat bis zum Eintreffen einer neuen Anweisung gedulden.

Wir kamen damals in Rom mit zwei sehr interessanten jungen Leuten in Berührung: mit Sergell,[8]) Pensionär des Königs von Schweden, einem äußerst talentvollen Bildhauer, und Weinlig,[9]) Pensionär und Architekten des Kurfürsten von Sachsen. Bald verband uns innige Freundschaft. Um uns öfter zu sehen, mieteten sie sich in der Nähe der Akademie ein. Gemeinsam mit ihnen lernte ich unseren Landsmann Winckelmann[10]) kennen, der uns sehr freundlich entgegenkam und versprach, nach seiner Rückkehr aus Deutschland Wanderungen durch die Ruinen Roms und dessen reiche Altertumssammlungen mit uns zu unternehmen. Leider sollte er nicht mehr zurückkehren. In Triest war er durch seinen Reisegefährten, einen Verbrecher, ermordet

---

[7]) Die Picpus-Kongregation (Tertiarier) hatte seit 1622 ein Kloster in Rom; ihre übrigen Klöster befanden sich sämtlich in Frankreich.

[8]) Johann Tobias v. Sergell, Bildhauer, 1736 bis 1813.

[9]) Christ. Traug. Weinlig, Baumeister, 1739 bis 1799.

[10]) J. J. Winckelmann, Altertumsforscher und Begründer der archäologischen Wissenschaft, 1717 bis 8. Juni 1768. Über sein tragisches Ende vgl. Karl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. Aufl. Leipzig 1898. 3. Bd. S. 377 ff.

worden. An seiner Stelle führte mich Herr v. Reiffenstein,[11]) deutscher Hofrat und Antiquar in Rom.

Zu Neujahr stattete uns Abbé Le Bon, unser Chinesenbekehrer, einen offiziellen Besuch ab. Er trug bereits die kurze Hose, Strümpfe und Mantel von violetter Farbe. So hatte er also doch zur Belohnung für sein großes Liebeswerk das heißersehnte Ziel erreicht. Er war zum Titularbischof ernannt worden, weiß Gott in welchem Winkel der Erde. Der Vergangenheit wurde mit keiner Silbe Erwähnung getan, man sprach weder von Lot noch seinen Töchtern, und da man ihn bei jedem Satze mit „Monsignore" betitelte, verließ er uns als der glücklichste aller Menschen. Einige Tage später fuhren auch wir in einer schönen Mietkarosse mit sämtlichen Dienern der Akademie hinter uns an der Piazza di Spagna vor und erwiderten ihm seine Aufwartung im Palaste der Missionsgesellschaft, der Propaganda, wo er wohnte. Kurz nachher sah ich ihn noch einmal bei einem feierlichen Umzuge im Innern der Peterskirche, mit der Mitra auf dem Haupte, in der Reihe der Bischöfe.

Marquis de Marigny bestätigte Herrn Natoire nicht nur all das, was ich zu ihm gesagt hatte, sondern empfahl mich sogar seiner ganz besonderen Fürsorge. Ich erblickte darin ein Zeichen des Wiederaufleuchtens meines Glücksternes, wenn es auch für mich weit vorteilhafter gewesen wäre, nicht an die französische Malerakademie gekommen zu sein. Gewiß wäre es Unrecht und schwarzer Undank, wollte ich mich über das Verhalten und die Behandlung von seiten Herrn Natoires, seiner Schwester, des Abbés und meiner Kameraden beklagen. Ja, ich habe nicht die Hälfte all der Beweise von entgegenkommender Gefälligkeit, Auszeichnung und Freundschaft verdient, mit denen man mich während meines vierjährigen Aufenthaltes im französischen Palais unabläßig überschüttet hat. Aber schon nach kurzer Zeit blieb mir der wenn auch versteckte Haß der Römer gegen die Franzosen nicht mehr verborgen. Er fiel natürlich auch auf mich, da man in mir nur einen Pensionär des französischen Königs sah. Die jungen Künstler der anderen Nationen, selbst die französischen Ex-

[11]) Johann Friedrich v. Reiffenstein, 1719 bis 1793, seit 1762 in Rom, ein gründlicher Kenner der römischen Altertümer und deshalb als Führer sehr gesucht; begleitete auch Goethe auf dessen Kunstwanderungen.

ternen, waren ärgerlich wegen gewisser Vorrechte, deren wir uns an öffentlichen Stätten wie in dem Vatikan und der Farnesina erfreuten. Mit einem weichen, liebebedürftigen Herzen zur Welt gekommen, bedeutete es für mich eine Qual, mich als Gegenstand des öffentlichen Hasses zu sehen und glauben zu müssen.

Als die Regenzeit angebrochen war, konnten wir unmöglich mehr unsere Fußwanderungen durch die Stadt fortsetzen. Wir suchten daher die Paläste und Sammlungen auf, die der Akademie am nächsten lagen. Gleich uns gegenüber erhob sich der Palazzo Doria, ein riesenhaftes Bauwerk von gekünstelter, bizarrer Architektur. Sein Erbauer Borromini, der damit um jeden Preis etwas Neues, vom Geschmacke der Alten, von Vignolas und Palladios Stil Abweichendes schaffen wollte, kehrte die Geländersäulchen um und stützte bei seinen Bauten das Schwere auf das Schwache.

Im Palazzo Bracciano,[12]) dessen Hof an den unseren stieß, mit der Sammlung des Kardinals Valenti, befanden sich ebenso wie in der Galerie des Palazzo Doria sehr bemerkenswerte Bilder.

Am Lichtmeßtage erteilte der Papst eine öffentliche Audienz, zu der die Fremden aller Länder zugelassen wurden, um den Fuß Seiner Heiligkeit zu küssen und aus seiner Hand eine buntbemalte, goldverzierte Wachskerze entgegenzunehmen. Es war in der Tat eine imposante Feier. In einem weitläufigen Saale seines Palastes am Monte Cavallo auf einem Thronsessel saß Klemens XIII., umringt von Kardinälen, Prälaten, Ministern, Fremden und Vasallen. In Doppelreihe die Schweizer Garde, den Helm auf dem Haupt, in glitzernder Eisenrüstung über ihrer buntscheckigen Tracht und eine Schar leichter Reiter in roter Uniform und spanischen, mit Goldtressen reich besetzten Mänteln.

In solchem Gepränge erwartete der Papst die Fremden, die ihm der Groß-Zeremoniar der Reihe nach vorstellte. Auf ihrem kurzen Wege von der Balustrade bis zu seinen Füßen hieß er sie dreimal das Knie beugen. Dann ließen sie sich nieder, das kleine, in den karmesinroten Samtpantoffel des heiligen Vaters eingestickte goldene Kreuz zu

[12]) Vorher Palazzo Chigi, jetzt der 1787/88 neu erbaute Palazzo Odescalchi, gehörte damals dem Herzog von Bracciano. Kardinal Valenti, Staatssekretär Benedikts XIV., wie dieser ein Beschützer und Förderer der Kunst.

küssen. Dabei spendete ihnen der Statthalter Christi seinen Segen und überreichte ihnen eine Kerze aus den Händen des Monsignore, der sie ihm darbot. Beim Zurückgehen beugten sie wiederum dreimal das Knie, wozu ihnen der Zeremoniar das Zeichen zu geben pflegte.

Engländer, die ich unterwegs kennen gelernt hatte, waren einige Zeit vorher in Rom angekommen. Sie machten mir den Vorschlag, gemeinsam mit ihnen den Pantoffel des Papstes zu küssen und besorgten alles Weitere. Der Zeremoniar ließ sie als die ersten vortreten, und so kam es, daß ich unter ihrem Namen und den oben beschriebenen Zeremonien die Ehre hatte, Klemens XIII. Rezzonico aus Venedig den Fuß zu küssen.

Die Anwesenheit dieser Herren brachte im übrigen eine weitere Annehmlichkeit mit sich, die bei den heftigen Regengüssen des Monats Februar doppelt schätzenswert war. Der Wunsch, die verschiedenen römischen Sammlungen und Kirchen zu sehen, brannte mir auf der Seele. Billige Droschken kannte man damals in Rom nicht. In den Palästen und selbst den Kirchen, wo die berühmten Bilder mit einem Vorhang verhängt waren, sah man nichts, ohne das feste Trinkgeld von 30 Baiocchi (ungefähr 36 Sous) zu bezahlen. Dank dem Bankerott meines Bankiers mußte ich aber noch immer auf Borg leben und meine Bedürfnisse auf das Allernotwendigste einschränken. So leistete ich angeblich meinen Engländern einen Dienst, wenn ich sie überall hin in einer bequemen Reisekutsche begleitete, ohne mich um die Trinkgelder zu bekümmern, und ich hütete mich wohl, desjenigen rühmend zu erwähnen, den sie mir damit in Anbetracht meiner zerrütteten Finanzen erwiesen. Diese sollten sich indes bald glänzend genug gestalten; denn Hofbankier Schmalz hatte mich zur Ausbezahlung der Reisevergütung und rückständigen Pension an ein anderes Bankhaus gewiesen. Der ehrliche Heurtier hatte gleichfalls neue Mittel aus Paris erhalten und gab mir die für ihn ausgelegten Summen zurück. Mit wahrem Vergnügen ließ ich die Dukaten durch meine Finger gleiten, mit denen ich mir unverzüglich meine Freiheit zurückerwarb, indem ich meine Gläubiger bezahlte, deren Zwang und Launen ich mich verfallen glaubte. Wirklich am köstlichsten ist ein Genuß, wenn er durch vorausgehende Entbehrung erkauft ist.

Ich nahm mir nun einen Burschen für meine ausschließliche Bedienung; einen Genuesen und äußerst geriebenen Kerl, lustig, tätig,

voll toller Einfälle, den man zu allem gebrauchen konnte. Er machte uns viel Spaß.

Alle Tage zeichnete ich an der Akademie, die sich im Palais selbst befand, und durchwanderte mit den Engländern die Paläste, Kirchen, öffentlichen Anstalten, Bibliotheken, Altertumssammlungen und jene Stätten in und bei Rom, an denen sich denkwürdige Ereignisse aus der Blütezeit des römischen Altertums zugetragen hatten. Dadurch gewann ich einen allgemeinen Überblick, den ich mir vornahm, mit mehr Muße und Ruhe während der folgenden vier Jahre auszubauen und zu vertiefen. Daneben gab ich mich fleißig mit der Theorie der Künste ab, deren Grundlage und Grenzen, deren Regeln und Ziele ich kennen wollte, bevor ich zur Praxis überging. Mitten unter den Kunstwerken Roms rang ich mich im übrigen täglich mehr zu der Überzeugung durch, daß es meine erste Aufgabe sein müsse, zu vergessen, was ich in der Schule Bouchers zu Paris gelernt hatte. Schon in aller Frühe holte mich mein Freund und Nachbar Houdon ab, um mit mir nach San Luigi de' Francesi[13]) zu gehen, wo uns der Chirurgieprofessor Séguier an Leichnamen, für deren Beschaffung der König die Kosten trug, Anatomieunterricht erteilte.

Wir folgten als die einzigen seiner Vorlesung und zogen infolgedessen um so größeren Nutzen daraus. Während des Unterrichtes zeichnete ich den Teil, über welchen eben vorgetragen wurde, von mehreren Seiten ab, schrieb den Namen der betreffenden Muskeln darüber und vermerkte am Rande deren Ursprung, Zusammenhang und Funktion. Séguier, ein sehr liebenswürdiger Herr, nahm an dieser Arbeit nicht nur entgegenkommenden Anteil, sondern gab sich auch die Mühe, sie zu Hause zu prüfen, zu verbessern und zu ergänzen. Freund Houdon, der eben mit einer Statue von St. Johannes dem Täufer für die Kartäuserkirche beschäftigt war, hatte den Gedanken, das Modell hierfür zuerst als Muskelfigur in Ton zu bilden, und bediente sich täglich unserer Lektion und meiner Zeichnungen, um mit ihrer Hilfe die Lehre von der Muskulatur gründlich zu studieren. Sein Werk erntete den vollen Beifall Séguiers, der es oft besah, prüfte und dabei seine Bemerkungen und sein Urteil zum Ausdruck brachte. Es fand

[13]) Die Nationalkirche der Franzosen, auf deren und Marias von Medici Kosten erbaut.

nicht minder das Lob aller Künstler und Kunstfreunde, die Houdon baten, diese Figur in Gips abgießen zu lassen, bevor er sie zum heiligen Johannes umgestaltete, da sie jene für die beste anatomische Statue hielten, die bis dahin geschaffen worden sei. Auf solche Weise ist diese Figur, die später in ganz Europa unter der Bezeichnung „Écorché" Verbreitung gefunden hat, zustande gekommen. Zur Belohnung für den Anteil, den ich durch meine Zeichnungen daran hatte, gab mir Houdon einen der ersten Abgüsse zum Geschenk.

Nach dem Anatomieunterricht machte ich in der Galerie Farnese Zeichenstudien nach den unsterblichen Werken des Hannibal Caraccio. Ich hatte gerade mit diesem Meister begonnen wegen der Genauigkeit, Klarheit, Größe und Aufrichtigkeit, mit denen er Form und Wesen eines jeden Gegenstandes wiederzugeben verstand. Nach der Mahlzeit wurden meine Wanderungen wieder aufgenommen, teils mit den Engländern, teils allein in den Kirchen, den öffentlichen und privaten Sammlungen. Am Abend versäumte ich niemals nach dem Modell in der Akademie zu zeichnen, und nach dem Abendbrot versammelten wir uns im Gesellschaftszimmer beim Pharaospiel, wo uns zuweilen der Tag überraschte, noch mit den Karten in der Hand.

Unter so vielen jungen Leuten zu leben, von denen bald der eine, bald der andere nicht zum Arbeiten aufgelegt ist und einen Spaziergang oder sonst eine Vergnügungspartie vorschlägt, das heißt mit größter Sicherheit seine Zeit verlieren. Um mich von diesem Zwange zu befreien, mietete ich mich schnell im Vicolo del Piombo[14]) ein, und ohne die Akademie zu verlassen, nahm ich eine ganze für einen Künstler eingerichtete Wohnung, damit ich nur in den Besitz eines Ateliers gelangte. Das Erdgeschoß und erste Stockwerk waren von einem biederen Sattlermeister bewohnt, dessen Familie aus vier Töchtern bestand, von denen die sehr hübsche älteste verheiratet war und den größten Teil ihrer Zeit im väterlichen Hause zubrachte. Ich mußte durch das Vorzimmer der Mädchen gehen, um zu meiner Wohnung zu gelangen. Bei meinem Nahen ergriffen sie jedesmal die Flucht. So oft ich allein sein und arbeiten wollte, suchte ich meinen lieben Vicolo del Piombo auf, wo ich Ruhe hatte und das ergötzliche Geplauder dieser weiblichen Wesen, ihre Lieder und ihr Lachen hörte,

[14]) An der Südseite der französischen Akademie, Verbindungsstraße zwischen dem Corso und der langgestreckten Piazza dei Santi Apostoli.

was wir in der Akademie entbehren mußten, wo es keine anderen Frauen gab als Mlle. Natoire und ihre noch viel ältere Kammerfrau. Alle übrigen Bewohner dieses geräumigen Palastes waren männlichen Geschlechtes, die ihre Frauen und Töchter in der Stadt wohnen hatten, um sie nicht der „furia francesa“ auszusetzen.

Als ich eines Tages auf dem Campo Vaccino[15]) spazieren ging, hörte ich die Glocken einer Kirche läuten und sah die Menschen dorthin strömen. Unter diesen befand sich auch ein junges Mädchen aus dem Volke mit regelmäßigen Gesichtszügen und von entzückender Schönheit in Begleitung seiner Mutter. Angezogen wie die Nadel vom Magnet, folgte ich ihm auf dem Fuße nach und kniete an seiner Seite nieder, um seinen Anblick zu genießen und den Segen zu empfangen. Beim Verlassen der Kirche fragte mich seine Mutter, die beobachtet hatte, wie aufmerksam ich in die Betrachtung ihrer Tochter versunken war, was ich denn von diesem jungen Mädchen wolle. „Ich bin Künstler,“ erwiderte ich, „und möchte ihr Porträt malen.“

„Sind Sie ein Franzose?“

„Nein, ich bin Deutscher.“

Nachdem ich meine Adresse im Vicolo del Piombo und die Zeit angegeben, auch das Anerbieten von Schokolade und des Entgelts für ihre Mühe beigefügt hatte, versprach sie, ihren Beichtvater fragen und für den Fall seiner Einwilligung ihre Tochter am nächsten Tage um 9 Uhr morgens zu mir bringen zu wollen. Sie traf auch wirklich auf die Minute ein. Aber nachdem die Mutter meine Hauswirtinnen nach einem deutschen Maler gefragt und erfahren hatte, daß ich Pensionär des Königs von Frankreich sei und nur während des Tages die Wohnung über ihnen innehabe — war sie nahe daran, mein reizendes Mädchen wieder wegzuführen. Zum Glück hatte ich dieses ganze Gespräch mit angehört und war schleunigst die Treppe hinabgeeilt, um sie daran zu verhindern. So überraschte ich meine jungen Wirtinnen, die ich zum ersten Male in der Nähe sah, überzeugte sie schließlich, daß ich ein Deutscher sei und brachte es sogar fertig, sie alle in mein Zimmer zu locken, wo sie der ersten Sitzung beiwohnten. Ich ließ Schokolade holen; wir frühstückten zusammen; das gegenseitige Vertrauen stellte sich ein und befestigte sich im Laufe der vier Jahre, wäh-

[15]) Die Fläche des damals noch nicht (erst seit 1803) bloßgelegten Forum Romanum.

rend deren ich ihr Haus bewohnte. Am zweiten Tage, eben damit beschäftigt, die Feinheiten des entzückendes Gesichtchens meines schönen Modells zu erfassen, hörte ich jemand nach mir fragen und schnelle Schritte die Stiege heraufkommen. Es war Baron v. Hacke, der soeben mit den Herren Maillot, Haeffelin, Pigage, Verschaffelt und den beiden jungen Weiller[16]) in Rom angekommen war. Ich war entzückt, ihn wiederzusehen und begleitete ihn, um diese Herren, die alle im nämlichen Hotel abgestiegen waren, zu begrüßen. Wie viele süße Erinnerungen weckte nicht ihr Erscheinen in meiner Seele!

Der Karneval ging eben seinem Abschlusse entgegen. Da war der Geist nicht auf ernste Arbeit gestimmt. Wir besuchten also die Sammlungen, die Oper und die anderen Theater, desgleichen die Umgebung der Stadt, Tivoli, Frascati und die verschiedenen Villen in der Nähe Roms. Pigage hatte es auf sich genommen, den jungen Baron, dessen Vater ihm bei der Abreise seine ganze Vollmacht übertragen hatte, zu beaufsichtigen. Dies verfehlte nicht, beide in kurzer Zeit einzuengen, da sich der junge Mann nicht entschließen konnte, den ganzen Tag lang nach den alten und neuen Bauwerken, dem ausschließlichen Reiseziel des Architekten, zu laufen. So wurde ich, ohne viel klüger als mein Schüler zu sein, mit dem Amte des Unterhofmeisters betraut. Bald begleiteten wir Pigage bei seinen Forschungen, dann verbrachten wir wieder den Tag mit unseren Abbés in der vatikanischen Bibliothek, und noch öfter besuchten wir auf eigene Rechnung die Galerien, Privatsammlungen, Paläste und Kirchen, an deren Studium mein Schüler und Freund allmählich Geschmack fand.

So war die Zeit herangerückt, in welcher der Papst alljährlich gegen die Häretiker und alle jene, die sich sein heiliges Strafgericht zugezogen hatten, seinen Bannstrahl schleuderte. Entsinne ich mich recht, so spielte sich diese Zeremonie am Gründonnerstag ab. Meine Engländer hatten mit einigen Landsleuten auf einem der kleinen

[16]) Maillot vgl. S. 15. Nicolas de Pigage, Baumeister, etwa 1721 bis 1796, 1748 kurpfälzischer Hofarchitekt; als solcher entfaltete er eine reiche künstlerische Tätigkeit. Bei Haeffelin und Verschaffelt fehlt eine nähere Bezeichnung. Es waren wohl Kasimir Frhr. v. Haeffelin, der spätere Staatsmann und Kardinal, 1737 bis 1827, 1767 kurpfälzischer Hofkaplan und Maximilian Verschaffelt, ältester Sohn aus P. A. v. Verschaffelts zweiter Ehe, 1754 bis 1818, Baumeister und Zeichner. Hacke und Weiller waren Söhne angesehener kurpfälzischer Hofbeamten.

Balkone links von dem großen Plätze erhalten, von dem aus der heilige Vater nach Verlesen der berühmten Bulle in coena Domini sein Anathema über die Irrgläubigen verhängte.

Der Petersplatz war so dicht von Gläubigen gedrängt, daß wir durch den Vatikan in die Kirche gelangen mußten. Der Papst wurde auf einem Thronsessel sitzend auf den Schultern von acht Männern getragen, im vollen Ornat des Oberhauptes der Kirche. Über ihm wölbte sich ein Thronhimmel, entfalteten sich Riesenfächer aus Pfauenfedern, emporgehalten von kräftiger Faust, augenscheinlich um ihn vor Schwindel zu bewahren. Ein Kardinal, ich glaube Albani war es, sprach nach ziemlich langer Rede mit erhobener Stimme das Anathema aus. Indes hatte sich der heilige Vater von seinem Thron erhoben, mit brennender, gelber Wachskerze in der Hand, und während er die Ketzer und ihre Parteigänger in die Hölle verstieß, warf er mit dem Ausdrucke heiligen Zornes seine flammende Kerze hinab auf den Petersplatz, mitten unter die Volksmenge hinein, die sich in heißem Kampf herumbalgte und um die Stückchen raufte, denen sie große Wunderkraft zuschrieb. Unmittelbar nach diesem Strafgericht, das, nach uns wenigstens zu schließen, den Ketzern kein Leid zufügte, schickte sich Klemens XIII. an, den Christgläubigen seinen apostolischen Segen zu spenden, und damit ihn alle Einwohner Roms und der Umgebung in geziemender Stellung empfangen und sich mit dem Kreuze bezeichnen könnten, feuerte man auf dem Kastell St. Angelo Kanonenschüsse ab. Die Totenstille, welche ringsum auf dem Platze herrschte, unterbrochen von dem Donner der Geschütze, die gewaltige Volksmenge, die Größe und Pracht von St. Peter: das alles gestaltete diese Szene nicht nur erhaben, sondern verlieh ihr etwas ebenso Majestätisches wie Ergreifendes.

Nach der Karwoche wurden die Wanderungen mit dem jungen v. Hacke wieder aufgenommen, und wir begannen mit einem Besuche des Palazzo Borghese, der die schönste Gemäldesammlung Roms in sich schließt. Unter den Bildwerken kamen mir als die bedeutendsten vor: Jesu Grablegung durch seine Jünger mit den unterlebensgroßen Gestalten der Jungfrau, Maria Salome und Magdalena. Dieses Gemälde, das aus der frühesten Schaffenszeit Raffaels herzurühren scheint, ist eine der herrlichsten Schöpfungen seines erhabenen Genius. Ausdruck, Komposition, Zeichnung, die köstliche Technik, die Wahrheit

der Farbengebung, alles ist gleich bewunderungswürdig. Die drei Grazien, ein kleines Bild desselben Meisters. Von Tizian: eine junge Frauengestalt, Amor die Augen verbindend, in natürlicher Größe, eines der schönsten und besterhaltenen Werke dieses großen Malers. Von Michelangelo drei Bildchen, von denen mir „Jesu Leichnam auf dem Schoße der heiligen Jungfrau" das schönste zu sein schien. Von Domenichino das berühmte Bild der Diana, wie sie unter ihre pfeilschießenden Nymphen Preise verteilt. Ferner die lebensgroße Halbfigur der heiligen Cäcilie. Die Menge der übrigen Meisterwerke und die Besichtigung der Gemächer hielt uns einen ganzen Vormittag in diesem Palast zurück. Des Schauens von so vielem Dargebotenen müde, beschlossen wir einen Abendspaziergang zur Villa Negroni.

Einige Tage widmeten wir der berühmten Vatikana, wo wir die Heidelberger Bibliothek[17]) besonders aufmerksam betrachteten. Während Abbé Maillot und Haeffelin in alten Handschriften blätterten, besahen wir uns die etruskischen Vasen und ein Grab mit der Asche eines Römers, die in das Bahrtuch gewickelt war, in welchem er verbrannt wurde. Dieses Tuch oder vielmehr Leinen ist unverbrennbar. Wir machten die Probe damit, indem wir Wachs darauf träufelten und eine brennende Kerze darunter hielten. Das Wachs wurde von der Flamme aufgezehrt, die betreffende Stelle war heller geworden wie das übrige, blieb jedoch vollkommen unversehrt. Im Kloster des heiligen Honophrius besuchten wir den Raum, in dem Tasso das letzte Jahr seines Lebens verbrachte, und sein Grabmal, das sich beim Eingang der Kirche befindet. Die Mönche bewahren sorgfältig einige der von ihm gebrauchten Möbel, darunter seine unverbrennbaren Servietten, mehrere seiner eigenhändig niedergeschriebenen Werke und seine Totenmaske in Wachs. In der Kirche dieses Klosters sind einige schöne Gemälde vorhanden. Der Chor ist von Pietro Perugino ausgemalt, unter dem Gewölbe der Kolonnaden vor der Kirche ist die Geschichte des heiligen Hieronymus von Domenichino al fresko dargestellt.

Durch die Abreise meiner Landsleute nach Neapel, die ich mit Bedauern von Rom scheiden sah, wurden meine Studien wieder mehr in

[17]) Die berühmte Bibliotheca Palatina kam, etwa 3500 Handschriften umfassend, 1623 als Geschenk des Kurfürsten Maximilian von Bayern an Papst Gregor XV. nach Rom, wo sie in der Vatikanischen Bibliothek Aufstellung fand.

den Vordergrund gerückt. Ich lag ihnen denn auch mit ganzer Seele ob und teilte meine Zeit zwischen dem Palazzo Farnese und dem Studium nach der Natur im Vicolo del Piombo und an der Akademie. Dazu kam noch Sprach- und Musikunterricht. Abbé Sigault lehrte mich Italienisch. Denn da ich immer mit Franzosen Umgang pflegte, hätte ich die einheimische Sprache nur von meinem genuesischen Diener gelernt, der den Dialekt seines Landes sprach. Mein Musiklehrer war Signore Freddi, einer der berühmtesten Violinspieler Roms.

Seitdem mit Beginn der heißen Jahreszeit unsere Anatomiestunden eingestellt waren, pochte Houdon täglich mit Sonnenaufgang an meiner Tür, um mit mir zur Kartause zu gehen, wo er nach seiner Skizze an einem predigenden Johannes dem Täufer arbeitete. Währenddessen irrte ich in den weitausgedehnten Ruinen der Thermen Diokletians umher, die, unendlich schön und pittoresk, so trefflich von der Größe der alten Römer zeugen. In die lautlose Stille, die in diesen Trümmern herrschte, klangen nur von Zeit zu Zeit die gottesdienstlichen Gesänge, die in den fernen Gewölben widerhallten und die Seele in so süße Melancholie wiegten, daß ich mich heute noch mit Vergnügen dieser morgendlichen, sonnenbestrahlten Spaziergänge in den Gärten der römischen Kartause erinnere, in denen die Mönche nach dem Gottesdienste arbeiteten, sich mit ihrem Memento mori begrüßend. Gegen sechs Uhr begab ich mich nach der Akademie zurück, um bis acht Uhr, der Stunde unseres gemeinsamen Frühstückes, nach dem Modell zu zeichnen. Dann blieb jeder auf seinem Arbeitszimmer bis ein Uhr, wo wir uns zu fröhlichem Mittagsmahle zusammenfanden. Hierauf legte man sich nach römischer Sitte bis fünf Uhr schlafen. Um zehn Uhr nachts durchstreiften wir wie die ganze, einigermaßen schicke junge Welt Roms die Hauptstraßen der Stadt und schauten das Lever der schönen Frauen und Mädchen, die unverzüglich nach Verlassen des Bettes an die Fenster eilten, sich der Jugend zu zeigen und von ihr bewundern zu lassen. Das war alles sehr schön für das Auge. Aber um Fallen und Dolchstichen zu entgehen oder wider Willen durch das heilige Band der Ehe verbunden zu werden, mußte man den Genuß auf diesen einen Sinn beschränken.

Abbé Maillot und seine Reisegenossen hatten sich nach ihrer Rückkehr von Neapel entschlossen, ihre Abreise in die Heimat bis zum 30. Juni hinauszuschieben, da das Fest Peter und Paul nicht mehr

fern war. Herr v. Pigage wollte noch die Konstruktion der Peterskirche und ihrer Kuppel studieren und in der Nähe in Augenschein nehmen. Wir bestiegen also an einem frühen Morgen die Plattform, die das Dach dieses kolossalen Bauwerkes bildet. Dort fanden sich verschiedene Magazine mit Baumaterial vor, desgleichen Arbeiter, die beständig damit beschäftigt sind, die Kirche auszubessern und zu unterhalten. Sogar eine Einsiedelei trafen wir oben an, deren Eremit seine Tage mit Gebet und dem Säubern des Kirchenpflasters zubrachte und beim niederen Volke im Geruche der Heiligkeit stand. Es kam uns der Einfall, in den goldenen Knopf einzudringen, der das Gebäude krönt. Die Stiege, die in seine Mauerbasis eingefügt war, erwies sich für die Korpulenz des guten Prälaten Maillot zu eng. Ungefähr in der Mitte konnte er sich weder vor- noch rückwärts bewegen. Zum guten Glück standen der Baron und ich schon innerhalb der Kugel. Wir reichten ihm die Hände und zogen ihn auf diese Weise heraus, wie man den Kork aus dem Halse einer Flasche zieht. Mehrere Fremde waren zugleich mit uns eingetreten; wir zählten im ganzen elf Personen, und ich glaube, daß der Knopf nicht zur Hälfte gefüllt war. Es herrschte eine so unerträgliche Hitze darin, daß wir uns beeilten, sie wieder zu verlassen. Um dem guten Prälaten den Durchgang zu erleichtern, hießen wir ihn Rock und Weste ablegen und zogen ihn an den Beinen heraus. Mit Entzücken atmeten wir dann wieder die erquickende Morgenfrische ein.

Die Aussicht war herrlich: das Auge schweifte über die Stadt und deren Umgebung hinweg. Beim Anblick einer kleinen, eisernen Leiter, die von der Brüstung, auf der wir standen, bis zum Kreuze auf der Kugel emporführte, packte mich das Verlangen, hinaufzuklettern. Nur anfangs war es gefährlich und schwierig, denn die Leiter neigte sich nach rückwärts; man mußte sich mit den Füßen anklammern und alle Kraft aufwenden, um nicht über einem Abgrunde zu schweben. Nach Überwindung der ersten Hälfte ging es wie auf gewöhnlichen Sprossen bis zum Kreuze empor. Ich war schon ziemlich weit voran, als die Herren meiner erst gewahr wurden und mich meiner Waghalsigkeit wegen sehr ausschalten, besonders Abbé Maillot. Um ihn zu beschwichtigen, versprach ich ihm, seinen Namen sowie Jahr und Tag seines Besuches im Golde der Kugel zu verewigen. Mit einem kleinen Messer schnitt ich wirklich seinen und unser aller Namenszüge

ein. Da der Knopf kalt vergoldet war, brauchte man nur das Gold bis zum Kupfer entfernen, das sogleich graugrün anlief und dadurch die Buchstaben sehr leicht und deutlich sichtbar machte. Nach den Festlichkeiten, der Beleuchtung von St. Peter und der berühmten Girandola[18]) der Engelsburg traten meine guten Landsleute ihre Heimreise über Siena an, die mir recht zu Herzen ging.

Gegen den Frühling dieses Jahres waren außer Sergell und Weinlig noch andere sehr interessante junge Künstler bei uns angekommen, mit denen ich Freundschaft geschlossen hatte: die Russen Lossenkoff und Staroff, die Gebrüder Hackert[19]) aus Preußen, Hanzen, Rosenberg und Hoyer aus Dänemark. Baldré, Pensionär des Infanten von Parma, Rehschuh, Schützling des Kurfürsten von Sachsen; Lamine,[20]) Pensionär des Kurfürsten der Pfalz, Karl Vanloo, Cäsars älterer Bruder, Taunay u. a. Sie besuchten sämtlich die französische Malerakademie, zeichneten mit uns abends nach dem Modelle und auch nach unseren Antiken. So hatte sich eine höchst lustige Gesellschaft zusammengefunden, die an allen Sonn- und Feiertagen zur Villa Madama unweit dem Ponte Molle, dreiviertel Meilen vor Rom, hinauswanderte. Dieser Palast, zu dem Raffael jedenfalls die Pläne entworfen hat, stand zu unserer freien Verfügung. Im Garten wuchsen Feigen und andere Früchte in Hülle und Fülle, und so hielten wir mit sehr geringen Ausgaben ein köstliches Mahl ab. Unsere Musiklehrer, die wir dazu geladen hatten, fehlten nie. Bei besonderen Anlässen nahmen sie schließlich ihre Frauen und Töchter mit, zuweilen

---

[18]) Ein prächtiges Feuerwerk, das jetzt auf der Piazza del Popolo oder dem Monte Pincio am ersten Sonntag im Juni, dem sogenannten Konstitutionsfest, abgebrannt wird.

[19]) Jakob Philipp Hackert, Landschaftsmaler, 1737 bis 1807, und dessen Bruder Johann Gottlieb. Die Biographie Philipp Hackerts schrieb Goethe 1811.

[20]) Simon Peter Lamine, 1738 bis 1817, Bildhauer von nicht bedeutenden künstlerischen und schöpferischen Fähigkeiten und wenig umfassendem Lebenswerk. Unter seiner Leitung als Direktor der Mannheimer Zeichnungsakademie (seit 1793), wozu ihm die Eigenschaften seines genialen Vorgängers Verschaffelt vollständig fehlten, verfiel dieses Kunstinstitut mehr und mehr. Die Charakteristik, die Mannlich an anderer Stelle von ihm gibt, ist sehr zutreffend. Vgl. J. Aug. Beringer: S. P. Lamine in „P. A. v. Verschaffelt". Straßburg 1902. S. 118ff. und „Geschichte der Mannheimer Zeichnungsakademie". Straßburg 1902. — Nicolas Antoine Taunay, Maler, 1755 bis 1830.

auch junge Schülerinnen, die ermutigt durch unsere Artigkeit und den strengen Anstand, die wir bei ausgelassenster Fröhlichkeit zu wahren wußten, wieder andere einführten, so daß bei diesen ländlichen Konzerten oft zehn bis zwölf klangvolle, jugendfrische Stimmen mitwirkten.

Die ganze Gesellschaft brach wegen der eintretenden Hitze schon in früher Morgenstunde nach diesem reizenden Fleckchen Erde auf. Hierauf gemeinsames Frühstück; Lustwandeln im Garten. Brannte dann die Sonne sengend hernieder, zog man sich in den nach Norden liegenden Musiksaal zurück, wo uns köstliche Kühle umfing. Das führende und meisterliche Spiel unserer Lehrer, das durch unsere Mitwirkung nur verstärkt werden sollte, die schönen Stimmen und die Lust, mit der alle bei der Sache waren, gestalteten unsere Konzerte zu einem erhebenden Genuß. Sie erstreckten sich stets bis zum Mittagsmahle, das in der geräumigen Vorhalle aufgetragen wurde. Unsere Sängerinnen gaben sich der den Italienerinnen ihres Alters angebornen Munterkeit schrankenlos hin. Nach kurzer Siesta kam die Musik wieder zu ihrem Rechte. Zum Schlusse folgte ein Ball, zu dem auch die Töchter des Kustoden aufgefordert wurden. Man reichte Erfrischungen, und gegen Abend brachte ein Wagen aus der Stadt einen Teil der Frauen und jungen Damen wieder nach Rom zurück. Wir anderen bestiegen einen großen Karren, auf den die Musikinstrumente geladen waren. In Rom angelangt, geleiteten wir unsere Damen auf den Monte Citorio, um sie dort noch mit Eis zu bewirten, und führten sie dann unter dem Schutze der Matronen nach ihrer Behausung. Diese Feste, die wir während der Sommerzeit beinahe an jedem Sonntage wiederholten, bei denen es an nichts gebrach und alles verschwenderisch geboten ward, verursachten nur so geringe Kosten, daß der einen jeden treffende Anteil selten mehr als elf bis zwölf Franken betrug.

O selige Zeit, die ich in schrankenloser Freiheit, im Schoße der Künste, in dieser einstigen Hauptstadt der Welt verleben durfte! Wohl war ich mir ihres vollen Wertes bewußt und nahm mir täglich vor, sie zu nützen. Ahnte ich doch, daß in späterem Alter solch schöne Tage niemals wiederkehren könnten, zumal unter einem weniger begnadeten Himmel, als der war, der sich damals über mir wölbte.

Die nächtlichen Promenaden durch die Straßen Roms während der heißen Jahreszeit, von denen ich bereits erzählt habe, sind von

größter Annehmlichkeit. Man atmet köstlichste Kühle ein, die Luft ist vom Dufte blühender Orangenbäume erfüllt. Alle Welt schlendert dahin in nachlässiger Kleidung, halb entblößt: die Frauen ohne Brusttuch, die Ärmel bis zu den Schultern geschürzt, die Männer ohne Kragen in indischem Palankin und Leinenhose, einen Strohhut auf dem Kopfe. Überall Musik, himmlischer Gesang, Lauten- und Gitarrenspiel. In einigen Häusern führt man sogar Konzerte mit großem Orchester auf, an denen sich alle, die ein Instrument zu spielen verstehen, beteiligen können, um dann wieder ihren Spaziergang aufzunehmen, ohne dabei jemals den Herrn oder die Dame des Hauses gekannt, ja nicht einmal beim Kommen und Gehen ein Wort mit ihnen gewechselt zu haben. Gegen ein Uhr morgens zerstreut sich die Menge unmerklich. Dann ist der Augenblick für die „Verliebten" gekommen, um mit Gitarre oder Calascione[21]) ihr Liebesleid zu dem Fenster der Angebeteten in Versen aus dem Stegreif hinaufzusingen. Oft folgte ich ihnen in gemessener Entfernung, und unter all ihren vielen schlechten Versen waren doch zuweilen solche, die eine elementare Leidenschaft und tiefinnerstes Empfinden verrieten, wie sie die Kunst nur selten zu erreichen vermag und wie sie der unnachahmliche Petrarca in seinen wundervollen Liedern und Sonetten zum Ausdruck bringt.

Uns junge Leute von der Akademie beseelte der Wunsch, uns den Gruppen der Spaziergänger beizugesellen, die sich auf dem Bürgersteig des Corso oder den Bänken und Stühlen vor den Cafés zur Rast niederließen. Aber es gelang uns nicht. Sobald wir uns zu erkennen gaben, zog man sich zurück: ein verwünschter Abbé oder eine Alte setzte sich an den Flügel und schnitt uns die Verbindung ab. Da die Straßen nachts nicht erleuchtet waren, verfielen wir auf den Gedanken, uns von Kopf bis zu Fuß in die Tracht der Italiener zu stecken, und mischten uns in dieser Verkleidung schweigsam unter sie — verlorene Mühe! Nach diesen Versuchen verzichteten wir auf jede weitere Annäherung an Leute, die so wenig zugänglich waren, und unternahmen wie früher für uns unsere nächtlichen Wanderungen durch die Stadt.

Bei den verschiedenen Konzerten, an denen ich mich mit meinem Lehrer Freddi beteiligte, kam ich stets mit einem eleganten Abbé zu-

[21]) Calascione ist ein der Mandoline ähnliches Griffbrettinstrument mit zwei Darmsaiten in Quintenstimmung, das mit einem Plektrum gespielt wird.

sammen, der ein begeisterter Musik- und Kunstfreund war; er gab sich jedesmal alle Mühe, mich aufzusuchen und mir seine Freundschaft zu beweisen. Eines Tages sagte er zu mir: „Nicht wahr, Sie heißen Manlio (so nannten mich die Römer)?“

Ich erwiderte, daß mein Name im Deutschen „Mannlich“ ausgesprochen werde.

„Sie sind also ein Deutscher!“ sagte er mit Lebhaftigkeit.

„Ja, Herr Abbé.“

„Und aus welcher Provinz stammt Ihre Familie?“

„Aus Schwaben, der Stadt Augsburg.“

„Von »Augusta!« rief er aus. „Sie sind Ihrer Herkunft nach Römer und stammen von Manlius ab, dem aus Rom Verbannten, dessen Nachkommen sich in einer römischen Kolonie in Deutschland niedergelassen haben. Die Endung »lich« an Stelle des »lius« ist nichts weiter als eine barbarische Sprechweise Ihres Landes. Nichts wäre leichter, als Ihre direkte Abstammung von diesem erlauchten altrömischen Patriziergeschlecht nachzuweisen. Wenn Sie sich also vier Zechinen für einen oder zwei alte Stammbäume, die sich schon finden würden, kosten lassen wollen, verpflichte ich mich, Ihnen ein Dokument im Stile und antiken Charakter zu liefern, dessen Unechtheit selbst der Teufel nicht nachzuweisen vermöchte. Im übrigen kann ich Ihnen versichern, daß ich bereits sehr viel andere mit weit geringerer Wahrscheinlichkeit zusammengestellt habe, als mir Ihre Augsburger Patrizierfamilie für das Ihrige an die Hand gibt.“ Ich lachte über das freundschaftliche Anerbieten des gelehrten Abbate, ohne es jedoch anzunehmen. Jetzt bereue ich es freilich. Denn um damit nur die Unechtheit gewisser anderer antiker Stücke beweisen zu können, hätte ich damals die vier Dukaten opfern sollen.

Es hielt sich damals in Rom ein französischer Edelmann auf, namens Bellefontaine,[22]) ein großer Liebhaber jeder Kunst, der sich seine Zeit an der französischen Akademie und in den Konzerten vertrieb. Diesem erzählte bei einem Diner sein Antiquar (denn er verlegte sich auch auf das Studium der Altertümer) von den Katakomben, die sich nach seiner Ansicht in einem Umkreise von mehr als zwanzig

[22]) Barbault de Bellefontaine, bekannter Kunstfreund, der sich damals in Rom die schönsten Bildwerke kopieren ließ. Vgl. Lalande, Voyage„ 5. Bd. S. 271.

Meilen um Rom erstreckten. Gleichzeitig erbot er sich, uns jenen Teil zu zeigen, der an die unterirdischen Gänge von St. Sebastian und St. Lorenz angrenze. Wir begaben uns also nach der Mahlzeit dorthin. Da aber diese Katakomben täglich von Reisenden und Neugierigen aufgesucht und alle Gräber geöffnet und leer waren, so genügte mir dieser Besuch nicht, erweckte vielmehr in mir den Wunsch, auch jene in der Campagna zu sehen, von denen der Antiquar gesagt hatte, daß man sie an den Löchern in den Feldern erkenne, die gewöhnlich von Gestrüpp und Dornen umwuchert und bedeckt seien. Uns ein andermal dorthin zu führen, schlug er rundweg mit der Begründung ab, daß alle, die in diese Grabstätten der Märtyrer einzudringen wagten, die Exkommunikation träfe, und man außerdem Gefahr liefe, sich darin zu verirren oder lebendig begraben zu werden.

Abends sprach ich meinen Kameraden davon, die alle gleichfalls das Verlangen offenbarten, sie zu besuchen. Bereits Tags darauf machten wir uns, Heurtier, Alizard, Vanloo und ich, mit mehreren Knäueln Schnur, mit Hammern, Zangen, Feuerzeug, Fackeln und Kerzen versehen, auf den Weg, ohne starke Seile zum Hinablassen in die Öffnungen oder Zisternen zu vergessen, die wir vorfinden sollten. Nach langem Suchen stießen wir endlich auf eine ziemlich weite, von Brombeersträuchern und Dornengestrüpp umwachsene Grube; sie maß mindestens achtzehn Fuß. Die Furcht vor Schlangen oder Skorpionen schreckte uns im ersten Augenblicke zurück. Nachdem wir aber eine Fackel angezündet und das dicke Seil festgebunden hatten, entschloß ich mich, hinabzusteigen. Ich befand mich auf einer abgerutschten Erdmasse, vor mir ein kaum drei Fuß breites Loch, das nach abwärts führte, hielt dann meine Fackel vor mich hin, um nach Reptilien zu sehen, und kroch auf allen Vieren hinein. Valdré, der nach mir hinabgestiegen war, knüpfte seine Schnur an dem starken Seile fest und folgte mir nach. Die übrigen taten desgleichen, Alizard ausgenommen. Dieser mußte Posten stehen, das Seil bewachen und uns, sollten wir nicht mehr wiederkehren, in diesen unterirdischen Räumen suchen lassen. In dem schmalen, kaum mehr als sieben Fuß breiten Gange auf Händen und Füßen dahinkriechend, vermochte ich, durch die vorgestreckte Fackel geblendet, nichts zu sehen. Aber etwas zurückgebeugt, das Licht hinter meinen Rücken haltend, sah ich mich in einem Gewölbe, das ohne jede Mauerung einfach in die Erde

gegraben war, ungefähr sechseinhalb Fuß hoch und fünf Fuß breit. Zu meiner Rechten und Linken befanden sich in der Wand drei Gräber übereinander, von denen jedes ein vollständig erhaltenes Skelett barg. Die Steine, welche ehedem die Leichname bedeckt hatten, waren alle zu Boden gefallen und erschwerten uns das Vordringen. Soweit der Fackelschein diese langgestreckte Gruft erleuchtete, gewahrte man nichts als blendendweiße Knochengerüste, deren abgefallene Rippen und losgelöste Fußknöchel die Erde bedeckten.

Geradeaus unter Abwickeln der Schnur vorwärtsschreitend, taten sich zu beiden Seiten, unseren Weg kreuzend, noch andere Gewölbe mit Gräbern auf, denen wir jedoch aus Furcht, uns in diesem gewaltigen unterirdischen Labyrinth zu verlieren, nicht zu folgen wagten. Da wir bisher noch keine einzige verschlossene Grabstätte gefunden hatten, bogen wir einmal nach rechts ab. Von den in die Wandpfeiler zwischen den Gräbern eingemauerten Totenlämpchen hatten wir uns bereits die Taschen vollgesteckt. Nach ungefähr hundert Schritten entdeckte ich einen Grabstein, der noch nicht von der Stelle gerückt war. Von ungestümer Neugierde erfüllt, brachte ich ihn mit einem Hammerschlag zu Fall, ohne seine Inschrift gelesen zu haben. Tiefer wie die übrigen barg dieses Grab ein Paar Skelette, wohl die zweier zärtlicher Gatten, die vereint gestorben waren, und an der Rückwand, der Mutter zur Seite, das eines Kindes. Nach einigen kleinen Gegenständen greifend, berührte ich das Skelett, das, obwohl scheinbar unversehrt, in Staub zerfiel und keine andere Spur zurückließ als eine weiße, mehlähnliche Masse. Neben dem Kinde lag silbernes Spielzeug, mit Glöckchen und kleinen Elfenbeinstäbchen behangen, die knetbar wie Wachs waren, während das Silber schwarz wie Blei aussah. Beim Scheine des Lichtes fiel mir eine Armspange aus vergoldetem Kupfer in die Augen, die durch ihr Gewicht den im Laufe von anderthalb Jahrtausenden infolge der Feuchtigkeit weich gewordenen Vorderarm durchschnitten hatte. Nachdem unsere Schnur abgewickelt war, kehrten wir durch sie geleitet auf dem gleichen Wege wieder ins Freie hinaus.

Dieser erste Ausflug, der uns so sehr gefesselt hatte, veranlaßte Chevalier Bellefontaine und noch einige andere, sich bei dem nächsten zu beteiligen. Da uns die Fackeln bei unseren letzten Nachforschungen hinderlich gewesen waren, beschlossen wir, unsere Diener mitzunehmen,

die uns leuchten sollten. Bereits vor acht Uhr morgens waren wir bei der Zisterne angekommen, die zu den Katakomben führte. Nur mit Mühe konnten wir unsere Diener zum Hinabsteigen bewegen, wobei sich mein Giacomo feiger als die anderen erwies. Wie sie sich dann im Innern von zahllosen Toten umringt sahen, begannen sie so heftig zu zittern, daß ihnen die Knie schlotterten. Das Ergötzlichste dabei war, daß sie vergeblich versuchten, die Tapferen zu spielen. Giacomo insbesondere sprach laut vor sich hin, Mut heuchelnd: „Was sollen uns denn die Toten tun, wenn wir so viele sind?" Dieses Mal schlugen wir eine andere Richtung nach links ein und marschierten lange, ohne indes auf ungeöffnete Gräber zu stoßen. In einigen fanden wir Tränenkrüglein von Glas und gebranntem Ton, worin die Verwandten und Freunde des Verblichenen ihre Tränen gesammelt hatten. Endlich ein geschlossenes Grab! Ich öffnete es. Neben dem Skelett lag etwas, das wie ein Musikinstrument aussah. Was ehedem aus Holz gewesen sein mochte, war nicht mehr vorhanden. Aber das elfenbeinerne Vorderstück, das dem dicken Ende einer Oboe ähnelte, war noch unversehrt, jedoch so weich, daß man es vorsichtig auf einen Schieferscherben legen mußte, um es heil an die Luft zu bringen, wo es dann seine ganze Härte wieder erlangte. Lange irrten wir in dieser Totenstätte umher, bis uns der Hunger überkam.

In schlechter Schenke fanden wir noch schlechteres Mahl. Wir krochen schleunigst wieder unter die Erde zurück, ohne jedoch eine neue Anlage und andere Gegenstände anzutreffen. Da unser Marsch infolge der Schnur, die man von den Knäueln abwickeln mußte, nur langsam vonstatten ging, so eilte Valdré mit einem Kameraden, ungestümer und vor allem unvorsichtiger als wir, schnelleren Schrittes voraus. Sie ließen von Zeit zu Zeit eines der Papierfetzchen, in die sie eine Broschüre zerrissen hatten, auf die Erde fallen, um den Faden wieder aufzufinden. Wir selbst, durch unsere Forschungen nur allzu sehr in Anspruch genommen, gewahrten ihre Abwesenheit nicht. Bei unserem Vordringen kamen wir endlich bei einer kleinen Öffnung mit einer noch tiefer abwärtsführenden Treppe hinaus. Unsere feigen Diener sollten uns voranleuchten. Zitternd und unbeholfen vollzogen sie diesen Befehl: sie strauchelten, kollerten die Stiege hinab und löschten dabei die Fackeln aus. Als sie sich in undurchdringlichster Finsternis inmitten so vieler Totengerippe wußten, fingen sie laut zu schreien an.

Zum guten Glück hatten wir noch einige Anzündekerzen bei uns; wir kamen ihnen eilig zu Hilfe und fanden die Treppe, die nur in die Tufferde eingehauen war, derartig verfallen, daß es kein Wunder war, wenn sie beim Hinabsteigen fehlgetreten waren. Die Gewölbe dieses unteren Stockwerkes der Katakomben waren höher und weiter, mehrere Gräber noch ungeöffnet; auf einigen derselben waren, abgesehen von dem Namen des Verstorbenen, Palmzweige eingemeißelt, die ein verschlungenes X und P umschlossen.

Ich öffnete eines der Gräber und fand neben dem Skelett eine leicht in eine Ecke eingemauerte Phiole von terra sigillata, deren Deckel ein formloses Stück Schiefer bildete. Diese hübsche, reich verzierte und schön geformte Phiole umschloß eine fette und schwärzliche Masse, die wie Kleister bis zu einer gewissen Höhe am Boden festklebte. Vermutlich handelte es sich um das Grab eines Märtyrers, und das Gefäß hatte ehedem wohl einen Teil seines Blutes enthalten, das er für den heiligen Glauben vergossen. Mehrere Lampen aus den mit Kalk eingemauerten Pilastern waren noch reicher verziert und schöner als jene der oberen Stockwerke. Bei unserer Weiterwanderung stießen wir auf einen kleinen Saal mit marmornen Säulen und dann auf zwei weitere, die gleichfalls keine Gräber aufwiesen. Sowohl Mauern wie Decke waren mit Stuck wohl verkleidet; der erste davon war mit Freskomalereien ausgeschmückt, die Weinlaub und Trauben, Vögel und einige Äsopische Fabeln darstellten. Im letzteren Saal erhob sich, an die Wand gelehnt, ein Altar, darüber in Fresko gemalt Christus am Kreuz, die heilige Jungfrau und St. Johannes. Wohl kaum konnten die ersten Christen zur Zeit der Verfolgungen besser geborgen sein, als hier unter der Erde, wo sie sich versammelten und ihre Feste und Gottesdienste abhielten.

Es beherrschte und rührte uns alle ohne Ausnahme ehrfurchtsvolles Empfinden an dieser Zufluchtsstätte der Gerechten. Aber schon bald gewann die Neugierde wie der Wunsch, ein Erinnerungszeichen an diesen heiligen Ort zu besitzen, die Oberhand. So schnitt sich jeder von uns einige Stücke aus dem bemalten Mauerwerk des Vorsaales. Der Kreuzigungsgruppe jedoch wurde ehrende Schonung zuteil. Ich selbst wählte mir die Fabel vom Wolf und Lamm, einen sehr geschickt gemalten Vogel und eine Traube mit Weinlaub. Nichts war müheloser, als diesen Stuck von der Mauer zu lösen, der sich, weich wie

Käse, leicht von der Erde losschälen ließ, auf die er einfach aufgesetzt war; ihn aber heil ans Tageslicht zu bringen, bedurfte es größter Vorsicht. Die uns durchdringende feuchte Luft, die teilweise abgebrannten Kerzen und ein Übelsein Vanloos mahnten an die Umkehr, die indes nur langsam vor sich gehen konnte; denn wir mußten, um den richtigen Weg zurückzufinden, unsere Schnur wieder aufrollen und ihr schrittweise folgen. Aber welcher Schrecken packte uns, als wir die Abwesenheit unserer beiden Kameraden bemerkten! Aus Furcht, von unserer Spur abzukommen, riefen wir nur nach ihnen und schrien aus vereinten Kräften, daß die Gewölbe vom Widerhall erzitterten. Vergebens! Wir besprachen uns und suchten Trost in der Hoffnung, sie möchten vielleicht dem Faden entlang, den man bei genauem Zusehen auf der Erde liegen sah, bereits hinausgegangen sein.

Von nun ab ließen wir die Schnur bei einer brennenden, in den Boden gesteckten Kerze an Ort und Stelle liegen und folgten ihr bis zum Ausgange. Die beiden Männer, die als Wache beim Seile zurückgeblieben waren, erschreckten uns durch die Mitteilung, daß Valdrés die unterirdischen Grüfte noch nicht verlassen habe. Auch seien sie um uns wegen unseres langen Fernbleibens in Sorge gewesen; denn leicht hätten die Gewölbe unter der Erde einstürzen können, ein Unglück, das sich in der Kirche St. Sebastian zugetragen habe, weshalb man ihre Verbindungsgänge mit den großen Katakomben und jene von St. Lorenz habe zumauern lassen. Unsere Besorgnis um das Geschick der Kameraden steigerte sich mit jeder Sekunde. Am Saume der Zisterne sitzend und den Blick nach der kleinen Öffnung gerichtet hofften wir, sie daraus emportauchen zu sehen.

Die Nacht begann sich bereits herabzusenken. Wir waren der Verzweiflung nahe, — da vernahmen wir in der Ferne Stimmen und Schritte, ohne unterscheiden zu können, wessen sie seien. Beim Näherkommen erkannten wir — unser maßloser Schrecken verwandelte sich mit einem Schlage in hellste Freude — die beiden Kameraden, die, nachdem sie ihre Broschüre gänzlich zerrissen hatten, unvorsichtig noch weiter vorgedrungen waren und dann in der ungeheueren Menge von Gewölben suchten, wo sie das letzte Stückchen Papier zurückgelassen hatten. Mit einem Male überkam sie das Gefühl, rettungslos verloren zu sein: sie schrien unaufhörlich und aus voller Leibeskraft nach uns — keine Antwort, ringsum nur das Schweigen des Todes.

Ihre Kerzen waren am Erlöschen. Im Geiste sahen sie sich schon in ewige Finsternis versetzt und jeder Aussicht auf Hilfe beraubt. Da begannen sie aufs Geratewohl zu laufen, so schnell sie ihre Füße trugen, in der Hoffnung, auf irgend eine Spur zu stoßen. Ohne Erfolg. Aber sie hatten das unbeschreibliche Glück, von weitem lichten Tagesschimmer zu erblicken, der durch einen unserem Eingange ähnlichen Schacht in dieses beharrliche Dunkel fiel. Sie umarmten sich vor Freude, als sie den Himmel über sich sahen, ohne freilich in ihrem Taumel die noch zu überwindenden Schwierigkeiten zu ahnen. Da dieser Schacht die Form einer Tonne hatte, kletterte Valdrè wie ein Kaminkehrer mit der Behendigkeit eines Affen so weit in die Höhe, bis er die Zweige des Gestrüpps fassen konnte, das die Öffnung überwucherte. Nun war er gerettet. Sein Leidensgefährte bediente sich desselben Mittels, wobei ihm Valdrè hilfreiche Hand bot.

Tags darauf waren wir alle krank. Das verminderte allerdings unsere Begeisterung für derartige unterirdische Entdeckungsreisen, vermochte jedoch nicht, uns den Geschmack daran zu nehmen. Im nächsten Jahre kehrten wir wiederholt, wenn auch mit größerer Vorsicht, dahin zurück, fanden aber niemals ebenso bemerkenswerte Gegenstände als jene, die in den beiden Kapellen waren. Die Fabel vom Wolf und Lamm, den Vogel und die Weintrauben hatte ich mir unter Glas rahmen lassen und sie gleich der Märtyrer-Phiole, dem Kinderspielzeug, Musikinstrument, Armband und den Agraffen bis zu meiner Rückkehr nach Zweibrücken sorgfältig aufbewahrt. Herzog Karl,[23]) der sich für alles interessierte, wollte sie einmal sehen und infolgedessen auch besitzen. Ich schenkte sie ihm für sein Raritätenkabinett, das ich auch um einige Vasen, etruskische Opferschalen und Priapen-Exvotos aus Portici und andere in Pompeji und Herculaneum erworbene Gegenstände bereichert hatte.

Aber nun wieder zurück zum Jahre 1767! Gegen Ende des Monats Oktober erwarteten wir Tag für Tag neue Pensionäre aus Paris. Ein Scherz war für sie in Szene gesetzt worden. Endlich kamen sie an. Wir stellten sie Herrn v. Natoire oder vielmehr einem gewissen Blanchet[24]) vor, einem ehemaligen Pensionär, der seit mehr als

[23]) Karl II. August, Herzog von Zweibrücken 1775 bis 1795, Neffe und Nachfolger Herzog Christians IV.

[24]) Gabriel Blanchet, 1705 bis 1772, sehr geschickter Zeichner und Maler.

dreißig Jahren in Rom ansässig war. Er empfing sie mit Strenge, prüfte ihre Diplome mit peinlicher Genauigkeit, setzte ihnen auseinander, wie sie sich künftig zu verhalten hätten, und tadelte in übler Laune das verweichlichte und üppige Leben in Paris, auf das man in Rom unter allen Umständen verzichten müsse. Hier sei die Zeit zu andauernder Arbeit zu verwenden, um sich der Wohltaten des Königs würdig zu erweisen. Blanchet, der diese Neuankömmlinge in den Zimmern Cäsar Vanloos empfangen hatte, ließ sie bis zur Stunde des Abendbrotes stehen, das gerade an diesem Tage weniger reichlich und gut als gewöhnlich bestellt worden war. Im Speisesaale angelangt, hieß der falsche Natoire einen der Neulinge den Tischsegen laut vorbeten. Dieser errötete und entschuldigte sich, ihn vergessen zu haben. Darob lebhafte Entrüstung über die Sittenverderbnis und die Religionsverachtung in Frankreich. Der zweite, mindestens sechsunddreißig Jahre alt, stotterte das Benedicite heraus und wischte sich schließlich den Schweiß von der Stirn.

Während der Mahlzeit fragte man sie viel über die Pariser Künstler aus, und nachdem sie beendigt, hatten sie von neuem das Gebet zu sagen. Wir sollten sie in ihre Zimmer geleiten, uns jedoch wohl hüten, sie zum Narren zu halten, wie das früher der Brauch gewesen, denn das würde den sofortigen Verlust der königlichen Pension nach sich ziehen. Hierauf verließ uns Natoire, dem zwei Lakaien in der Livree des Königs voranschritten, mit leichtem Neigen des Kopfes. Nach seinem Weggange gaben wir uns der ausgelassensten Fröhlichkeit hin, und das war auch notwendig, um dem mühsam verhaltenen Lachen Luft zu machen. Nur die Miene der Neuankömmlinge vermochte sich nicht zu erheitern. „Führt Ihr ein solches Leben hier," fragten sie, „und Ihr könnt dabei noch lachen? Wenn wir das vorher hätten vermuten können, würden wir dem Könige für seine traurige Pension wohl gedankt haben." Le Fèvre, der älteste der Pensionäre, und Allizard, beider Freund, trösteten sie damit, daß aller Anfang schwer sei. „Ihr werdet Euch gleich uns mit der Zeit gewöhnen, schlecht zu essen, zu wohnen und zu schlafen, Euer Benedicite bald lernen und es bis zur Ankunft der nächsten Pensionäre hersagen. Wir haben das alles auch durchgemacht."

Ein sardischer Offizier, der sich inzwischen zu uns gesellt hatte, wünschte im Gesellschaftszimmer Pharao zu spielen. Wir luden unsere

neuen Kameraden dazu ein, sie entschuldigten sich aber, von der Reise müde, lieber zu Bette gehen zu wollen. Beim Passieren des Korridors im dritten Stock, wo wir wohnten, machten wir sie auf die verschiedenen Aufschriften an unseren Türen, wie Bibliothek, Kupferstichkabinett, Zeichen-, Anatomie- und Perspektivesaal aufmerksam. Dann ging's auf den Speicher unter das Dach, wo Zwischenwände die sogenannten Zimmer der Pensionäre gegeneinander abschlossen. Dort fanden sie eine schlechte Matratze, einen Stuhl, Tisch und einen Krug mit Wasser vor. Am Ende des Speichers lag das angebliche Gesellschaftszimmer. Eine eiserne Lampe, die an einer Kette von einem Balken herniederhing, darunter ein großer Schenktisch und einige Strohstühle, das war das ganze Mobiliar. Eine kurze Zeit nur wohnten sie noch dem Pharaospiel an, bei dem der Offizier einige zwanzig Zechinen vor sich ausbreitete, dann zogen sie sich zurück. Man belauschte sie. „Gedenkst Du die vier Jahre hier zuzubringen?" fragte der eine den anderen.

„Meiner Treu, ich nicht! Mein Vater ist reich genug, um mich auf eigene Kosten studieren zu lassen; ich werde ihm gleich morgen schreiben, welches Hundeleben ein Pensionär des Königs in Rom führt."

„Was mich betrifft," sagte der dritte, „so muß ich es wohl aushalten. Ich versuche eben, mich wie die übrigen daran zu gewöhnen." Während dieses Gespräches legten sie sich Ruhe, aber trotz ihrer Müdigkeit vermochten sie kein Auge zu schließen. Die Spieler verübten einen Lärm, der einer Wirtsbude Ehre gemacht hätte, sie fluchten, lachten, schrien durcheinander und schlugen dabei auf den Tisch. Zuletzt geriet einer von ihnen mit dem Bankier in Streit, den man der Schurkerei bezichtigte. Die Degen wurden gezogen, der Tisch umgestoßen, man kämpfte bis aufs Blut — als plötzlich der falsche Herr Natoire mit zwei fackeltragenden Dienern auf der Bildfläche erschien. Bei seinem Nahen kehrte alles zur Ordnung zurück. „Benimmt man sich so im Palaste des Königs von Frankreich?" schrie er mit Donnerstimme, „und Sie, wer sind Sie denn?" fuhr er fort, sich an den Offizier wendend.

„Ich diene dem sardischen König; erlauben Sie, daß ich mich verbinden lasse, ich bin am Arm verwundet." Bei diesen Worten entfernte er sich und überließ uns dem wütenden Pseudo-Direktor, der nach den heftigsten Vorwürfen über unser Benehmen erklärte, gleich am

nächsten Tage an den Hof zu berichten, um uns alle davonzujagen. Inzwischen sollten wir unverzüglich in den Karzer der Akademie wandern und dort auf dem Stroh schlafen. Schon setzten wir uns ohne Widerrede in Bewegung, unsere Zimmer aufzusuchen, als die armen Neulinge kaum halb bekleidet erschienen, um für uns, ihre Kameraden, Gnade zu erflehen. „Obwohl Ihr Euren Segen nicht habt sprechen können, so will ich Euch zuliebe nicht an den Hof schreiben. Aber was das Gefängnis anbelangt, so werden sie bis zu weiterer Weisung dort schlafen." Dann befahl er, die Lampe auszulöschen, hieß uns gehen und beauftragte seinen Diener François, uns einzusperren. Schweigend zogen wir alle ab und ließen die armen Verulkten in der Dunkelheit auf ihrem nächtlichen Lager zurück.

Wir, die einer ähnlichen Probezeit entkommen waren, traten, weit entfernt über diese Behandlung zu lachen, für die guten Burschen ein. Aber alle übrigen, die ehedem am eigenen Leibe gleiches erfahren hatten, wollten nichts davon wissen und ließen sie noch zwei Tage in angstvoller Erwartung verharren. Schließlich gab uns ihnen zu Gefallen der falsche Herr Natoire die Freiheit und befahl, ihnen die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wir führten sie auf einem Umweg so zum Vatikan, daß sie die Kolonnaden von St. Peter nicht sehen konnten, und sagten ihnen nicht, wo sie seien. Flüchtig durchschritten sie an unserer Seite die von Raffael gemalten Säle, ohne darauf zu achten und den gewaltigen Genius dieses Meisters zu erkennen. Sie verziehen uns in der Folgezeit gerne alle anderen Täuschungen, diese jedoch verletzte zu sehr ihre Eigenliebe, als daß sie bald verschmerzt gewesen wäre. Während sie in der Vorhalle von St. Peter die Mosaiken, Statuen und sonstigen Zierwerke bewunderten, glaubten sie fest, in der Kirche selbst zu sein.

Am dritten Tage endlich gab uns der echte Herr Natoire zu verstehen, daß es Zeit sei, den Scherz zu beenden und ihm die neuen Pensionäre vorzustellen. Wir geleiteten sie also durch die zahlreichen, mit Gobelins, Portieren, Teppichen und Möbeln prächtig ausgestatteten Gemächer des Direktors zu dessen Arbeitszimmer. Herr Natoire, der an diesem Tage einem Feste beim französischen Gesandten beizuwohnen hatte, in reicher Amtstracht, auf der Brust den Großkordon des heiligen Michael, seine Schwester in weitem Reifrock und sein Bruder, der Abbé, waren anwesend. Diesen gab man — letzte

Täuschung — für den Marquis d'Aubeterre, Geschäftsträger von Frankreich, aus. Die neuen Zöglinge machten eben Seiner Exzellenz tiefe Verbeugungen, als der falsche Natoire eintrat, den die Dame mit seinem Namen „Blanchet" begrüßte, so daß die armen Jungen wirklich nicht mehr wußten, woran sie waren. Natoire sagte dann zu ihnen: „Ich bedauere, meine Herren, heute nicht mit Ihnen speisen zu können, da ich beim französischen Gesandten geladen bin. Aber meine Schwester und mein Bruder werden mich vertreten. Mr. Blanchet hat mir bereits Ihre Diplome gezeigt; man wird Ihnen Ihre Zimmer anweisen." Blanchet umarmte sie nun als seine Kameraden, und wir führten sie unter Lachen in ihre schön geschmückten Zimmer, wo sie sich nach so vielen überstandenen harten Proben wie im Paradiese fühlten.

Gar oft war Fontenet in mich gedrungen, Herzog Christian einige kleine Bilder zu schicken, an denen er sich freuen würde, meine Fortschritte zu ermessen. Seit meiner Ankunft in Rom hatte ich mich jedoch ausschließlich dem Studium nach der Natur und einigen großen Meistern gewidmet und war dieser Aufforderung infolgedessen noch nicht nachgekommen. Da mich anderseits der glühendste Wunsch beseelte, meinem fürstlichen Wohltäter in allem zu Gefallen zu sein, so legte ich ihm in zwei Briefen meine verschiedenen Gründe für diese Unterlassung dar. Als Antwort hierauf bekam ich ein Schreiben des Herzogs, das von den gründlichen Kenntnissen dieses großen Fürsten ein ebenso lebendiges Zeugnis ablegt wie von seiner edelmütigen Güte für mich, als daß ich es an dieser Stelle nicht wörtlich wiedergeben möchte.

„Zweibrücken, den 10. Januar 1768.

„Seine beiden Briefe vom 4. November und 19. Dezember habe ich, mein lieber Mannlich, erhalten. Ohne die tausenderlei Geschäfte, die ich zu erledigen hatte, und die verschiedenen notwendigen Reisen hätte ich den ersteren, bei dessen Lektüre ich die größte Befriedigung empfunden habe, wohl früher beantwortet. Alles, was Er mir darin sagt, finde ich sehr richtig, und würde ich mir die Vernunftgründe zurechtgelegt haben, die Er vorbringt, so hätte ich wohl keine Arbeit von ihm verlangt. Er ist jetzt in Rom, um in Seiner Kunst vorwärts zu kommen. Aufträge würden also für Ihn nicht nur einen Verlust Seiner kostbaren Zeit bedeuten, sondern Ihn auch von

Seinem Studium ablenken. Ich verzichte daher, mein lieber Mannlich, auf das Vergnügen, von Ihm ein Bild zu bekommen und werde mich mit der Skizze zufrieden geben, die Er mir im Laufe dieses Jahres zu schicken gedenkt und erst dann fertige Gemälde von Ihm wünschen, wenn er dazu imstande zu sein glaubt und zugleich Herrn Natoires Zustimmung hat. Ich kenne diesen Mann zwar nur seinem Rufe nach, aber immerhin genugsam, um Ihn zu einem so erleuchteten und gebildeten Direktor zu beglückwünschen. Sein Vorsatz, die großen Meister zu studieren, ist der beste der Welt. Das ist eine Schule, der nichts gleichzukommen vermag. Aber unter ihnen gibt es welche, die sich keineswegs mit der Farbengebung befaßten, die nach Zeichnung und Komposition in erster Linie den Künstler ausmacht.

„Ich halte dafür, daß die Natur die beste Lehrmeisterin für die Farbe ist; Seine Kunst vervollkommnen heißt, sie in jedem Punkte nachahmen. Unter den Gemälden der alten Meister spielen gar manche ins Graue oder Braune, und wenn man nur solche an und für sich ja bewundernswerte Bilder sieht, gewöhnt man das Auge so sehr an diesen Farbenton, daß man sich schließlich täuscht und ihn unbewußt annimmt. Gerade davor soll Er sich hüten; aber richtig sehen, schauen! Er kennt große Künstler in Paris, ihr Kolorit ist jedoch nicht immer wahr; sie suchen zuweilen die Natur noch zu verschönern und verfehlen sie dabei in den meisten Fällen. Einer malt in grau, der andere in rosa; wieder andere suchen ihre Sache besonders gut zu machen und bringen dann geleckte Bilder zuwege, die kalt lassen. Es gibt keinen Vanloo mehr; er war der beste französische Koloriſt. Alles, was ich Ihm da sage, mein lieber Mannlich, mag falsch sein, und ich kann mich täuschen, aber meine Ratschläge sind von aufrichtigem Interesse für Ihn eingegeben. Er besitzt Urteil und Kenntnisse; folge Er ihnen, sie sind Seine besten Ratgeber!

„In Seinem Briefe vom 19. spricht er von mehreren Gemälden, die zu verkaufen sind. Bevor ich sie jedoch erwerbe, möchte ich ihren Preis kennen, den Er mir umgehend zu wissen mache, damit ich Ihm meine Absicht mitteilen kann. Richte Er Seinen Brief an Pachelbel[25]) in Paris, wo ich Ende des Monats sein werde!

[25]) Vgl. S. 59.

„Adieu, mein lieber Mannlich, sei Er meiner aufrichtigen Gefühle für Ihn versichert und glaube Er, daß Er in mir stets einen Vater haben wird!

Christian P. P., Herzog von Zweibrücken."

Nie lese ich die köstlichen Briefe dieses verehrungswürdigen Fürsten ohne tiefste Rührung und ohne Tränen wieder. In diesem Augenblicke aber, da ich eben diese seine Zeilen hier niedergeschrieben habe, ist mein Herz nicht nur von den Gefühlen der Dankbarkeit, Ehrfurcht und Trauer um ihn erfüllt, sondern auch von glühendster Freude. Denn nun weiß ich durch eine Nachricht meines einzigen Sohnes, der bei der großen Armee kämpft, daß dieses Fürsten geliebte Asche nicht länger mehr unter eines fremden Tyrannen Botmäßigkeit ruhen wird. Heute, Freitag, den 8. April 1814, haben wir die beglückende Botschaft erhalten: Napoleon ist vernichtet!

Während des Winters (1768) setzte ich meine Studien im Palazzo Farnese fort, um die schönsten Stücke dieser berühmten Galerie nochmals zu kopieren, da ich meine erste Studienmappe auf vieles Bitten und für gute Bezahlung einem Engländer gegeben hatte, der sie mit sich nahm.

In diesem Jahre fiel am Gründonnerstag der päpstliche Bannspruch gegen die Ketzer aus, weil der Infant von Parma[26]) nach dem Vorgange Spaniens und Frankreichs die Jesuiten aus seinem Staate vertrieben hatte. Der Papst glaubte nun, mit einem so kleinen Souverän nicht viel Umstände machen zu müssen und drohte ihm Ausschluß aus der Kirche und den Bannstrahl des Vatikans an, wenn er die Patres nicht wieder in den Besitz ihrer Häuser und Güter in Parma einsetzen würde. Dieses Breve teilte der Infant den französischen und spanischen Königen mit, von denen der eine unverzüglich Truppen gegen Avignon rücken, und der andere Castro und Ronciglione durch seinen Sohn, den König von Neapel,[27]) einnehmen ließ. Um seine Drohung nicht zu entkräften, und da er nicht wagte, über den Neffen und Enkel zweier mächtiger Könige den Kirchenbann zu verhängen, zog Seine Heiligkeit der Papst vor, die Zeremonie

[26]) Ferdinand, Sohn des Infanten Don Philipp, seit 1765 Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla, vermählt mit Amalia, Tochter Maria Theresias.

[27]) Ferdinand IV. von Bourbon, Sohn König Karls III. von Spanien.

zu unterlassen. Wenn also dieses Mal die Verworfenen von der Loggia der Peterskirche herab nicht verflucht wurden, so hatten die Gläubigen Grund, sich zu beklagen, da sie des heiligen, dem Faulenzerleben der damaligen Römer so unentbehrlichen Segens unter dem Kanonendonner der Engelsburg verlustig gingen. Sie rächten sich dafür an uns jungen Künstlern und schalten auf uns; da sie selbst nicht wagten, uns zu beschimpfen, hetzten sie auf uns Taugenichtse, die uns, während sie Reißaus nahmen, mit „can francese" begrüßten, so oft wir uns in den Straßen zeigten. Marquis d'Aubeterre, welcher dieser Mißstimmung des römischen Volkes gegen die Franzosen volle Aufmerksamkeit schenkte, ließ Mr. Natoire sagen, daß es ein Gebot der Klugheit sei, uns abends das Ausgehen zu verbieten.

Im Laufe des Sommers 1768 passierte die Erzherzogin von Österreich[28]) mit ihrem Bruder Leopold und dessen Gemahlin Rom. Der Papst hatte diesen erlauchten Reisenden zu ihrer Begrüßung eine Deputation in seinen beiden Nepoten, dem Kardinal Camerlengo und dem römischen Senator[29]) entgegengesandt und sie einladen lassen, seinen Segen zu empfangen. Ganz Rom, darunter auch ich und meine Kameraden, gab diesen Abgesandten fünf Viertelmeilen weit vor die Stadt das Geleite, wo sie mit der jungen Königin von Neapel zusammentrafen. Sie näherten sich mit ihrem Gefolge dem Wagenschlage der hohen Frau und entledigten sich in aller Form ihrer Mission. Die damals sehr hübsche Königin dankte ihnen hierauf und beauftragte sie, den Heiligen Vater zu bitten, sie in sein Gebet einzuschließen. Sie gedenke indes nicht, die Stadt zu betreten, geschweige denn sich dort aufzuhalten. Aber sie tat es doch und begab sich, nachdem sie eine Strecke des Corso im Schritte durchfahren hatte, nach St. Peter. Jedermann beeilte sich, dort vor ihr einzutreffen, und man lief, um den Weg abzuschneiden, nach Ripetta, wo ein großes Boot zum Überfahren am Tiber lag. Als wir anlangten, war die Barke

[28]) Maria Karoline, Tochter Maria Theresias, 1752 bis 1814, eine sehr energische und kluge Frau, die nach der Abdankung des Ministers Tanucci die Zügel der Regierung führte; vermählt mit Ferdinand IV. von Bourbon, seit 1759 König beider Sizilien. — Marie Luise von Spanien, Tochter König Karls III. von Spanien, vermählt mit Großherzog Leopold II. von Toskana, von 1790 bis 1792 Kaiser von Österreich.

[29]) Nepoten = Neffen, Günstlinge des Papstes Klemens XIII.: Prinz Abondio Faustino Rezzonico, Kardinal-Schatzmeister, 1724 bis 1799.

von Männern, Frauen und Kapuzinern bereits überfüllt, so daß der Fährmann einige mit Gewalt zum Aussteigen zwingen wollte. Aber währenddessen sprangen noch Neuhinzugekommene gegen seinen Willen hinein. Er wußte sich keinen anderen Rat als vom Ufer abzustoßen. Kaum hatte er ein Viertel des Weges zurückgelegt, als ein junger Engländer, der mitten im Boote stand, Rock und Jagdmesser ablegte. Er sah voraus, was sich in der Mitte des Flusses, wo die Wellen höher gingen, ereignen sollte.

Das Schiff war derart überlastet, daß sein Rand kaum drei Daumen weit aus dem Wasser ragte, das zuweilen über ihn hinwegspülte. Dies erschreckte die Passagiere, besonders die Frauen, die sich nun auf die andere Seite warfen, wodurch im selben Augenblicke das Boot umkippte. Ein einziger, aber furchtbarer Schrei, der den Augenzeugen die Haare zu Berge stehen ließ, die, um eine Minute zu spät gekommen, dem Tode entronnen waren — das war alles, was man vernahm. Da und dort sah man noch einen Kopf oder eine Hand aus dem Wasser ragen. Die einen klammerten sich an die anderen und wurden von der Strömung gegen die Stadt zwischen den hohen Mauern, wo jede Hilfe ausgeschlossen war, mit fortgerissen, und so gingen alle zugrunde. Der junge Engländer schwamm an das andere Ufer, ohne sich von der Flut überwältigen zu lassen; er verschwand von Zeit zu Zeit in den Wellen, kämpfte aber tapfer wie ein Löwe an, und nachdem er mehr als drei Viertel der Flußbreite hinter sich hatte, glitt er wie ein Fisch über das Wasser weg und stieg ans Ufer. Aber schon im nächsten Augenblick stürzte er sich von neuem in den Strom, tauchte unter und erschien gleich darauf mit einer jungen Frau, die kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Wir bemerkten, daß er ihr Rücken und Schultern rieb und den Fährmann, der sich ans gleiche Ufer gerettet hatte, eiligst fortschickte. Einige Leute kamen, und man schaffte die junge Frau hinweg.

Ich vermag nicht zu schildern, was ich in jenem Augenblick empfand, als ich die Barke umschlagen und die Unglücklichen in schrecklicher Verwirrung ins Wasser stürzen sah. Zu ihrer Rettung war kein Boot vorhanden, noch irgend ein Zeuge dieses furchtbaren Schauspiels des Schwimmens kundig. Der junge Engländer war bei seinem Sprunge in den Tiber von der jungen Frau am Fuße gepackt und dadurch immer wieder in die Tiefe hinabgezogen worden. Er ließ sie nun im nächsten Hause pflegen, bezahlte alles und wich erst dann von ihrer

Seite, als sie wieder dem Leben zurückgegeben war, um sie niemals mehr zu sehen. Dieses Geschehnis erregte in Rom großes Aufsehen, und die hochherzige Tat des Engländers wurde mit jener Begeisterung, deren dieses Volk fähig ist, bewundert und besungen.

Da ich nach dem Wunsche des Herzogs ein Bild vorbereiten sollte, so glaubte ich, bevor ich mich an dessen Ausführung machte, gut daran zu tun, mit dem Studium Raffaels zu beginnen. Ich begab mich daher wieder in die Farnesina nach Trastevere, deren Saal und ein Zimmer Werke dieses Meisters schmücken. In ersterem ist von seiner Hand der Mythus von „Psyche" dargestellt, in letzterem „Galatea auf den Wassern". Kaum hatte ich mich dort häuslich niedergelassen, als mehrere meiner Kameraden den gleichen Studien obliegen wollten, und so waren wir auf unseren Rollschemeln zusammengekauert, den ganzen Tag über damit beschäftigt, nach Raffael zu zeichnen.

Es herrschte starke Hitze, und die Entfernung vom französischen Palais war beträchtlich. Wir ließen uns also die Mahlzeiten durch unsere Diener bringen. Nach Tische spielte man, um in einem so ungesunden Stadtviertel nicht dem Schlafe zu verfallen, im Schatten des Palaishofes und der Orangenbäume Boccia oder mit kleinen Wurfscheiben. War dann der Schlaf überwunden, arbeiteten wir bis zum Abend weiter. Unseren Franzosen war natürlich eine junge Dame nicht entgangen, die während unserer Erholungspause, anstatt wie alle Welt zu schlafen, beständig an einem Fenster des uns gegenüberliegenden Palastes Orsini stand. Bei der großen Entfernung von unserem Garten war es nicht möglich, zu beurteilen, ob sie in Wirklichkeit so schön war, als sie zu sein schien. Julien[30]) machte ihr eines Tages eine Verbeugung, die sie höflich erwiderte. Wir alle taten desgleichen und ernteten freundlichen Gegengruß. Unser Freund, der seit vier Jahren in Rom und Praktiker in solchen Dingen war, sagte uns: „Diese Dame hat es auf einen von uns abgesehen; wer von uns Sterblichen aber ist wohl der Glückliche? Wir wollen versuchen, es morgen herauszubekommen."

Der Kaplan des neapolitanischen Gesandten, ein gemütlicher und sehr heiterer Mensch, ermunterte uns zu dem Versuche. Am nächsten

[30]) Simon Julien, Maler und Radierer, 1735 bis 1800.

Der später genannte Kaplan des neapolitanischen Gesandten wohnte im Palazzo Farnese, wo die jungen Leute arbeiteten, und verkehrte täglich mit ihnen.

Tage grüßten wir also alle unsere Schöne, indem wir durch Gesten unsere zärtliche Liebe zu ihr zum Ausdruck brachten. Julien, im Gebärdenspiel der erfahrenste unter uns, gab ihr zu verstehen, daß wir gerne wissen möchten, wer so glücklich sei, ihr zu gefallen. Er stellte uns also in einer Reihe auf, schloß sich ebenfalls an, machte zwei Schritte vorwärts und fragte, ob er es sei. Lächeln und Kopfschütteln ihrerseits. Den verzweifelnden Liebhaber spielend, ließ er nun einen nach dem anderen vortreten. Immer das gleiche Zeichen. Schließlich kam an mich die Reihe, und ich erhielt ihre Zustimmung. Da stürzten sie alle auf mich, als wollten sie mich aus Eifersucht erdolchen. Diese Komödie setzten wir so lange fort, bis es wieder Zeit zum Arbeiten war, und man sprach bis zum Abend nicht weiter davon. Der übermütige Kaplan sagte dann: „Die Schöne steht am Fenster; Signor Manlio muß allein hinausgehen. Erwidert sie in diesem Augenblick, wo alle Leute wach sind, seinen Gruß und zieht sich, wenn die anderen kommen, zurück, so ist das ein Beweis, daß ihre Handlung kein bloßer Scherz war."

Beim Betreten der Straße entsandte ich also meinen Gruß, auf den sie huldvollst dankte. Beim Nahen der anderen entfernte sie sich aber jäh vom Fenster. Das lieferte Stoff zu tausend übermütigen Scherzen während des Abendessens, wo das Abenteuer erzählt und ausgeschmückt wurde. Neugierig, wer das Fräulein sei, und warum sie den Palast eines Kardinals bewohne, erfrug ich bei unserem Kaplan, daß es die älteste Tochter des Kammerherrn S. Eminenz des Kardinals Orsini sei. An den folgenden Tagen achteten wir kaum unserer Schönen, doch blickte ich aus Höflichkeit von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber, worauf sie mir jedesmal ein zusammengefaltetes Briefchen zeigte, das sie sogleich wieder versteckte. Eines Tages bedeutete ich ihr, den Brief auf die Straße zu werfen, wo ich ihn sogleich aufraffen würde. Sie antwortete mit Gebärden, die ich nicht begriff. Da sie meine Ungeschicklichkeit bemerkte, schickte sie einen kleinen Boten ihres Vaters, der zuerst im Saale umherging, als wolle er sich die Gemälde besehen, dann aber bei mir stehen blieb und mich leise fragte, ob ich Signor Manlio sei. Auf mein Bejahen bestellte er mir von der Signora Marianna, daß in Italien niemals junge Damen zuerst an Herren schreiben, deren Briefe aber zuweilen beantworten.

Diese Botschaft entging meinen Kameraden nicht, die mich nach

dem Weggange des kleinen Merkur nach der Lage der Dinge befragten. Am wichtigsten dabei hatte es der Kaplan. Ich sagte ihnen, daß sie einige Zeilen von mir erwarte und zugleich habe durchblicken lassen, mein Brief würde nicht ohne Antwort bleiben. Da waren sie nun alle auf dem Plan und bestürmten mich, an mein verliebtes Huhn zu schreiben. Ich verspürte jedoch nicht die geringste Lust dazu, weil ich nicht in ein Mädchen verliebt war, dessen Gesichtszüge ich noch nicht einmal in der Nähe gesehen hatte, und ich es auch in den Augen dieser jungen Leute wegen eines nichtigen, unüberlegten Streiches nicht lächerlich machen wollte. Ich wehrte mich daher einige Tage dagegen mit der Entschuldigung, das Italienische zum Abfassen eines Liebesbriefes nicht genügend zu beherrschen. „Wenn es nur das ist!" rief mein Kaplan, „so will ich Ihnen einen voll Feuer und Flammen schreiben. Schon morgen können Sie ihn Ihrer Dulcinea schicken, deren Stil ich zu gerne kennen möchte. Am nächsten Tagen waren wir kaum in der Farnesina, als er mir wirklich seinen Brief brachte, den er uns vorlas. Er war äußerst zärtlich und eindringlich. Auf meine Weigerung, ihn zu unterzeichnen, unterschrieb er ihn selbst ohne Umstände mit Manlio.

Dem ungestümen Drängen meiner Freunde nachgebend, verließ ich nach dem Mittagessen allein das Haus; die anderen versteckten sich im Saal. Die schöne Marianne war bereits auf ihrem Posten. Ich ließ sie meinen Brief sehen. Sie gab mir einen Wink, näher und unter ihr Fenster zu kommen. Als ich es tat, zog sie sich plötzlich zurück. Ich vermutete, daß jemand ihr Zimmer betreten oder sie einen Späher in der Nähe bemerkt habe und mir nun den kleinen Boten senden werde. Aber eben daran, mich zurückzuziehen, erschien sie wieder am Fenster mit einem Päckchen bunter Bänder, die sie aneinanderknüpfte, bis ich meinen Brief daranbinden konnte. Hastig zog sie ihn zu sich empor und bedeutete mir, mich zu entfernen. Gleich darauf waren wir wieder wie gewöhnlich am Spiel mit den kleinen Wurfscheiben; unsere Schöne zeigte sich jedoch nicht mehr. Diese neue Art, einem augenscheinlich streng bewachten jungen Mädchen am hellichten Nachmittage in einer sehr belebten Straße einen Brief zu übermitteln, vollzog sich indes ebenso geheimnisvoll, wie wenn es in der Dunkelheit der Nacht geschehen wäre: alle Fensterläden waren verschlossen, die Vorhänge zugezogen, das Stadtviertel, in dessen Straßen man nachmittags, wie

die Römer sagten, nur Hunde und Franzosen sehe, lag in tiefstem Schlaf. Zwei Tage darauf überbrachte mir der kleine Bote insgeheim eine Antwort auf des Kaplans Schreiben, die der Wachsamkeit meiner Späher nicht entging. Ich hatte gut leugnen, sie fielen über mich her und bemächtigten sich des Briefes, der also begann: Bramato mio bene.[31]) Der Kaplan las ihn mit lauter Stimme, und seine Witze, in die meine Franzosen einstimmten, schonten den närrischen Streich des armen Fräuleins nicht. Der Ernst, den ich dabei zur Schau trug, machte sie glauben, daß ich tatsächlich verliebt sei, und so bildete ich von da ab gleichfalls die Zielscheibe ihrer Spöttereien.

Marianne kam mir gleich allen unter einer so heißen Sonne zu sehr eingeengten und beaufsichtigten Mädchen auf halbem Wege entgegen. Sie forderte mich auf, sie entweder zur Mittagszeit, wo alles in tiefstem Schlummer liege, oder nach Mitternacht zu besuchen, und beschrieb mir genau den Weg: zuerst über den Hof bis zu einer kleinen halbgeöffneten Tür, rechts eine versteckte Treppe hinan, an deren Ende sie mich, und wäre es nur für einen Augenblick, sehen wolle. Indem ich gute Miene zum bösen Spiele machte, brachte ich das Gelächter der jungen Toren zum Verstummen. Ich beteiligte mich an diesem Tage nicht an ihrem Spiel, und die Schöne zeigte sich nicht am Fenster. Julien, ein sehr heiterer Junge und ein ehrlicher, vernünftiger Mensch, nahm mich beiseite. „Ich hoffe," sagte er, „daß Sie in dieses Mädchen nicht verliebt sind. Ihr träumerisches und ernstes Wesen läßt es mich fast befürchten. Aber bleiben Sie ja dem Rendezvous ferne! Sie sind noch fremd hier und wissen nicht, welche Gefahren Sie laufen!"

„Was ich riskiere, ist ungewiß; aber ich werde mein Wort halten, ereigne sich, was da wolle!"

Und wirklich! In der nächsten Nacht, kurz nach zwölf Uhr, sah mich Signora Marianna beim Scheine der Lampe, die vor dem Marienbild neben der Pforte brannte, eintreten. Oben an der bezeichneten Treppe harrte ich in der Finsternis. Da ging die Tür auf, und aus einem beleuchteten Gange fiel genug Licht, um sie zu erkennen. Sie hatte ihre Schuhe abgestreift, ihren Tritt zu dämpfen, und schloß eiligst die Tür hinter sich, nachdem sie mich gesehen und

[31]) „Du Heißbegehrter."

erkannt hatte. Da stand ich nun in tiefster Dunkelheit mit einem jungen Mädchen, das sich mir in die Arme warf. Meine kühlen Betrachtungen, alle guten Vorsätze der Zurückhaltung, Klugheit und Moral, sie waren wie ein Schatten verflogen. Die Berührung allein hatte sie zu Schanden gemacht, und diese — man kann nicht sagen entrevue —, vielmehr Unterhaltung und Annäherung würde weiß Gott wie geendet haben, hätte sich nicht gleich darauf in der Ferne eine Tür aufgetan und eine rufende Männerstimme vernehmen lassen. Das machte uns erstarren. Schnell zog die Kleine ihre Schuhe an und ging wieder in den hellen Korridor zurück, wie wenn nichts geschehen wäre. Ein Augenblick des Alleinseins und Nachdenkens brachte mich wieder zu mir selbst. Ich sagte mir vor allem, daß ich als Ehrenmann dem gewünschten Rendezvous gefolgt und nichts Übles vorgefallen sei. Mit solchen Gedanken stieg ich tastend die Treppe hinab. Beim Verlassen des Palastes bemerkte ich noch oben am Fenster meine Schöne, die augenscheinlich nach mir aussah und mir etwas zurief.

Ich verstand es aber nicht wegen der Litanei, welche die Leute der Nachbarschaft mit lauter Stimme sprachen, wobei der Schuster von der Ecke den Pfarrer machte und vorbetete. In den kurzen Pausen, zwischen dem Namen des Heiligen und dem ora pro nobis der Gläubigen, unterschied ich nur das Wort „Girello". Da ich unter dieser andächtigen Menge nicht stehen bleiben konnte, ohne mitzubeten und wegen der brennenden Kerzchen in ihren Händen zu deutlich gesehen wurde, kehrte ich wieder zur Akademie zurück. An der Ecke des Palastes traf ich meinen Freund Julien, der, den Degen an der Seite, meiner harrte. „Ich bin Ihnen ohne Ihr Wissen von weitem gefolgt," sagte er zu mir, „bereit, Ihnen im Notfalle beizuspringen. Nun bin ich wohl zwanzigmal vor dem Hause auf und ab gegangen, um beim geringsten Geräusche einzutreten. Zu Beginn der Litanei mußte ich mich aber zurückziehen und Sie hier erwarten." Dieser Beweis ehrlicher Freundschaft rührte mich. Taktvoll fragte er nicht danach, was sich zwischen mir und Marianne zugetragen habe, und ich begann sogleich ihre Unschuld, wie man sie nur selten bei Mädchen ihres Alters antreffe, zu preisen.

Bei unserer Ankunft im Palais de France fanden wir die Pensionäre beim Abendbrot versammelt. Cäsar Vanloo warf während des Nachtisches die Frage auf, wer von uns den Girello sehen wolle.

Dieses Wort, das ich von Marianne vernommen zu haben glaubte, machte mich stutzig, und ohne seine Bedeutung zu kennen, meldete ich mich. Unterwegs erklärte mir Cäsar, daß man unter Girello ein Feuerwerk verstehe, das alljährlich am gleichen Tage abgebrannt werde und seinen Namen von girare — drehen — herleite, weil es sich, auf eine Stange gesetzt, um sich selbst im Kreise bewege. Der Wunsch, Fräulein Marianne in nächster Nähe zu sehen, beflügelte meine Schritte. Ich durchlief alle Logen und Tribünen, die rings um den Platz Navona errichtet waren. Erbarmungslos ließ ich meinen Freund neben mir einhertraben, näherte mich allen Wagen, entdeckte aber meine Schöne nicht, die ich allerdings noch nie so nahe gesehen hatte, um sie mit Bestimmtheit wiederzuerkennen. Am nächsten Tage beschäftigte ich mich absichtlich im Vicolo del Piombo, ohne in die Farnesina zu gehen, und fertigte Skizzen zu meinen geplanten Bildern.

Solange ich nun in Rom war, hatte ich weder gemalt noch überhaupt einen Pinsel zur Hand genommen. Um mich mit dieser Art künstlerischer Tätigkeit wieder vertraut zu machen, versuchte ich mich an einer Skizze für das große, unserem edelmütigen Retter in Eze versprochene Altarbild, die Taufe unseres Herrn im Jordan. Kaum hatte ich sie zu Ende geführt, da sagte mir Julien, daß meine Kokette mit zwei älteren Damen in die Farnesina gekommen sei, um die Werke Raffaels zu sehen; er habe den Cicerone gemacht, sie genau gesehen. Sie sei eher schön als hübsch, von außerordentlicher Lebhaftigkeit und nicht ohne Geist. Dieses Ereignis habe aber die Scherze des Kaplans und der Kameraden von neuem wachgerufen. Ich mied also noch weiter die Farnesina. Als ich mich nach einiger Zeit vor der gewohnten Stunde dort einfand, bemerkte ich, daß der Kaplan ein langes Gesicht machte und keine Lust zum Spaßen hatte.

„Ach, mein Herr, was wollen Sie hier? Kehren Sie nur schleunigst wieder um!"

„Und weshalb?"

„Mariannens Vater hat Sie gestern Nachmittag hier gesucht, und als er Sie nicht fand, beim Minister Klage gegen Sie als den Verführer seiner Tochter erhoben und gefordert, daß Ihnen bis zur Erledigung dieser Angelegenheit die Tore der Farnesina verschlossen bleiben. Der Minister soll ihm erwidert haben, daß in dieser Sache nicht er, sondern allein der französische Gesandte oder der Direktor

der königlichen Pensionäre ihre Macht zur Geltung bringen könnten. Beim Weggehen habe der erzürnte Vater zu ihm (dem Kaplan) noch gesagt, daß die Veränderung im Wesen seiner Tochter und ihr eifriges Interesse am Spiele der jungen Franzosen in ihm Verdacht erregt habe; durch ihren Besuch der Farnesischen Galerie, wenn auch in Begleitung ihrer Tante, darin bestärkt, habe er ihre Rocktasche durchsucht und einen Liebesbrief vorgefunden, dessen Verfasser „Manlio" er um jeden Preis zur Rechenschaft ziehen wolle. „Wenn Sie mich nun," so schloß der Kaplan seinen Bericht, „der Urheberschaft an diesem Briefe zeihen, was meine, obgleich etwas verstellte Schrift und das Zeugnis Ihrer Kameraden nur allzusehr beweisen können, bin ich verloren. Der Minister ist streng und wird mir meine Stellung nehmen. Mein Los ruht also in Ihrer Hand, und ich beschwöre Sie, mich nicht willkürlich ins Verderben zu stürzen, denn dabei würden Sie sich selbst doch nicht vor der Wut und Verfolgung des Vaters schützen." Ganz unumwunden hielt ich darauf meinem Liebesbriefschreiber sein früheres empörendes Verhalten vor Augen, versprach ihm aber, ihn zu schonen.

Ich gestehe, daß dieser Tag nicht ohne einige Unruhe verstrich, und das Haupt Jupiters, der Amor küßt, gelang mir nur recht mittelmäßig. Jeden Augenblick sah ich im Geist Mariannens Vater ins Zimmer treten, um mir Vorwürfe zu machen. Aber was darauf entgegnen? Er kam indes nicht, und seine Tochter erschien ebensowenig am bewußten Fenster.

Herr Natoire, zu dem ich gleich bei meiner Rückkehr in die Akademie gerufen wurde, trug eine sehr ernste Miene zur Schau und eröffnete mir, daß eben der Kammerherr des Kardinals Orsini bei ihm gewesen sei und sich über meine Person, Familie, mein Vermögen und Talent unterrichtet habe. Da ich versucht hätte, seine Tochter zu verführen, wofür er den Beweis in Händen halte, habe er, bevor er gegen mich einschreite, meine Absichten kennen lernen wollen und ihn gebeten, mich vermöge seiner Autorität zur Wiederherstellung der verletzten Ehre seiner Tochter zu veranlassen. Eine kurze Unterbrechung benutzend, erklärte ich Herrn Natoire so vergnügt wie möglich, daß die ganze Sache nichts anderes als ein Streich junger Leute, die Ehre der jungen Dame vollständig unversehrt, der Liebesbrief an sie nur ein Scherz, ich aber äußerst erstaunt sei, daß der Kammerherr

so viel Lärm um nichts mache. „Aber mein Herr," erwiderte Monsieur Natoire, „Späße dieser Art sind hierzulande höchst gefährlich. Ich erlebte in meiner Jugend ein ähnliches Abenteuer und habe mich nur mit Mühe herausgezogen. Um Ihnen dies zu erleichtern, entgegnete ich dem Vater, daß ich über Ihr Betragen und Talent nur Gutes sagen könne, Ihre Familie und Ihr Vermögen nicht kenne; hinsichtlich Ihrer Absichten auf seine Tochter jedoch mit Sicherheit zu behaupten vermöge, diese könnten weder schlecht noch gut sein. Sie seien Ihrer Ausbildung wegen in Rom, nicht um sich zu verheiraten, und mir liege als Direktor der Pensionäre die Pflicht ob, Sie daran selbst gegen Ihren Willen zu hindern, geschweige denn, Sie dazu gar noch zu veranlassen. Er solle als Vater von nun ab seine Tochter abhalten, sich ans Fenster zu stellen, und ich würde Ihnen meinerseits verbieten, zur Farnesina zurückzukehren. »Ist das alles, was Sie für mich zu tun gedenken?« fragte der erregte Vater. »Ich kann nicht mehr versprechen.« »In diesem Falle,« erwiderte der Kammerherr, wobei er mit seinem Stocke auf den Boden stieß, »werde ich mich als Römer zu rächen wissen!« und verließ ohne Gruß das Zimmer."

Um Herrn Natoire, dessen Antlitz sich im Laufe des Verhörs mehr und mehr aufgehellt hatte, bei heiterer Miene zu erhalten, erzählte ich ihm nun den Verlauf des ganzen Abenteuers. Er lachte mit mir, dann aber wurde er wieder ernst und sagte: „Sie kennen dieses Land hier nicht. Die wenigen Worte des Vaters sagen auf gut Deutsch: »Ich werde den Verwegenen, der mich beleidigt hat, ermorden lassen,« und Sie können darauf rechnen, daß er diesen Plan ausführen wird, sobald Sie ihm nur dazu Gelegenheit bieten. Treffen Sie also Ihre Vorsichtsmaßregeln! Zeigen Sie sich niemals in seinem Viertel und gehen Sie abends nicht allein aus! Das Beste wäre wohl eine Reise von mehreren Monaten. Da Sie von Italien nicht scheiden werden, ohne Neapel gesehen zu haben, verbringen Sie gleich jetzt dort einige Zeit!"

Reise nach Neapel.

So entschloß ich mich denn zur Abreise. Lefebvre, dessen Rückkehr nach Paris schon nahe bevorstand, wollte mich begleiten. Der ältere Vanloo, Sergell, Weinlig[32]) und Rehschuh gesellten sich mit Freude dazu. Wir bestellten drei zweispännige Sedien,[33]) und am 6. Oktober 1768 rollten wir vergnügt dem schönen Neapel entgegen. Die Fahrt richteten wir so ein, daß wir uns zu Valmontone im Schlosse des Fürsten Doria einen Saal mit Fresken des Gaspard Dughet, genannt Poussin, mit Muße ansehen konnten. Karyatiden tragen die Decke, und in den Wandfüllungen sind schöne Landschaften angebracht. Diese Gemälde haben zwar gelitten, aber man erkennt doch noch immer die Hand des Meisters. Der Plafond des großen Saales, Aurora darstellend, ist von Carlo Maratta gemalt; ein weiterer Raum ist von Ciro Ferri ausgeschmückt.

Niemals glaube ich eine Landschaft von größerer Lieblichkeit und Fruchtbarkeit gesehen zu haben, als die Umgegend von Frosinone. Dieses Städtchen liegt auf einem Hügel, der ganz mit Obstbäumen bewachsen ist, die mit reifen Früchten ebenso reich wie die von Baum zu Baum sich schlingenden Rebengirlanden mit Trauben behängt waren. In ihrem Schatten gelangten wir zu einem Bächlein, wo sich Mädchen und Knaben von etwa acht Jahren badeten und völlig nackt im Wiesengrase spielten und scherzten. Es deuchte uns allen, ins irdische Paradies versetzt zu sein. Männer und Frauen trugen Sandalen, die mit Riemen an die Beine geschnürt waren, und die Mäd-

[32]) Weinlig berichtet über seinen römischen Aufenthalt in seinen „Briefen über Rom verschiedenen die Werke der Kunst, die öffentlichen Feste, Gebräuche und Sitten betreffenden Inhalts ....“ Mit Kupfern. 3 Bde. Dresden 1782. Die Reise nach Neapel schildert er im 3. Bande, S. 4 bis 23. Er saß mit „seinem Landsmanne Mannlich, einem Mann von edler Denkungsart und großen Talenten“ in der dritten Sedia. Nach seinen Aufzeichnungen fuhren die Reisenden am 8. Oktober von Rom und am 31. von Neapel wieder nach Rom ab, wo sie am 4. November eintrafen; am 18. Oktober unternahmen sie die Besteigung des Vesuvs.

[33]) Eine Sedia war eine offene Kutsche auf zwei Rädern für zwei Personen, von zwei Pferden oder Maultieren gezogen, von denen das stärkere in der Gabel ging. Zur linken Hand war ein zweites, bilancino, gespannt, auf dem der Vetturin saß.

chen deckte nur ein sehr kurzes Hemd und ein Stück Leinwand, das wie eine Schürze vorn und rückwärts herabfiel. Beim Gehen, oder wenn der Wind ein wenig wehte, entblößten sich ihre Beine und ein Teil der Schenkel wie bei den Spartanerinnen. Die Unschuld dieser Kinder und jungen Mädchen im Verein mit der Schönheit und der Üppigkeit der Landschaft entzückte uns bis zur Ekstase.

Die Marquise Ceva, Äbtissin in Rom, hatte Lefebvre und mir Empfehlungsbriefe an ihren Freund, den Abt von Monte Cassino, Bischof von S. Germano, gegeben. Wir mieteten Maultiere und stiegen dann zu dieser berühmten, vom heiligen Benediktus auf dem Gipfel des Berges Cassino erbauten Abtei empor. Am Klostertore verlangte uns der Pförtner die Waffen ab, die er einschloß. Auf sein Glockenzeichen kamen zwei Patres, uns zu empfangen. Sie belehrten uns, daß der Abt, dem wir unsere Briefe überreichen wollten, in S. Germano wohne, das wir soeben verlassen hätten, da seine Brust die allzu scharfe Luft auf dem Berge nicht vertragen könne. Jeder Fremde, wer er auch sein möge, hat das Recht, sich zwei Tage lang seinem Stande gemäß in diesem reichen Kloster ohne Entgelt gastlich beherbergen zu lassen. Halbwegs zwischen Rom und Neapel gelegen und in jeder Beziehung sehenswert, gibt es den Mönchen gar oft Gelegenheit zur Ausübung der Gastfreundschaft gegen die zahlreichen Reisenden. Man führte uns zuerst in die Abteikirche, eine der reichsten und schmuckvollsten in Italien. Die Mosaik- und Marmorfelder des Pflasters und das sonstige Goldgepränge zeugen indes weit mehr von dem ungeheueren Reichtum der Stifter als ihrem guten Geschmack. Decke und Mauerfeld über dem Portale sind von Luca Giordano al fresco gemalt. Im Chore befinden sich große Gemälde von Solimena, und in einer Kapelle links davon eine Darstellung des Tobias, wie er seinem Vater das Augenlicht wiedergibt, vom Chevalier Mattei. Die Patres ließen uns die Orgel vorspielen und zeigten uns ihre geschnitzten, mit Figuren und Muschelwerk überladenen Chorstühle. Im Refektorium sah ich Bassanos größtes und schönstes Gemälde, das Italien aufweist: das Wunder der fünf Brote.

Der kleine Raum der Klosterbibliothek birgt viele Bücher. Ihre Anordnung ist aber für den gelehrten Forscher, der daraus Nutzen ziehen möchte, höchst unbequem. Die Bretter, auf denen die Bände stehen, sind so tief, daß sich oft drei, zuweilen vier Reihen hintereinander

ander befinden. Die Bücher sind in sehr gutem Zustande, und es scheint, daß sich die Patres jener Zeit nicht allzuviel mit ihnen beschäftigten. Im Archiv ließ man uns mehrere Manuskripte, Schenkungsurkunden und Privilegien der Abtei von Kaiser Otto I., II., III. und Heinrich II., dem Heiligen, sehen. Nachdem man uns sehr reinliche Zimmer mit ebenso weiter als prächtiger Fernsicht angewiesen hatte, setzte man den Rundgang nach der Gemäldesammlung fort, wo ich eine heilige Familie Raffaels von auserlesener Schönheit bewunderte: das Jesuskind schläft in seinem Bettchen, die heilige Jungfrau betrachtet es mit ehrfurchtsvoller Liebe und will es mit feinem Linnen bedecken, während der kleine Johannes zur Seite steht.

In einem kleinen Salon in der Nähe unserer Zimmer trug man die Mahlzeiten auf. Zwei Mönche leisteten uns Gesellschaft, ohne selbst daran teilzunehmen, und unterrichteten uns über die Regeln, Gepflogenheiten und den Ursprung ihres Klosters. Vier Fratres bedienten uns bei Tische und auf unseren Zimmern. Die Speisen, obwohl nur aus Fastengerichten bestehend, waren vorzüglich. Da gab es Schinken, Blut- und andere Würste, die sich im Geschmack und besonders für das Auge von den echten ihrer Art kaum unterschieden. Die Salme hatten ihr Fett und sonstige Meerfische Fleisch und Haut geliefert, um damit jene des Schweines nachzubilden. Unsere Betten waren vortrefflich. Das Besondere an ihnen war, daß sich die geringste Bewegung in wiederholtem, schwachem und sehr angenehmem Auf- und Niederwiegen fortsetzte, das durch schmale und elastische Brettchen aus Zypressenholz veranlaßt wurde.

Auf unserer Weiterreise sahen wir davon ab, uns in S. Germano dem Bischofe vorzustellen; so sehr eilten wir, Neapel zu erreichen. Die Wege waren grundlos, und mehrmals blieben wir im Morast stecken. Einmal besonders versagten die Maulesel den Dienst, trotzdem unser Kutscher Pasquale immer wieder zum heiligen Januarius flehte. Da er schließlich einsah, daß auf all seine Bitten und Peitschenhiebe die Tiere doch nicht vom Fleck zu bringen waren, verfiel er in eine furchtbare Wut: er nahm den Hut ab, legte ihn auf seinen Arm, nannte, mit Januarius, dem Erzschutzpatron der Neapolitaner, beginnend, die Heiligen der Reihe nach herunter und machte dabei, so oft er einen Namen aussprach, eine Gebärde, als halte er den Heiligen in seiner Faust und werfe ihn in die Wölbung seines Hutes hinein. Voll Verlangen,

sie endlich zur Rechenschaft zu ziehen, schleuderte er sie zur Erde, sprang mit beiden Füßen mehrmals darauf, sie alle in seiner Raserei ebenso oft zum Teufel wünschend: „Manaccio tutti i Santi.“[34]) Nach dieser eigenartigen Szene, der wir mit Verwunderung zugesehen und zugehört hatten, griff er wieder zur Peitsche, und mit dem ersten Schlage zogen uns seine Maultiere (die inzwischen Atem geschöpft hatten) aus dem Straßenkot. „Sehen Sie, meine Herren!“ sagte er mit sichtlicher Genugtuung, „dieses Mittel hat mir schon mehr als einmal geholfen.“

Gegen Abend fuhren wir in Cajanello, auch Osteria dei Ladri genannt, ein und mußten dort die Nacht wegen unserer Maultiere in der scheußlichsten und schmutzigsten Herberge verbringen, die ich je gesehen habe. Am nächsten Morgen langten wir auf vortrefflichen Wegen frühzeitig in Capua an. Unser Wirt besorgte uns Wagen zur Besichtigung der Ruinen des alten Capua, das zwei gute Meilen vom neuen entfernt liegt. Inzwischen besahen wir die Stadt und einige Kirchen. In einer der ansehnlichsten, die auf den Trümmern eines antiken, wahrscheinlich noch zum alten Capua gehörenden Tempels erbaut war, bemerkte ich drei Gemälde von Francesco di Muro, von sehr lebhaftem Kolorit und kühner, leichter Pinselführung. Das Blatt des Hauptaltars ist sehenswert wegen der Extravaganz der Idee und Komposition. Es stellt die Verkündigung dar: die heilige Jungfrau kocht auf einer Treppe kniend ihren Kaffee auf einem vor ihr stehenden Kohlenbecken. Bei dieser erbaulichen Beschäftigung überrascht sie Erzengel Gabriel, der auf einer Wolke kniet, mit seinem Ave. Über dem himmlischen Sendboten schwebt Gott-Vater in seiner ganzen Glorie, von Engeln und strahlendem Lichte umgeben. Die Jungfrau scheint schmollend dem heiligen Geheimnis einigen Widerstand entgegensetzen zu wollen. Ausdruck, Gebärde und Haltung verraten alles eher als Demut und Ergebung, welche dem Maler ihre Antwort: Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum tuum hätte eingeben müssen, wenn er ein Künstler von echtem Schrot und Korn gewesen wäre. Nur mit der Hand, ohne Seele und Urteil ist dieses Gemälde erdacht und ausgeführt, und um die Absonderlichkeit dieser banalen Komposition voll zu machen, brachte er den Papagei der heiligen Jungfrau

[34]) Manaccio (minaccio): Ich drohe allen Heiligen.

einige Stufen weiter unten an der Treppe an, auf der sich die ganze Szene abspielt.

In schneller Fahrt erreichten wir bald das alte Capua, stießen zunächst auf Triumphbogen mit Nischen, die einstmals Stadttore gewesen sein mögen, und nach einer halben Meile auf das nach dem gleichen Plane, wenn auch in viel kleinerem Maßstabe wie jenes in Rom erbaute Amphitheater. Nach den Überresten zu schließen, war die Außenseite mit Marmor bekleidet, und mehrere architektonische Stilarten übereinander, deren unterste etwa toskanisch war. Im Gesimse fanden sich riesenhafte Köpfe verschiedener Gottheiten und Flachreliefs angebracht. Da sich die Säulen um mehr als die Hälfte gesenkt haben, so erscheinen erstere zu groß und plump; auch ist die Entfernung, aus der man sie vor mehr als zweitausend Jahren sah, durch die Erhöhung des Bodens um die Hälfte vermindert. Über der toskanischen Ordnung stand wohl die dorische, denn man gewahrt hin und wieder Kapitelle dieser Art unter den Trümmern. Im Innern dieses Amphitheaters umherschweifend, las ich unter einem Steine, den ich eben nach einem aufgestörten Fuchse werfen wollte, eine Münze des Kaisers Valentius auf. Von den Resten eines kleinen Tempels, von dem man mir gesprochen hatte, konnte ich keinerlei Spuren mehr auffinden.

Gegen Abend langten wir in Neapel an. Beim Einbiegen in die Via Toledo setzte mich die Menge der sich drängenden Wagen und Menschen in Erstaunen. Was sogleich auffällt, ist die geschmacklose Bauart der Häuser: alles überladen, plump, gekünstelt, die Fenster vielfach wie eine Gitarre geformt. Ich hatte bemerkt, daß mehrere verdächtig aussehende Männer unseren Wagen seit unserer Ankunft bis zur Strada Nardones gefolgt waren, wo wir bei Lionois, einem französischen Gastwirte, Herberge finden sollten. Sie hatten bereits unsere Koffer losgebunden und waren im Begriffe, sie auf unsere Zimmer zu schaffen, als uns der ehrliche Lionois auf französisch zuflüsterte, mit diesen Lazzaroni zu akkordieren, wenn wir keinen Streit heraufbeschwören wollten. Sie forderten anfangs eine Zechine, am Schlusse gaben sie sich aber mit acht Soldi zufrieden. Unser Hotel lag in der Nähe des königlichen Palastes. Da es noch hell am Tage war und das schönste Wetter herrschte, gingen wir zum Hafen hinab, um den Anblick des Meeres, des Vesuvs, der Inseln Ischia und Capri und das Bild des hin und her wogenden Verkehrs zu genießen. Schiffe

fuhren ein, andere lichteten die Anker; man entlud die einen und war beschäftigt, andere zu befrachten. Alles war in Bewegung: für uns, die wir eben aus dem stillen Rom gekommen waren, ein ebenso ungewohntes wie ergötzliches Schauspiel. Wir schlenderten am Hafen entlang mitten unter Angehörigen aller Nationen, die hier der Handel zusammenführte. Erst als die Nacht diese große Geschäftigkeit teilweise unterbrach und uns zur Rückkehr zwang, verließen wir den Platz, um gleich Tags darauf in früher Morgenstunde unsere Wanderungen wieder aufzunehmen.

In der Kirche Gesù Nuovo befinden sich mehrere große Gemälde Solimenas, von denen eines, Heliodor darstellend, in der Komposition überladen und im Ausdruck der Gesichter überspannt ist. Die Szene spielt sich gleich der Verkündigung in Capua auf einer Treppe ab. In der Residenz des Königs fielen mir besonders auf: eine heilige Familie Raffaels; das Bild Leos, eine treffliche Kopie Andrea del Sartos nach dem florentinischen Original Raffaels; Rinaldo und Armida, überlebensgroß, von Annibale Caraccio, mit dem wunderschönen Haupte Armidens; einige Engel des gleichen Meisters; ein Bildnis Pauls III., von Tizian; eine Caritas, großes Gemälde von Schidone; eine Magdalena von Guercino. Einige Plafonds sind von Solimena bemalt, andere von Francesco di Muro. Die Gemächer sind reich geschmückt und möbliert, die Türeinfassung von auserlesenem Marmor, mit Muschelwerk aus vergoldeter Bronze verziert; aber alles geschmacklos und überladen. Im Arbeitszimmer der jungen Königin neben ihrem Schlafzimmer stand eine Staffelei mit aufgespannter Leinwand, auf einem Tische daneben lagen Utensilien zum Zeichnen und Stechen, da und dort Skizzen und Kupferstiche nachlässig verstreut.

Zu meiner freudigen Überraschung bemerkte ich an der Wand zwei kleine Dürer, ein Beweis, daß diese deutsche Prinzessin[35]) verständnisvoll dem großen Verdienste ihres berühmten Landsmannes gerecht wurde. Beim Verlassen des Schlosses bestürmten uns die Diener des Königs um ein gutes Trinkgeld. Das wollte kein Ende nehmen; einer der Hellebardiere verfolgte uns sogar noch bis auf die Straße. In S. Maria Novella zeigte man unter der Orgel zwei Engel, die Luca Giordano als sechsjähriger Knabe gemalt haben soll. Die Decke der Kirche stellt den Tod der Jungfrau dar, eine der schönsten Arbeiten

[35]) Vgl. S. 121.

des berühmten Massimo. In S. Maria degli Angeli sind Gemälde von Caselli, die kaum eine Beschreibung verdienen.

In S. Maria della Solitaria habe ich ein sehr schönes Bild Luca Giordanos, Luzifers Fall, vorgefunden, in der Idee und Komposition vom Schwunge und Genius eines Milton. Erzengel Michael setzt, den bösen Feind hinabzuschleudern, seinen Fuß auf die breite Brust des Besiegten, der in seinem Sturze den ohnmächtigen Arm gegen den Allgewaltigen auf dem Throne ausstreckt; dieser, das Flammenschwert in der Rechten, im Glorienschein erstrahlend, gebietet hoheitsvoll die Bestrafung der Rebellen. Der siegreiche Erzengel erhebt die linke Hand zum Ewigen als Zeichen, daß der Sieg die Wirkung seines Willens ist. Rechts im Bilde sieht man den Thron, den die Abtrünnigen neben jenem Gottes aufzurichten sich bemühen, mit der Aufschrift: Et ero similis Altissimo. Einige Engel stürzen ihn und die Tollkühnen, die ihn in ohnmächtiger Raserei noch zu halten wagen, zu Boden. Unten am Bilde tut sich der feurige Höllenschlund auf, in den die Überwältigten hinabsinken, in ihrer Verzweiflung eine letzte Zufluchtsstätte suchend. Abgesehen von der Idee und der Komposition beweist dieses Gemälde zweifelsohne am besten, daß Luca zu zeichnen verstand, die Verkürzung beherrschte und in hohem Grade den Zauber der Farbengebung und die Leichtigkeit der Pinselführung inne hatte.

Die Kathedrale von Neapel, eine gotische Kirche durch Karl von Anjou erbaut, ist für den kunstbeflissenen Fremdling höchst interessant. Luca Giordano hat die Beschützer der Stadt dargestellt. Conca und Solimena haben an ihrer prächtigen Ausgestaltung gleichen Anteil genommen. Neben dem Hauptaltar zwei große Säulen von rotem ägyptischem Marmor, rechts davon die reiche Kapelle des heiligen Januarius mit runder, goldbronzener Tür. Das Kranzgesims tragen zweiundvierzig Säulen von sizilischem Marmor. Mehrere Statuen aus Metall schmücken das Innere, darunter die des Namensheiligen den Hauptaltar, in dessen Tabernakel Phiolen mit seinem Blute verwahrt werden. Zweimal des Jahres, im Mai und September, beginnt es zu fließen, ein Wunder, das Fürst Sansevero[36]) mühelos nach-

[36]) Raimondo di Sangro, Principe di Sansevero, aus uraltem neapolitanischen Geschlecht, war berühmt als Erfinder, Alchimist und Kunstmäzen. Er ist nicht minder bekannt durch die Ausschmückung der Grabkapelle seiner

zumachen vermochte. Man verbot ihm aber, es zu wiederholen und zu veröffentlichen. Die Decke hat Lanfranco, die Gewölbezwickel Domenichino bemalt. Ersterer hat sich hier selbst übertroffen, der zweite blieb hinter seiner eigenen Kunst zurück. Seinem Werke merkt man leicht die Verfolgungen und die Angst an, unter denen er während seiner Arbeit zu leiden hatte. Die fünf Altarblätter tragen gleichfalls den Stempel seiner seelischen Verstimmung und bilden die schwächsten Arbeiten dieses sonst so großen Malers. Beim Eingange der Kirche ist eine schöne antike Basaltvase aufgestellt, die jetzt als Taufbecken dient, ehedem aber Bacchus geweiht war und mit Masken, Thyrsusstäben und dergleichen Attributen verziert ist.

In S. Gennarello besuchte ich die Katakomben, die viel höher als jene von Rom liegen, breiter und, da in den Felsen eingehauen, weniger gefährlich und ausgedehnt sind.

Das königliche Lustschloß Capo di Monte auf einer Anhöhe am Ende der Stadt, von guter Architektur, ist unbewohnt und ziemlich schlecht imstande. Es birgt eine sehr schöne Galerie, von der mir folgende Stücke im Gedächtnis geblieben sind: eine Danae Tizians, etwas unter Lebensgröße, ein wundervolles Bild von unerreichtem Farbenzauber, das alle Zweige der Kunst in so hohem Maße vereint, daß man es als eine der schönsten Schöpfungen seines Genies bezeichnen muß. Amor scheint, obwohl er selbst Jupiter den Kunstgriff zum Goldregnenlassen verraten hat, ärgerlich über dessen Wirksamkeit und den leicht errungenen vollen Erfolg der Prinzessin von Argos. Das letzte Gericht von Michelangelo, von köstlicher Vollendung, aber eintönig in der Farbe und in dieser Beziehung weit hinter seinem Christus am Ölberg, den ich auf dem Speicher des alten kaiserlichen Schlosses

---

Familie, der kleinen Kirche S. Maria della Pietà dei Sangri oder Cappella di Sansevero, die er mit Gold und Skulpturen in übertriebener Pracht zieren ließ. Die drei Hauptfiguren dieser Kapelle gelten als Wunderwerke der Technik, in ihrer barocken Überladenheit aber auch als die sprechendsten Beispiele für den damals niedergehenden künstlerischen Geschmack. Vgl. Wilhelm Rolfs, Neapel, Leipzig 1905, Bd. 2, S. 184 ff. — Der Pariser Astronom Lalande gibt in seinem Werke Voyage d'un Français, Bd. 6, Venedig 1769, S. 283 f. eine genaue Beschreibung des Experimentes Sanseveros, den er, ohne ihn zu nennen, als »un Sçavant, aussi illustre par sa naissance que par ses lumières« bezeichnet.

in Nürnberg 1811 entdeckt habe.[37]) Von Raffael eine heilige Familie, ähnlich, aber besser als ein gleiches Gemälde im Palais-Royal zu Paris. Das Bildnis seiner Mutter, eine Jugendarbeit, eine außerordentlich sorgfältig ausgearbeitete Skizze in Rötel zu dem Gemälde, das sich im königlichen Schlosse zu Neapel befindet. Eine überaus köstliche Skizze zu einer anderen heiligen Familie, die gleichfalls die dortigen Gemächer des Königs schmückt. Von Annibale Caraccio: Amor auf einer Wolke sitzend; eine in der Luft schwebende Gestalt, die in ihren Armen schlummernde Kinder trägt. Von Albano: Jakob küßt Rebekka am Brunnen, wobei die Züchtigkeit, edle Einfalt und Anmut von Labans Tochter zu entzückendem Ausdruck gebracht sind. Von Correggio einige Gemälde, darunter besonders eine heilige Familie von großer Schönheit; Studien zu Kolossal-Köpfen für seinen Plafond in Parma.

Auf einer Anhöhe liegt das Kastell S. Elmo, normannischen Ursprungs, erweitert, befestigt und verschönert von Karl V. und Philipp V., die ihm seine jetzige Gestalt verliehen haben. Nicht weit davon die Kartause S. Martino, eine Gründung Herzog Karls von Kalabrien und der Königin Johanna, mit schöner, abwechslungsreicher Fernsicht. Der Vesuv in drohender Majestät, das Mittelmeer und seine Inseln, der Posilip und Neapel in prächtigem amphitheatralischem Aufbau liegen vor unseren Blicken ausgebreitet. Stellt man sich noch die beständige Bewegung der Schiffe, Barken und Fischerboote vor, die fortwährend im Hafen Neapels ein- und ausfahren, so kann man sich eine Vorstellung von der Großartigkeit dieser Szenerie bilden. In der Klosterkirche sind mehrere schöne Gemälde und bemalte Plafonds von Lanfranco, Massimo, Luca Giordano und Ribera Espagnolet, auf dem Hauptaltar eine Anbetung der Hirten von Guido. In der Kapelle links davon ein Gemälde von Massimo von großer Schönheit, Kartäuser darstellend; die Decke der Sakristei ist bemalt von Luca Giordano: Judith, die mit dem Haupte des Holofernes dessen Armee in Schrecken versetzt.

Den Plafond des angrenzenden Raumes hat der Chevalier Ar-

[37]) Kam in die Münchener ältere Pinakothek (vgl. Dillis, Gemäldeverzeichnis von 1838, Nr. 569, S. 299), befindet sich jetzt in der Königlichen Gemäldegalerie zu Schleißheim, Nr. 557, und wird der Schule Michelangelos zugeschrieben.

pino gemalt. Von seiner Hand stammen auch ein Ecce homo über der Tür und ein gekreuzigter Heiland oberhalb der Tür gegenüber. Auf derselben Seite St. Petrus, wie er unsern Herrn verleugnet, von Michelangelo da Caravaggio, in wirkungsvollen kräftigen Halbfiguren. Im Kabinett della Torre befindet sich eine sehr schöne heilige Familie mit Engeln in natürlicher Größe von Domenichino. Von Annibale Caraccio die heiligen Frauen am Grabe des Herrn, drei Bilder von Nicolas Poussin, wenig ausgeführt, aber sehr schön. Von Pietro da Cortona eine Flucht nach Ägypten, und von einem Schüler Riberas Petrus und Paulus mit prächtigen Köpfen.

In der Karmeliterkirche auf dem Marktplatze ist das Grabmal Konradins und Friedrichs von Baden, die der Tyrann Karl von Anjou enthaupten ließ, hinter dem Hochaltar eingemauert. Auf dem Platze selbst, der Kirche gegenüber, hat man eine Kapelle erbaut, in der man die Porphyrsäule zeigt, die auf der Hinrichtungsstelle steht. An ihrem oberen Schaft liest man folgende Inschrift in gothischen Buchstaben:

„Asturis ungue leo pullum rapiens acquilinum
Hic deplumavit acephalumque dedit.“[38])

Dieses traurige Ereignis ist an den Mauerwänden dargestellt: links sieht man Konradin mit dem Haupte Friedrichs von Baden in den Händen, das gleiche Geschick erwartend.

S. Maria del Parto liegt in der Nähe des Posilip auf einem Felsen am Meere und ist auf dem Grunde und mit den Resten von Sannazaros[39]) Haus erbaut. Hinter dem Hauptaltar ist das Grabmal dieses 1458 in Neapel geborenen Dichters. Es ist aus weißem Marmor und ziemlich schön in der Form. Zu beiden Seiten der Urne weinende Genien mit Zypressengirlanden, darüber die lorbeergekrönte Büste Sannazaros. Am Sockel ein Flachrelief mit Darstellungen Apollos, Neptuns und Pans und den Versen Bembos:[40])

„Da sacro cineri flores; hic ille Maroni
Sincerus musa proximus est tumulo.“

[38]) „Hier erfaßte den jungen Aar der asturische Löwe,
Riß ihm der Federn Schmuck ab und sein königlich Haupt.“

[39]) Jacopo Sannazaro (Actius Sincerus), 1458 bis 1530, italienischer Dichter, schrieb lateinisch und italienisch.

[40]) Kardinal Pietro Bembo, 1470 bis 1547, bedeutender Humanist, schrieb in lateinischer und italienischer Sprache. Die Verse lauten übersetzt:
„Kränzet die heilige Gruft! Hier ruht Sincerus, der nächste
An Virgil im Gesang, nächster im Grabe zugleich.“

Dem Grabmonument zur Seite zwei Marmorstatuen, Apollo und Minerva in Lebensgröße, auf deren Sockel man in Goldbuchstaben „David und Judith" eingeschrieben hat. Das Volk verehrt sie als solche wegen ihrer Namen: so werden im Leben oft Worte zu Dingen.

In der Nähe auf dem Posilip in einem Garten über der Grotte ist das Grabmal Virgils aus Ziegelsteinen, das ehedem pyramidenförmig gewesen zu sein scheint. In der Mauer der gewölbten Grabkammer befinden sich mehrere leere Nischen. Nichts bezeichnet diejenige, die einst die Asche des berühmten Sängers der Äneide barg. In einem gegenüberliegenden Felsen ist auf einer Marmortafel die Grabinschrift verzeichnet, die Virgil für seine Ruhestätte bestimmt haben soll.

„Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cecini pascua, rura, duces."[41])

Diese so interessanten Überbleibsel beschattet ein Lorbeerbaum, von dem der Führer den Fremden erzählt, daß er beim Leichenbegängnis Virgils gepflanzt worden sei. Der Stamm maß ungefähr sechs Daumen im Durchmesser und mochte vierzig Jahre alt sein.

In S. Maria della Sanità sind sechs schöne Gemälde Luca Giordanos, besonders jenes, in dem die heilige Jungfrau einem Mönche ein Bild übergibt, und man bedauert, daß sich dieser Künstler, der bei richtigem Studium Tizian hätte erreichen können, damit abfand, viele Werke und diese sehr schnell zu schaffen.

Wir wollten noch nach Portici, um Herculaneum zu besuchen und den Vesuv zu besteigen, der seit einigen Tagen mehr als sonst rauchte, weshalb wir mit Ungeduld einen Ausbruch erwarteten. Als wir am 17. Oktober in aller Frühe durch Portici kamen, verfolgte uns sogleich eine Schar Lazzaroni mit ihren Eseln. Bald zwangen uns die Steigung und die schmalen Pfade in der im Laufe der Jahrhunderte vom Vulkan ausgespieenen Lava, unsere Wagen zu verlassen, und wir wollten nun auf Eseln bis zum Fuße des sogenannten Zuckerhutes weiter. Unsere ehrlichen Lazzaroni hatten sich verabredet, uns zu übervorteilen. Ein jeder von ihnen behauptete, daß *sein* Esel die Ehre gehabt habe, den Erzherzog Leopold, Großherzog von Toskana, zu tragen, und verlangte dafür einen unerschwinglichen Preis. Da wir nicht Lust hatten, uns betrügen zu lassen, aber auch die uns bevor-

[41]) „Mantua hat mich gezeugt, mich raffte Kalabrien, jetzo
Hält mich Neapel; ich sang Triften und Fluren und Krieg."

stehenden Mühsale nicht ahnten, machten wir uns guter Dinge auf den Marsch, dem Berge zu. Die Bauern, die nun sahen, daß sie uns entbehrlich seien, baten, nachdem sie uns schon so weit mit ihren Tieren gefolgt waren, sich ihrer zu bedienen und begnügten sich mit weit weniger als unserem ursprünglichen Angebote.

Der Weg führte uns durch die üppigsten und fruchtbarsten Gefilde, war aber zugleich außerordentlich steil und steinig. Der Anblick des Vulkans, der unaufhörlich Wirbel schwefligen Dampfes ausstieß, die sich in der vollkommen ruhigen Atmosphäre über dem Krater wie Wolkengebilde lagerten und seinen Gipfel beschatteten, stand in auffallendem Gegensatz zu der schönen Vegetation, den früchteprangenden Bäumen und herrlichen Trauben der Weinberge. Am Fuße des Zuckerhutes scheint die Natur mit einem Male erstorben: vergebens sucht das Auge nach einem Grashalm; eine eisenhaltige schwarze Asche bedeckt den Berg, seinen Fuß und eine weite Fläche ringsumher. Hinter uns ein irdisches Paradies, vor uns der Anblick, die Farbe, Rauch und Geruch von Erdpech und brennendem Schwefel, wie sich unsere Phantasie die Hölle vorstellt. Neue Schwierigkeiten mit den Lazzaroni, als es galt, uns den Berg hinaufzuziehen. Wir machten uns also wiederum getrost auf den Weg. Als sie uns in einer gewissen Höhe angelangt sahen, trotz der Hindernisse, die uns der steile Abhang und die unter jedem Schritte herabrollende Asche boten, ergaben sie sich wieder auf Gnade und Ungnade. Sie reichten uns das Ende eines Seiles, das sie um ihre Hüften geschlungen hatten, und indem sie zu zweien auf Händen und Füßen vor uns herkrochen, zogen sie uns mit vieler Mühe nach sich.

An der Stelle, wo im Jahre 1755 im Verlaufe von fünf Monaten ein neuer Berg dem Abgrunde entstiegen war, ruhten wir uns zum dritten Male aus, von Müdigkeit erschöpft, uns an Lavastücken festklammernd, die da und dort aus der Asche hervorragten. Hier war der Anblick noch abschreckender und drohender. Schwefelkrusten hatten den neuen Berg mit dem alten gewissermaßen zusammengeschweißt. Mehrere Spalten, denen widriger, ätzender, unerträglicher Dampf entquoll, gähnten uns entgegen. Die Krusten waren leuchtend und sehr heiß, ebenso wie die Asche, die auf ihnen nur wenig dicht lagerte. Es war unmöglich, auf andere Weise darüber hinwegzukommen, als auf allen Vieren, vorausgesetzt, daß man gezogen wurde; denn sie

waren so starr und glatt, daß man nicht festen Fuß fassen konnte. Einige unserer Kameraden schlugen aus Müdigkeit vor, es hier mit unserer Wißbegierde bewenden zu lassen und umzukehren. Sergell, Weinlig, Lefebvre und ich dachten anders. Wir hatten ungefähr vier Fünftel des Weges bis zum Gipfel zurückgelegt, aus dem dichter, wirbelnder Rauch wie durch einen Stoß herausgetrieben wurde; dieser bedeckte den Himmel und überspannte, in eine tiefere Region niedersinkend, wie ein gewaltiger Schirm den ganzen Berg. Entschlossen, in den Kraterschlund hinabzusehen, aber eingeschüchtert durch die rauchenden, heißen Schwefelkrusten, stellte ich mir vor, daß, wenn ich oben angelangt auf dem Bauche bis zum Saume der ungeheueren Öffnung kröche, mein Auge mit verminderter Gefahr in den Abgrund dringen könne, dessen Erforschung Plinius[42]) in seiner Wißbegierde so teuer bezahlt hat.

Kaum erholt und von Kälte durchschauert, machte ich mich daran, diese Krusten zu überschreiten, und den Rauch durch Schließen der Augen und Anhalten des Atems vermeidend, hatte ich sie bald überwunden. Meine Reisegefährten, ausgenommen Karl Vanloo (der aus Trägheit an sein Lavastück angeklammert zurück blieb), folgten mir sogleich nach. Welches Erstaunen, als ich am Gipfel rings um den Krater eine zwei Fuß dicke Schicht erblickte, fest und eben, um darauf ohne Gefahr gehen zu können, und mir beim Hinabschauen in die unermeßliche Tiefe die lebhaftesten und schönsten Farben, vor allem ein buntscheckiges, blau und grün untermischtes Goldgelb entgegenleuchteten. Ungeheuere, übereinandergetürmte Felsstücke von diesen glänzenden Farben bekleideten den inneren Abhang, der kaum steiler als jener außen am Berge war. Es wehte ein kalter und ziemlich scharfer Wind, der den für das Auge undurchdringlichen Rauch von uns wegtrieb und uns so einen Teil des Kraters offen hielt. Vor unseren Blicken eine herrliche Fernsicht: das Stadtbild von Neapel, so nahegerückt, als berühre es den Vesuv, darin man deutlich die Straßenzüge, Plätze, Paläste, den Hafen und die Kartause unterschied; die Landschaft von Capua, Kalabrien, die Inseln, der Golf von Neapel, das Mittelmeer; uns zu Füßen Ströme fließender Lava, die, das

[42]) Der Naturforscher Plinius der Ältere kam im Jahre 79 n. Ch. beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben.

schönste Land der Erde verheerend, sich bis ins Meer fortwälzten. Und mitten in dieser Wüstenei fällt das verwunderte Auge auf die Stadt Portici und den Palast des Königs.[43]) Ins Endlose vermag es zu schweifen, und alles, was es umfassen kann, liegt vor ihm ausgebreitet wie auf einer Landkarte. Das zeitweise, dumpfe Geräusch im Innern des Berges glaubte ich durch den Dampf verursacht, der mit äußerster Wucht stoßweise nach außen getrieben, den Eingeweiden des Vulkans dieses ferne und düstere Rollen entlockte.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einige Stücke der schimmernden Felsen aus dem Krater hervorzuholen, um damit das Naturalienkabinett des Zweibrücker Regierungsrates Wernher[44]) zu bereichern. Nachdem mir mein Lazzarone ein Taschentuch vor Nase und Mund gebunden und die Hand zum Hinuntersteigen gereicht hatte, ließ ich mich, wo ich stand, hinabgleiten und löste mit einem Jagdmesser zwei schöne Stücke ab, die mir in den Händen brannten. Kaum hatte ich sie in der Tasche geborgen, als mir der Wind einige Rauchwolken ins Gesicht trieb und mich darin einhüllte. Dem Ersticken nahe, verlor ich die Besinnung, während ich mich dem Rande zuflüchtete, und war eben im Begriffe, zu Boden zu fallen, als es mein Lazzarone bemerkte, der an dem Saum hingestreckt lag. Er packte mich beim Arme und zog mich ziemlich unsanft auf den Berg heraus. Erst nach einer guten Viertelstunde kehrte mir das Bewußtsein wieder. Auf der Asche liegend, hustete ich andauernd so heftig, daß mir die Gefäße der Lunge zu springen drohten. Das Wasser drang mir aus Auge, Mund, Nase und selbst aus den Ohren. Meine Freunde hatten Mitleid mit mir, schalten mich aber später wegen meiner Unbesonnenheit tüchtig aus. Die Torheit war jedoch einmal begangen, und ich mußte die Folgen tragen.

Weinlig, klüger als ich, hatte indes Beobachtungen und Entdeckungen gemacht. Nach seiner Ansicht maß die Krateröffnung, die

[43]) Der Palazzo Reale in Portici, dessen Gartenanlagen sich bis zum Forte del Granatello am Meere erstrecken, ist 1738 von Karl III. erbaut worden und diente später als Museum für die bei Herculaneum und Pompeji ausgegrabenen Funde. Jetzt befindet sich eine landwirtschaftliche Schule im Schlosse, dessen Hof die Landstraße Neapel—Salerno durchschneidet.

[44]) Wernher unterstützte die Liebhaberei Herzog Christians IV. für chemische Experimente und nahm daran selbst den lebhaftesten Anteil. Vgl. Emil Heuser, Die Pfalz-Zweibrücker Porzellanmanufaktur. Neustadt a. d. H. 1907. An verschiedenen Stellen.

er teilweise abgeschritten hatte, an ihrem größten Durchmesser mehr als 600 französische Fuß und war von ovaler Form. Es war ihm infolge des Rauches unmöglich gewesen, die ganze Runde zu machen. Dieser ist so beißend, daß es kein lebendes Wesen darin eine einzige Minute aushalten kann, eine traurige Wahrheit, die ich an mir selbst hatte erfahren müssen.

Man kommt weit schneller den Vulkan hinab als hinauf, freilich mit größerer Gefahr: die Asche gibt unter den Schritten nach und reißt mit sich fort; Steine und Lavastücke folgen drohend nach. Bei einer hügelförmigen, vulkanischen Ausbuchtung gegen den Fuß des Zuckerhutes stießen wir auf zwei Öffnungen, aus denen Qualm drang; sie gingen nicht senkrecht in die Tiefe wie der große Krater, sondern schräg in der Richtung nach dem Berge.

In der bebauten Region angelangt, bot uns ein französischer Eremit, der seit langem dort haust, Erfrischungen an: Butter, Rüben, Brot und Lacrimae Christi. Man konnte den frommen Mann als den Wirt des Berges bezeichnen, der, in seinem Gewerbe erfahren, mit demütiger Miene die Reisenden aller Nationen in Kontribution zu setzen verstand. Während dieser Erholungspause musterte ich meine verschiedenen unterwegs aufgelesenen Raritäten. Alles war in gutem Zustande mit Ausnahme der Felsstücke aus dem Krater, die nicht nur mein Taschentuch versengt, sondern auch noch das Futter meines Rockes durchlöchert hatten. Das sah aber aus, als ob es nicht durch Feuer, sondern durch Scheidewasser geschehen wäre. Ihre leuchtenden Farben verblaßten nach und nach und nahmen ein bräunlich gelbes oder rötliches Aussehen an. Ohne daß die Stücke sehr spröde waren, schrumpften sie zusammen; nur ihre ätzende Eigenschaft verminderte sich in den folgenden drei Jahren nicht und zehrte in kurzem das Papier auf, in das sie gehüllt waren. Mein silbernes Jagdmesser sah schwarz oder bleifarben aus, desgleichen die Schließen meiner Strumpfbänder; alles, was wir an Eisen oder Stahl bei uns trugen, hatte sich mehr oder minder mit Rost überzogen.

Gegen Portici wandernd, besahen wir uns die verschiedenen Lavaströme, die, unermeßlichen Mauern aus Eisen gleichend, die fruchtbarsten Felder durchquerten. Die ältesten unter ihnen waren oft kaum mehr als vier- bis fünfmal so breit als hoch; von den neueren hingegen hatten die meisten bei einer Höhe von zwei bis drei Fuß

eine Breite von mehr als einer Meile. Der Stoff, aus dem sie zusammengesetzt sind, wird also scheinbar flüssiger, wenn er schwächer wird, und enthält heute weniger feste Bestandteile als früher.

Nach einem guten Mittagessen in Portici besuchten wir den Palast des Königs, die Sammlung der in Herculaneum und Pompeji aufgefundenen antiken Gemälde, die Statuen und anderen Altertümer,[45]) die Handschriften, mit dem festen Entschlusse, diese kostbaren Reste ein zweites Mal mit mehr Muße und ruhigerem Blute zu betrachten, als man nach einer Vesuvbesteigung hat. Auf einer kleinen Fischerbarke fuhren wir nach Neapel zurück, wo wir nachts bei herrlichstem Wetter ankamen. Die erleuchteten Fenster in der Stadt, die sich vom Meere aus in ihrer ganzen Schönheit darbietet, die hin und her gehenden Schiffe und Kähne, der Anblick des Vesuvs, dessen Gipfel sich in seinen eigenen weißlichen Wolken verlor: das alles nahm uns so sehr gefangen, daß wir nicht bemerkten, wie das Wasser von allen Seiten in unser schwaches Boot und selbst in unsere Schuhe drang. Das Fahrzeug hatte mehrere Tage lang am Strande gelegen; durch den verlockenden Gewinn hatte sich der Schiffer bestechen lassen, die Überfahrt zu wagen. Er riet uns, ruhig an unseren Plätzen zu bleiben, begann das Wasser auszuschöpfen und dann aus Leibeskräften zu rudern. Dieses Manöver wiederholte er mehrmals und setzte uns endlich im Hafen von Neapel an das Land, kurz nach neun Uhr abends.

Am nächsten Tage besuchten wir zum dritten Male Capo di Monte, dann die Fabrik, in der die Lava des Vesuvs verarbeitet wird, die man als kleine polierte Würfel, Dosen und in hundert anderen Formen zum Verkaufe feilhält. Auch ist sie in allen Farben zu haben, bald ganz dem Porphyr, bald dem Granit und Achate ähnlich, zuweilen mit Metalladern, weshalb man glauben möchte, daß diese Steine vom Feuer erzeugt sind.

Der Besuch von Pozzuoli führte uns tags darauf durch die Grotte, die durch den Posilip gebrochen ist.[46]) Bei ihrem Betreten sieht

[45]) Es waren dies Funde der seit Mitte des 18. Jahrhunderts gelegentlich stattfindenden Nachgrabungen. Die planmäßigen Ausgrabungen erfolgten erst unter Murat, 1808 bis 1815 und dann wieder seit 1860.

[46]) Dieser 690 m lange Tunnel, ein Meisterwerk antiker Baukunst, trägt heute den Namen Grotta Vecchia di Posilipo. Als Ersatz für ihn ist in den Jahren 1882 bis 1885 ein weiterer Verkehrsweg durch den Posilip gebrochen worden, die Grotta Nuova, 734 m lang, die tags und nachts künstlich erleuchtet ist.

man den Ausgang als einen kleinen, lichten Punkt. Bald marschiert man im Dunkeln, und der feine, trockene, im Laufe von Jahrhunderten angesammelte Staub nötigt uns, die Augen geschlossen zu halten, weshalb man das Tageslicht wenig vermißt, das hierher niemals zu dringen vermag. Die Fußgänger halten sich an der Mauer an und schreien beim Herannahen von Pferden und Wagen, um ihre Gegenwart bemerkbar zu machen. Beim Austritt aus der Grotte liegen zur Rechten der See von Agnano, dessen Wasser kocht, ohne heiß zu sein, und die Hundsgrotte, zweihundert Schritte entfernt die Schwitzbäder des heiligen Januarius. Auf strenge Verordnung bleibt die Hundsgrotte immer abgeschlossen; sie gehört einem Kustoden, der auf Kosten seines armen Hundes, mit dem er das Experiment den Fremden vorführt, auf seine Rechnung kommt. Karl VIII. von Frankreich ließ es an einem Esel und Petrus von Toledo an zwei zum Tode verurteilten Männern machen, die alle binnen kurzem zugrunde gingen. Der tödliche Dunst steigt kaum mehr als dreizehn bis fünfzehn Daumen hoch über das Niveau des Bodens. Während des Experimentes drang ein schwacher Sonnenstrahl durch eine Spalte der etwas geöffneten Tür und ließ mich eine starke Bewegung in dem nur schwer sichtbaren Dunste wahrnehmen. Während der unglückliche Hund, den man wie tot zum Ufer des nahen Sees hinabgetragen hatte, allmählich wieder zu sich kam, machte ich den Versuch mit einem brennenden Lichte. Es brannte in der Grotte vollkommen gut, aber da ich es nach und nach bis zu fünfzehn Daumen tief zur Erde hinabsenkte, erlöschte es sofort.

Die Stadt Pozzuoli ist auf einem Hügel nahe dem Meere erbaut. Der obere Teil gegen die Solfatara liegt in Trümmern. Die schönen Überreste, die sich da und dort in reicher Fülle verstreut finden, zeugen von der einstmaligen Größe und dem Wohlstand. Auf dem Marktplatz erhebt sich ein hübscher Marmorsockel mit Flachreliefs aus der guten Zeit der römischen Kunst. Sie stellen von Erdbeben heimgesuchte Städte dar, die Kaiser Tiberius wieder aufbauen ließ: Philadelphia, Magnesia, Timolus, Ephesus, Smyrna. In einer Kapelle, die in den Ruinen des alten Amphitheaters erbaut ist, zeigt man das Gefängnis des heiligen Januarius, und in der Kirche des Kapuzinerklosters seine Büste aus weißem Marmor. Die Augäpfel sind schwarz bemalt, das Haupt krönt eine Bischofsmütze aus karmesinroter

Seide mit reicher Goldstickerei. Die Gewandung aus gleichem Stoff ist mit Edelsteinen besetzt. Der Kapuzinerpater erzählte uns, daß einst die Sarazenen dieses Heiligtum geplündert und den Heiligen seiner reichen Gewandung beraubt hätten. Dabei hätten sie ihm auch die Nase weggeschlagen und bei ihrem Abzug in das Meer geworfen. Die Nase, die nun die ehrwürdigen Väter eiligst hätten anbringen lassen, sei aber jede Nacht abgefallen und am nächsten Tage auf der Erde gefunden worden. Desgleichen eine solche von Silber und schließlich eine solche von Gold, die fromme Seelen in der Meinung gestiftet hatten, der Heilige fordere eine kostbarere Nase. In heller Verzweiflung ob ihres Mißerfolges ließen sie die heilige Büste ohne Nase, bis eines schönen Tages ein Fischer, der aus dem Gewichte seines Netzes auf reichen Fang schloß, nur ein Stückchen Marmor darin fand, das die Patres als die Nase ihres Heiligen erkannten. In feierlicher Prozession eilten sie sofort an den Meeresstrand, um sie in die Kirche zu bringen. „Aber kaum unter der Tür angelangt, flog die Nase wunderbarerweise von der Schüssel, auf der man sie trug, an ihren Platz zurück, wo Sie sie heute noch sehen."

Inzwischen waren wir in die Kapelle selbst eingetreten. Der gute Kapuziner zündete alle Lichter am Altar an, warf sich auf die Knie, sprach seine Gebete und öffnete dann endlich die beiden Flügel, um darauf von neuem niederzuknien. Wir untersuchten die besagte Büste mehr vom Standpunkte der Kunst als abergläubischer Frömmigkeit aus. Die „Wundernase" war aus einem Marmor, dessen Korn von dem der Büste grundverschieden war, und im übrigen so ungeschickt angeklebt, daß man auf zehn Schritte den Kitt sah, der sie festhielt. Ich konnte nicht umhin, dies dem Pater zu bemerken. Aber alles, was er darauf sagte, war nur immer: „ma pur è miracolo!" Er wiederholte diese Worte ohne Groll, mit Gutmütigkeit und so felsenfester Überzeugung, daß es grausam gewesen wäre, ihm seinen Irrtum zu nehmen.

In der Kirche herrschte eine fast unerträgliche Hitze, obgleich sie nahe am Meere stand. Der Fußboden und die Wände ringsumher waren durch unterirdisches Feuer erwärmt, über dem dieses Kloster, die Kirche und die ganze Umgebung stehen. Etwas davon entfernt, befand sich ehedem ein anderes Kloster, das in einer stürmischen Nacht von der Erde verschlungen wurde und spurlos verschwand. An seiner

Stelle hatte sich ein Berg erhoben, der heute noch den Namen Monte Nuovo führt.[47])

Die Solfatara, der Monte Nuovo, die ganze Küste von Bajä, die elysäischen Gefilde, die Überreste des Diana-, Merkur-, Apollo- und Venustempels, Agrippinas Grabmal, der Lucriner- und Averner See, die unterirdische Grotte der cumäischen Sibylle, das alles ging wie eine Vision, die mir ein Augenblick einsamster Ruhe im Tempel des Serapis eingegeben hatte, an mir vorüber.

Beim See von Averno, dessen schwarzes stehendes Wasser die Fähigkeit verloren hat, die darüberstreichenden Vögel zu töten, befindet sich eine große Öffnung, ähnlich der des Posilip, die vermutlich wie jene den Berg zwischen dem Averner See und dem alten Cumä durchquert. In dieser Grotte, die bald dunkel wird, verhindern eingestürzte Erdmassen das weitere Vordringen. Noch vor diesen geht rechts ein ziemlich schmales Türchen in einen in den Felsen gesprengten abwärtsführenden Gang bis zu einer Stelle, die so überschwemmt ist, daß beim Durchschreiten das Wasser bis zu den Hüften steigt. Zwei von den Schiffern, die uns nach Bajä rudern sollten und bis hierher mitgegangen waren, zeigten sich einverstanden, uns hindurchzutragen.

Karl Vanloo, der sich im allgemeinen wenig für Antiquitäten interessierte, kehrte zum See zurück, um dort unsere Rückkehr abzuwarten. Lefebvre und ich stiegen auf den Rücken unserer Träger und erhellten ihren Weg mit vorgehaltenen Lichtern. Nach längerem Marsche begann dieser enge wassergefüllte Gang unmerklich bis zu einem gewölbten Raume anzusteigen, dessen prächtigen Mosaikschmuck an den verräucherten und schwarzen Mauern wir erst ganz in der Nähe gewahrten. Unsere Leute ließen uns auf Marmorbänke nieder, die rings um diesen Saal liefen, bis zu dem das Wasser nicht emporstieg, und holten dann unsere Kameraden. Mir gegenüber führte eine andere Tür in angrenzende Räume und fensterähnliche Öffnungen in viel tiefer unter der Erde liegende, vollkommen unter Wasser gesetzte Säle. In der Mitte des unseren sah man die Reste einer großen, durch

[47]) Der Monte Nuovo erstand durch eine im September des Jahres 1538 erfolgte vulkanische Erhebung, die länger als eine Woche währte, an der Stelle, auf der sich ehedem das Dorf Tripergola befand.

eingerutschte Erdmassen verstopften Tür, die einstens wohl zum Tempel der Götter der Unterwelt führte.

Dieser unterirdische Wohnraum, heute noch „Grotte der cumäischen Sibylle" benannt, war wohl, wenigstens für kurze Zeit, die Behausung dieser Wahrsagerin. Unsere Nachforschungen mußten wir leider wegen des zwei Fuß tiefen Wassers auf den Platz beschränken, wo wir auf unseren Bänken saßen. In den übrigen Räumen schien es viel tiefer zu sein, und unsere Schiffer weigerten sich, uns dorthin zu tragen. Es herrschte eine feuchte Kälte, der die schwache Brust Lefebvres nicht lange stand zu halten vermochte; er ließ sich wieder fortführen, ebenso Rehschuh, dem es, da er von Natur aus furchtsam, in dieser, wie er sagte, höllischen Behausung nicht besonders behaglich zumute war. Dann gingen auch Sergell und Weinlig, das Sonnenlicht wiederzuschauen. So blieb ich also, auf meinen Träger wartend, allein zurück. Totenstille rings umher. Deutlich konnte ich meinen Atem und das Zischen des Wachses vernehmen, das unter der zehrenden Flamme dahinschmolz. Ein Wassertropfen, der sich von Zeit zu Zeit vom Gewölbe loslöste, machte einen Lärm, als wäre ein Stein ins Wasser gefallen. Die von den Durchwatenden verursachten Wellchen verliefen sich in die anstoßenden Räume und trugen auf ihrer bewegten Oberfläche das Flimmern des Lichtes dorthin weiter.[48])

All das im Verein mit einer lebendigen Künstlerphantasie zauberte mir eine zweite Vision vor, ähnlich jener des Ritters von der traurigen Gestalt: Ich sah die Sibylle, nicht verfallen, alt und häßlich wie sie Michelangelo geschaut hat, sondern schön, edel, hoheitsvoll und vom Sehergeiste erfüllt. Sitzend zeichnete sie ihre Weissagungen auf. Eine niederhängende Lampe beleuchtete ihre schönen Formen und ihre Gewandung. Ganz in die Zukunft versenkt, gewahrte sie mich nicht. Waffen und nahender Krieger Lärm ließ sie in ihren Gedanken innehalten. Hannibal nahte, den Göttern der Unterwelt zu opfern; er, der Schrecken der Römer, begleitet von mehreren seiner Generale, ihm er-

[48]) Nach dem gegenwärtigen Stande durchschreitet man einen etwa 100 m langen, in den Tuffstein gehauenen Gang, der von oben mit Luftschachten versehen ist. Ungefähr auf halbem Wege geleitet ein schmaler Gang rechts zu zwei kleinen Räumen, von denen der eine das „Tor der Unterwelt", der andere, dessen Mosaikboden etwa einen Fuß hoch mit lauem Wasser bespült ist, das „Bad der Sibylle" genannt wird.

gebenen jungen Römern und einem großen Gefolge von Karthagern. Man öffnete die Pforte des in tausend Lichtern erstrahlenden Tempels; die Opfer fielen unter der Hand der Opfernden — — — da erschien der Führer, mich zu holen. Mein schönes Gemälde verschwand, und ich kam wieder zu mir, mich auf seinen Rücken kauernd.

Es blieb nur noch übrig, Herculaneum und Pompeji zu besuchen. Von ersterem sieht man nur noch das Theater und etliche Überreste unter der Erde, vom zweiten einige bloßgelegte Straßen, da der größte Teil der Stadt noch unter der Asche des Vesuvs begraben liegt. Die Reste vom Palaste des Pompejus, der Isistempel, eine Kolonnade vor dem Quartier der Garde und das Militärgefängnis sind noch gut erhalten. In letzterem waren noch mehrere Skelette an eine Eisenstange durch zwei am Ende der Beine durchgezogene Ringe gekettet, die die Sträflinge an den Füßen fesselten. Die ausgetrocknete, pergamentähnliche Haut hielt die Knochen zusammen und zeigte die Stellung an, in der die Unglücklichen, unter der eindringenden Asche erstickend, lebendig begraben wurden. Im Quartier der Garde fand man Waffen und rings an den Mauern viele eingekritzelte Namen und mehrere Zeichnungen römischer Krieger von dem gleichen Geschmack und derselben Kunstfertigkeit als jene unserer heutigen Soldaten. Ein Kreis mit vier Punkten bedeutete den Kopf. Von da gingen zwei lange, an den Knien etwas abgebogene Linien, der Körper und die Beine, aus; daran zwei weitere, an den Ellbogen ein wenig gekrümmte Striche, die Arme. Am Ende dieser vier großen Linien bezeichneten fünf kleine Strichelchen Zehen und Finger. Auf dieser Stufe stand also die Zeichenkunst dieser Welteroberer, und wahrscheinlich werden auch alle, die das gleiche Ziel und Gewerbe betreiben, stets auf der nämlichen bleiben.

Nachdem wir Neapel zur Genüge gesehen und seine Theater täglich besucht hatten, schlugen wir den Rückweg nach Rom über Caserta ein. Das Schloß daselbst ist sehr weitläufig und ungemein massiv; man baute noch daran. Im Garten sah ich viele Algerier als Sklaven arbeiten, die uns um eine Gabe baten. Unser erstes Nachtlager hielten wir in S. Agata. Von da ging unsere Reise über Gaëta, Terracina, Piperno, Velletri und Marino nach Rom, wo wir am 31. Oktober mit dem Vergnügen und Vertrauen ankamen, das man bei der Rückkehr in den Schoß der Seinigen empfindet.

Wieder in Rom.

Da ich infolge des Abenteuers mit Marianne noch nicht den Mut hatte, in die Farnesina zurückzukehren, nahm ich den Plan, an meinem großen Altarbilde für die Kirche von Eze zu arbeiten, wieder auf. Ich legte die Skizze dazu nach der Natur in Lebensgröße an. Auch rückte der Zeitpunkt näher, an dem die Pensionäre eine Studie nach dem von der Akademie gestellten Modell einzuschicken hatten. Cäsar Vanloo und ich vereinbarten, unsere Prüfungsarbeiten gemeinsam zu fertigen, d. h. er wollte mir sein Modell zur Verfügung stellen und seinerseits auch das meine benützen, um auf diese Weise gleichzeitig zwei Studien zustandezubringen. Wir begannen auf meinem Zimmer im Vicolo del Piombo, wo das Licht sehr gut war. Ich fertigte meine Figur in natürlicher Größe, und da sich die Pose zur Darstellung eines leichtberauschten Fauns sehr eignete, so beabsichtigte ich damit, dieser Art von Studienarbeiten, die gewöhnlich nur Stellungen wiedergeben, mehr Interesse zu verleihen.

Während des Winters 1768/69 regnete es ununterbrochen. Meine einzige Zerstreuung bildete die Arbeit. Die Abendstunden wurden zuweilen in fröhlichem Geplauder mit den Töchtern des Hauses im Kreise ihrer Familie verbracht. Ich entwarf eine Skizze zu dem Bilde, das für Herzog Christian bestimmt war. Den Vorwurf dazu hatte ich aus Ovids Verwandlungen gewählt. Die Nymphe Salmacis überrascht den badenden Hermaphrodit, den sie liebt, was mir Gelegenheit bot, zwei nackte Gestalten darzustellen.

Eines Tages kam mein Diener Giacomo in früher Morgenstunde in mein Zimmer, weckte mich auf und sagte: „Der Papst ist gestorben." „Das freut mich sehr," erwiderte ich und legte mich auf die andere Seite. „Auch ich freue mich darüber," antwortete der Schelm, „welch' schöne Feste wird's jetzt geben!" Es war am 2. Februar 1769, daß Klemens XIII., sechsundsiebzig Jahre alt, die Augen schloß. Am Abend vor seinem Tode hatte er etwas zu viel von seiner Lieblingsspeise, dem Stör, gegessen, und dies hatte einen Schlaganfall zur Folge gehabt.

Der höchste kirchliche Würdenträger wurde abends bei Fackelschein beigesetzt. Auf einem Paradebett aufgebahrt trugen ihn die Jesuiten, deren Beschützer er war, einher. Über ihm wölbte sich ein Thron-

himmel. Die buntfarbige Schar der Mönche, die vor und hinter dem Leichenzuge schritten, die Schweizer- und Avignonesergarden, die Artillerieabteilung mit mehreren Geschützen, der kolossale Andrang des Volkes, sein Lärm und seine unschickliche Ausgelassenheit prägten dieser traurigen Zeremonie das Aussehen eines pomphaften Aufzuges, eines Festes und einer Volksbelustigung auf, das ich bei dem Leichenbegängnis eines Nachfolgers des Apostels Petrus nicht erwartet hatte.

Sämtliche Arbeiter Roms waren mit den Vorbereitungen zur Beisetzung Klemens' XIII. und zum Konklave beschäftigt oder rüsteten schon zu den Festlichkeiten für den neuen Papst. Voll Interesse, die innere Einrichtung und die Anordnung eines Konklave zu sehen, wendete ich mich an den Architekten und berühmten Stecher Piranesi,[49]) dem ein Teil dieser Arbeiten oblag, und er führte mich verschiedene Male dorthin. In weitläufigen Sälen des Vatikans errichtete man große Holzzellen mit je einer Tür und einem Fenster. Zwischen dem Fußboden des Saales und der Wohnstube des Kardinals war ein Zwischenraum für einen Kammerdiener frei gelassen, zu dem dieser mittels einer kleinen Leiter stieg. Die Verschläge oder Logen waren an der Innen- und Außenseite mit grünem Serge bespannt, der mit gelben Nägeln am Holze befestigt war. Die Ausstattung bestand aus einem kleinen Bett ohne Vorhänge, einem Tisch, zwei Stühlen, einer brocca (Art Wasserkrug), einem Nachtgefäß und Kerzenleuchter. So sah die ganze Behausung aus, die man den Kirchenfürsten bereitete, und das waren alle Bequemlichkeiten, die man ihnen während ihres heiligen Amtes angedeihen ließ. Die Verschläge, die sich wie Häuschen ausnahmen, waren reihenweise in gleichen Abständen voneinander aufgestellt. Dadurch entstanden Straßen zwischen ihnen, die öffentliche Promenade für Ihre Eminenzen. Dann wurden alle Fenster bis zu einer unerreichbaren Höhe vermauert, um den Austausch von Zeichen und andere Mitteilungen von außen zu verhindern, sowohl in den Sälen wie in den Gängen zur Sixtinischen Kapelle.

Man vermauerte gleichfalls alle Verbindungstüren mit dem übrigen Vatikan und der Peterskirche, nur jene nicht, durch die man zum und vom Konklave gehen konnte, deren Schlüssel nach dem Ein-

[49]) Giovanni Battista Piranesi, 1720 bis 1778, Architekt und berühmter Kupferstecher. Seine herrlichen Ansichten Roms wurden schnell berühmt und sind bis heute hochgeschätzt.

tritt der Kardinäle in ihre Abgeschlossenheit den Händen des Fürsten Chigi, des Marschalls und Hüters des Konklave, übergeben wurde. Die Mahlzeit für die Eminenzen wurde täglich in ihrem Palaste bereitet. Ein jeder ließ sie sich feierlich nach dem Vatikan bringen, wobei der Haushofmeister in Gala vorausschritt und seine Diener in Livree folgten. War er an dem Turm, den er passieren mußte, so ließ man ihn erst nach sorgfältiger Durchsuchung eintreten, während man den Kardinal, zu dem er gehörte, herausrief. Es war nur ein einziger Koch mit dem heiligen Kollegium eingeschlossen, um die Gerichte der Kardinäle aufzuwärmen.

Sobald die Nachricht vom Ableben des Papstes ins Ausland gedrungen war, kamen die Kardinäle von Frankreich und Spanien und Neugierige aller Nationen in Rom an. Der römische Kaiser, mit diesen beiden Mächten über die Wahl des neuen Papstes einig, vertraute seine Stimme, die erste von allen, dem Kardinal v. Bernis an; der spanische hatte von seinem Hofe den Auftrag, den Wünschen der beiden erwähnten Staaten entgegenzukommen. Diese zielten darauf ab, den Orden der Jesuiten zu unterdrücken und den Heiligen Stuhl nur dem zuzubilligen, der sich ihren Absichten anschlösse. Die Kirchenväter widersetzten sich indessen, und nachdem sie geraume Zeit in ihrem Gefängnis zugebracht und mit großer Stimmenmehrheit den Kardinal Cavalchini zum Papste gewählt hatten, den der deutsche Kaiser sogleich zurückwies, erklärte Kardinal v. Bernis, voll Verlangen, aus der Zelle wieder in seinen Palast zurückzukehren, seinen Mitbrüdern (die im Grunde seine Ungeduld teilten), daß sie, da er über drei Stimmen zur Entscheidung der Wahl verfüge, niemals ihr gemeinsames Gefängnis verlassen würden, wenn sie nicht einstimmig den Kardinal Ganganelli[50]) wählen würden. Das verfehlte seine Wirkung nicht, und der Heilige Geist sprach dessen Namen als Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Petrus aus.

In dieser Zeit, bevor noch die Entscheidung gefallen war, wurde ich eines Morgens aufs angenehmste überrascht, als ich Mr. Boistel, Brigadier der königlichen Armeen, in mein Zimmer eintreten sah. Ich hatte ihn in Zweibrücken als Oberstleutnant des Regiments Royal

[50]) Giov. Vic. Ant. Ganganelli, geboren 1705, Minorit mit dem Klosternamen Laurentius, Kardinal 1759, Papst vom 28. Mai 1769 bis 1774. Unter ihm fand die Aufhebung des Jesuitenordens statt.

Deux-Ponts kennen gelernt. Seitdem war er mit der Erziehung des jungen Prinzen von Lothringen-Lambesc[51]) betraut worden und soeben mit seinem Schüler angekommen. Er erinnerte sich meiner und lud mich ein, ihn oft zu besuchen. Kaiser Josef II. war den Tag vorher, am 15. März 1769, unter dem Namen seines Kuriers in Rom eingetroffen. Unterwegs hatte er in dieser gleichen Eigenschaft mit dem Prinzen von Lambesc soupiert, sich selbst eingeladen und während der Mahlzeit sehr behaglich gefühlt. Von Mme. de Brionne,[52]) der Mutter des jungen Fürsten, habe er gesprochen, als wäre er der beste ihrer Freunde, und sie zugleich aufs höchste gepriesen, was sie auch in jeder Beziehung wohl verdiente. Herr v. Boistel, von dem ich dieses Geschichtchen weiß, hat mir erzählt, daß er mehrmals in Versuchung geführt war, dem Kaiser zu sagen: „Aber Herr kaiserlicher Kurier, sagen Sie uns doch, wer Sie sind!" Dieser habe ihm jedoch zu sehr imponiert. Dann habe er ihn wieder den Wagen besteigen und wegfahren sehen und sei voll Neugierde gewesen, zu wissen, wer dieser gute Gesellschafter gewesen sei, der ihnen beim Abschied so höflich und mit einer gewissen Gemütlichkeit zugerufen hatte: „Adieu, meine Herren, auf Wiedersehen in Rom!" Erst am nächsten Tage erfuhr man, daß der Kaiser, dem man von Rom aus entgegengehen und den man in feierlicher Ansprache begrüßen wollte, schon Tags zuvor unter dem Namen seines Kuriers angekommen und im Palaste seines Bruders, des Großherzogs Leopold,[53]) in der Villa Medici abgestiegen sei.

Der Prinz von Lambesc hielt sich in Rom als Graf v. Charny auf. Er war damals achtzehnjährig, von hübscher Gestalt, vornehmer Liebenswürdigkeit und Höflichkeit. Nachdem er seine Besuche abgestattet hatte, die man ihm feierlichst erwiderte, nahm er die Mittag- und

[51]) Karl Eugen von Lothringen, Prinz von Lambesc und letzter Herzog von Elbeuf, 1751 bis 1825, aus einer Seitenlinie des Hauses Guise, 1761 Groß-Stallmeister Frankreichs, 1788 Marschall. Er ist bekannt durch seinen Angriff auf die Pariser Volksmenge im Tuileriengarten am 12. Juli 1789, daher sein Beiname „le sabreur des Tuileries". Nach seiner Auswanderung kämpfte er gegen die französische Republik und das Kaiserreich in österreichischen Diensten und wurde Feldmarschalleutnant. Nach der Rückkehr der Bourbonen wieder zurückberufen, gelangte er zu hohen Würden.

[52]) Louise Julie Constance de Rohan-Montauban-Rochefort, vermählt mit dem Grafen Louis Charles de Brionne, Groß-Stallmeister von Frankreich.

[53]) Jüngerer Bruder Kaiser Josefs II., geboren 1747, Großherzog von Toskana 1765, deutscher Kaiser von 1790 bis 1792 als Nachfolger seines Bruders.

Abendmahlzeiten bei sich zu Hause ein. Der römische Adel bietet an Gesellschaftsabenden ausländischen Gästen nur Erfrischungen an, weshalb jenen diese Soireen sehr lang vorkamen. Der Prinz befand sich oft in dieser gleichen Lage, aber da er Violine zu spielen verstand, wurde die Musik für ihn eine Zuflucht. Sein Sekretär Müller, ein Deutscher, beherrschte meisterhaft die Viola; ich konnte ziemlich gut vom Blatte lesen, und so musizierten wir alle Tage, nachdem wir die Galerien, Kirchen, Altertumssammlungen besucht hatten, entweder nach dem Mittag- oder Abendessen, wobei wir uns auf Trios beschränkten. Zu Quartetten, deren der Prinz eine gute Menge in seiner Mappe hatte, fehlte uns eine Flöte. Ich schlug dafür meinen Freund Heurtier vor, den der Fürst mit Vergnügen annahm, da er nur Dilettant war. Wenn es beim Spielen zuweilen schlecht und darüber und darunter ging, behauptete der Prinz jedesmal, daß wir anderen gefehlt hätten. Das bestritt Müller oft ziemlich lebhaft, und eines Tages sagte er sogar aufbrausend zum Fürsten: „Sie wünschen keine Musiker von Fach, damit Sie stets recht behalten." Ich hatte ihm auch tatsächlich u. a. meinen Lehrer Freddi in Vorschlag gebracht, den er abschlug. Schließlich zog er noch einen Violoncellisten bei, um einige Quintetts aufführen zu können, die er gekauft hatte. Wurde dann falsch gespielt, so war der gut bezahlte Musiker bereits hinreichend unterrichtet, um nicht dem Prinzen unrecht zu geben. Es war stets einer von uns, der die Schuld daran trug. Man begann wieder ganz von vorn, bis wir uns am Ende zusammenfanden.

Die Anwesenheit des Kaisers, dem der Prinz oft seine Aufwartung machte, und besonders dessen Liebschaft mit der Nichte des verstorbenen Papstes, der Prinzessin R., drängten unsere Kunstwanderungen und Dilettantenkonzerte in den Hintergrund. Ich benützte diese Gelegenheit, um meine drei angefangenen Bilder zu fördern. Der Faun war beinahe vollendet; so nahm ich also wieder die Nymphe Salmacis auf, deren Ausführung infolge der ermüdenden Stellung für das Modell sehr schwierig war. Ich wollte den Augenblick darstellen, in dem die verliebte Nymphe den undankbaren Geliebten umschlingt, um ihn trotz seines Sträubens nie mehr zu lassen, als Illustration zu den Worten Ovids:[54]) Wie der Efeu den Baum umrankt, ihn drückt und sich an ihm

[54]) Ovids Verwandlungen, 4. Buch, Vers 356 bis 371.

emporwindet, so die Nymphe Salmacis an dem gleichgültigen Hermaphrodit. Es will mir scheinen, daß ich des Dichters Gedanken ziemlich richtig erfaßt und zum Ausdruck gebracht habe. Das ausgeführte Gemälde selbst ist nach dem Tode Christians IV. nach Paris verkauft worden.

Die ergreifendste Feier, der ich in meinem Leben beigewohnt habe, die auch am meisten dazu angetan war, dem Gefeierten zu schmeicheln, ohne daß sie vorher lange überdacht und vorbereitet war oder die geringste Ausgabe verursacht hätte, knüpfte sich an die erste Ausfahrt Kaiser Josefs in Rom. Nachdem Seine Majestät vor dem Palais seinen Wagen bestiegen hatte, gab ihm eine Volksmenge das Geleite, die seit seiner Ankunft nicht mehr aus der Nähe des Absteigequartiers gewichen war. Die Einwohner von Trastevere hatten sich als die angeblich alleinigen Abkömmlinge der alten Römer in den Kopf gesetzt, dem Monarchen, der bereits die päpstlichen Truppen dankend abgelehnt hatte, als Garden zu dienen. Um sie davon abzubringen, mußte man verbreiten, daß der Kaiser nicht in Rom sei und auch bei seinen Freunden, den Römern, keines besonderen Schutzes bedürfe.

So folgten sie also unter der übrigen Menschenmasse nach, die mit jedem Augenblick größer wurde. Alle Fenster waren besetzt, Mütter hielten ihre Kinder hinaus, damit sich die Stimme der Kleinen mit dem Jubel aller Welt vereine. Überall erscholl der Ruf: „Viva l'Imperatore, viva il nostro Rè!“ und beständig anwachsend, wurde er in tausendfältigem Echo weitergetragen. Der Weg ging nach der Peterskirche, wohin man eine Abteilung der Schweizergarde sogleich zur Aufrechterhaltung der Ordnung abkommandiert hatte. Bei ihrer Ankunft befand sich jedoch der Kaiser bereits in der Kirche, und die Menge drängte ihm nach. Die Schweizer stellten sich nun dort auf und stießen das Volk zurück, um Platz zu schaffen. Dabei kam es zu einem Streit zwischen einem Trasteveriner und einem Gardisten, der ihn mit der Spitze seiner Hellebarde zurückdrängen wollte. Dieser legte die Hand auf den Knauf seines Degens und rief: „Zum Teufel! Ich fürchte Dein Kreuz ohne Christus nicht.“

Dieser Vorfall hatte zur Folge, daß der Kaiser bat, diese Garden zurückzuziehen. Er blieb nun mit einigen wenigen Personen seines Gefolges allein inmitten einer ungeheueren Volksmenge. Ich erwar-

tete mit meinen Kameraden auf dem Petersplatz, der gleichfalls von Menschen angefüllt war, die Rückkehr des Kaisers. Endlich erschien er auf dem großen Balkon, und die Vivats ertönten von neuem und klangen in der Ferne weiter. Auf die Nachricht, daß der Kaiser in St. Peter sei, war Fürst Chigi herbeigeeilt, um als Cicerone zu dienen. Er hatte auch das Konklave davon verständigen lassen und die Kardinäle eingeladen, sich an der Tür im Innern bereitzuhalten. Nach einem Rundgange durch die Kirche führte er den Kaiser auf der Seite des Konklave zurück und schlug ihm vor, einzutreten. Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, öffnete er die Tür, hinter der das ganze heilige Kollegium mit Kardinal Albani an der Spitze versammelt stand, um ihm als Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches Ehrerbietung zu bezeugen. Der Kaiser trug ein kurzes Jagdmesser an der Seite, das er vor seinem Eintritt abnehmen wollte. Der Kardinal aber wehrte ihm mit den Worten: „Nein, Gott bewahre! Unter den unbesiegbaren Waffen Eurer geheiligten Majestät wird die heilige Kirche stets Schutz finden; sie bilden den sichtbaren Hort des Glaubens, legen Sie also dieses Symbol nicht ab!“ Beim Betreten der Säle, in denen die Zellen für die Kardinäle eingerichtet waren, beklagten sich einige, indem sie ihm deren Inneres zeigten, über ihre traurige und ärmliche Behausung. „Indes,“ erwiderte der Kaiser, „sie sind doch bei weitem besser als ein Zelt, unter dem wir weltlichen Soldaten zur Kriegszeit kampieren müssen.“ Und beim Weggehen sagte er noch zu ihnen: „Wenn Sie uns einen ebenso liebenswürdigen und verehrungswerten Papst geben wie Benedikt XIV., so werden Sie keinen Grund haben, die Buße zu bereuen, in der Sie freiwillig leben; denn es hängt von Ihnen ab, ihr ein Ende zu setzen und sie abzukürzen.“[55])

Um Rom mehr nach seinem eigenen Behagen besichtigen zu können, ließ der Kaiser durch den Stadtgouverneur dem Volke bekanntgeben, daß er sich durch die vielen Beweise von Anhänglichkeit der Römer sehr geschmeichelt fühle, aber wünsche, unter ihnen wie ein gewöhnlicher Privatmann zu leben und sich sehr freue, wenn man ihn auf der Straße ruhig seines Weges ziehen lasse. Vom nächsten Tage ab kam man zwar diesem Wunsche nach, aber in einiger Entfernung

[55]) Über die von Mannlich berichteten denkwürdigen Aussprüche Josefs II. vgl. Neue Genealogisch-Historische Nachrichten von den vornehmsten Begebenheiten, ... 102. Teil. Leipzig 1770, S. 375 und 106. Teil, S. 684.

folgte ihm stets eine ungeheuere Menschenmenge beiderlei Geschlechts auf Schritt und Tritt nach. Kurz darauf bin ich ihm auch begegnet. Er ging zu Fuß und trug einen grauen Anzug; ein ebenso gekleideter Diener schritt hinter ihm. Ich schloß mich der Menge an und folgte ihm bis zu einer Kirche, in die er eintrat. Auf der rechten Seite saß in einem Beichtstuhl ein dicker Mönch (ein Österreicher, der nach diesem Akt Titularbischof wurde), dem er mit allen Zeichen aufrichtiger Frömmigkeit beichtete. Da die Osterzeit nahe war und niemand von diesem religiösen Vorhaben des Kaisers Kenntnis hatte, war die Kirche von Beichtenden und Kommunizierenden dicht angefüllt. Er reihte sich ihnen an, und als jene, die vor ihm standen, zurücktreten wollten, nahm er eine Frau beim Arme, um sie daran zu hindern, und sagte zu ihr: „Bleiben Sie! Jeder, wie er an der Reihe ist! Vor Gott sind alle Menschen gleich." Diese Worte soll er zur Frau unseres Bäckers gesprochen haben, wenigstens rühmte sie sich dessen und erzählte es überall herum. Solche Leutseligkeit begeisterte das römische Volk, besonders die Trasteveriner, die nicht von Priestern beherrscht sein wollten. Sie sagten stolz: „Daß doch der Kaiser ein einziges Mal riefe: Zu mir, meine Römer! so würden wir auf der Stelle die Kardinäle des Konklave fortjagen, und er sollte unser Herr sein!"

Ich wage zwar keineswegs, eine so schöne Handlung und eine so liebenswürdige Eigenschaft zu tadeln, die diesem großen Fürsten angeboren schien; aber ich konnte mir nicht verhehlen — und die Folge hat es nur allzusehr bestätigt —, daß er durch seine Herablassung dem Volke gegenüber und besonders dadurch, daß er ihm zu offenkundig Weihrauch streute, die Menge lehrte, sich zu erheben, ihre Kraft zu erkennen und sich in ihrem Wahn zu sagen:

Les grands ne nous paroissent grands,
Que parceque nous sommes à genoux.
Levons-nous![56])

Das französische Volk war töricht genug, dem Beispiele der Brabanter[57]) zu folgen; Ströme von Blut flossen, Europa wurde verwüstet, — und noch lange wird es sich den Zustand zurücksehnen, den es durch seine Erhebung aufgegeben hat.

[56]) Motto einer sehr verbreiteten revolutionären Zeitung, von L. Prudhommes „Les Révolutions de Paris", Paris 1789 bis 1794.

[57]) Gemeint ist damit der Aufstand der Niederlande.

Die fremdländischen Gesandten und römischen Fürstlichkeiten wetteiferten, dem anwesenden Monarchen zu Ehren Bälle und herrliche Feste zu veranstalten. Einigen davon leistete er Folge; er war immer von den Damen umringt, die auch die Honneurs machten. Für den Ball beim venezianischen Gesandten und jenen, den Fürst Doria gab, hatte man mir Billette zur Verfügung gestellt. Letzterer hatte den Hof seines Palastes zu einem ungeheueren Ballsaal umwandeln lassen; aus den Fenstern, die nach dem Hofe gingen, waren ebensoviele Türen gemacht worden, und durch diese gelangte man aus seiner Bildergalerie und den Paradegemächern in den Festsaal, der in gleicher Höhe mit dem ersten Stockwerk lag. Der Fußboden war mit neuem, feinstem Tuche bespannt; die Decke, die durch Seile gehalten wurde, aus Seidenstoff drapiert. Im Lichterglanze Tausender von Kerzen erstrahlten der Saal und die Gemächer — fürwahr ein märchenhafter Zauber. Es war, wie auch beim venezianischen Gesandten, eine besondere Tafel für den Kaiser und ungefähr zwanzig der schönsten Damen Roms gedeckt, die nicht von seiner Seite wichen. Er setzte sich mit ihnen zu Tisch, verweilte einige Zeit, aber berührte nichts. Die gleiche Nüchternheit hatte er im Palaste von Venedig zur Schau getragen und, wie man versicherte, bei allen ihm zu Ehren gegebenen Festlichkeiten. Noch mehr tat dies sein Bruder Leopold,[58]) der zu ihm nach Rom gekommen und weit weniger als Josef beim Volke beliebt war.

Das Konklave veranstaltete ein Pferderennen, eine Illumination der Peterskirche und ein prächtiges Feuerwerk bei der Engelsburg.

Pompeo Battoni[59]) porträtierte den Kaiser und den Großherzog auf einem und demselben großen Gemälde. „Da es für Sie wohl bequemer ist, wenn Sie mich in Ihrem Atelier malen," sagte zu ihm Josef, „werde ich zu Ihnen kommen, um Ihnen dort zu sitzen."

Der Prinz von Lambesc[60]) hatte sich neue Musikalien gekauft und mich, da er es nicht erwarten konnte, sie zu probieren, schon in aller Frühe zu sich bitten lassen. Da saßen wir nun ein paar Stunden lang und strichen die Bogen. Es war fast elf Uhr, als ich den Weg zur

[58]) Vgl. S. 155.

[59]) Battoni, Pompeo Girolamo, ungemein fruchtbarer Historienmaler und Porträtist, 1708 bis 1787; der angesehenste italienische Maler seiner Zeit.

[60]) Vgl. S. 155.

Akademie wieder einschlug. Von weitem sah ich eine so große Menschenmenge vor dem Hause versammelt, daß ich aus Furcht, es möchte dort Feuer ausgebrochen sein, meine Schritte beschleunigte. Bei meiner Ankunft erfuhr ich nun, daß der Kaiser soeben weggegangen sei, nachdem er dort über eine Stunde mit der Durchsicht der Arbeiten und im Gespräche mit Herrn Natoire und den Pensionären verweilt habe. Der Direktor, der meiner gedenkend mich im Vicolo del Piombo hatte suchen lassen, machte mir einige Vorwürfe. „Ich glaubte," sagte er, „daß es Ihnen ein Vergnügen bereiten würde, mit dem Oberhaupte Ihres Vaterlandes zu sprechen und ihm Ihre Arbeiten vorzuzeigen, und ich dachte Sie ganz besonders vorzustellen, — aber der Herr hat während dieser Zeit das Pflaster Roms getreten." Ich gestehe, daß ich in meinem Ärger Campioni[61]) und alle Duos und Trios, die er je geschrieben hat, zum Teufel wünschte.

Von den Festlichkeiten des Konklave scheint die Illumination der Peterskirche den Kaiser überrascht zu haben. Eine junge Prinzessin, die sich in seiner Gesellschaft befand und ihn für ihre Unterhaltung zu interessieren wußte, veranlaßte ihn, sich ihr zuzuwenden. Dieser Augenblick war als Signal zum Beginn vereinbart; sie unterhielt ihn noch eine Minute, und als sich der Monarch umwendete, sah er das riesenhafte Gebäude im Scheine unzähliger kleiner Lampions vom Kreuze herab bis zur Treppe durch mächtige Feuerschalen erleuchtet, die seine herrlichen Konturen in Flammenlinien zeichneten.

Am 30. März gegen Mittag fuhr der Kaiser in dem Wagen seines Kuriers nach Neapel ab, gab sich dort als solcher aus und besuchte die Königin,[62]) die sich ihm sogleich in die Arme stürzte. Der König, begierig, was dieser Kurier gebracht habe, findet ihn in zärtlicher Umarmung mit seiner Gemahlin. „Es ist mein Bruder! Es ist der Kaiser!" rief die Königin unter erneuten Liebkosungen. Dann umarmte ihn auch der König.

Nach zehntägigem Aufenthalte, der Besichtigung alles Sehenswerten und nachdem er alle vorbereiteten Feste über sich hatte ergehen lassen, fuhr der Kaiser wieder nach Rom zurück, wo er gegen zehn Uhr vormittags am 10. April ankam und bei Pompeo Battoni abstieg.

[61]) Carlo Antonio Campioni, Kapellmeister und geschätzter Komponist, besonders für Kammer- und Instrumentalmusik.

[62]) Vgl. S. 121, Anm. 28.

Tags darauf, am Dienstag, verließ er zu gleicher Stunde Rom, um nach Florenz zurückzukehren. Für seine Abreise fanden die Römer einigen Trost in der Hoffnung auf die wohl baldige Proklamation des neuen Papstes. Die Wetten wurden eröffnet; ein jeder nannte den Kardinal, den er persönlich kannte und von dem er sich einiges erhoffte.

Bald darauf ernannte man auch den neuen Papst, ohne zu verkünden, auf wen die Wahl gefallen sei. Die Wagen sämtlicher Kardinäle waren nach dem Petersplatze gefahren, um ihre Herren nach der Verkündigung und Präsentation des neuen Papstes aus der Einsamkeit wieder nach Hause zu bringen. Der Zulauf des Volkes war ungeheuer. Alle wollten erfahren, wer ihr neuer Gebieter sei und wünschten ihn zu sehen. Groß und Klein und die Fremden aller Nationen strömten in die Peterskirche oder wenigstens, da man nicht mehr hineinkommen konnte, nach dem Platze, um so nahe als möglich dem großen Balkon zu sein, wo der neuerwählte Statthalter Christi dem Volke gezeigt werden sollte. Der Prinz von Lambesc hatte die Güte, mich aufzufordern, mit ihm die Festlichkeit zu schauen. Man hatte uns aufmerksam gemacht, daß die Straßen und vor allem die Brücke S. Angelo von Menschen und Wagen schon dicht gedrängt seien und man sie unmöglich passieren könne. Der Prinz befahl also seinem Kutscher, den Weg über Trastevere zu nehmen. Beim Vorüberfahren an der Farnesina konnte ich mich nicht enthalten, einen Blick nach dem Hause der Signora Marianna[63]) zu werfen; wirklich hatte ich das Vergnügen, sie am Fenster zu sehen. Da man mir erzählt hatte, ihr Vater habe sie in ein Kloster bringen lassen, war ich doppelt entzückt, sie ins elterliche Haus zurückgekehrt zu wissen.

Nach vieler Mühe fanden wir endlich in der Kirche Einlaß. Dem Fürsten und seinem Gefolge war ein Platz ganz nahe beim Hauptaltar angewiesen worden, auf den der neue Papst zur Entgegennahme der Verehrung und des Fußkusses der Kardinäle, Bischöfe usw. getragen werden sollte. Kurz nach unserer Ankunft erschien er: Klemens XIV., Ganganelli. Der Papst saß auf dem Altar des heiligen Petrus, die Kardinäle beugten vor ihm das Knie und näherten sich ihm mit einer Bewegung, als wollten sie ihm den Fuß oder die Hand küssen; er aber schloß sie in seine Arme und küßte sie. Währenddessen sagte zu mir

[63]) Vgl. S. 123ff.

Herr v. Boistel, daß diese Zeremonie in solch prächtigem Gotteshause vor den Augen der Großen aller Nationen, der auswärtigen Minister und einer unabsehbaren Menschenmenge in tiefem, ehrfurchtsvollem Schweigen die erhabenste und eindrucksvollste sei, die er je in seinem Leben gesehen habe. „Aber," fuhr er fort, „wenn die Natur einer jeden dieser Eminenzen einen Schweif wie einem Hunde als Ausdrucksmittel ihrer Freundschaft, ihres Hasses oder ihrer Demütigung verliehen hätte, wie wenig wedelnde und wie viele eingezogene Schweife würden wir wohl während dieser Umarmungen sehen!"

Kaum war der Name des neuen Papstes dem harrenden Volke auf dem Platze verkündet, so begann es, sich auf seinen Wagen zu stürzen. Die einen setzten sich hinein, andere hinten auf, wieder andere stiegen auf das Verdeck, den Sitz, die Wagenschläge und die Pferde. Alle jene, denen es irgendwie gelungen war, sich daran festzuhalten, hatten an dieser Besitzergreifung Teil. So machte man einige Runden in den Straßen, und das ganze Gefährte wurde schließlich zum Besten derer verkauft, die es mit Beschlag belegt hatten. Die Vergnügungen und Festlichkeiten nahmen von neuem ihren Anfang, aber waren weniger prächtig und zahlreich als jene, die man soeben dem Kaiser zu Ehren veranstaltet hatte.

Der Marquis d'Aubeterre wurde zurückberufen und Kardinal v. Bernis sein Nachfolger bei der französischen Gesandtschaft.

Altem Herkommen gemäß wurden die Pensionäre der französischen Akademie dem neuen Gesandten vorgestellt, und Mr. Natoire wünschte, daß auch ich, obgleich Ausländer, dabei anwesend wäre. Seine Eminenz empfing alle mit Höflichkeit und Güte. Als aber ich an die Reihe kam, und der Direktor den Namen des Herzogs von Zweibrücken nannte, kam der Kardinal auf mich zu, und indem er mir seine Hand auf die Schulter legte, sagte er zu mir mit Wärme: „Mein Herr, Sie haben das Glück, dem, ich will nicht sagen liebenswürdigsten Fürsten der Welt (das wäre zu wenig) anzugehören, aber dem würdigsten und liebenswürdigsten Menschen, den ich kenne. Ich würde mich freuen, Ihnen während Ihres hiesigen Aufenthaltes nützlich sein zu können; aber bis dahin besuchen Sie mich doch manchmal und betrachten mein Haus als das Ihre!" Diese mir von Seiner Eminenz zuteil gewordene Auszeichnung beeinflußte sichtlich die Meinung meiner Kameraden und sogar jene Herrn Natoires, der bald darauf

entdeckte, daß ich in meinem Zimmer allzusehr eingeschränkt sei, und mir zwei schön eingerichtete Räume im ersten Stocke neben seinem Bruder, dem Abbé, anweisen ließ.

Inzwischen war der Prinz von Lambesc von seinem Ausfluge nach Neapel wieder zurückgekehrt. Er hielt sich jedoch nur noch wenige Tage in Rom auf. Herr v. Boistel beschleunigte die Weiterreise, und er wußte wohl warum. Sie begaben sich an den Florentiner Hof und von da nach Wien. Der Fürst beauftragte mich bei seiner Abreise, nach meinem Geschmack Kameen, italienische Bücher und römische Pomade, mit der er sehr zufrieden war, für ihn einzukaufen, und Müller sagte zu mir: „Der Fürst ist Ihnen für all die Mühe und Sorge, die Sie sich für ihn genommen haben, unendlich verpflichtet und sehr geneigt, Ihnen bei jeder sich bietenden Gelegenheit Beweise seiner Dankbarkeit zu geben." Ich fühlte mich in hohem Grade als Schuldner dieses liebenswürdigen Prinzen, denn auf meine Bitte hatte er meinen Freund Heurtier mit auf die Reise nach Neapel genommen. Bei seiner Rückkehr nach Paris empfahl er ihn dann dem Könige, und nach dessen Tode verschaffte er ihm die Stelle des Privatarchitekten Ludwigs XVI., der ihm bald seine Gunst schenkte und ihn mit Ehren und Reichtümern überhäufte. Während der Revolution verlor er den größten Teil seines Vermögens und entkam, obwohl er wegen seiner Anhänglichkeit an den König bekannt war, der Todesstrafe, die alle traf, die auf der Proskriptionsliste als seine Freunde standen und von dem unglücklichen Monarchen Wohltaten empfangen hatten. Seine Geradheit und Ehrenhaftigkeit gegen die Arbeiter jedes Handwerks, die er in seinem Amte beschäftigte, retteten ihn.

Nach der Abreise des Fürsten legte ich die letzte Hand an meine drei Bilder. Ich schrieb nach Eze und erhielt die Weisung, mein Altarbild den Händen der ehrwürdigen Dominikanerpatres im Kloster der Minerva zu übergeben, die es dem Bischof von Nizza übermitteln würden. Ich ließ es also zu diesen gefürchteten[64]) Mönchen tragen, die mich aufs höflichste empfingen und meiner Frömmigkeit und meinem Talente reichstes Lob spendeten. Beim Verlassen des Klosters konnte ich mich nicht enthalten, über unser Erlebnis mit dem Abbé Le Bon[65])

[64]) Anspielung auf die Tätigkeit der Dominikaner während der kirchlichen Inquisition, die ihnen seit 1233 übertragen worden war.

[65]) Vgl. S. 84 ff.

und den Schrecken zu lachen, den er uns mit der Androhung der Strenge und der Macht dieser selben Patres einzujagen gewußt hatte. Die Altarbilder Alizards und Vanloos waren noch kaum im Entwurf fertiggestellt.

Mein Bacchus oder vielmehr Faun fand den Beifall Herrn Natoires, und obgleich ich ihn meinem Wohltäter Herzog Christian schicken wollte, bestand er darauf, ihn den Arbeiten der Pensionäre beizufügen und dem Marquis de Marigny nach Paris zu senden.

Da ich noch nicht zur Farnesina zurückkehren konnte, gedachte ich Caraccio und Domenichino in San Gregorio zu studieren. Fast alle Mönche dieses Klosters waren junge Leute aus den ersten Familien Italiens, die ihre Angehörigen aus Interesse oder Ehrgeiz gezwungen hatten, sich dem Zölibat zu weihen, um das gesamte Vermögen dem ältesten Sohne zu hinterlassen. Wir hatten schon nach kurzer Zeit Bekanntschaft geschlossen, und unsere Beziehungen gestalteten sich sehr freundschaftlich. Sie machten aus ihrer Zügellosigkeit, ja sogar Ungläubigkeit, die bis zum Atheismus ging, kein Hehl. Ein junger Franzose, der in der Klosterkapelle zeichnete, bot sich ihnen an, die Messe zu ministrieren und entledigte sich seiner Aufgabe mit tausend Äffereien, so daß wir Tränen lachen mußten. Glücklicherweise waren nur wir allein in der Kirche, die, obwohl innerhalb der Mauern Roms gelegen, doch mitten auf dem Lande war, umgeben von den Ruinen der Kaiserpaläste und Neros goldenem Hause. Einer dieser jungen Priester wollte mich um jeden Preis in ein Nonnenkloster einführen, wo er und einige seiner Kameraden zuweilen angenehme Nächte verbrachten. Er hatte für mich eine der Schwestern bestimmt, die seit der Versetzung ihres Geliebten frei geworden war, weil er wohl wußte, daß ich das Geheimnis nicht verraten würde. Da ich mich nicht gleich dazu entschließen konnte, fügte er bei: „Sie denken vielleicht, daß sie häßlich ist; nun wohl, ich werde sie Ihnen im Sprechzimmer zeigen.“ Da ich jedoch dem jungen Libertin nicht recht traute, der mir ein Abenteuer vorschlug, dessen Gefahren ich kannte, dankte ich ihm für seine gute Absicht. Ich zog vor, mich mit ganzem Herzen und ganzer Seele dem Studium zu widmen, um vernünftig zu bleiben.

In den Mußestunden nahm ich die römische Geschichte oder meinen Plutarch zur Hand und begab mich zu den Schauplätzen der darin erzählten weltgeschichtlichen Ereignisse: bald auf das Kapitol,

zum tarpejischen Felsen, dem Tempel des Romulus, bald in die Grotte der Nymphe Egeria oder zum Tempel des Deus Rediculus,[66]) wo Hannibal, durch Erscheinungen gewarnt, die Belagerung Roms aufheben ließ. Mein Hang zum Träumen war wieder geweckt; gepaart mit glühender Einbildungskraft, gestaltete er diese Lektüre meiner Geschichtschreiber unendlich reizvoll, und ich glaubte die gelesenen Szenen wirklich vor meinen Augen abspielen zu sehen. Über solcher Beschäftigung brach gewöhnlich die Nacht herein; sie hinderte mich aber nicht, meinen Träumereien noch bis zum Betreten der Akademie nachzuhängen, wo mich die lärmende Fröhlichkeit meiner Freunde wieder in die Gegenwart zurückversetzte.

Um diese Zeit tat ich bei der Versteigerung des Nachlasses von Kardinal Ferroni, der soeben gestorben war, einen glücklichen Griff mit einigen Bildern des D. Heusch,[67]) eines würdigen Schülers von Jan Both, die mir um ein Viertel meines Schätzungswertes zufielen. Drei Fuß breit und zweieinhalb hoch, waren sie trefflich erhalten, von köstlicher Vollendung und großer Schönheit. Ich wollte sie dem Herzog, dessen Geschmack ich kannte, zum Geschenk machen, und ließ sie ihm deswegen mit meiner Nymphe Salmacis und einem begleitenden Schreiben übersenden.

Im Spätsommer empfing ich einen Brief unseres guten Gastgebers von Eze und einen weiteren vom Dorfpfarrer, die voll des Dankes für das ihnen zugekommene Altargemälde waren. Damit hielt ich jedoch meine Schuld für all das Gute, das sie mir wie meinen Leidensgenossen erwiesen hatten, noch nicht für abgetragen. Ich äußerte mich in diesem Sinne und stellte ihnen zugleich in Aussicht, daß auch meine Kameraden ihrem Versprechen bald nachkommen würden. Einige Tage später übermittelte mir ein Vertrauter der Inquisition des Klosters Minerva einen Brief des Paters Gabriel Fabricy, der mir ein Geschenk des Bischofs von Nizza und des Pfarrers von Eze, einen Korb mit Zuckerhüten, einen anderen mit Turiner Schokolade, Kaffee und feinstem Tee ankündete. Diesen Gaben wurde dann bei einem großen

[66]) Links von dem an der Via Appia gelegenen Kirchlein Domine, quo vadis; so genannt, weil Hannibal an dieser Stelle wieder umgekehrt sei (von redire), eigentlich eine Grabkapelle in Tempelform.

[67]) Wilhelm (nicht Daniel) de Heusch, holländischer Maler und Kupferstecher des 17. Jahrhunderts.

Dejeuner, zu dem ich außer allen Pensionären auch die Externen, die Dänen, Schweden und Russen einlud, alle Ehre zuteil. Mein kleines Fest und besonders die Ermahnungen Herrn Natoires bestimmten endlich auch Alizard und Vanloo, zum Pinsel zu greifen und die beiden anderen Altarbilder für die Kirche von Eze zum Abschlusse zu bringen.

Der an der Akademie herrschende religiöse Despotismus hatte gegen Ostern dieses Jahres eine Verwirrung hervorgerufen, wie sie jeder Mißbrauch von Gewalt früher oder später einmal nach sich ziehen muß. Unzufriedenheit, versteckter Haß und endlich offene Auflehnung waren die natürliche Folge der Strenge, mit der Mr. Natoire von den seiner Leitung anvertrauten jungen Leuten Beicht- und besonders Kommunionzettel forderte. Zwei Pensionäre hatten sich geweigert, sich dem bestehenden Brauche zu fügen; der eine von ihnen war der Ansicht, daß er mit einer durch den Zwang verbitterten Seele sich dem heiligen Tische nicht nähern dürfe. Dem anderen widerstrebte, sich unter eine tyrannische und fremde Autorität zu beugen, der er trotzen zu müssen glaubte. Mouton protestierte als erster. Man hatte von ihm verlangt, entweder seiner Christenpflicht zu genügen oder die Akademie zu verlassen. Er beichtete, verweigerte jedoch die heilige Kommunion und wurde aus der Akademie gejagt.

Boucher, der diesen Gewaltakt gegen seinen Kameraden sah, sagte unverdrossen zu unserem Beichtvater: „Nun wohl, Pater Philipp, ich werde beichten und kommunizieren, wenn Sie es wünschen.“ Er war auch schon am nächsten Tage im Beichtstuhl, wurde aber aus besonderen Gründen zu den Großpönitentiaren verwiesen, deren Amt die Jesuiten, die damals noch in Rom waren, ausübten. Er mußte also nach St. Peter gehen, wo sich ihre Beichtstühle für die Angehörigen aller Sprachen befanden, und bat mich, Zeuge seines frommen Schrittes zu sein. Beim Betreten der Peterskirche hatte ein französischer Jesuit soeben einen Büßer absolviert und wollte sich zurückziehen, als sich Boucher ziemlich langsam dem Pater näherte, der ihm mit lauter Stimme zurief: „Sie können wiederkommen, es ist spät; ich habe Geschäfte, die mich erwarten.“ „Ich auch,“ erwiderte Boucher noch lauter. „Sie sind im übrigen da, um mich zu hören; ich will beichten, weil ich muß, und verspreche Ihnen, daß es nicht lange dauern wird.“ Der Pater beruhigte sich und begann, ihn anzuhören. Plötzlich fuhr er in die Höhe, glühend vor Zorn. Auch Boucher erhob

sich. Die Beichte verwandelte sich allmählich in freundschaftliche Unterhaltung; sie trennten sich höflich.

„Du hast eine sonderbare Beichte abgelegt," sagte ich zu ihm; „sie sah eher wie ein Streit aus, auch folgte keine Absolution darauf."

„Was macht's?" sagte Boucher lachend, „ich glaube, meine Sache gewonnen zu haben. Mein Beichtvater forderte mich zum Schlusse auf, ihn zu besuchen, damit er sich mit mir bespreche und mir Bücher leihe, die mich wieder auf den rechten Weg zurückbringen würden. Einstweilen wolle er Herrn Natoire um Aufschub für mich bitten." Er schrieb nun wirklich an den Direktor, der um so eher damit einverstanden war, als er voraussah, daß ihm die Angelegenheit mit Mouton, deren Meldung bereits mit dem Kurier abgegangen war, voraussichtlich Unannehmlichkeiten in Paris eintragen würde. Das war auch der Fall. Der berühmte Target[68]) nahm sich der Sache des jungen Mannes an, gewann den Prozeß im Parlament, und Mr. Natoire wurde verurteilt, die Kosten zu tragen, 20 000 Livres nebst Zinsen als Entschädigung an Mouton zu bezahlen und eine Ehrenerklärung abzugeben, die in den Straßen von Paris publiziert werden sollte — weil er junge Leute unter dem unmittelbaren Schutze Seiner Majestät des Königs der Inquisition in Rom ausgeliefert habe. Da es jedoch im französischen Verwaltungssystem lag, die Wage des Rechtes stets zugunsten des Vorgesetzten, also zum Schaden des Untergebenen neigen zu lassen, übergab der König das Prozeßverfahren seinem Gerichtshof, wo es begraben blieb. Im Verlaufe dieses Prozesses sollten die Pensionäre mit ihrer Unterschrift bestätigen, daß sich der Direktor niemals mit dem Beichtzettel allein begnügt, sondern sie auch stets unter Androhung, der Pension verlustig zu gehen, zur Kommunion gezwungen habe.

Als Ausländer und Protestant konnte ich mich der Unterschrift der Pensionäre, die die Angelegenheit entschied und Mr. Natoire den Prozeß verlieren ließ, entziehen. Das verdoppelte das freundliche Entgegenkommen Mlle. Natoires gegen mich. Ich war ihr dienender Ritter, begleitete sie oft zur Messe, speiste zuweilen mittags und abends mit ihr und ihren beiden Brüdern, von denen der Abbé, der mich seit

[68]) Guy Jean Baptiste Target, 1733 bis 1807, Jurist und Politiker, erfolgreicher Parlamentsadvokat, Verteidiger Kardinal Rohans im Halsbandprozeß.

langem fleißig aufsuchte und als mein Nachbar kaum gemieden werden konnte, das Gespräch immer wieder auf die Religion lenkte, und mir täglich mehr von seiner Schwester beauftragt schien, das Geschäft des Abbés Le Bon an mir auszuüben. Er wollte mich mit aller Gewalt bekehren. Da er jedoch in mir einen eifigen Gegner erkannte, der frühere Erfahrungen in dieser Beziehung noch nicht vergessen hatte, trat er wohlweislich den Rückzug an und ließ mich in Ruhe.

Das gute Fräulein aber wurde durch diesen Mißerfolg ihres Bruders nicht abgeschreckt; sie wollte ihre eigene Kraft an mir versuchen und unterhielt mich nicht selten über das, was sie das „Heil meiner Seele" nannte. „Sie sind ein so guter Junge," sagte sie oft zu mir, „so sanft, ehrlich, gefällig, daß man Sie wirklich gern leiden muß, und ich den Gedanken nicht ertragen kann, Sie verdammt zu sehen. Mein Bruder hat mir wenig Hoffnung auf Ihre Bekehrung gelassen. Er sagte mir, Sie seien derart im Irrglauben befangen, daß er sich nicht stark genug fühle, Sie zu erleuchten und daraus zu befreien. Aber würden Sie wenigstens für mich (die ich Sie in meinem Alter doch mit ganzem Herzen lieben darf) so viel Freundschaft fühlen, einen heiligen Mann zu hören, den ich Ihnen bringen werde? Er wird Sie überzeugen, retten, und ich werde glücklich sein, dazu beigetragen zu haben." Bei diesen Worten standen der Guten die Tränen in den Augen. Davon gerührt, versprach ich, alle zu empfangen, die sie zu mir schicken wolle, und auch katholisch zu werden, wenn sie mich zu überzeugen vermöchten.

Die Zeit der Weinernte war gekommen. Alles strömte, wie es auch heute noch in Rom Sitte ist, auf das Land. Überall tanzt und trinkt man, und die Frauen bewegen sich freier. Am meisten vergnügte ich mich am Saltarello, einem Tanz von antikem Charakter: ein Mädchen schlägt tanzend im Takt ein Tamburin, daß die Schellen klingen; ihr Partner begleitet sie mit Kastagnetten und führt dazu die tollsten Sprünge wie ein Faun aus. Er gebärdet sich, als wolle er sie erhaschen; sie vor ihm fliehend, reizt ihn, sie wieder zu verfolgen, um dann erst recht zu entschlüpfen und sich ihm schließlich zu ergeben. Das ist ein Rest der alten Bacchanalien. Wenn wir an den Sonntagen wie gewöhnlich zur Villa Madama wanderten, so gaben wir uns auch dort in dieser Zeit der allgemeinen Fröhlichkeit hin, bei Musik und köstlicher Kurzweil.

Bald nach jenen Herbsttagen kam mir der folgende Brief in die Hände, der mir viel Freude verursachte:

„Mannheim, den 19. September 1769.

Mein lieber Mannlich! Ich habe mit der Antwort auf Seinen Brief gewartet, bis alle Seine angekündigten Bilder in meinen Besitz gelangt sind. Als erstes erhielt ich Seinen Bacchus noch in Paris durch Mr. de Marigny, an den er gerichtet war. Dieses Bild macht Ihm die größte Ehre, und es hat Ihm auch den Beifall, ja sogar die Bewunderung der ersten Künstler von Paris eingetragen. Ich selbst finde es staunenswert, ganz ausgezeichnet in Zeichnung und Farbe, mit dem herrlichen Kolorit des Rubens und François le Moine[69]) und jener schönen Natur, die nach meiner Ansicht die beständige Führerin des Malers sein muß. Die anderen drei Gemälde sind mir seit meiner Rückkehr von Paris zu Händen gekommen.

„Für die beiden Landschaften von Daniel Heusch,[70]) die Er mir zum Geschenke macht, danke ich Ihm, mein lieber Mannlich, von ganzem Herzen; ich nehme sie mit Vergnügen an. Er will Seine Auslagen dafür nicht ersetzt haben; damit bin ich wohl einverstanden. Aber erlaube auch Er, daß ich anstatt dessen Seine Mutter bedenke. Die zwei Heusch sind meiner Meinung nach die trefflichsten Landschaften von der Welt, und die Figuren darin sehr schön. Das dritte Bild, zwei Akte, scheint mir Sein eigenes Werk zu sein. Es ist sehr ansprechend in der Komposition, nicht minder in Zeichnung und Farbengebung. Ich kann Ihm kaum sagen, wie sehr mich Seine Fortschritte freuen. Aber das Interesse, das ich allezeit an Ihm genommen, und meine Freundschaft für Ihn mögen Ihm dafür Bürge sein. Die Zeit für Seinen weiteren Aufenthalt in Italien will ich Ihm, mein lieber Mannlich, nicht vorschreiben. Möge Er selbst darüber entscheiden, und so lange er sich in diesem Lande der schönen Künste weiterbilden zu können glaubt, wird Er klugerweise seine Studien fortsetzen. Er ist auf zu guter Bahn, um sie jetzt abbrechen

[69]) François le Moine (Lemoine), Maler, 1688 bis 1737. Sein Hauptwerk ist die Apotheose des Herkules in 142 Figuren an der Decke des großen Saales in Versailles. Zur Anerkennung für diese hervorragende Leistung wurde er 1736 zum Hofmaler ernannt. Lemoine, dessen zartes Kolorit gerühmt wird, gilt als der letzte große Maler der Epoche Ludwigs XIV.

[70]) Vgl. S. 166, Anm. 67.

zu dürfen, und wird das Höchste erreichen, ja, wenn Er will, die alten Meister wieder erstehen lassen, deren die Kunstfreunde in Liebe und Ehrfurcht gedenken. Meyer[71]) ist mit mir von Paris zurückgekehrt: er hat viel gelernt und sich täglich vervollkommnet. Hien[72]) ist der gleiche geblieben, ohne Talent und Empfindung; er leistet zuweilen Gutes, ohne sich dessen bewußt zu sein. Der kleine Müller,[73]) der bei Ihm war, und den ich zu Verschaffelt schickte, zeigt Begabung; er wird sich einmal für Tierstücke, vor allem für Pferde sehr eignen. Auch Bilder in vlämischer Art malt er. Bei seiner Jugend bedarf er notwendig der Führung, aber durch Fleiß und gute Unterweisung wird er wohl mit der Zeit etwas Tüchtiges zustande bringen.

„Adieu, mein lieber Mannlich, halte er sich meiner Wertschätzung und Freundschaft wohl versichert!

Christian P. P., Herzog von Zweibrücken."

Wenn mich auch das Gefühl der Dankbarkeit für die Güte dieses großen Fürsten durchdrang, und mich sein Beifall, sein Lob ermutigte, so schmeichelte mir doch noch mehr der Beweis seiner Schätzung, die in der gnädigen Entgegennahme des dargebotenen Geschenkes zum Ausdruck kam. Es ist wahr, daß er dafür meine Mutter doppelt entschädigte, aber er sagte doch immer, so oft er in seiner Galerie die beiden Heusch sah oder sie Kunstfreunden zeigte: „Das ist ein Geschenk vom jungen Mannlich!"

Nachdem ich in den Sammlungen und Kirchen die Werke Caraccios, Guidos und Domenichinos studiert hatte, verblieben mir noch Michelangelo und Raffael, die ich mir als die vollendetsten auf zuletzt sparte.

An meinen Studien Michelangelos wünschten sich auch mehrere Kameraden und ein Ludwigsritter, namens de Cucé de Boisgelin, zu beteiligen, ein sehr liebenswürdiger junger Mann und großer Kunst-

---

[71]) Vgl. S. 43, Anm. 50.

[72]) Vgl. S. 43, Anm. 49.

[73]) Friedrich Müller, Maler, Radierer und Dichter, bekannt unter der Bezeichnung „Maler Müller", 1749 bis 1825. Ursprünglich Malergeselle, wurde er von Herzog Christian IV. ausgebildet. Erfolgreicher und noch mehr anerkannt als seine künstlerische Tätigkeit ist seine spätere dichterische. Vgl. Bernhard Seuffert, Maler Müller, Berlin 1877. — Verschaffelt vgl. S. 14.

freund. Da der französische Palast drei Viertelmeilen vom Vatikan entfernt lag, ließen wir uns die Mahlzeiten in die Sixtinische Kapelle bringen. Zur Mittagsstunde trafen unsere Diener ein. Weit und breit war kein Tisch; sie stellten also unsere Teller der Reihe nach auf den einzigen Altar, der sich in dieser heiligen Kapelle befindet. Das war an einem Freitage, und weil die Köchin Margherita wußte, daß ich niemals den Fasttag hielt, hatte sie mir Kotelette und eine Wildente geschickt. Der Chevalier bekam Hühner und Schinken, und den anderen Pensionären wurden Fische aufgetragen. „Wir wollen gemeinsame Sache halten!" sagten sie, und bald standen wir rings um den Altar und verzehrten unsere Gerichte mit dem denkbar trefflichsten Appetit. Um es bequemer zu haben, schwang sich Mr. de Cucé mit einem Sprung auf den Altar neben seine Teller.

Da erschien plötzlich der Kustode der Kapelle. Seine Miene und Gebärde, als er diese Entweihung bemerkte, an die keiner von uns gedacht hatte, werde ich zeitlebens nicht vergessen. Einen Augenblick blieb er wie versteinert stehen und brachte keine Silbe hervor. Als wir aber unbeirrt unser Mahl fortsetzten, und einer der Kameraden sogar das Glas auf sein Wohl leerte, verwandelte sich sein Erstaunen in schallendes Zornesgelächter, das sich in den Ruf auflöste: „Ah, i Francesi, i Francesi!" Er kam bald darauf mit einem Tische wieder und sagte, daß wir uns des schwersten Verbrechens schuldig gemacht hätten: auf dem heiligsten Altar der Christenheit, an dem der Papst allein Messe lesen darf, wo während des Konklave die Kardinäle den heiligen Geist zur Erleuchtung ihrer Wahl anrufen, Fleisch an einem Freitag zu essen, sich noch darauf zu setzen, wie wenn man in einer Ketzerschenke wäre. „Entfernen Sie sich, meine Herren!" fuhr er fort; „von mir hängt es ab, Sie nach Gebühr bestrafen zu lassen, wenn ich Sie der heiligen Inquisition überliefere, wie es übrigens meine Pflicht ist."

Nach meinem Empfinden war der Mann vollkommen im Recht, und ohne durch seine Drohungen eingeschüchtert zu sein, versuchte ich, ihn zu besänftigen und uns zu entschuldigen. Ich hatte schon in die Tasche gegriffen, um ihn mit einigen Papetti vollends zu überzeugen, als der Chevalier, der weder seinen Platz verändert, noch beim Essen innegehalten hatte, mich mit den Worten zurückhielt: „Dieser wunderliche Kerl will uns bedrohen; lassen Sie mich diese Sache beilegen! Wir werden ihm nach Abschluß unserer Studien hier seinen Tisch reichlich be-

zahlen." „Sie glauben also, daß Sie uns als Gottesfrevler denunzieren müssen?" fuhr der Chevalier fort, sich an unseren Ankläger wendend. „Jawohl, man soll stets das tun, was man muß. Morgen werden sich hier ganz in der Nähe die Patres versammeln, und ich werde dabei nicht fehlen," erwiderte der Kustode in übler Laune.

Voll brennender Begierde, zu wissen, wo dieses einst so furchtbare Tribunal zu Gerichte sitzt, folgten wir dem Manne vor die Tür nach. Der Chevalier hielt noch die Knochen seines Hühnerflügels in der Hand und sagte, während er sie in das Schlüsselloch und unter die Tür stopfte: „Damit es Ihrer Anklage nicht an Beweis fehle, will ich Ihnen das Corpus delicti überlassen." Darauf war unser Kustode freilich nicht gefaßt, als er uns zu jener gefürchteten Tür geleitete, die uns die Börse öffnen sollte. Diese Herausforderung aufs höchste mißbilligend, richtete sich mein erster Gedanke auf den Pater Fabricy.[74]) Was soll dieser ehrbare Mann denken, wenn er deinen Namen unter den jungen Toren finden wird, die einer vom Oberhaupte des Landes anerkannten Autorität frech zu trotzen wagten! Ich war längere Zeit sehr in Sorge darüber, konnte aber von seiner Seite keinerlei Veränderung in seinem Benehmen gegen mich bemerken. Mr. Natoire schien nichts davon erfahren zu haben. Sein beim Pariser Parlamente in Sachen der römischen Inquisition verlorener Prozeß mochte wohl die Ursache unserer Straflosigkeit und des Schweigens des Heiligen Stuhles über ein so schweres Vergehen gewesen sein. Sixtus V.[75]) hätte uns mit Bestimmtheit hängen lassen, zwei Jahrhunderte später tat Ganganelli, als ob er von der Angelegenheit nichts wüßte.

Bei meinem Bericht über die Thronbesteigung des neugewählten Pontifex habe ich vergessen, von seinem Amtsantritte zu erzählen. Diese Zeremonie, die nicht weniger festlich und malerisch als (mit Ausnahme des Glockengeläutes) still verlief, hat mir ungefähr die Idee von dem Zuge eines römischen Imperators gegeben. Der Papst ritt in feierlichem Ornate auf einer weißen, von den beiden Konservatoren Roms geführten Maulesel durch die Straßen, umgeben von seiner Schweizergarde in glänzender Eisenrüstung, während ihm die Kardinäle in wallendem Purpurmantel, das Haupt vom roten Hut be-

[74]) Vgl. S. 166.

[75]) 1585 bis 1590; zeichnete sich durch Herrschsucht, Energie und Strenge aus.

schattet, auf Eselinnen reitend folgten. Chevaulegers, Küraſſiere, Prieſter in unabſehbarer, farbenprangender Menge, und das römiſche Volk bildeten die Spitze und den Abſchluß dieſes kirchlichen Triumphzuges. In den Straßen hatte man Bogen errichtet. Der Weg war ſo vorgezeichnet, daß der Zug unter den marmornen, einſt für Septimius Severus, Titus und Konſtantin erbauten Triumphbogen hindurchſchreiten ſollte. Ich hatte mir einen Platz an der Ecke des Kapitols gemietet, von wo ich ihn die breite Treppe hinanſteigen und an der Reiterſtatue Mark Aurels vorüber zum Campo Vaccino durch den Severusbogen wieder hinabwallen ſehen konnte. Halbwegs vor letzterem begann die Eſelin, auf welcher der Papſt ritt, unruhig zu werden und Sprünge zu machen, wodurch die Herren Conſervatori dermaßen erſchraken, daß ſie die Goldſchnüre losließen, an denen ſie den Zügel des Tieres hielten. Dieſes fühlte ſich nun ledig und warf Seine Heiligkeit ſehr unſanft auf die Erde. Man hob ſie ſogleich wieder auf und fing die Eſelin ein, die ſich unter die Menſchenmenge geflüchtet hatte. Glücklicherweiſe war der Pontifex nicht verletzt, aber er ſah bleich wie der Tod aus. Ein armes Weib reichte ihm ein Glas Waſſer. Er trank davon, dankte ihr und bat ſie, ihn aufzuſuchen. Dann wendete er ſich zu den Konſervatoren, die ihm ſein Maultier zurückgebracht hatten, und ſagte zu ihnen: „Wenn ich dieſen Weg noch einmal zurücklegen müßte, würde ich an Stelle von Edelleuten Pferdeknechte aus meinem Stalle wählen, um mir nicht den Hals zu brechen.“ Darauf ging er zu Fuß weiter.

Je weiter der Herbſt gegen den Winter vorſchritt, deſto mehr verſchlimmerte ſich die Krankheit Lefebvres,[76]) der ſeit längerer Zeit daniederlag. Schließlich fanden ſeine Leiden zugleich mit ſeinem Leben ihren Abſchluß. Wir trauerten alle um ihn. Man verbrannte ſeine Möbel und Kleider und entfernte den Mauerbewurf an den Wänden und der Decke. Dieſe Vorſichtsmaßregeln bewieſen mir, daß das Verbot des Arztes, ſich dem Kranken zu nähern, nur allzu begründet war. Das beunruhigte mich, da ich häufig mehrere Stunden lang an ſeinem Bett zugebracht hatte, und ich wurde darin noch vollends durch den Arzt beſtärkt, der meinen Puls fühlte und mir meine Unklugheit vor-

[76]) Vgl. S. 131. Dominique Lefebvre, Maler, geboren 1739, Schüler Viens, hatte 1766 den großen Rompreis erhalten.

warf. Er ließ mir fleißig zur Ader, verordnete Reinigungsmittel und andere Drogen, die mich im Verein mit meiner Besorgnis nun wirklich krank machten. Ohne Schmerzen zu empfinden, fühlte ich mich kraftlos, dahinsiechend und melancholisch. Schließlich mußte ich das Zimmer und zuweilen sogar das Bett hüten.

Mlle. Natoire besuchte mich oft; sie hielt nun diese Zeit und die Umstände für meine Bekehrung besonders geeignet und brachte mir eines schönen Morgens den heiligen Mann, der mich überzeugen und belehren sollte. Ich war angenehm überrascht beim Anblick meines würdigen und schätzenswerten Pater Fabricy. Er errötete, als er mich erkannte, sprach von meiner Gesundheit und lenkte, nachdem sich das Fräulein entfernt hatte, um uns allein zu lassen, die Unterhaltung auf d'Hancarvilles[77]) Werk über etruskische Vasen, das auf meinem Tische lag, und Altertümer, die ich mir erworben hatte. Nach einer Stunde zog er sich mit dem Versprechen eines baldigen Besuches zurück, ohne auch nur eine einzige Silbe über den Grund seines Kommens verloren zu haben. Kurze Zeit darauf kehrte er auch in der Tat wieder, beruhigte mich über meinen Zustand, den der Tod meines Freundes und meine Hypochondrie verursacht hätten, und legte mir ans Herz, nicht zu viel zu arbeiten, mich zu zerstreuen, zu bewegen und vor allem keine Drogen mehr einzunehmen. Denn lediglich der Arzt habe meine Gesundheit geschwächt, ohne mich jedoch ernstlich krank machen zu können. So viel ist sicher, daß uns unser kleiner buckliger Hausarzt auf sonderbare Art kurierte. Zu besserer Blutzirkulation verschrieb er uns häufigen Aderlaß, Diät und reichliche Portionen von gemischtem Tee, wie man ihn junge Nonnen einnehmen läßt, deren frische und belebte Gesichtsfarbe zu viel Temperament und Gesundheit für ihr Keuschheitsgelübde verrät. Der kleine Mann hätte durch diese Kur am liebsten das ganze männliche Geschlecht geschwächt, um über die Tugend seiner schönen Hälfte beruhigter sein zu können. Auf des Paters Rat flogen nun die Drogen zum Fenster hinaus; allmählich kehrte meine Heiterkeit zurück, und ich nahm auch meine gewohnte Lebensweise wieder auf.

Seit Mitte des Monats Februar 1770 hatte ich meine Studien nach Michelangelo wieder fortsetzen können. Der Chevalier de Bernis,

---

[77]) P. Fr. Hugues, dit d'Hancarville, Antiquités Étrusques, Grecques et Romaines tirées du cabinet de M. Hamilton. Naples 1766 bis 1767.

Brigadier der königlich französischen Armee, ein Neffe des Kardinals, holte mich täglich in seinem Wagen ab, um mich nach der Sixtinischen Kapelle zu fahren. Gegen Abend brachte er mich wieder nach Hause und blieb auch nicht ein einziges Mal während des ganzen Sommers bis zu meiner Abreise von Rom aus. Meine Kameraden hatten ebenso wie der Chevalier de Cucé das Studium dieses Meisters aufgegeben, der für den zarten französischen Geschmack zu ernst, gewaltig und erdrückend ist. Als Ersatz für sie fand ich Desiderio, einen jungen, sehr hübschen und liebenswürdigen Italiener. Bald waren wir Freunde. Desiderio hatte sich des besonderen Schutzes des neuen Papstes zu erfreuen, da dieser der Freund und ehemalige Schulkamerad seines Vaters war. Er erzählte dem Chevalier de Bernis und mir folgendes Geschichtchen:

„Ein Barbiergeselle gab eines schönen Tages sein Gewerbe auf und begab sich in das Heiliggeistspital, um die Kranken ohne jede Entlohnung zu pflegen. Mit Eifer und bewundernswerter Aufopferung kam er seiner neuen Tätigkeit nach, wählte sich mit Vorliebe die abscheulichsten und abschreckendsten Arbeiten aus und erledigte sie mit Geschick und Sanftmut. Hatte er diese Geschäfte getan, die ihm die bezahlten Bediensteten gern überließen, dann nahm er seine Violine zur Hand, die er sehr gut spielte, und erheiterte damit die Genesenden, indem er ihre Lieder begleitete, die sie zur Erlangung ihrer Gesundheit sangen. Alle Tage beichtete und kommunizierte er, aß nur Brot und trank nur Wasser. Kurz, er führte das Leben eines Heiligen, während er zusehends dahinsiechte, ohne indes von seinen mühseligen Beschäftigungen abzulassen, noch ein Wort der Klage über seine Lippen zu bringen. Fromm ergeben, starb er im Geruche der Heiligkeit.

„Als man ihm sein Gewand abnahm, um ihn zu bestatten, entdeckte man die Ursache seines Todes: sein Leib war durch eine eiserne Kette zusammengeschnürt, die er Tag und Nacht getragen hatte. Die dadurch entstandene fressende Wunde hatte ihn getötet. Im Spital herrschte allgemeine Trauer. Einige Kranke schauten ihn im Traume, den Glorienschein um das Haupt. Er versprach ihnen Heilung, und sie wurden auch gesund oder glaubten es wenigstens zu sein. Man sprach von einem Wunder. Die ganze Stadt strömte herbei, den neuen Heiligen zu sehen. Man schnitt sich Stückchen aus seinen Kleidern, und unser guter Desiderio beeilte sich, sein Bildnis in der Kapelle zu

zeichnen, wo er aufgebahrt lag. Er fertigte danach einen Stich und verkaufte eine Menge Exemplare in wenigen Tagen. Dieses Bildnis, das in ganz Rom Verbreitung fand, wirkte Wunder, so daß es sich jeder verschaffen wollte. Die anderen Heiligen wurden darüber vernachlässigt: man sprach nur mehr von ihm und der Wunderkraft seines Schutzes.

„Dieses Ereignis hatte sich während des Konklave zugetragen, und der Ruf des heiligen Barbiers erhielt sich bis zur Besteigung des Heiligen Stuhles durch Ganganelli. Kurz nach seinem Amtsantritt ließ dieser seinen Schützling Desiderio kommen. »Du bist der Sohn meines Freundes,« sagte er zu ihm; »ich will das Wenige, das im Bereiche meiner Mittel liegt, für Dich tun. Alle Monate gebe ich Dir zehn Scudi zur Erleichterung Deiner Studien, aber laß' es Dir nicht mehr in den Sinn kommen, Heilige nach Deiner Art zu schaffen. Übe Dein Handwerk aus, aber pfusche nicht in das meine! Ich verbiete Dir unter schwerer Strafe, einen solchen Aberglauben noch ein zweites Mal zu begehen. Bringe mir die Platte, die Deinen heiligen Barbiergesellen darstellt, und vernichte sie vor meinen Augen! Desgleichen die Abzüge, die Du noch in Händen hast. Ich werde meinerseits dem Skandal, dessen Urheber Du bist, ein Ende machen.«"

Desiderio erzählte mir auch, daß der Papst einige Tage später zwei seiner Verwandten, die Musiker waren, zu sich rufen ließ und zu ihnen sagte: „Meine Kinder, ich bin nun Papst; aber ich betrachte kaum mehr als die Kleider, die ich am Leibe trage, als mein Eigentum. Ich finde den Staat auf Abwegen und verschuldet und halte es für meine Pflicht, einen Teil davon zu bezahlen. Aus meinen Neffen, Nichten und übrigen Verwandten kann ich also nicht, wie die meisten meiner Vorgänger, Prinzen und Prinzessinnen machen. Ihr seid geschickte Musiker und sollt es auch fernerhin bleiben. Als Beweis meines guten Willens schenke ich einem jeden zehn Scudi monatlich und das gleiche meinen anderen Vettern und Basen und werde Euch allzeit als meine guten, ehrlichen Verwandten anerkennen."

Meine Studien in den Stanzen Raffaels hatte ich Ende März in Angriff genommen, an denen auch mein junger Freund Desiderio, der Russe Lossenkoff und mehrere Engländer teilnahmen. Um nach dem Mittagessen nicht in Schlaf zu verfallen, spielten wir in den Loggien Raffaels oder gingen in die Peterskirche, zuweilen auch in deren Erd-

geschoß. Obgleich ich auf diese Weise sieben Monate lang beinahe jeden Tag zwei Stunden in diesem herrlichen Gotteshause zugebracht habe, kann ich nicht von mir sagen, alle die Schönheiten, die es in sich birgt, kennen gelernt und beachtet zu haben.

In jene Zeit fällt ein Ereignis, das auf mich einen tiefen Eindruck machte: mein Freund Hansen, Pensionär des dänischen Königs, war eines Tages während der großen Hitze, als ich gerade vor der Disputa del Sacramento[78]) malte, von plötzlichem Irrsinn befallen in den Saal getreten und trotz größter Sorgfalt von allen Seiten nicht mehr zu retten gewesen. Die damit in Zusammenhang stehenden aufregenden Szenen warfen mich neuerdings auf das Krankenlager. Dazu kam noch eine Halsentzündung mit heftigen Schmerzen. Ich verfiel in Trübsinn und Träumerei. Der Gedanke, von Rom in Bälde scheiden zu müssen, unter dessen liebgewonnener Bevölkerung ich so glückliche Jahre verlebt hatte, quälte mich, so oft er sich mir aufdrängte, ja er wollte nicht mehr von meiner Seele weichen und wurde immer drohender, je näher der verhängnisvolle Augenblick heranrückte. In einer jener Stunden seelischer Verstimmung schrieb ich an meinen Freund Fontenet, daß sich mein krankhafter Zustand verschlimmert habe, ich mich kaum wiedererkenne und ohne die Liebenswürdigkeit des Chevalier de Bernis meine Studien im Vatikan hätte unterbrechen müssen. Schon nach kurzer Zeit kam ich in den Besitz eines Briefes Herzog Christians, der mich, beunruhigt über die Beharrlichkeit meines Zustandes, darin befestigte, den Zeitpunkt meiner Abreise von Rom zu beschleunigen.

„Zweibrücken, am 30. September 1770.

Mein lieber Mannlich! Aus Seinen verschiedentlichen Briefen habe ich mit aufrichtiger Besorgnis ersehen, daß Seine Gesundheit angegriffen ist. Bei meinem Interesse für Ihn darf Er nicht zweifeln, welch innigen Anteil ich daran nehme. Ich freue mich, daß Er Rom verläßt; die Luftveränderung wird Ihm sicher sehr gut tun. Vor einiger Zeit habe ich an Schmalz wegen eines Kreditbriefes von zweihundert Louisdor geschrieben, die Er jetzt wohl bestimmt schon

[78]) Die Disputa (Streit über das Sakrament) ist das erste Wandgemälde, das Raffael im Vatikan ausgeführt hat. Die irrtümliche Bezeichnung mit Disputa rührt von Vasari her und hat sich bis heute erhalten. „Es wird nicht disputiert in diesem Kreise, kaum gesprochen." Vgl. Heinrich Wölfflin, Die klassische Kunst. 4. Aufl. München 1908, S. 87 ff.

in Händen hat. Das erwähnte Bild von Hannibal Caraccio[79]) wird mich ungemein freuen, vorausgesetzt natürlich, daß ich Ihn selbst nicht beraube; aber wenn es in meinem Besitze ist, gehört es doch zugleich auch Ihm. Ich werde Ihm gerne den dafür bezahlten Preis vergüten, mit dem Vorbehalte, dazu noch etwas Übriges zu tun. Betreffs Seines Reiseweges mache ich Ihm, mein lieber Mannlich, keinerlei Vorschriften. So sehr ich mich darauf freue, Ihn wieder bei uns hier zu sehen, so leid wäre es mir auch, Ihn einer Gelegenheit, die er zu Seinem Vorteil nützen könnte, zu berauben.

„Er mag also seine Dispositionen nach eigenem Ermessen treffen und darauf rechnen, daß ich alles gutheißen werde. Wenn Er bei Gelegenheit einige Bilder billig für mich kaufen kann, so bitte ich Ihn, es nicht zu versäumen. Hat Er außer dem Kreditbrief noch Geld nötig, so lasse Er es mich oder Fontenet wissen! Ich wünsche, daß es Ihm an nichts gebreche, mein lieber Mannlich. Er kennt doch meine Ansichten und weiß, daß ich stets für Ihn eingenommen war. Achte Er mit größter Sorgfalt auf Seine Gesundheit und arbeite Er sich vor allem durch Seinen Fleiß nicht zu Tode! Ein Mensch Seines Schlages bedarf der Zerstreuung. Die Farben sind schädlich, und wenn man beständig ihren Geruch einatmet, muß man mit der Zeit Schaden nehmen; auch kann eine zu sitzende Lebensweise nur ungünstig wirken. Ich erfahre, daß Ihm der Chevalier de Bernis alle erdenklichen Gefälligkeiten erweist; danke Er ihm in meinem Namen und bestelle Er ihm, daß ich mich sehr geehrt fühlen werde, ihn kennen zu lernen und bei seiner Rückkehr nach Frankreich mit ihm zu verkehren.

„Adieu, mein lieber Mannlich, sei Er versichert, daß meine Freundschaft für Ihn auf Wertschätzung beruht und Ihm diese Gefühle allzeit geweiht sein werden!

Christian P. P., Herzog von Zweibrücken."

[79]) Mannlich erzählt, daß er dieses Bild von seinem Chirurgen, der ihm zur Ader ließ, gekauft hatte. Es war unter dem Namen „Die Jungfrau mit der Brille" bekannt; ein ähnliches befand sich in der Galerie zu Florenz, war aber weit schlechter erhalten und stärker nachgedunkelt. Mannlich hatte dafür 25 Louisdor bezahlt und noch dazu einen Kopf des heiligen Johannes bekommen. Das kostbare Bildchen von Caraccio kam in die Galerie von Zweibrücken und wurde nach dem Tode des Herzogs mit der übrigen Sammlung in Paris verkauft.

Stets habe ich es aufs tiefste empfunden, wenn man mir Wohltaten erwies und Güte entgegenbrachte, und insbesondere war ich für die Form empfänglich, in der man sie bot. Man möge sich also vergegenwärtigen, welch unbegrenzte Dankbarkeit mein Herz erfüllte, als ich diese Zeilen las! Und jetzt, dem Abschlusse meines Lebens nahe, am Ziele meiner Laufbahn, bin ich noch mehr denn je davon durchdrungen.

So war nun die Stunde des Abschiedes von Rom allmählich näher gekommen, und der Gedanke daran stimmte mich mit jedem Tage trauriger. Der Ausblick auf eine spätere Rückkehr und die Hoffnung, meine Freunde wiederzusehen, milderten die Bitternis des Trennungsschmerzes.

Viertes Kapitel.

Heimfahrt.

1770/71.

Florenz: Audienz beim Großherzog. Mengs. Kopien nach Correggio und Raffael. Besuch Hackerts. — Bologna (1771). — Parma: Empfang bei Hofe. Gesellige Zusammenkünfte. Ernennung zum Mitglied der Akademie. Aufstand in Parma. — Vicenza. — Fahrt auf der Brenta. — Venedig. — Verona. — Augsburg. — Mannheim.

Um fünf Uhr morgens am 24. Oktober 1770 fuhr ich mit meinem neapolitanischen Kutscher Pasquale zu den Toren der Stadt hinaus. Lamine[1]) war bei mir, er wollte mich bis Bologna begleiten, wo ich kurze Zeit zu bleiben gedachte.

Die Einzelheiten unserer Fahrt bis Florenz sind mir nicht mehr im Gedächtnis. Ich achtete damals auf nichts. Jeder Gedanke, jeder Pulsschlag galt noch der ewigen Roma; mit jedem Schritte unserer Maultiere, der mich mehr und mehr von ihr trennte, wuchs die qualvolle Sehnsucht. Auf dem Umwege über das Schloß Caprarola, welches Lamine noch nicht gesehen hatte, an Viterbo, Montefiascone, Bolsena, Acquapendente, Siena vorbei, langten wir am 30. Oktober zehn Uhr vormittags in Florenz an. Unser erstes Ziel war die Gemäldegalerie. Es gab dort eine solche Fülle des Herrlichsten, daß ich bereute, Bologna zu längerem Aufenthalte und zur Fortsetzung meiner Studien gewählt zu haben. Nachmittags im Palazzo Pitti.

Ich hatte die Freude, dort mit dem Ritter Mengs[2]) zusammenzutreffen. Es standen so viele Leute um ihn herum, daß ich mich nicht

[1]) Vgl. S. 105, Anm. 20.

[2]) Anton Raphael Mengs, 1728 bis 1779, der größte deutsche Maler seiner Zeit, hauptsächlich in Rom und Madrid tätig.

nähern konnte. Indes brachten gerade er und die prächtigen Bilder der beiden Galerien in mir den Entschluß zur Reife, den Winter über in Florenz zu bleiben. Ich schenkte daher meinen bis Bologna vorausbezahlten Platz in der Sedia Freund Pasquale, der sogleich einen Ersatzmann für mich fand und dann am 1. November die Weiterfahrt antrat. Da ich den französischen Geschäftsträger kannte, an den ich außerdem ein Empfehlungsschreiben des Kardinals v. Bernis hatte, so glaubte ich mich hinreichenden Schutzes für meinen neuen Aufenthaltsort sicher. Schon am nächsten Tage überreichte ich meinen Brief dem Marquis de Barbantane. Er nahm mich mit offenen Armen auf und versprach mir in aller Herzlichkeit seine Fürsprache beim Großherzog,[3]) die Ermöglichung jeglichen Zutrittes und alle erdenklichen Erleichterungen. Zugleich lud er mich zum Diner ein, bat mich, sein Haus als das meine zu betrachten und ihm oft Gelegenheit zu geben, mir dienlich zu sein, um — am Ende aller dieser schönen Phrasen nicht mehr daran zu denken.

Pasquale hatte uns in einem nicht gerade berühmten Gasthofe abgesetzt, aber er war wenigstens in einem schönen Stadtviertel im Herzen von Florenz gelegen. Die Bedienung war reinlich und gut, meine beiden Zimmer hell, bequem und ordentlich eingerichtet. Im übrigen war das Haus ruhig und anständig. So entschloß ich mich, zu bleiben. In den ersten Tagen durchwanderte ich die schöne Stadt, um ihre Kirchen und öffentlichen Bauwerke kennen zu lernen.

Ich hatte um die Erlaubnis zum Kopieren einer heiligen Jungfrau mit dem Jesuskinde von Correggio und der Madonna della Seggiola nachgesucht. Aber Herr v. Barbantane vergaß vollständig meine Bitte, da er ganz von seinen Vergnügungen in Anspruch genommen war und dem Großherzog eifrigst den Hof machte.

Bei meinen häufigen Besuchen des Palazzo Pitti lernte ich Herrn v. Agatha kennen, dem die Leitung dieser an die großherzoglichen Prunkgemächer anstoßenden Privatgalerie anvertraut war. Ich klagte über die Nachlässigkeit des französischen Gesandten und äußerte den lebhaften Wunsch, mit dem Kopieren endlich beginnen zu dürfen. Da fing er über meine Protektion zu lachen an: „Wenn Sie sich etwas vom

[3]) Leopold II., Bruder Kaiser Josefs II., 1765 bis 1790 Großherzog von Toskana, deutscher Kaiser von 1790 bis 1792.

Marquis versprechen, werden Sie lange darauf warten müssen. Er tut für keinen Menschen irgend etwas. Morgen wird der Großherzog zur Audienz in die Stadt kommen. Finden Sie sich frühzeitig ein, denn man hat bei ihm ohne Unterschied des Standes Zutritt, und in der Reihenfolge, wie man auf der Liste eingezeichnet ist. Er wird Ihnen ganz bestimmt ohne weiteres Ihre Bitte gewähren."

Obgleich ich mich schon um acht Uhr morgens im Vorzimmer des Fürsten eingefunden hatte, standen bereits fünf Personen auf der Empfangsliste. Ich wurde nun auch eingetragen, und es kamen nach und nach viele andere Persönlichkeiten, darunter auch solche von Rang und mit Ordensauszeichnungen. Gegen zehn Uhr ertönte die Klingel, und Herr v. Agatha hieß den ersten eintreten, der mir ein Handwerksmann zu sein schien. Als die Reihe an mir war, fand ich den Großherzog aufrecht neben einem runden Tische stehen, auf dem Papier und Schreibzeug lagen. Nachdem ich ihm meine Bitte mit dem Beifügen vorgetragen hatte, auf die Unterstützung des französischen Gesandten gerechnet zu haben, erwiderte er lächelnd, daß dieser niemals meines Namens Erwähnung getan habe. Das Schreiben des Kardinals v. Bernis an den päpstlichen Bevollmächtigten von Bologna, das ich ihm als Ausweis über meine Person vorzeigte, sah er gar nicht mehr an, sondern sagte gütig zu mir: „Von morgen ab können Sie Ihre Arbeit beginnen. Ich freue mich sehr, dem Herzog von Zweibrücken, den ich liebe und schätze, wie er es in der Tat verdient, gefällig sein zu können. Man wird Ihnen hier alle Erleichterungen zur Fortsetzung Ihrer Studien zuteil werden lassen." Dabei griff er nach seinem Hut, nahm ihn unter den Arm und gab mir mit einem kurzen Gruß das Zeichen mich zurückzuziehen.

Am nächsten Tage stand für mich vor dem Bilde Raffaels eine Erhöhung mit einer Staffelei und einem karmesinroten Samtstuhle bereit. Ich machte mich sogleich an die Arbeit. Da ich den Wunsch geäußert hatte, die Bekanntschaft des Ritters Mengs zu machen, schlug mir Herr v. Agatha vor, mich ihm unverzüglich vorzustellen. Wir hatten nicht weit zu ihm, da Mengs ein Zimmer im Palast bewohnte. Bei unserem Eintreten malte er gerade an dem Porträt des Erzherzogs Franz, des jetzt regierenden Kaisers, der damals zwei bis drei Jahre alt sein mochte. Herr v. Agatha präsentierte mich ihm als Zögling der französischen Akademie in Rom. Mengs erhob sich, machte eine tiefe

Verbeugung und sprach kein Wort weiter. Nachdem ich ihm einige Zeit beim Arbeiten zugesehen hatte, glaubte ich mich mit Rücksicht auf diesen mit Recht so berühmten Mann entfernen zu müssen und suchte, um ihn nicht zu stören, die Tür, geräuschlos auf den Zehenspitzen schreitend, zu gewinnen. Er bemerkte es jedoch, machte mir, sich erhebend, eine zweite Verbeugung, ohne auch diesmal eine Silbe zu sprechen.

Von dem Erfolge dieses ersten Besuches wenig befriedigt, nahm ich mir vor, keinen weiteren mehr zu riskieren. Ich arbeitete im Gemache des Großherzogs fleißig an der Madonna della Seggiola.

Als nun meine Kopie dieses wundervollen Gemäldes entworfen war, begann ich, um keine Zeit zu verlieren, eine andere nach Correggio in der Galerie der Uffizien, wo man mir durch besondere Gunst ein Zimmer über der Galerie anwies. Es war damals Dezember, und in Florenz herrschte eine weit strengere Kälte als in Rom. In meinem Zimmer war weder Ofen noch Kamin, so daß ich es jedesmal zähneklappernd verließ. Beim Durchschreiten des Korridors der Galerie, wo antike und moderne Statuen aufgestellt waren, begegnete ich täglich einem Fräulein, das dort auf und ab ging und deren Vater im Palazzo wohnte. Nach der Landessitte trug sie ihr Kohlenbecken am Arme. Da sie mich immer frierend sah, bot sie es mir an. Mit Vergnügen erwärmte ich mir an seiner Glut die Hände und verbrachte mit der Spenderin manch angenehmes Plauderstündchen. Ich hatte zwar das Italienische grundsätzlich gelernt, aber da ich stets mit Franzosen lebte, war mir diese Sprache nicht vertraut geworden. Seitdem ich nicht mehr in die Familie des Gesandten kam, hatte ich in Florenz überhaupt keinen Verkehr mit Italienern mehr, und so trugen die häufigen Gespräche mit dem sehr gebildeten jungen Mädchen nicht wenig dazu bei, mir die reine Sprache Toskanas anzueignen.

Während dieser Zeit kam mein Freund Hackert[4]) nach Florenz und lud mich ein, mit ihm nach Livorno zu gehen. Es sollte ein altes Kriegsschiff in die Luft gesprengt werden, das Admiral Orlów[5]) opfern wollte, um ihm die Wirkung der Sprengkraft vor Augen zu führen. Hackert hatte nämlich von der Kaiserin von Rußland den

[4]) Philipp Hackert, vgl. S. 105, Anm. 19.

[5]) Alexej Orlów, 1737 bis 1809, seit 1768 Admiral der russischen Flotte, errang einen glänzenden Sieg über die Türken bei Tschesme am 2. Juli 1770. Er war besonders bekannt wegen seiner Körperkraft; erdrosselte Peter III.

Auftrag erhalten, die Siege des Admirals über die Türken in Gemälden darzustellen. Eine kleine Erkrankung und die feste Absicht, die begonnenen Arbeiten zu baldigem Abschlusse zu bringen, hinderten mich, seiner Aufforderung zu folgen. Auf dem Rückwege hielt sich Hackert einen Tag bei mir auf und zeigte mir die in Livorno entworfene Skizze und die Pläne zu den verschiedenen Seeschlachten gegen die Türken, die ihm der Admiral zur Verfügung gestellt hatte. Bald darauf kam dieser Kriegsheld an den Hof des Großherzogs und führte zwei schöne junge Mädchen, Töchter eines Paschas, mit sich, die er nach einer Seeschlacht, bei der Erstürmung einer Stadt, gefangen genommen hatte. Sie standen unter der Obhut der einzigen bei der russischen Flotte befindlichen Frau, der Gemahlin eines deutschen Offiziers, namens Horn, wenn ich mich nicht täusche. Man betrachtete den Admiral als ein Weltwunder, da er sich zweimal auf Schiffen befunden hatte, die während der Schlacht in die Luft geflogen waren. Die beiden jungen türkischen Damen sah ich mehrmals in der Oper in ihrer Landestracht, aber ohne Schleier. Man sprach von ihrer starken Abneigung, sich unverhüllten Antlitzes in der Öffentlichkeit zu zeigen. Die Großherzogin wünschte eine von ihnen bei sich zu behalten, aber Orlów konnte sich nicht entschließen, die beiden Schwestern zu trennen, die er wie seine Kinder liebte. Da er sie bereits der russischen Kaiserin angekündigt hatte, konnte er auch nicht mehr über sie verfügen und ließ sie also nach Petersburg abreisen.

Nachdem der Entwurf zu meiner Correggio-Kopie fertig war, kehrte ich wieder in den Palazzo Pitti zur Madonna della Seggiola zurück. Ich war eines Tages gerade sehr fleißig am Arbeiten, als Mengs in den Saal trat. Nachdem er sich bei einem Rundgange die schönen Gemälde besehen hatte, kam er zu mir und sagte in ziemlich schlechtem Französisch, daß er das nämliche Bild kopieren und, wenn es mich nicht störe, an meiner Seite Platz nehmen wolle. Unverzüglich stieg ich von meiner Erhöhung herab und erwiderte ihm dann in deutscher Sprache, daß ich ihm mit größtem Vergnügen meinen Platz überlasse, als bescheidenen Ausdruck der Hochschätzung und Verehrung, die ein junger Künstler dem berühmten Meister schulde. „Wie!“ rief er in der gleichen Sprache aus, „Sie sind ein Deutscher? Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Sie das letztemal so empfangen zu haben. Nach dem Gespräche des Herrn v. Agatha hatte ich Sie für einen französischen

Gecken gehalten, und ich gestehe Ihnen, daß ich diese gar nicht ausstehen kann." Er schlug mein Anerbieten aus und richtete es so ein, daß wir beide auf meiner Erhöhung Platz fanden. Daraus entsprang für mich der Nutzen und das Vergnügen, ihn bei der Arbeit beobachten zu können, mir seine Zuneigung zu erwerben und aus seinen täglichen Gesprächen mancherlei Belehrung zu schöpfen. Neben seiner eigenen Meinung ließ er keine andere aufkommen. Bilder von Rubens konnte er nicht betrachten, ohne dabei einen gewissen Abscheu zu empfinden.

Mengs sollte auf Einladung des Papstes in Rom eine Decke ausmalen, die dieser ihm vorbehalten hatte. Da er diese Stadt leidenschaftlich liebte, beeilte er sich, nach langer Abwesenheit wieder dorthin zurückzukehren. Er ließ also seine noch unvollendete Kopie im Stich und bat mich, die Gewandung fertigzumalen, dann sollte ich sie nach Rom an Rat Reiffenstein[6]) senden. Ich entledigte mich seines Auftrages so gut ich es vermochte, und nachdem ich meine eigene Kopie zu Ende geführt hatte,[7]) ging ich wieder an meine Arbeit in den Uffizien. Hin und wieder wählte ich einen Tag, um die Paläste und Kirchen zu besuchen, die Meisterwerke aufweisen, oder in die herrliche Umgebung der Stadt zu wandern; an den Abenden ging ich in die Theater, deren Vorstellungen sehr gut waren. Da seit Beginn des Monats Februar das schönste Wetter herrschte, unternahm ich täglich Spaziergänge im Garten des Großherzogs,[8]) den sein hügeliges Gelände, die springenden Wasser, seine Kühle und die mannigfaltige Vegetation zu einem entzückenden und höchst malerischen Aufenthaltsort machen.

Anfang März 1771 reiste ich nach Bologna ab. Bei meiner Ankunft daselbst begegnete mir am Stadttore ein französischer Abbé Cacault (derselbe, der später mit am Werke war, Italien seiner Kunstschätze zu berauben), den ich von Rom her kannte. Er überredete mich, in seinem Gasthof abzusteigen, wo ich mit einer Gesellschaft von zwölf sehr aufgeweckten und kunstliebenden jungen Leuten zusammentraf. So hatte ich also keinen Grund zu bereuen, seiner Aufforderung gefolgt

[6]) Vgl. S. 94.

[7]) Mannlichs Kopie kam in den Bibliothekraum der Münchener älteren Pinakothek, von da in die Gemäldegalerie zu Schleißheim, in deren Depot sie sich heute noch befindet.

[8]) Giardino di Boboli hinter dem Palazzo Pitti.

zu sein, und ich verbrachte drei sehr angenehme und ersprießliche Wochen in Bologna, wo ich Meisterwerke der größten italienischen Künstler vorgefunden habe. Unsere junge Gesellschaft, Cacault und mich ausgenommen, bestand aus ausgetretenen Jesuiten, die man aus Mexiko entfernt und an die Küsten Italiens in die Kirchenstaaten versetzt hatte. In Bologna wimmelte es von ihnen. Sie waren alle sehr lustig und liebenswürdig, aber Libertins in des Wortes vollster Bedeutung und sprachen von ihren Ausschweifungen, als handle es sich um die natürlichste Sache der Welt. Da ich Correggio in Parma zu studieren gedachte und wußte, daß sein berühmter St. Hieronymus[9]) unaufhörlich von Malern aller Nationen belagert und kopiert werde, hatte ich bereits im Januar von Florenz aus den ersten Minister des Infanten, Mr. du Tillot, Marquis v. Felino,[10]) gebeten, mir die Durchführung meiner Absicht für Ende März zu ermöglichen, wo ich mich in Parma einzufinden gedachte. Dieser hatte die Güte, mir sogleich mitzuteilen, daß mir das betreffende Bild bei meiner Ankunft zur Verfügung stehe.

Zu Beginn des Monats April langte ich in Parma an. Mein erster Besuch galt Mr. de Feneuille, Major beim Ingenieurkorps, an den ich Empfehlungsbriefe hatte. Er begann damit, mir die Werke Correggios zu zeigen, denn ich wollte sie noch vor meinem Besuche beim Minister und anderen hohen Persönlichkeiten sehen, an die ich Briefe hatte. Diese unsterblichen Werke erregten meine höchste Bewunderung, und ich konnte mich von ihnen kaum losreißen.

Am nächsten Tage wurde ich von meinem neuen Freunde Feneuille zum Diner Seiner Exzellenz des Ministers geleitet und mit der größten Güte empfangen. Unter den Geladenen befanden sich die Marquise v. Malaspina, der geistvolle und gelehrte Pater Paciaudi[11])

---

[9]) Jetzige Bezeichnung: Madonna mit dem hl. Hieronymus, gen. Der Tag.

[10]) Über den Infanten Ferdinand vgl. S. 120.

Guillaume Léon du Tillot, 1711 bis 1774, dessen große Verdienste am besten der Beiname „ce grand ministre d'un petit État" kennzeichnet. Mannlich fügt dem Berichte über seinen Aufenthalt in Parma eine kurze Biographie des von ihm aufrichtig verehrten Mannes an.

[11]) Pater Paolo Maria Paciaudi, 1710 bis 1785, neben Pater Ed. Corsini der bedeutendste Altertumsforscher des damaligen Italiens. Seit 1761 in Parma, „ein geistlicher Hofmann, weltförmig, vielwissend, geistreich, sarkastisch" (Justi). Über seine Beziehungen zu Winckelmann vgl. Karl Justi, Winckelmann und seine Zeitgenossen, Bd. 2 und 3. 2. Auflage. Leipzig 1898.

und ein gewisser Handwerk, Direktor der herzoglichen Druckereien. Seine Exzellenz stellte mich ihnen vor und bat sie, mir ihre freundschaftliche Gesinnung zu gewähren.

Nach Verlauf einiger Tage, die mit dem Studium der Werke Correggios und Parmigianinos in den Kirchen und Sammlungen ausgefüllt waren, legte ich Hand an meine Kopie des heiligen Hieronymus und arbeitete zwei Wochen fleißig daran.

Ich hatte bis dahin noch nicht Gelegenheit gehabt, den Hof zu sehen. Feneuille schlug mir deshalb an einem hohen Galatage vor, mit ihm in die Kathedrale zu gehen, wo sich der Infant und die Infantin[12]) mit ihrem gesamten Hofstaate im Kirchenschiffe vor dem Hauptaltar befänden. Er wies mir einen so günstigen Platz zwischen zwei Säulen an, daß ich, den Königlichen Hoheiten gegenüber, ganz in ihrer Nähe stand. Ich konnte alles aufs genaueste beobachten, war aber auch selbst zu meinem Bedauern den Blicken aller ausgesetzt. Die Infantin mochte in mir den Ausländer erkannt haben, denn sie sprach darüber zweifelsohne mit dem Herzog, der gleich darauf sein Auge nach mir wandte. Der Gedanke, vielleicht einen Platz einzunehmen, zu dem ich nicht berechtigt sei, brachte mich in peinlichste Verlegenheit, deshalb wollte ich mich entfernen, als mich Feneuille zurückhielt und mir sagte, daß man fragen werde, wer ich sei. Die Infantin sprach darauf mit der Oberhofmeisterin, die mich ebenfalls ins Auge faßte, und da mich diese beim Diner des Ministers gesehen hatte, befriedigte sie die Neugierde der Prinzessin. Am nächsten Tage wurde Mr. Feneuille an den Hof befohlen, wo ihm die Infantin erzählte, mit ihm in der Kirche einen jungen Mann aus Zweibrücken gesehen zu haben, den er übermorgen, vormittags zehn Uhr, vorstellen solle; denn sie würde sich freuen, mit einem Landsmann deutsch zu sprechen.

Man verständigte mich sogleich von diesem Befehl, und ich rüstete mich so gut wie möglich für diese Aufwartung. Die Etikette des Hofes zu Parma war die spanische. Ich wußte davon nicht das Geringste und befürchtete, tausendmal zu fehlen, als sich Feneuilles Schwiegervater, Signore Ceppi, der zehn Jahre am Madrider Hofe verbracht hatte, anbot, mich zu unterweisen. Man mußte ein Knie zur Erde

[12]) Maria Amalie, Tochter Kaiser Franz' I. und Maria Theresias, seit 1769 vermählt mit dem Infanten Ferdinand.

beugen, sich dann verneigen und in dieser Stellung die Hand der Infantin küssen. Bei der ersten Lektion begann ich meine Übungen mit seiner Tochter, welche die Prinzessin vorstellte. Um aber ja keinen Fehler zu machen, wiederholte ich diese Zeremonie so oft, daß ich all die hübschen, kleinen Hände der anwesenden Damen der Reihe nach mit mehr oder weniger Nachdruck küßte. Am Ende fand man, daß ich es ebenso gut verstünde wie ein Höfling des Eskorials.

Zur bestimmten Stunde stieg ich mit Feneuille die Treppe zum herzoglichen Palaste hinan. Mr. de Thiery kam uns entgegen, geleitete uns in einen Saal und überhäufte uns als gewiegter Kammerherr mit Höflichkeiten. Er entfernte sich, um schon im nächsten Augenblick wieder zu erscheinen, und hieß den Türsteher, die beiden Flügel des Saales öffnen. Da stand ich aber auch bereits vor Ihren Königlichen Hoheiten, dem Infanten und der Infantin. Sogleich senkte ich mein Knie und küßte zuerst die Hand des Herzogs, dann jene der Herzogin, deren herrliche, große Gestalt, hoheitsvolle Haltung und schönes Antlitz sie mir weit imposanter erscheinen ließen als ihren königlichen Gemahl. Der Herzog unterhielt sich mit mir über Rom, Florenz und die Kunstwerke, die ich dort gesehen hatte; er befragte mich nach meiner Meinung über jene von Parma und fügte gütigst bei, daß es ihn freuen würde, von Annehmlichkeiten zu hören, die mir mein Studienaufenthalt in seiner Hauptstadt verschaffen würde.

Hierauf richtete die Infantin das Wort an mich. „Ich dachte zuerst mit Ihnen deutsch zu sprechen; aber ich habe es mir überlegt, und da ich nur ein gutes Österreichisch, das heißt ein sehr schlechtes Deutsch spreche, wage ich nicht zu Ihnen in dieser Sprache zu reden, die ich niemals angenehmer habe sprechen hören, als von Herren aus Zweibrücken.“ Des weiteren fragte sie mich nach meinen Bekannten in Parma, wie es mir gefalle, und was ich über die Umgebung, die Theater usw. denke. Mit einem Gruße verabschiedete sie mich; ich ließ mich von neuem auf das Knie nieder und bemerkte dabei, daß die Hand der Infantin entzückend weiß und schön war. Sie beauftragte die Marquise v. Malaspina, ihre erste Hofdame, die hinter ihr gestanden hatte, mich ihrer Tochter vorzustellen. Wir durchschritten eine lange Flucht von Gemächern bis zu jenem der kleinen Prinzessin. Hier nahm die Marquise ein Kind von sechs bis acht Monaten auf den Arm und bot mir mit größtem Ernste dessen Händchen zum Kusse dar. Ich machte

auch noch eine Kniebeugung dazu — — ob ich damit nach der Etikette zu viel oder zu wenig getan habe, das weiß ich heute noch nicht.

Im übrigen verbrachte ich köstliche Tage in Parma. Feneuille, dessen sehr vermögende Frau die Geselligkeit liebte, versammelte allabendlich Gäste in seinem Hause. Man veranstaltete kleine Konzerte, und darauf folgte stets ein sehr heiteres Souper mit den Freunden der Familie und zuweilen auch noch ein Kontertanz. Zu den hübschen Damen unseres Kreises hatte sich Mme. Baldrighi, die Nichte des berühmten Rameau,[13]) gesellt. Wir verlebten reizende Abende. Freundschaft, Frohsinn und Ungezwungenheit bildeten das Leitmotiv, und es beseelte uns beim Abschiede nur der eine Wunsch: uns wiederzusehen.

Diese Zusammenkünfte fanden während der Sommerszeit, wo der Hof in Colorno[14]) verweilte, auf dem Landgute Feneuilles, ganz nahe bei der Stadt, ihre Fortsetzung. Dort verbrachte ich die meisten Abende und oft auch noch einen Teil des Tages, die große Hitze in der Stadt meidend. Die Preisverteilung an der Akademie der Künste, die unter dem Vorsitze des Premierministers mit großer Feierlichkeit vorgenommen werden sollte, führte unsere ganze Gesellschaft wieder nach Parma zurück. Nach einem Frühstück bei Mme. Baldrighi begleitete ich unsere Damen in den Festsaal, der bereits von Gästen angefüllt war. Sie schritten trotz meines Einspruches bis zur Rampe vor, welche die Mitglieder der Akademie vom Zuschauerraum trennte. Herr Baldrighi, der Direktor, und Pater Paciaudi, ein Akademiker, (Kunst und Wissenschaft waren vereinigt) kamen mir entgegen, hießen mich in den abgeschlossenen Raum treten und stellten mich dem Minister und der versammelten Akademie vor. Hiernach verkündete mir Seine Exzellenz, daß die Akademie einstimmig beschlossen habe, mich unter die Zahl ihrer Honorarprofessoren aufzunehmen. Den Blicken eines neugierigen Publikums wie auf einer Schaubühne ausgesetzt, ohne Ahnung von der mir zugedachten Ehrung, geriet ich in solche Verwirrung, daß ich

---

[13]) Jean Philippe Rameau, französischer Opernkomponist, 1683 bis 1764, der hervorragendste Vertreter der französischen nationalen Oper unter Ludwig XV. Durch seine Kompositionen verdrängte er den die französische Musik beherrschenden Einfluß der italienischen Schule. Zu seinen bedeutendsten Opern zählen „Castor und Pollux“ (1737), „Dardanus“ (1739) und „Zoroastre“ (1749). — Giuseppe Baldrighi, 1723 bis 1802, war Hofmaler des Herzogs von Parma.

[14]) Lustschloß mit Park, nördlich von Parma an der Parma.

dem hochverehrten Kollegium meinen Dank nur — ich weiß nicht mehr wie — zu stammeln vermochte.

Man wies mir meinen Fauteuil an und schritt zur Verteilung der Preise, dann zu derjenigen der Medaillen, von denen ich ein ganzes Paket bekam, die ich heute noch besitze. Nach Schluß der Sitzung lud Seine Exzellenz ein Dutzend Akademiker zu Ehren des neu aufgenommenen Mitgliedes zu sich ein, darunter auch den gelehrten Pater Paciaudi und meinen Freund Feneuille. Beim Verlassen des Saales bemerkte ich, daß meine beiden florentinischen Kopien, das Porträt Mme. Feneuilles, mein heiliger Hieronymus, neben dem das Original stand, und mehrere Zeichnungen, die der Minister schon längere Zeit in Händen hatte, ausgestellt waren. Als die Sonne unterging, wanderten wir wieder dem Landgute zu, wo unser eine neue Feier harrte. Am nächsten Tage erhielt ich mein Patent als Mitglied der Akademie, das mir ihr ständiger Sekretär, Graf della Torre di Rezzonico mit einem Briefe zuschickte.[15])

Der Weihrauch dieser Ehre ist mir niemals zu Kopfe gestiegen; er rührte mich mehr, als er meiner Eitelkeit schmeichelte. Eine Folge davon waren offizielle Aufwartungen, schriftliche und mündliche Dankesbezeugungen, Komplimente, Gegenbesuche und Diners, die mir meine neuen Kollegen gaben, und die ich bei meinem französischen Wirte erwiderte, so gut es eben ging. Das alles entzog mich unserem entzückenden, geselligen Kreise. Wie viele Schritte, Mühe und Verlegenheiten wegen einer so nichtigen Sache!

In jener Zeit kam die Infantin mit ihren Hofdamen und einem zahlreichen Gefolge durch Parma, um sich nach Salerno[16]) zu begeben. Es verbreitete sich das Gerücht, daß sie erst dann wieder nach Colorno zurückkehren würde, wenn der Minister in Ungnade gefallen und seines Amtes enthoben wäre. Desgleichen wurde die Marquise v. Malaspina vom Hofe entfernt und verabschiedet. Das Volk murrte, und der Adel erhob noch lauter seine Stimme gegen den Minister und die Franzosen, die am Hofe Ämter und Würden bekleideten.

Der Infant begab sich indessen mehrmals zum Besuche seiner Gemahlin nach Salerno; sie verweigerte beständig ihre Rückkehr nach

[15]) Das Original, datiert vom 27. Juni 1771, befindet sich in der Mailinger-Sammlung zu München.

[16]) Südlich von Neapel an der gleichnamigen Bucht.

Colorno, solange Mr. du Tillot noch über die geringste Macht zu verfügen habe. „Ich glaubte einen Herrscher zu heiraten," sagte sie, „und sehe nun ein, daß e r durch einen Mann in seinem Solde beherrscht ist." Das Erstaunliche an der Sache war, daß Graf v. Boisgelin[17]) an der Spitze der Bewegung stand und das Haupt der Kabale gegen die Franzosen bildete — er, der sie als französischer Geschäftsträger hätte beschützen müssen, ließ Flugblätter und Plakate unter das Volk bringen, um es zu einer Revolte gegen seine Landsleute aufzustacheln. Monsieur du Tillot, der den Gewittersturm, der sich über ihm entladen sollte, schon von ferne kommen sah, hatte sich an die Höfe in Wien, Frankreich und Spanien gewendet. Dorthin waren bereits Klagen des durch die Kabale verführten Regenten von Parma und des Herrn v. Boisgelin gedrungen, der sich geschmeichelt hatte, daß nun auf seinen Bericht und die Beschwerden der von ihm aufgereizten Fürsten hin der Minister infolge der Auflehnung des erzürnten, bis zum äußersten getriebenen Volkes und seiner eigenen Verleumdungen ohne weiteres Verhör in Ungnade verabschiedet werde.

Er brachte die letzte Mine zum Springen, indem er das Volk zum offenen Aufruhr anstachelte. Dieser kam mit einem Male zum Ausbruche. Beim Verlassen des Hauses einer mir befreundeten Familie sah ich in den Straßen eine dichtgedrängte Volksmenge und hörte Drohungen gegen den Minister und die Franzosen. Auch ich bekam meinen Teil ab: man begrüßte mich als „Franzosenhund", und als ich glücklich dem Gewühle entronnen war, bemerkte ich, wie einige große Steine an mir vorbeiflogen. Ich behielt bis zur Straßenecke mein ruhiges Blut, bog um diese und war mit einem Sprunge am Hause meiner Wirtin, die, obgleich gute Parmesanerin, in Tränen aufgelöst und voll banger Sorge um das Geschick des Ministers und das meine war. Diesem hatte man, angeblich zu seinem persönlichen Schutze, einen Wachtposten vor seine Tür in Colorno gestellt. Sein Freund, Pater Paciaudi, wurde vom Pöbel in den Turm geschleppt. Die oberste Hofdame v. Malaspina mußte sich aus der Stadt flüchten. Dem Kupferstecher Ravenet,[18]) der wie alle Franzosen stets nur das gut

[17]) Louis Bruno Graf v. Boisgelin, französischer Diplomat, 1733 bis 1794, war damals französischer Gesandter am Hofe von Parma. Er fiel auf dem Schafott am 7. Juli 1794.

[18]) Simon François Ravenet, Maler und Kupferstecher.

befunden hatte, was von seinem Lande kam, stattete der Pöbel einen nächtlichen Besuch ab. Er zog in hellen Haufen vor sein Haus mit brennenden Fackeln und einem offenen Sarg, über den ein Leichentuch gebreitet war. Man rief ihn heraus und zeigte ihm den mitgebrachten Apparat: „Bereite Dich auf Deinen Tod vor!“ schrie das Volk. „Du hast nur noch einen Augenblick zu leben!“ Zugleich begann es, den bei Leichenbegängnissen gebräuchlichen Kantus abzusingen. Der gute Mann sah schon im Geiste sein Ende gekommen, verfiel in Schwäche und mußte lange Zeit das Bett hüten.

Um die Vorgänge in der Stadt verfolgen zu können, steckte mich meine treffliche Hausfrau in einen Mantel und borgte mir einen Hut aus der Garderobe ihres seligen Mannes. In dieser Maske, bis zur Nase eingehüllt, durchwanderte ich Parmas Straßen. Beim Turme drangen mir die Rufe des Pöbels: „Paciaudi, Pater Paciaudi!“ entgegen. Der gute Pater zeigte sich endlich hinter seinem Gitter. Eine vereinzelte Stimme schrie ihm dann auf gut Parmesanisch zu: „Briccone! Hai mangiato le candele, adesso cacarai le stupin!“[19]) Paciaudi zog sich nach dieser derben Apostrophe zurück und erschien trotz der Zurufe der erbitterten Volksmenge nicht wieder. Nach der Ankunft eines Offiziers der Leibgarde Kaiserin Maria Theresias, der sich als Kurier zur Infantin begab, kehrte letztere noch am nämlichen Tage nach Parma zurück und begab sich von da zu ihrem Gemahl nach Colorno. Diese unerwartete Rückkehr entsprach nicht ganz den Erwartungen des Herrn v. Boisgelin, des Adels und der Priester. Ihre blinde Wut hatte, das Maß überschreitend, ihren Verleumdungen die Spitze abgebrochen. Sie ließen davon ab, das Volk aufzuwiegeln, und dieses suchte, da es ja nur das Werkzeug privaten Hasses gewesen war, seine Arbeitsstätten bald wieder auf und bereute, sich für eine seinen Interessen nachteilige Sache erregt zu haben.

Zu meinem großen Bedauern rückte die Stunde der Abreise von Parma näher. Ich konnte es jedoch nicht verlassen, ohne den Ausdruck meiner lebhaften Dankbarkeit und meiner tiefen Ehrfurcht Ihren Königlichen Hoheiten zu Füßen gelegt zu haben. Die gleichen Gefühle beseelten mich für den würdigen Minister, der mich unaufhörlich mit

[19]) „Schuft! Du hast die Kerzen gegessen, jetzt kannst du den Docht f....“; le stupin = gli stupini.

Güte überhäuft hatte. Ich fuhr daher nach Colorno. Der Infant und die Infantin nahmen mich mit wohlwollender Güte auf, die mich im Verein mit anderen Beweisen zu Tränen rührten. „Bleiben Sie glücklich, mein lieber Mannlich!“ sagte zu mir der gute Fürst; „sollte Sie jemals der Herzog von Zweibrücken verlassen oder Sie ihn, dann kommen Sie zu uns nach Parma; es wird Ihnen an nichts gebrechen.“ Darauf begab ich mich zum Minister. Zu meinem großen Erstaunen fand ich Herrn du Tillot, zwischen Aktenstößen und Rechenbüchern gleichsam vergraben, frischer und heiterer denn je, so daß ich ihn dazu beglückwünschte. „Haben Sie sich nie etwas vorzuwerfen!“ sagte er zu mir; „halten Sie stets Ihr Gewissen rein, mein lieber Freund, dann wird Sie das Mißgeschick nicht zu Boden drücken können. Ich beeile mich, meinen Bericht zu beenden, dann werde ich mein Amt niederlegen; ich bin nun alt genug, um Ruhe zu suchen, wo es auch immer sei.“

Meine Augen waren noch gerötet, als ich auf dem Landhaus meines Freundes Feneuille anlangte. Die Trennung von dessen reizender Familie erneuerte meinen Schmerz. Am folgenden Tage um fünf Uhr morgens wartete der Reisewagen vor dem Tore meines Hauses, und weiter ging die Fahrt über Guastalla, Mantua, Verona nach Vicenza, wo mich Palladios entzückendes kleines Theater mehrere Tage zurückhielt und den Gedanken in mir erweckte, seinen Grundriß aufzuzeichnen. Ein venezianischer Kaufmann, der in meinem Gasthofe wohnte, schlug mir vor, die Reise gemeinschaftlich mit ihm zu machen. Schon am nächsten Tage waren wir nach Padua unterwegs. Nach einem Rundgange durch die Stadt mieteten wir eine Gondel, die uns auf der Brenta nach Venedig bringen sollte. Friedlich durchzieht dieser liebliche Fluß die lachendste und fruchtbarste Landschaft, die schmucke Villen und Paläste beleben, von denen einige Palladios Werk sind. Es herrschte schönes Wetter und Sonntag war's. Die Venezianer waren auf das Festland herübergekommen, um sich im Grünen zu ergehen, sich zu belustigen und in den Schenken an den Ufern der Brenta zu tanzen.

Im Flusse drängte sich Gondel an Gondel, und an seinem Saume lustwandelte der Spaziergänger bunte Schar. Nie sah ich fröhlicheres und wechselvolleres Treiben. Als Fremde fuhren wir ohne Aufenthalt an der Menge der Gondeln vorbei. Da sich einige Wolken am Himmel

zeigten und schon der Abend anbrach, wollten viele der lustigen Gesellschaft nach Venedig zurückkehren. Die Fahrt auf der Brenta hinunter nach dem Adriatischen Meere war sehr zeitraubend, da man eine doppelte Schleuse passieren mußte, die immer nur eine bestimmte Anzahl von Gondeln aufnehmen konnte. Während wir dann den großen in das Meer zur Bezeichnung der Fahrstraße eingerammten Pfosten entlang fuhren, an denen Arme, Beine, Schenkel und Köpfe von Verbrechern aufgehängt waren, überraschte uns das Gewitter. Ein Sturm brach los und trieb uns mit Macht dem Festlande zu. Gondeln kippen leicht um, denn sie sind sehr lang und schmal, flach und ohne Kiel. Alles flüchtete sich in eine kleine Bucht nahe bei einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, Fusina hieß. Der Gasthof und die meisten Häuser waren derart von Menschen überfüllt, daß man in buntem Wirrwarr wie im Parkett der Pariser Oper dicht aneinandergedrängt stand. So mußte man die Nacht verbringen, ohne Speise, Trank und Schlaf, denn die zuerst Angekommenen hatten alles in Beschlag genommen. Bei Sonnenaufgang setzte sich die ganze Flotte von Gondeln in Bewegung, um Venedig zu erreichen. Ich stieg im „Scudo di Francia" am Canal Grande ab, wo ich zum ersten Male seit meiner Abreise von Parma wieder mit gutem Appetit aß.

Dann mietete ich eine Gondel und einen Cicerone und begann meine Wanderungen. Sie galten vor allem dem Studium der Meisterwerke Tizians, Giorgiones, Tintorettos und Palma Vecchios. Nicht minder bewunderte ich Paolo Veronese, obgleich mich oft seine Unwissenheit oder Nachlässigkeit im Kostüm unangenehm berührte. Ich sah von ihm in einer Kirche ein sehr schönes Gemälde: Christus vor Pontius Pilatus, von spanischen Soldaten umringt, die ihre Gewehre auf der Schulter tragen. Ich glaubte immer zu träumen, wenn ich von meinem Fenster aus auf dem Canal Grande die zahllose Menge schaukelnder Gondeln sah. Täglich unternahm ich Fahrten in der Stadt oder in die offene See hinaus. Venedig gefiel mir gut, obwohl ich nicht mein Leben dort zubringen möchte. Der Geruch, der zur Zeit der Ebbe den Kanälen entsteigt und die Luft verpestete, schien mir unerträglich.

Nach Padua fuhr ich mit der Barke „Burchiello"[20]) zurück. Von da

[20]) Eine flache, gedeckte Barke, welche den Verkehr zwischen Venedig und Padua auf der Brenta vermittelte.

wollte ich über Bassano weiterreisen, weil man auf dieser Strecke die Tiroler Berge am schnellsten erreicht. Aber der Zufall führte mir meinen früheren Vetturin Pasquale in den Weg, der schnurgerade auf mich zukam, um mir seine Dienste anzubieten. Er zeigte indes keine besondere Lust, mich nach Trient zu bringen, wo er keine Reisenden für die Rückfahrt zu erhoffen hatte, und suchte mich zum Umwege über Verona zu bereden, von wo ich den Postwagen nach Deutschland nehmen könnte. „Ich habe im übrigen schon halb und halb einem jungen und sehr hübschen Fräulein zugesagt," fuhr er fort, „sie und eine Alte, die diesen Morgen mit ihr von Venedig gekommen ist, nach Verona zu fahren. Letztere nehme ich zu mir auf den Sitz, und ich vermute, daß Ihnen die Zeit neben einem so hübschen Mädchen nicht lang werden wird." Da meine Gedanken bei der letzten Durchfahrt durch Verona und Vicenza noch zu sehr mit Parma ausgefüllt und beschäftigt waren, konnte ich mich nicht rühmen, diese beiden Städte genau gesehen zu haben. Zudem schied ich von Italien mit so aufrichtigem Bedauern, daß mir ein Umweg, der mich einige Tage länger in diesem schönen Lande zurückhalten sollte, nur als schwaches Hindernis erschien. Schließlich konnte diese weitere Fahrt mit einem hübschen Mädchen ein Gegenmittel für meine Melancholie werden, die mich, obgleich gemindert, nichtsdestoweniger noch immer beherrschte.

In dieser liebenswürdigen Begleitung fuhr ich von Vicenza nach Verona, aber sobald ich von da ab wieder einsam in meinem Wagen saß, waren mein Herz und meine Gedanken wieder nach Parma zurückgekehrt. Die Ereignisse des glücklichen Lebens, das ich fünf Jahre unter italienischer Sonne verbracht hatte, zogen an meiner Seele wie ein Traum vorüber. In solche Gedanken versunken, fuhren wir an einer kleinen Festung, namens Chiusa, vorbei zur Grenze des Venezianischen. Da fiel beim Eintritt in Tirol mein Auge auf einen großen Stein, der auf der einen Seite das Wappen Venedigs trug, auf der Rückseite den kaiserlichen Doppeladler. Dieses Wahrzeichen hatte die Liebe zum Vaterlande in mir wieder wachgerufen, und in meiner Begeisterung sprang ich aus dem Wagen, um das deutsche Wappenschild zu umarmen. Die Träne um das, was ich verließ, wich nun der Sehnsucht nach der Heimat, und was ich aufgab, schwand vor dem dahin, was ich erwartete.

Kaum war ich wieder eingestiegen, als eine Kutsche mit einem

voranreitenden Kurier uns vorfuhr. Der Reisende sah zum Wagenfenster heraus und begrüßte mich beim Vorüberfahren mit meinem Namen. Ich war darüber sehr erstaunt, da ich mich nicht entsinnen konnte, ihn jemals gesehen zu haben. An der Poststation fand ich den Unbekannten vor der Tür stehen; er kam mir voll Höflichkeit entgegen und forderte mich auf, sein bescheidenes Mahl mit ihm zu teilen. Ich mochte ihn betrachten und mich besinnen wie ich wollte, es war mir unmöglich, mich seiner zu erinnern. Meine Verlegenheit bemerkend, sagt er freundlich zu mir: „Geben Sie sich keine weitere Mühe! Sie kennen mich nicht, und ich — ich kenne Sie nur durch Ihre Werke und das, was ich Treffliches über Sie in Parma gehört habe. Ich befand mich bei der Preisverteilung unter den Zuschauern der Akademie und war Zeuge Ihrer ehrenvollen Aufnahme. Die Freude darüber, die alle um mich Stehenden teilten, und das Ihnen gespendete Lob erweckten in mir den Wunsch, Sie als meinen Landsmann kennen zu lernen. Ein glücklicher Zufall verschafft mir nun dessen Erfüllung, und ich hoffe, daß Sie sich einige Tage bei mir in Bozen aufhalten werden, um dann mit mir nach Innsbruck weiterzureisen.“ Seitdem ich aber einmal den Markstein mit dem Doppeladler gesehen hatte, war der Gedanke, in den Schoß meiner Familie, zu den heimischen Penaten und meinen Freunden zurückzukehren, so lebendig geworden, daß ich mich nirgends mehr aufhalten wollte. Ich dankte dem Unbekannten für sein Anerbieten und bat ihn um seinen Namen. „Baron v. Holmberg, Direktor der Kaiserlichen Lotterie,“ erwiderte er. „Ich verbringe einen Teil des Jahres in Bozen. Da Sie in dieser Stadt übernachten müssen, so bitte ich Sie, für mich einen Brief an meinen Vizedirektor zu besorgen, der gleichfalls beim Bankier Poch wohnt.“ Ich versprach es und setzte meine Reise fort.

In Rovereto erlebte ich in meinem Gasthofe eine doppelte Freude: man sprach dort wieder deutsch, und es gab eine große Schüssel Sauerkraut mit vorzüglichen Blutwürsten, ein Lieblingsgericht, dessen ich seit manchem Jahre beraubt war.

In Trient machte ich gleichfalls längere Rast, um die mit rotem und weißem Marmor bekleidete Kirche Santa Maria Maggiore anzusehen. Sie ist klein, aber durch das Konzil von 1545 bis 1563 berühmt geworden. In Bozen ging ich, nachdem ich mir eine Herberge gesucht hatte, zu Herrn Pulciani und übergab ihm Herrn v. Holmbergs

Brief. Er nahm mich freundlichst auf und lud mich für den Abend ein; erkundigte sich nach meinem Absteigequartier und ließ ohne mein Wissen mein Gepäck zu sich schaffen. „Der Baron wird morgen kommen," sagte er, „und will sich unter allen Umständen das Vergnügen machen, Sie nach Innsbruck und vielleicht noch weiter zu begleiten." Nach einigen Tagen war ich denn auch mit Herrn v. Holmberg auf der Fahrt nach dieser Stadt. Dort mietete ich nach zweitägigem Aufenthalte einen Wagen, der mich nach Augsburg bringen sollte. Je näher ich meiner Heimat Zweibrücken kam, desto stürmischer pochte mir das Herz vor Ungeduld, dorthin zu gelangen. Ich hielt mich also nur zwei Tage in der Vaterstadt meiner Ahnen auf, und da ich mit den Fuhrleuten wegen meines Koffers und der beiden Kisten beständig im Hader lag, beschloß ich, mit einem Stellwagen, der auch die Nacht über auf dem Wege war, nach Stuttgart weiterzufahren. Beim Besteigen dieses unbequemen Fahrzeuges traf ich einen Schweizer Offizier, der mich ausschalt, weil ich ihm nicht gesagt hatte, daß ich die gleiche Strecke wie er zurückzulegen hätte. „Wir würden zusammen die Post genommen haben," sagte er, „nun sind wir aber in diesen verfluchten Kasten eingepackt, der uns die Knochen brechen wird." Ich ärgerte mich nicht weniger als er; unsere ganze Gesellschaft bestand aus zwei alten Weibern, einem Juden und einem unheimlichen Individuum.

Als wir zur Donau kamen, herrschte düstere Nacht und große Kälte. Deshalb ließen wir den Stellwagen weiterfahren, übernachteten behaglich und holten ihn an den Toren Stuttgarts wieder ein. Hier bot sich mir Gelegenheit, eine vierspännige herrschaftliche Karosse, die nach Frankenthal fuhr, zu benützen. Mit dieser ging es über Heidelberg an den kurpfälzischen Hof nach Mannheim, wo ich am 2. November 1771 ankam.

II.

Am Pfalz-Zweibrücker Hofe.

1771 bis 1793.

Fünftes Kapitel.

Am Hofe Christians IV.

1771 bis 1775.

Prinz Karl und die Infantin von Parma. — Wieder in der Heimat. — Paris (1772). Theaterprojekte der Gräfin v. Forbach. Besuche bei Diderot. — Durch Belgien und Holland nach Düsseldorf. — Bei den Freunden Jacobi. — Das höfische Gesellschaftstheater in Zweibrücken. — Paris (1773). Mancherlei Tagesereignisse. Von berühmten Persönlichkeiten. — Madame de Saint-Germier. — Heiratspläne für die Prinzen Karl und Max. — Höfischer Zeitvertreib. — Mannlichs letzter Aufenthalt in Paris (1774). — Gluck. Aufführung der Opern „Iphigenie in Aulis" und „Orpheus". Méhul. Tod Ludwigs XV. Mannlichs Erkrankung. — Geschichte der Madame de Saint-Germier. — Gluck in Zweibrücken und Mannheim. — Theaterbau. — Krankheit und Tod Christians IV.

Da Herzog Christian zur Feier des Karlstages am 4. November in Mannheim erwartet wurde, entschloß ich mich, bis dahin zu bleiben. Kaum war meine Ankunft in der Stadt bekannt geworden, so fanden sich alle meine alten Freunde und Kameraden ein, um mich zu begrüßen. Waren doch sieben Jahre ins Land gegangen, seit wir uns nicht mehr gesehen hatten. Wir waren inzwischen zu Männern herangewachsen, einige bereits verheiratet und schon Familienväter. Oberst v. Goerg, der mir bei der Krönung Josefs II. in Frankfurt so viele Liebenswürdigkeiten erwiesen hatte, holte mich Tags darauf zu einem gemeinsamen Diner im „Prinzen Friedrich" ab. Baron v. Hacke, der selbst ein großes Haus gab, wünschte gleichfalls daran teilzunehmen, und bat uns dann für den folgenden Tag zu sich.

Da er in brieflichem Verkehr mit Parma stand, sprach er von dem Entgegenkommen, das mir dort zuteil geworden war, und der Güte,

mit der mich der Hof aufgenommen hatte. Man veranlaßte mich, von dem Empfange bei Ihren Königlichen Hoheiten zu berichten; aber kaum waren mir die eigenen Worte der Infantin: sie habe die deutsche Sprache niemals so angenehm wie von Herren aus Zweibrücken sprechen hören, über die Lippen gekommen, da sehnte auch schon Herr v. Goerg — ein dienstfertiger Höfling — den Augenblick herbei, um sich an den Hof zu begeben und diese Nachricht dem Prinzen Karl[1]) zu hinterbringen, der seit einigen Jahren seinen Wohnsitz in Mannheim aufgeschlagen hatte. Baron Hacke schlug seinerseits vor, sich beim Cercle am Hofe einzufinden. Ich vermochte mir nicht zu erklären, wie die „Sprache der Herren aus Zweibrücken" auf diese beiden Hofleute eine so mächtige Wirkung ausüben konnte.

Als ich gerade bei Herrn List[2]) und mitten in meiner Erzählung von den Katakomben in Rom und Neapel war, meldete mir ein Lakai, daß mich Prinz Karl ungeduldig erwarte. Bei meinem Eintreten fand ich Baron v. Hacke in dessen Vorzimmer. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, und nach einigen Vorwürfen über die geringe Eile, mich bei ihm vorzustellen, befragte mich der Prinz über meinen Aufenthalt in Parma und meine Aufwartung am Hofe. Beim Wiederholen des Ausspruches der Infantin bemerkte ich, wie sich über das Antlitz des Prinzen eine süße Melancholie breitete. Sie fiel mir auf, da ich nicht verstand, daß ein so unverdientes Lob der Zweibrücker Sprache Eindruck auf seine Seele machen konnte, die mir tief bewegt schien.

Nach einem Augenblick des Schweigens sagte der Prinz zu mir: „Er ist mein alter Freund, lieber Mannlich, ich will Ihm mein Geheimnis anvertrauen. Wisse Er denn, daß mir einst die Politik diese Prinzessin zur Gemahlin bestimmt hatte. Mein Onkel, der Kurfürst, schickte mich nach Wien, und ich wurde dem kaiserlichen Hofe und der Prinzessin vorgestellt, deren Geschick an das meine geknüpft werden sollte. Überrascht von ihrer Schönheit, Liebenswürdigkeit und ihrem Geiste, pries ich den Himmel und die kalt berechnende Politik, die aber dieses Mal mein Herz befragt zu haben schien. Ich machte der Prin-

[1]) Neffe Herzog Christians IV., der spätere Karl II. August, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, 1775 bis 1795. — Über die Infantin von Parma vgl. S. 188.

[2]) Vgl. S. 13 Anm. 6.

zessin eifrig den Hof. Maria Theresia sah mit Freude, daß es ihrer Tochter kein Opfer wäre, mir ihre Hand zu reichen. Bei einer Schlittenpartie, als ich zum erstenmal allein mit ihr war, erklärte ich ihr die zärtlichen Gefühle, die mich unwiderstehlich zu ihr zogen. Ich hatte Grund zu glauben, daß ihr das Geständnis meiner Liebe nicht mißfallen habe. Während dieser Zeit ging aber die Politik ihren Weg. Man feilschte auf der einen und auf der anderen Seite. Mein Onkel Christian, Ludwig XV. in aufrichtiger Freundschaft zugetan, wollte doch nicht sein Vasall sein. Er hatte die Grafschaft Rappoltstein im oberen Elsaß meinem Vater[3]) abgetreten, die mir nach dessen Tode als Anteil zugefallen war. Ihre Einkünfte genügten nicht, um einen Hof zu halten, der einer Erzherzogin würdig gewesen wäre.

„Man verhandelte mit dem Kurfürsten, damit er das Fehlende ergänze, aber seine Angebote waren stets so gering, daß der Minister Kaunitz die Konferenzen schließlich mit der Erklärung abbrach, der geizige Lobkowitz würde beträchtlichere Opfer gebracht haben, wenn er einen Neffen verheiratet hätte. Man rief mich zurück. Wehmütigen Herzens reiste ich ab, da ich in diese reizende Prinzessin verliebt war, und was mir Hacke und Goerg bereits gestern berichtet und Er selbst mir eben erzählt hat, läßt mich glauben, daß die Prinzessin für die Liebe nicht unempfänglich war, die ich ihr damals entgegengebracht habe."

So besaß ich nun die Lösung zu der großen problematischen Gunst, die ich in Parma genossen, die mich aber, wenn sie mir auch unendlich schmeichelte, darum nicht eitler gemacht hatte. Das erklärte mir auch, warum Ihre Königliche Hoheit die Infantin die Sprache von Zweibrücken „so angenehm" gefunden hatte.

Dann teilte mir der Prinz mit, daß sein Onkel, Herzog Christian, nicht zum Karlstage, sondern erst zum Feste der Kurfürstin am 19. November nach Mannheim kommen würde. „Der Kurfürst hat heute bei Tisch von Ihm gesprochen; er wünscht Ihn zu sehen. Da aber morgen wegen seines Namenstages großer Empfang bei Hofe ist, wird Er sich noch einige Tage gedulden müssen, bis ich es Ihm zu wissen machen werde. Bleibe Er bis zur Ankunft des Herzogs! Er wird hier noch ziemlich viele alte und hübsche Bekannte treffen," fügte er lächelnd bei, „die Ihm die Zeit angenehm vertreiben werden."

[3]) Vgl. S. 17 Anm. 13.

Während meiner siebenjährigen Abwesenheit war für mich in Mannheim alles anders geworden. Meine lieben kleinen Freundinnen hatten sich größtenteils verheiratet und waren bereits Mütter. Die einen waren Gräfinnen, Baroninnen, andere die Mätressen von Fürsten — zwei von ihnen hatte sich der Kurfürst der Reihe nach für seine eigene Person gewählt, und Prinz Karl in den Armen einer weiteren Trost gesucht — und wieder andere die Frauen von Räten, Sekretären, Musikern und Tänzern geworden.

Am 7. November wurde ich dem Kurfürsten Karl Theodor vorgestellt. Er empfing mich mit größter Güte und erkundigte sich eingehend über Italien und vor allem über die römischen Kunstwerke und Altertümer.

Meiner Vaterstadt so nahe, vermochte ich mein ungestümes Verlangen nach der Ankunft Herzog Christians kaum mehr zu bezähmen. An seiner Statt kam jedoch am 18. nur ein Kurier an mit dem Befehle, meine Rückkehr nach Zweibrücken zu beschleunigen. So fuhr ich also schon am nächsten Tage trotz Gala, Festoper und dergl. der Heimat zu. Die Landstraße war infolge des eingetretenen Tauwetters grundlos und kaum fahrbar. Da ich in Kaiserslautern übernachten mußte, konnte ich mich erst Tags darauf zu meinem Wohltäter und in die Arme meiner guten Mutter begeben.

Bei meiner Ankunft erschien mir das Stadtbild vollständig verändert und um vieles schöner. Eine neuerstandene Vorstadt[4]) mit hübschen, gleichförmigen Häusern in gerader Straßenlinie und nach rückwärts angelegten Gärten hätte in mir beinahe den Glauben erweckt, mein Fuhrmann habe sich im Wege geirrt, würde mir nicht der Gesamtblick über die Umgegend und die lieblichen Hügel nahe der Stadt zum Bewußtsein gebracht haben, daß ich nun wirklich in Zweibrücken war. Auch am Hofe hatte sich alles umgestaltet: die ergrauten Würdenträger, die vor meiner Abreise die hohen Ämter innegehabt hatten, waren jungen Edelleuten gewichen, die ich alle kannte. Baron

[4]) Diese Vorstadt, die auch heute noch Zweibrücken zur Zierde gereicht, wurde hauptsächlich mit dem Erlös einer auf Befehl Herzog Christians IV. ausgeschriebenen Häuserlotterie erbaut, wobei die Untertanen zur Abnahme von Losen gezwungen wurden. Eines dieser Häuser gewann der Herzog selbst und schenkte es dann Mannlich.

Ludwig v. Esebeck[5]) hatte die Stelle seines Onkels v. Wrede als Oberstjägermeister und Abbé v. Salabert die Würde des Abtbischofs v. Tholey erhalten, die ihm eine jährliche Rente von 30 000 Livres eintrug.

Prinz Max und die beiden Grafen v. Forbach waren außerordentlich gewachsen, von anmutigem Äußeren, schlanker, hoher Gestalt und gewinnendster Liebenswürdigkeit. Wäre ich ihnen irgendwo anders als am Zweibrücker Hofe begegnet, so hätte ich sie schwerlich wiedererkannt. Mehrere von meinen ehemaligen Schulkameraden waren bereits in Amt und Würden, andere erhofften sie sich. Meine Mutter hatte bei ihrer guten Freundin Ehrmann Wohnung genommen, und wenn sie selbst und auch die alte Matrone noch die

[5]) Die Freiherren v. Esebeck waren ein reichsritterschaftliches Geschlecht, dessen Besitzungen im Herzogtum Zweibrücken lagen. Ludwig Frhr. v. Esebeck wurde Minister unter Karl II. August.

Über Prinz Max vgl. S. 17, 39. Die beiden Grafen v. Forbach, Christian und Wilhelm, waren die ältesten Söhne Herzog Christians IV., aus dessen morganatischer Ehe mit Marianne Camasse, Gräfin v. Forbach. Christian, 1752 bis 1817, wurde anfangs Graf v. Forbach genannt, 1775 erhielt sein Name den Zusatz: von Zweibrücken. 1768 trat Graf Christian in das Königlich Französische Infanterie-Regiment Royal Deux-Ponts ein, 1782 wurde er von Ludwig XV. zum Marquis, 1788 zum Maréchal de camp ernannt. 1780 bis 1783 hatte er in Nordamerika gefochten, war auch bei der Belagerung von Yorktown in Virginia beteiligt gewesen. Beim Ausbruch der französischen Revolution schied Marquis Christian aus dem französischen Heere aus, kam nach Zweibrücken und erhielt vom Herzog Karl II. August den erblichen Titel eines „Freiherrn v. Zweibrücken". 1792 trat er als Generalmajor in preußische Dienste über, machte als solcher die Feldzüge gegen Frankreich mit und trat 1799 in kurfürstlich-bayerische Dienste als Generalleutnant à la suite ein. Im Jahre 1800 führte er ein bayerisches Subsidienkorps von 12 000 Mann gegen Frankreich. 1811 wurde Frhr. von Zweibrücken General der Infanterie. Vgl. Schrettinger, Der Königlich Bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882. S. 1069.

Sein Bruder Wilhelm, geboren 1754, war Oberst und Kommandeur des französischen Dragoner-Regiments „Zweibrücken" und wurde 1782 zum Vicomte ernannt. Bei Yorktown in Virginia zeichnete er sich durch besondere Tapferkeit aus, wofür er mit dem Cincinnati-Orden belohnt wurde. Beim Ausbruch der französischen Revolution zog er sich ebenfalls nach Zweibrücken zurück und erhielt den Freiherrntitel. Seine Gemahlin war Adelheid Martine Luise v. Polastron. Mit seinem Sohne Christian August Wilhelm, geboren 1782, bayerischer General der Kavallerie und Generalkapitän der Hartschiere, erlosch 1859 der Mannesstamm der Freiherren von Zweibrücken.

gleichen waren, so kam es davon her, daß sich in einem gewissen Alter die Veränderungen wenig bemerkbar machen, und auch meine einstigen Professoren Crollius, Exter und Schott[6]) hatte ich ebenso unverändert angetroffen wie ich sie seinerzeit verlassen hatte. Sie stellten mir eine Menge von Fragen. Deren Gegenstand bildete ganz besonders die Beschreibung der Katakomben, die ihnen von meiner Mutter zugegangen war.

Die Kisten mit meinen römischen Habseligkeiten waren schon längst eingetroffen. Als ich sie auspackte, drängte sich mir, obwohl ich doch jetzt in angenehmen, durch tausenderlei Zerstreuungen abwechslungsreich gestalteten Verhältnissen lebte, die Erinnerung an den Aufenthalt in Rom mit seiner Freiheit, seinem Frieden und all jenen süßen, stillen Freuden, die nur die Kunst fein empfindenden Menschen zu bieten vermag, so mächtig vor die Seele, daß mir des öfteren die Tränen über die Wangen flossen. Meyer und Müller,[7]) die mir bei der Arbeit halfen, waren zu sehr von den zutage geförderten Zeichenmappen und Kunstgegenständen abgelenkt, um zu bemerken, was währenddessen in meinem Innern vorging. Alles war in gutem Zustande angekommen; nur mein großer Ecorché von Houdon[8]) hatte ein wenig Schaden genommen, obwohl der Guß nicht hohl war.

Fontenet[9]) hatte mir eine hübsche Wohnung neben der seinen in der Orangerie einräumen lassen. Meine Nachbarn waren die Herren Robert, erster Arzt des Herzogs und Geheimer Rat, und Brunet, erster Chirurg, beide in ihrem Fache sehr tüchtig. Der letztere gehörte zu jenen seltenen Menschen, bei denen sich großes Verdienst mit einer strengen Ehrenhaftigkeit und Rechtlichkeit, einem stets gleichmäßigen Wesen und jener edlen Bescheidenheit paart, die die Krone der Tugenden bildet. Bald verband uns innige Freundschaft, und ihr sind wir bis zu seinem Tode treu geblieben. Da mich der Herzog mehr in seiner

[6]) Crollius und Exter waren tüchtige Schulmänner und Schriftsteller; ihr gründliches Wissen verschaffte ihnen einen angesehenen Namen in der damaligen gelehrten Welt und trug in hohem Maße zum Ruhme des Zweibrücker Gymnasiums bei, das damals seine Glanzzeit erlebte und zu den hervorragendsten Bildungsstätten Deutschlands zählte. Schott war Vikar in Zweibrücken.

[7]) Vgl. S. 171.

[8]) Vgl. S. 92 und 97 f.

[9]) Vgl. S. 16 Anm. 12.

Nähe zu haben wünschte, ließ er mir eine Wohnung im großen Schlosse selbst zuweisen. Ich erhielt den Befehl, mir einen jungen Gardisten als Diener auszusuchen, den ich im Notfalle auch als Modell gebrauchen könne. Er bekam die Livree eines Kammerdieners, war dementsprechend besoldet und stand bis zum Jahre 1793, wo uns die französische Revolution trennte und vertrieb, in meinem Dienste.

Bei der nun wieder aufgenommenen Arbeit suchte ich die Theorie, die ich in der Fremde zum Gegenstande meines Studiums gemacht hatte, in die Praxis umzusetzen, in der festen Meinung, daß letztere durch die Arbeit wohl von selbst kommen würde, und man das Wahre und Schöne gründlich kennen müsse, um es wiedergeben zu können. Ich fertigte daher einige Skizzen nach Homer und der Geschichte des Altertums. Täglich kam der Herzog, zu sehen, was ich zustande gebracht hatte. Schon nach kurzer Zeit konnte ich die Wahrnehmung machen, daß ernste und tragische Vorwürfe nicht sonderlich seinem Geschmack entsprachen; ich mußte sie also meiden und in Ovids Metamorphosen, Guarinis Pastor Fido und ähnlichen Werken Motive suchen, um damit seiner Neigung Rechnung zu tragen.

Immer näher rückte der Zeitpunkt für den alljährlichen Aufenthalt des Herzogs in Paris. Zu Beginn des Monats Februar 1772 waren wir endlich auf der Fahrt nach der französischen Hauptstadt. Fontenet und ich hatten dieses Mal die Gräfin Forbach zu begleiten; auch die jungen Grafen Christian und Wilhelm befanden sich im Gefolge. Während meiner Abwesenheit hatte Herzog Christian das Hotel de la Vallière[10]) in der Rue Neuve S. Augustin gekauft, dem man von da ab den Namen Hotel des Deux-Ponts beilegte. In diesem mir noch unbekannten Palais langten wir, da wir während der Nacht nicht reisten, den vierten Tag nach unserer Abfahrt von Zweibrücken an. Hinter dem Hofe des Hotels lag ein großer und sehr schöner Garten;

[10]) Herzog Christian IV. hatte dieses Palais, das zwischen dem Hotel de Richelieu und jenem des Sieur Lallemand de Betz gelegen war, im Jahre 1767 von Louis César de la Baume Le Blanc de la Vallière, Herzog von la Vallière, gekauft. Von 1728 bis 1758 hatte es der Prinzessin Conti gehört. Vgl. Comte d'Aucourt, Les anciens hôtels de Paris. Paris 1890. 2. Aufl. S. 25. — 1780 wurde bei Anlegung der Straße de la Michodière ein Teil des Palais niedergerissen, der übrige parzelliert. 1786 gehörten noch zwei Parzellen der Gräfin Forbach. (Armand Brette, Atlas de la censive de l'archevêché dans Paris. Bd. 1. Paris 1906.)

er erstreckte sich nach der Seite der Boulevards hin, die wir also erreichen konnten, ohne durch die Straßen gehen zu müssen. Mein Zimmer ging nach diesem Garten und dem Boulevard hinaus, und der Ausblick war vom Montmartre begrenzt, dessen zahlreiche Windmühlen das Bild verschönten und belebten.

Gleich am nächsten Tage hatte ich alte Bekannte zu begrüßen, Sammlungen zu besuchen und mich über den Stand der Dinge auf das laufende zu setzen. Zu meiner lebhaften Freude traf ich die gute Mme. Vanloo, ihren Sohn Cäsar, der soeben von Rom gekommen war, und meine Kameraden von der französischen Akademie; wir tauschten nun unsere kleinen Reiseerlebnisse aus und plauderten über die glückliche Zeit, die wir in jener Stadt zusammen verbracht hatten. Zu meinem Vergnügen, und auch weil ich Geschmack daran fand, ging ich jeden Abend mit Gräfin Forbach oder ihren Söhnen in die Theater, deren Repertoire an neuen, mir unbekannten Stücken während meiner langen Abwesenheit beträchtlich angewachsen war. Was die Musik der Oper selbst betrifft, die ich wider meinen Willen mehrmals besuchen mußte, so litt ich mit all denen, die in dieser glücklichen Zeit aus Italien kamen. Denn dort gab es für den Gesang, der bei einer Oper doch in allererster Linie in Betracht kommt, glänzende Vertreter: einen Guarducci und Christofero, eine Gabrielli und Teüber,[11]) die durch ihren göttlichen Vortrag die Herzen mit fortrissen. In Paris war es indes gerade das Geschrei der Sänger, von dem der Saal im Louvre widerhallte und selbst die unempfindlichsten Ohren der Musikfreunde zermartert wurden, und dieses Gekreisch beklatschten die Pariser Stutzer mit Vorliebe.

Noch vor meiner Rückkehr aus Italien hatte sich der Graf v. Wratislaw in Zweibrücken niedergelassen; er war ein großer Theaterfreund und hatte auf sein Risiko und eigene Kosten in der Vorstadt ein Theater erbaut. Die Stücke, die dort zur Aufführung ge-

[11]) Tommaso Guarducci, geboren um 1720, ein gefeierter Sänger des 18. Jahrhunderts, dessen Haupttätigkeit in die Jahre 1745 bis 1770 fällt. — Cristofero war Sänger an der Sixtinischen Kapelle in Rom. Vgl. Burneys Tagebuch einer Musikalischen Reise durch Frankreich und Italien. Hamburg 1772. S. 194f., 215, 277, 288. — Catterina Gabrielli, 1730 bis 1796, eine der berühmtesten Künstlerinnen ihrer Zeit. — Elisabeth Teüber (Taiber, Teyber) aus Wien, geboren um 1748, Opernsängerin, stand nach dem Urteil ihrer Zeitgenossen beinahe auf gleicher Stufe mit der Gabrielli.

langten, waren von derbster Komik. Sein „Lipperle“[12]) war ganz ausgezeichnet, und einige der Schauspielerinnen jung und sehr hübsch. Der Graf hatte eine besondere Loge für den Herzog einrichten lassen, der von Zeit zu Zeit die Gnade hatte, sich auf eine halbe Stunde dort einzufinden. Das lockte viel Publikum an und vermehrte die Einnahmen. Unsere jungen Leute am Hofe waren sehr eifrige Besucher der Possen, die gespielt wurden, und die selbst einen eingefleischten Griesgram zum Lachen brachten. Der Herzog, von den Regierungsgeschäften und der Jagd müde, kam nun häufiger, um sich in seiner Loge zu erholen und mit den Zuschauern zu lachen. Das erweckte bei der Gräfin Forbach den Gedanken, im Schlosse selbst ein kleines Theater zu errichten, auf dem unser junger Hof auftreten und gute französische Stücke darstellen sollte. Das alles, um den Herzog von der Parforcejagd, der er mit Leidenschaft ergeben war, abzulenken, die ja in einem hügeligen Gelände stets mit Gefahren verbunden und im übrigen auch für einen Mann seines Alters zu anstrengend war.

Allgemein wurde dieser Plan mit Entzücken begrüßt: alle stellten ihre Mithilfe in Aussicht, je nach ihren Fähigkeiten. Obwohl ich niemals Theaterdekorationen gemalt hatte, erbot ich mich, diesen Teil zu übernehmen. Meyer und Müller waren meine Gehilfen, und so fertigten wir denn Tempel, Gemächer, Gärten, Wälder und Seestücke. Die theatralische Perspektive, die eine Perspektive in der Perspektive ist, verursachte uns die größten Schwierigkeiten; unsere Unkenntnis hierin ließ uns gar oft fehl gehen. Im übrigen aber litten unsere Dekorationen nur an dem einen, daß sie zu sehr im Detail und zu sorgfältig ausgeführt waren; einige davon sahen fast wie schöne Gemälde aus. Unsere Abreise nach Paris hatte nun alle diese Arbeiten jäh abgebrochen, nur die Projekte und die großen Pläne der Gräfin Forbach bestanden noch fort. Ihr Theater sollte, so wünschte sie, nicht zu hohe Kosten verursachen.

Da sie sich wohl bewußt war, daß die Komödie allein auf die

[12]) Auch Lippel (Philipp), ungeschickter dummer Mensch. Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 1496. Dann Hanswurst, Possenreißer, eine typische Figur besonders im burlesken Singspiel. In Frankreich Philipin. Moser in Grätz brachte 1760 den „Lipperl“ auf. Vgl. Devrient, Geschichte der Schauspielkunst, Neue Ausgabe Berlin 1905, Bd. 1, S. 374. Im Volksmunde findet sich auch die Zusammensetzung „Lipperl-Theater“.

Dauer nicht hinreichen würde, den Herzog von seiner Leidenschaft für die Jagd abzuhalten, faßte sie in kluger Berechnung den Entschluß, auch noch für eine Opéra comique zu sorgen und fand das Mittel, um dies ohne neue Ausgaben zu erreichen. Es handelte sich für sie nur darum, in Paris junge und hübsche Mädchen aus guten Familien auszukundschaften, die keine andere Mitgift als ein großes Talent für den Gesang oder die mimische Kunst mitzubringen brauchten. Die Verhandlungen hierüber wurden insgeheim betrieben, und ohne irgend jemand in ihre Absichten einzuweihen, verfügte sie schon nach kurzer Zeit, von ihren Kundschaftern unterstützt, über eine Liste von jungen Damen, denen die Eltern zwar Begabung, aber kein Vermögen mitgeben konnten. Sie lud dann jene, die ihr am meisten zu entsprechen schienen, mit ihren Müttern zu sich zum Dejeuner ein, fragte sie aus, prüfte ihre Stimme, ihr Spiel und theatralisches Talent und notierte sich die fähigsten aus den besten Familien. Nun sollten ihr eigener Bruder,[13]) ich, Fleury, der Erzieher ihrer Söhne, und drei bis vier andere, deren Los besiegelt war, diese schönen Künstlerinnen heiraten und auf diese Weise ein vollzähliges Theaterpersonal schaffen, ohne daß es dem Hofe etwas kostete.

Eines schönen Morgens sah ich von meinem Fenster aus eine Dame mit einem großen, hübschen Fräulein trotz der herrschenden Kälte in unserem Garten spazieren gehen. Dies überraschte mich, da unser Garten ja keine öffentliche Promenade war. Kurz darauf bemerkte ich, daß sie ein Diener der Gräfin holte und bei ihr einführte; einen Augenblick später befahl man auch mich zum Frühstück bei Madame. Obgleich ich noch kaum der Schule und dem bürgerlichen Leben den Rücken gekehrt hatte, war ich doch schon Hofmann genug, ein zweites Mal zu frühstücken. Meine beiden Spaziergängerinnen hatten sich bereits im Salon niedergelassen. Die jüngere saß am Klavier und sang eine Bravourarie von Grétry, die mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde; hierauf kleine Liedchen, zu denen sie sich mit der Gitarre begleitete, alles trefflich, mit viel Geschmack und Anmut.

Nach dem Dejeuner wurde mir der Auftrag zuteil, die Damen

[13]) Pierre Camasse de Fontenet, vgl. S. 16 Anm. 12. Fleury war auch Lehrer des Prinzen Max. Vgl. Friedrich Schmidt, Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher. Berlin 1899. S. 415.

zu ihrem Wagen zurückzubringen und wieder in den Salon zu kommen. Man befragte mich über die Erscheinung und das Talent der jungen Dame, von denen ich (da ich noch ohne jede Ahnung war) das Beste sagen konnte. „Das ist ein Haus, in dem Sie verkehren sollten," fuhr die Gräfin fort, „es sind sehr ehrbare Leute. Der Vater nimmt eine angesehene Stellung beim »Kleinen Marstall« des Königs ein. Machen Sie ihnen doch einen Besuch!" Ich versprach es, noch immer nichts vermutend. Zugleich gab sie mir die Adresse von Mr. Duchesne, dem Vater des Mädchens.

Da man in unserem Palais über eine vermeintliche Eroberung von mir Scherze trieb, so kam dies auch der Gräfin zu Ohren. Sie glaubte deshalb, einer Verbindung, die gegen ihre Absichten wäre, vorbeugen und meine Heirat mit Mlle. Duchesne beschleunigen zu müssen. Bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihr wurde ich in die Enge getrieben; es fiel das Wort „Heirat", und man besprach die Vorteile, die mir daraus erwachsen würden, aufs eingehendste. Dieses Wort allein ließ mich erbleichen. Der Gedanke, mich zu verheiraten, war mir trotz meiner verschiedenen Liebschaften niemals in den Kopf gekommen. Nur für Fräulein Boudard[14]) in Parma hatte er sich zuweilen, freilich ganz in der Ferne, eingestellt. Jetzt, zwischen Hammer und Amboß, hieß es „ja" oder „nein" sagen, und in meiner Verwirrung gestand ich, ernstliche Beziehungen in Parma geknüpft zu haben, die ich nicht brechen könne, umsoweniger, als ich jetzt von den Absichten der Gräfin unterrichtet und vollkommen überzeugt sei, daß sie Fräulein Boudard alle erfüllen würde. „Und wird Ihnen dieses Mädchen nach Deutschland folgen?" fragte mich die Gräfin, ein wenig verletzt ob meines Widerstandes.

„Ich habe allen Grund, es zu glauben, nach den Briefen, die ich von ihr bekomme."

[14]) Tochter des ersten Bildhauers des Herzogs von Parma Giovanni Battista Boudard, der um 1765 gestorben war. Aus Boudards Werkstätte stammten die meisten Statuen in den Hofgärten Parmas und die Skulpturen des Lustschlosses Colorno. Mannlich hatte während seines Aufenthaltes in Parma häufig in dem gastfreundlichen Hause Mme. Boudards verkehrt und sich so ernstlich in deren kaum sechzehn Jahre alte und künstlerisch veranlagte Tochter verliebt, daß ihm der Abschied von ihr schwer auf die Seele fiel. Schon nach kurzer Zeit erhielt Mannlich in Paris die erschütternde Nachricht von dem allzufrühen Tode dieses liebreizenden Mädchens.

„In diesem Falle beeilen Sie sich, sie zu holen!"

„Das ist jetzt nicht möglich; denn die Arme liegt krank danieder."

Die Gräfin nahm das alles für eine leere Ausflucht und fragte mich in vollstem Ernste: „Wollen Sie Mlle. Duchesne heiraten?"

„Nein, Madame!"

„Dann muß sie Fleury heiraten," sagte sie ärgerlich und ging in ihr Zimmer. Da ich ihr zu meinem Bedauern in dieser wichtigen Angelegenheit nicht zu Gefallen sein konnte, zeigte ich ihr die letzten Briefe von Frau und Fräulein Boudard, die sie wieder vollständig aussöhnten.

Die Enzyklopädisten[15]) standen bei Gräfin Forbach in höchstem Ansehen. Diderot, Grimm und einige andere kamen oft, sie zu besuchen, und verfehlten dabei nicht, gegen Fréron loszuziehen, der sich nur noch äußerst selten bei uns sehen ließ, obwohl wir sehr viel in seinem Hause verkehrten. Als ich mich eines Morgens bei Mme. Forbach und ihrem ältesten Sohne befand, sagte sie zu uns: „Ich will Euch heute mit »dem Philosophen« näher bekannt machen. Berühmte Menschen muß man in ihrer intimsten Häuslichkeit aufsuchen, um sie genau kennen zu lernen und besser beurteilen zu können." Diderot wohnte damals in der Rue de l'Université, an der Ecke der Rue Taranne, im sechsten Stocke. Wir trafen ihn ohne Perücke an, in seinen Schlafrock aus rotem Wollzeug gehüllt vor dem Kamine sitzend, auf dessen schwaches Feuer ein großer Topf gesetzt war. Graf Christian und ich wurden ihm vorgestellt; er empfing uns mit jener gewandten Höflichkeit, die den Weltmann kennzeichnet. Die Gräfin wünschte auch seine Tochter zu begrüßen; sie wurde gerufen. Ich hatte das junge Mädchen bereits in unserem Palais gesehen; bei sich zu Hause kam sie mir nun viel überspannter vor, als sie es bei uns gewesen war. Während ihrer Anwesenheit tat der Vater den Mund nicht auf. Schließlich schickte er sie wieder weg, damit sie ihrer Mutter bei den häuslichen Arbeiten helfe. Als sie das Zimmer verlassen hatte, sagte Diderot zu

[15]) Die Mitarbeiter an der in den Jahren 1751 bis 1772 von Diderot und d'Alembert herausgegebenen großangelegten Encyclopédie, in der die damals herrschenden philosophischen Anschauungen zum Ausdruck gebracht waren. Schließlich verstand man darunter alle jene, die der darin vertretenen philosophischen Richtung angehörten.

uns: „Es imponiert mir dieses junge Mädchen; es ist so geistreich, daß ich in seiner Gegenwart kaum zu sprechen wage.“ Natürlich erwiderte man, daß es bei der Tochter eines so berühmten Philosophen gar nicht anders sein könne.

Während wir ihm diese Komplimente machten, öffnete sich jäh die Tür, und ein wahres Marktweib, schlecht gekleidet, die Haube schief auf den Kopf gesetzt, mit schwarzen Haarsträhnen, die ihr über Hals und Gesicht herabfielen, und einem Schnurrbart von spanischem Tabak unter der Nase und auf der Wange, zwei Klötze Holz unter dem Arm und einen Schaumlöffel in der Hand, trat in das Zimmer und schritt, ohne uns im geringsten zu beachten, auf den Kamin zu. Diderot hatte sich hastig erhoben, um ihr Platz zu machen. Während sie das Feuer in Ordnung brachte und den Topf abschäumte, der das Mittagsmahl des Philosophen barg, das er den Gerichten der königlichen Tafel vorzog, gab er uns mit weit aufgesperrten Augen zu verstehen, diese Person nicht zu stören, und beobachtete selbst tiefes Schweigen. Ich wußte nicht, was ich von dieser grotesken Gestalt halten sollte; nachdem sie sich erhoben und nun mit dem Schöpflöffel vor uns stand, stellte sie Diderot der Gräfin als seine Frau vor. Jene verfehlte natürlich nicht, sie zu beglückwünschen, die Gemahlin eines ebenso weisen wie berühmten Philosophen zu sein. „Was da, das soll auch noch der Mühe wert sein!“ erwiderte sie mit heiserer Stimme. „Dieser große Philosoph hat ja nicht einmal so viel, daß er den Kochtopf ans Feuer setzen kann.“ Dann entfernte sie sich ohne jeden Gruß und warf die Tür hinter sich zu.

Diderot nahm nun wieder seinen Platz ein und sagte zu uns: „Ich füge mich ihrer Laune, sie ist sehr auf das leibliche, und ich auf das geistige Wohl meiner Tochter bedacht; sie sorgt für alle meine Bedürfnisse, es gebricht mir an nichts, und mit vieler Geduld bin ich endlich dahin gelangt, mich in aller Sanftmut mit dieser rauhen Schale abzufinden, die im Grunde einen guten Kern in sich schließt.“ Ohne gerade Frau Diderot als Xantippe zu bezeichnen, nannte die Gräfin den Philosophen einen zweiten Sokrates, ein Beiname, auf den er nur einige Phrasen der Bescheidenheit vorzubringen wußte. Nach den üblichen Abschiedskomplimenten wandte sich Diderot an mich mit den Worten: „Was Sie betrifft, so nehme ich Sie zu meinem Nutzen in Beschlag; besuchen Sie mich oft, ich liebe die Künste leidenschaftlich und glaube,

einiges davon zu verstehen. Ich liebe auch die jungen Leute Ihrer Nation; sie besitzen nicht immer die gleichen Kenntnisse wie die unseren; aber was sie wissen, wissen sie gründlich, und das ist mehr wert. Herr Bemetzrieder[16]) hat mich in dieser Meinung bestärkt, und Sie werden es zweifelsohne auch tun."

Herr Bemetzrieder war ein junger Deutscher, der Fräulein Diderot im Klavierspiel, in der Kompositions- und Harmonielehre unterrichtete. Die Philosophen beschäftigten sich zu jener Zeit viel mit Musik, seit Jean Jacques Rousseau eine Oper[17]) komponiert und sein „Dictionnaire de Musique" geschrieben hatte. Diderot sammelte sorgfältig die Regeln Bemetzrieders, brachte sie in gute französische Form und wollte durch ihre Veröffentlichung beweisen, daß uns bis dahin die geschicktesten Schriftsteller nichts über die musikalische Kunst zu lehren wußten, da es keiner von ihnen fertig gebracht hatte, die Wissenschaft der Harmonie in eine bestimmte und sichere Methode zu bringen, ein Geheimnis, dessen Ergründung diesem jungen Manne vorbehalten war. Da ich den Philosophen sehr oft besuchte, hörte ich von diesem Gegenstande sprechen, der ihm sehr am Herzen lag. D'Alembert und Grimm teilten seine Ansicht und drängten ihn zu dieser geplanten Publikation, wodurch die anderen, wenn auch nicht unnötig, so doch mangelhaft erscheinen sollten.

Diderot nahm mich immer sehr freundlich, ja fast freundschaftlich auf. War er gerade beschäftigt, so gab er mir ein Buch zu lesen, bis er sich mir widmen konnte. Häufig sah ich ihn beim Schreiben und konnte beobachten, wie er zuweilen mit dem Kopfe nickte, wobei er wohl seinem Satze Nachdruck verlieh, und wenn ich bemerkte, daß er seine Feder noch kräftiger auf das Papier setzte, war ich sicher, daß er eine Lebensweisheit zur Welt gebracht hatte. Er befragte mich über die Künste, meine religiösen und sittlichen Anschauungen, machte Einwendungen und disputierte mit mir, um mich auf die Probe zu stellen. Auch führte er mich in die Ateliers der berühmtesten Künstler ein, um

[16]) Anton Bemetzrieder, 1743 bis etwa 1816, Verfasser einer Anzahl musiktheoretischer Schriften. Seine Leçons de clavecin et principes d'harmonie, rédigés par Diderot, die Mannlich erwähnt, sind jedoch bereits 1771 erschienen.

[17]) Die Operette „Le devin du village" („Der Dorfprophet") wurde zuerst 1752 aufgeführt und fand vielen Beifall. Das Dictionnaire de Musique war 1767 veröffentlicht worden.

von mir, der ich eben von Rom gekommen war, meine Meinung über sie zu erfahren. So stellte er mich Pigalle,[18]) einem Freunde der Enzyklopädisten, vor, dessen Grabdenkmal für den Marschall von Sachsen ich bewundern sollte. Es gefiel mir aber nicht, und ich zog ihm in Idee und Ausführung das des Dauphins von Coustou[19]) vor. Wir besahen es nun gemeinsam und sprachen uns bei dieser und verschiedenen anderen Gelegenheiten darüber aus. Schließlich sagte er zu mir: „Ich habe Ihre Einwürfe überdacht und finde sie richtig, aber hüten Sie sich, sie unseren Kunstfreunden gegenüber zu äußern; man würde Sie steinigen. Fahren Sie fort, bei all Ihren Handlungen und Urteilen Ihre Vernunft zu Rate zu ziehen und mit Ihren eigenen Augen zu sehen; Sie werden sich dann kaum täuschen. Denn, obwohl ich junge Leute kenne, die mehr Geist als Sie haben, weiß ich keinen, der ebenso richtig wie Sie zu urteilen versteht."

Bei Mme. Regnard, in deren Familie ich öfter verkehrte, traf ich zuweilen mit einem älteren Fräulein zusammen, einer Freundin des Hauses und von dem guten Prokureur Regnard sehr verehrt. Sie war von sanftem Wesen, stets sehr reinlich und einfach gekleidet: Mlle. Levasseur.[20]) Beim Nachhausebegleiten fragte sie mich einmal unter anderem, ob ich denn Jean Jacques Rousseau kenne. „Dem Namen nach und vom Begegnen auf der Straße," erwiderte ich. „Ich verdanke diesem ehrenwerten Manne sehr viel. Was ich von seinen Werken gelesen habe, hat mich entzückt, besser gemacht, meine Grundsätze befestigt und mir meine Pflichten zum Bewußtsein gebracht. Wenn ich nicht tugendhaft bin, so trägt daran die Tatsache die Schuld, daß in meinen Jahren das Fleisch schwach ist, und man nicht immer tut, was man soll und selbst will."

---

[18]) Jean Baptiste Pigalle, 1714 bis 1785, bedeutender Bildhauer. Das erwähnte Denkmal kam in die Thomaskirche zu Straßburg.

[19]) Guillaume Coustou, 1716 bis 1777, Bildhauer.

[20]) Die Beziehungen Rousseaus zu Therese Levasseur, einem Dienstmädchen im Hotel Saint-Quentin zu Paris, reichen in das Jahr 1745 zurück. Therese war Rousseau von Herzen zugetan und ergeben, aber sie verbitterte ihm durch tausend Quälereien das Leben. Im April 1756 bezog er mit ihr die Eremitage, ein idyllisches Häuschen beim Walde von Montmorency, das ihm seine Freundin Mme. d'Epinay angeboten hatte. Nach wechselvollem und unstetem Wanderleben ließ er sich erst wieder 1770 in Paris nieder. Rousseau hatte fünf Kinder von Mlle. Levasseur.

„Aber warum versuchen Sie nicht, diesem Manne näher zu treten, den Sie zu lieben und zu schätzen scheinen?"

„Weil man mir versichert hat, daß er menschenscheu, schroff und ungesellig, niemand empfange und mehreren Leuten die Tür gewiesen habe, die ihm sehr höflich entgegengekommen seien."

„Ach mein Herr," erwiderte Fräulein Levasseur, „wenn Sie wüßten, wie sehr Verleumdung und Brotneid diesem Manne geschadet haben, indem sie ihn in Verruf brachten und ihm Fallen stellten, aus denen er sich nicht immer zu ziehen wußte, so würden Sie erschaudern und ihn beklagen. Besuchen Sie ihn, Sie werden in ihm einen ganz anderen Jean Jacques finden als der ist, den man Ihnen geschildert hat; er wird Sie liebgewinnen, ich bürge Ihnen dafür!"

„Sie kennen ihn also näher?"

„Ja, gewiß, ich kenne ihn, da ich bei ihm wohne und ihm seinen kleinen Haushalt führe. Besuchen Sie mich, ich werde Sie dann bei ihm einführen. Sie werden sehen, wie dieser liebevolle Mann alle jene empfängt, die ihm nicht als Spione verdächtig sind und sich ihm nicht als Verräter unter der Maske der Freundschaft nähern."

So versprach ich also Mlle. Levasseur, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Ich äußerte nun der Gräfin Forbach gegenüber meinen Wunsch, den berühmten Philosophen kennen zu lernen, und zugleich die Absicht, mich bei ihm durch Mlle. Levasseur einführen zu lassen. Sie riet mir aber dringend davon ab und nannte mir eine lange Reihe von Leuten ersten Ranges, die er schlecht aufgenommen und denen er die Tür vor der Nase geschlossen habe. Ihre Bedenken, die sie mit den Worten schloß: „Wie wollen Sie nach all dem hoffen, daß Sie, durch seine Dienerin vorgestellt, gut empfangen werden, besonders wenn er erfährt, daß Sie mit Diderot, Grimm u. a. verkehren, die er für seine Feinde hält?" schienen mir überzeugend und bestimmten mich zu meinem aufrichtigen Bedauern, diese einzige sich bietende Gelegenheit vorübergehen zu lassen, Jean Jacques in seiner Häuslichkeit aufzusuchen und mir vielleicht seine Freundschaft zu erwerben.

Unsere Abreise von Paris war in diesem Jahre für Ende Mai festgesetzt. Es war bereits April. Ich hatte mir vorgenommen, auf dem Umwege über Flandern und Holland nach Deutschland zurückzukehren und mich einige Zeit bei meinen alten und lieben Freunden

Jacobi und Frau Fahlmer[21]) in Düsseldorf aufzuhalten, wozu mir der Herzog gern seine Einwilligung erteilte.

Diderot übergab mir zwei Briefe, einen an Fürst Galitzin,[22]) den damaligen russischen Geschäftsträger im Haag, während der andere für einen Fadenfabrikanten bestimmt war, den Besitzer einer wertvollen Gemäldesammlung erster holländischer Meister, der, wenn ich mich recht entsinne, Biscop hieß. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir auch einen Entwurf aus Ton für ein Grabmonument des Marschalls von Sachsen, den er nach seinen Angaben durch einen jungen Bildhauerlehrling auf Grund unseres früheren Gedankenaustausches hatte anfertigen lassen. Er schien mir von dieser Komposition entzückt zu sein. „Ich erwarte eine Broschüre," sagte er, „die ich gern dem Herzog schicken möchte, aber erst morgen früh erhalten werde. Sollten Sie dann noch nicht weggereist sein, so würde ich bitten, sie ihm zu übermitteln." Ich hatte indes noch viele Besuche zu erledigen, und so versprach ich, sie selbst bei ihm abzuholen.

Nachdem ich den Prinzen Touraine und Lambesc[23]) meine Aufwartung gemacht und mich auch bei allen meinen ehemaligen Kameraden verabschiedet hatte, beschloß ich mein Tagewerk mit einem reizenden Souper bei Mlle. Testard, in Gesellschaft Fontenets, Frérons, des Advokaten Coqueley und Vernets.[24]) Diese Herren ließen ihre Geistesblitze sprühen und waren an Witzen und Bonmots unerschöpflich. Vor allem brachte uns Coqueley mit dem Aussehen eines Incroyable und seinen großen hervorquellenden Augen, von Freund Fréron animiert, so sehr zum Lachen, daß uns die Tränen kamen. An weiblichen Wesen war außer der Dame des Hauses nur noch Mlle.

---

[21]) Über Jacobi vgl. S. 15 Anm. 9, über Fahlmer S. 14 Anm. 8.

[22]) Dimitri Alexejewitsch Fürst von Galitzin, 1738 bis 1803, Günstling der Kaiserin Katharina II. von Rußland, seit 1769 im Haag. Er war ein großer Freund und Verehrer der französischen Enzyklopädisten, besonders Voltaires und selbst schriftstellerisch tätig. Seine Gemahlin Adelheid Amalia, 1748 bis 1806, die Tochter des preußischen Generals v. Schmettau, eine bedeutende, geistvolle Frau, lebte in Münster ihren philosophischen Studien in lebhaftem Gedankenaustausche mit den Gelehrten und Dichtern ihrer Zeit. Auch Goethe gehörte zu ihren Bewunderern.

[23]) Vgl. S. 155, Anm. 51.

[24]) Claude Joseph Vernet, 1712 bis 1789, Maler und Kupferstecher, besonders bekannt durch seine Seestücke.

Rose, die Schwester der berühmten Sophie Arnould,[25]) anwesend. Während des Nachtisches bat uns Mlle. Testard, einen Augenblick stille zu sein. Damit war das Signal gegeben: es ertönte himmlische Musik, und Klänge, wie wir sie alle noch niemals gehört hatten, rührten unsere Herzen. „Sind wir in Mahomets Paradies?" rief Fréron aus, als die Weise verklungen war. „Ja, wir sind es: alles, was ich sehe, höre und empfinde, zaubert es mir vor meine Seele." Mlle. Testard hatte in ihrem Boudoir einen jungen Deutschen versteckt, der meines Wissens Hullmantel hieß. Er hatte sich seit einiger Zeit im Spielen auf der Ziehharmonika eingeübt, die man damals in Frankreich noch nicht kannte, und legte nun die erste Probe seiner Kunst bei Mlle. Testard ab, deren Musiklehrer er war.

Meines Versprechens eingedenk, bei Diderot die Broschüre abzuholen, machte ich mich nun auf den Weg zu ihm. Als ich eben durch die Tuilerien ging, begegnete mir Graf Christian v. Forbach, der von meiner Absicht wußte und mich dorthin begleiten wollte, um einen Besuch zu machen. In der luftigen Behausung des Philosophen angelangt, zogen wir die Glocke. Eine Frau, die sehr einfach, aber reinlich gekleidet war, öffnete uns die Tür. Sie empfing uns auf gut bürgerliche Art, sehr höflich, mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß Herr Diderot soeben in die Druckerei gegangen sei. „Wenn Sie sich in seinem Zimmer einen Augenblick gedulden wollen, meine Herren, er wird bald wieder nach Hause kommen und sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen." Während dieser Worte blickte mich der Graf erstaunt an und dankte Mme. Diderot für ihre freundliche Aufforderung, indem er dringende Geschäfte vorschützte. Ich für meinen Teil bat sie, ihrem Gatten zu bestellen, daß ich mich bei ihm habe verabschieden und die versprochene Broschüre abholen wollen, ganz sicher jedoch erst diese Nacht abzureisen gedenke, weshalb er mir also noch weitere Aufträge für Flandern und Holland geben könne. Frau Diderot trug uns gegenüber jene gut bürgerliche, etwas steife Höflichkeit zur Schau, die jedoch Vertrauen einflößte: sie wollte uns sogar noch zur Tür geleiten und war sich wohl nicht mehr ihrer Rolle als Xantippe bewußt, die sie einige Wochen vorher zu spielen gehabt hatte.

Halbwegs auf der Treppe hielt mich der Graf mit den Worten an:

[25]) Vgl. S. 29.

„Haben Sie bemerkt, wie sehr meine Mutter von all diesen Enzyklopädisten zum besten gehalten wird, die im Grunde aufgelegte Charlatane sind? Ist das nicht eine ganz treffliche Frau, mit der wir soeben gesprochen haben? Und was denken Sie denn von einem Philosophen, der einer solchen die Rolle der Xantippe zuweist, nur um sich für einen Sokrates auszugeben? Ein Jahrmarktskomödiant, der mit Possenspiel sein Geld verdient, und den man hierzulande aus der Kirche ausschließt, ist in meinen Augen weit mehr zu schätzen als dergleichen Weltweise. Ich werde nie mehr meinen Fuß dorthin setzen." Ohne gerade ebenso streng wie der Graf zu urteilen, war ich doch nicht weniger als er über die Posse verwundert, die der Philosoph vor uns aufgeführt hatte. Am nämlichen Nachmittage übersandte er mir noch die Broschüre mit einem Schreiben an einen seiner Freunde in Antwerpen, das mir bald darauf das Leben retten sollte.

Meine Abreise mußte ich um einen Tag verschieben, da sich der Brief, den mir Herzog Christian von Versailles aus an Fürst Galitzin mitgeben wollte, etwas verspätet hatte. Ich ließ nun meinen Koffer zur Postkutsche bringen, die nach Lille fuhr, und in der mein Platz bereits belegt war. Als ich sie bestieg, war sie fast vollständig von Offizieren besetzt, die zu ihren Regimentern zurückkehrten. Über Peronne, Cambray, Douay fuhren wir nach Lille, von da über Courtray, Oudenarde nach Brüssel, wo ich mich einige Tage aufhalten mußte, um die Kirchen und Paläste zu sehen, in denen die erstklassigen Werke der flandrischen und holländischen Schule sich befinden.

Diderot hatte es mir sehr ans Herz gelegt, in dieser Stadt einen Kunstfreund aufzusuchen, einen närrischen Gesellen, von dem man sagte, daß er sehr schöne Gemälde besitze, die er jedoch seit mehreren Jahren keinen einzigen Menschen habe sehen lassen. Ich begab mich gleich am nächsten Tage zu diesem außergewöhnlichen Manne; er saß in einem schönen drehbaren Lehnstuhle und empfing mich sehr freundlich, ohne sich dabei zu erheben. „Ich erfreue mich seit acht Jahren," begann er, „eines ununterbrochenen Genusses, indem ich die Meisterwerke hier betrachte, welche ich besitze. Morgens stehe ich mit dem Wunsche auf, sie zu sehen, und scheide von ihnen abends mit Bedauern, einzig und allein von der Erwartung beseelt, sie am nächsten Tage wieder zu genießen. Mein Kammerdiener richtet mir den Lehnstuhl im Laufe des Tages dreimal, so daß er nach den verschiedenen Wän-

den zu stehen kommt: die eine ist für den Morgen bestimmt; während des Mittagsmahles betrachte ich die mittlere, und die dritte behalte ich mir für den Nachmittag bis zum Abend vor. Auf diese Weise wird mir eine immer neue Freude zuteil, auf die niemals Bedauern oder Reue folgt, und ich fühle mich bei einem Genusse glücklich, der mein ganz ausschließliches Eigen ist und stets unveränderlich bleibt." Dieser reiche Mann, der wohl ohne ehrgeizige Bestrebungen und von sehr phlegmatischem Naturell war, fühlte sich in seiner Liebe für die Werke der Malerei wahrhaft glücklich und erschien mir nicht ebenso närrisch wie dem Philosophen Diderot. Denn jede andere Liebhaberei hätte ihn mit der Zeit in die Abhängigkeit jener gebracht, die seine Leidenschaft hätten nähren und befriedigen müssen.

Mitten unter seinen Bildern jedoch, im Schlafrock in einen behaglichen Fauteuil gelehnt, ohne von irgend jemand abzuhängen, genoß er köstlich die Muße des „Benedetto non far niente" und seine Leidenschaft für die Malerei. Er war in meinen Augen wohl ein Sonderling, ohne mir indes als Narr zu erscheinen. Die Wahl seiner Gemälde war die eines Mannes von Geschmack und ein schlagender Beweis für seinen gesunden Verstand.

Im Palais des Prinzen Karl von Lothringen sah ich eine schöne Sammlung von Bildwerken und eine weitere lebender Vögel aus allen Weltteilen, für welche die Zimmer ihrem heimatlichen Klima entsprechend erwärmt waren.

Ich reiste über Alost nach Gent weiter, einer ausgedehnten Stadt, wo ich mich mehrere Tage aufhalten mußte. In einer Kirche fiel mir ein schönes Gemälde von Rubens auf, das einen Gegenstand darstellt, von dem ich nicht begreifen konnte, wie ihn der große, so geistvolle Künstler, ohne zu erröten, hatte erneuern und verewigen können: Jesus Christus, in seiner Glorie erstrahlend, will eben in heiligem Zorne den Blitz, der in seiner Rechten zuckt, zur Erde schleudern, um sie zu vernichten. Aber St. Franziskus, der neben der Weltkugel kniet, blickt mit Zuversicht zum Heiland empor und bedeckt den Gegenstand des göttlichen Zornes mit seinem Mantel, gleichsam als einem unverwundbaren Schutze gegen dessen Schläge. Auf alten Bildwerken des 14. und 15. Jahrhunderts hatte ich solche absurden Darstellungen gefunden, aber unsere großen Meister im 16. und 17. Jahrhundert haben sie nur noch selten gebracht.

Ich verließ diese im Verhältnis zu ihrer Ausdehnung schwach bevölkerte Stadt, um nach Antwerpen, der Heimat berühmter Meister, zu fahren, die mich lange in ihren Mauern hielt. An der holländischen Grenze kam ein Reisender gerade an, als man sich zu Tische setzen wollte; er bat mich, ob er nicht neben mir Platz nehmen dürfe, und erkundigte sich im Laufe des Gesprächs nach dem Wege, den ich nun einzuschlagen gedenke.

„Haben Sie einen Koffer?" — „Ja."

„Dann bedauere ich Sie; ich habe soeben Holland durchreist und schwöre Ihnen, daß mir mein Gepäck mehr gekostet hat als meine eigene Person, ganz abgesehen von dem Ärger, den es mir verursacht hat." — „Wie das?"

„In Holland reist man auf Kanälen. Da führt z. B. ein solcher bis an ein Dorf, an dessen gegenüberliegender Seite eine weitere Barke bereitliegt, um den Passagier bis zum anderen Ende des Dorfes zu bringen. Wenn Sie nicht genügend Dienerschaft bei sich haben, so sind Sie der Gnade und Ungnade der privilegierten Träger verfallen, die Sie da antreffen. Die Barke, die zur Abfahrt bereitliegt, wartet nicht. Man muß entweder zurückbleiben oder ein bis zwei Dukaten, je nach der Laune dieser Leute, bezahlen, um das Gepäck durch die Stadt oder das Dorf tragen zu lassen, und da das nicht selten der Fall ist, so mögen Sie auf die Unannehmlichkeiten und Ausgaben schließen, die ich gehabt habe, und die Ihnen bevorstehen. Befolgen Sie also meinen Rat: Senden Sie von hier aus Ihren Koffer direkt nach Deutschland, nehmen Sie nur das mit sich, was Sie im Notfalle selbst tragen können; denn sobald diese Gepäckträger das bemerken, werden sie sehr vernünftig!" Ich ließ mir dies nicht ein zweites Mal sagen und schickte meinen Koffer an meine Freunde Jacobi nach Düsseldorf ab, ärgerlich, mich dadurch bei ihnen anzumelden, da ich sie zu überraschen gedachte. Der Wunsch, sie wiederzusehen, wurde um so lebendiger, je näher ich kam.

Als ich an den verzweigten Armen der Rheinmündung angelangt war, die ich überschreiten mußte, sah ich ein, wie berechtigt der Ratschlag des Fremden war. So kam ich nun aufs müheloseste nach Dordrecht und bald nach Rotterdam, wo mir mein Handgepäck für den gewöhnlichen Preis zum „Eberkopf" gebracht wurde, in dem ich abstieg. Von da ging's weiter über Delft nach dem Haag. Ich nahm im

Gasthof „Aux Sept Églises“ Wohnung, bei einem für einen Holländer höflichen Wirte. Obgleich der Haag nicht zu den ersten Städten der vereinigten Provinzen gehört, so ist er doch wegen der herrlichen Gebäude und Promenaden eine der schönsten. Ich übergab meinen Brief dem Fürsten Galitzin,[26]) der mich sehr freundlich empfing und, nachdem er das Schreiben Herzog Christians gelesen hatte, doppelt liebenswürdig wurde, mir für die Dauer meines Aufenthaltes sein Haus anbot und versprach, mein Führer in der Residenzstadt sein zu wollen. Darauf las er den Brief Diderots und fragte mich schließlich lachend: „Sagen Sie mir, mein Herr, ist also mein Freund, der Philosoph, noch immer ein Narr? Hören Sie, wie er seinen Brief beginnt: »Mein Fürst! Ich habe soeben ein Kind ein Meisterwerk vollbringen lassen.«“ Während des Diners sprach man viel von den Pariser Gelehrten, von Diderot und den Enzyklopädisten, und ich gewann den Eindruck, daß sie der Fürst ganz vortrefflich kannte.

Nach Besichtigung der Meisterwerke der holländischen Maler, vornehmlich P. Potters,[27]) und der auserlesenen naturgeschichtlichen Raritäten, die ja allgemein bekannt sind, verabschiedete ich mich von Fürst Galitzin und setzte meinen Weg fort mit dem Wunsche im Herzen, meine Düsseldorfer Freunde zu sehen. Die Eintönigkeit der Städte, Dörfer und Kanäle, das flache Land, die Gärten und die Häuschen, die alle nach derselben Schablone bemalt und vergoldet waren, die gleichmäßig zugestutzten Hecken, das alles begann mich zu langweilen. Es herrschte zwar das schönste Wetter in diesen Maientagen; die Fahrt führte gewissermaßen durch einen blumengeschmückten Garten, aber die Einförmigkeit wirkt doch schon sehr bald ermüdend und lähmend.

In solch seelischer Verfassung, beständig an die Stunde gemahnt durch Glockenspiele, die nah und fern mit fast immer derselben Melodie von den Kirchtürmen herab ertönten, kam ich in Leyden, der Vaterstadt des berühmten Lucas,[28]) an und fuhr, ohne irgendwo Aufenthalt zu nehmen, nach Amsterdam weiter. Diese Stadt stand bei

[26]) Vgl. S. 217.

[27]) Paulus Potter, Maler und Radierer, 1625 bis 1654, malte hauptsächlich Tiere in realistischer Auffassung. Seine Radierungen werden künstlerisch höher gewertet.

[28]) Lucas Jacobsz, 1494 bis 1533, genannt Lucas van Leyden, Maler, Kupferstecher und Zeichner für den Holzschnitt, der bedeutendste holländische Renaissancekünstler.

meiner Ankunft noch ganz unter dem Eindruck des furchtbaren Unglückes, das sich am Tage vorher zugetragen hatte: im Theater war nämlich während der Vorstellung Feuer ausgebrochen. Die Zuschauer drängten in ihrem Schrecken schreiend den Ausgängen zu, die sich aber nach innen öffneten und infolgedessen schon nach wenigen Augenblicken versperrt waren. Bei der dadurch entstandenen Panik wurden an 500 Personen erdrückt, zu Tode getreten oder sie verbrannten. Das Feuer war noch nicht gelöscht, und ich sah mehrere dieser unglücklichen Opfer, die man aus den Flammen gezogen hatte, verkohlt und schwarz wie Mumien. In allen Städten, in denen es Theater gab, versäumte ich niemals, sie zu besuchen. Es ist also sicher, daß ich auch in diesem gewesen wäre, wenn ich Tags zuvor angekommen sein würde. So verdankte ich also dem biederen Manne in Antwerpen, der mich einen Tag länger zurückgehalten hatte, meine Rettung.

Das Rathaus von Amsterdam ist ein schönes Gebäude mit herrlichen Gemälden von Govaert Flinck[29]) und anderen großen Meistern der holländischen Schule. Die Börse ist gleichfalls eine der prächtigsten Zierden der Stadt, der Hafen einer der größten und besten Europas, mit Kauffahrern aus aller Herren Länder angefüllt. Es sind zwar alle Arten von religiösen Bekenntnissen in dieser Stadt geduldet, aber nur die protestantische, die dort vorherrscht, hat das Recht, mit Kirchenglocken zu läuten. Über Utrecht, Cleve und Wesel gelangte ich nach Düsseldorf, an dessen Toren man dem Brauche gemäß meinen Namen zu wissen begehrte. Der wachhabende Offizier fragte mich, ob ich der nämliche sei, von dem die Beschreibung der römischen Katakomben herrühre. Da ich über diese Frage verwundert war, sagte er mir, daß sie ihm der Kapitän v. Dobel zum Lesen gegeben habe. Dieser war mit Lists und Fahlmers verwandt, und so konnte ich mir das Rätsel leicht erklären. Der Offizier hatte die Güte, mir das Wohnhaus Jacobis zu bezeichnen und den ihm zunächstliegenden Gasthof „Zum Prinzen von Oranien", wenn ich mich nicht irre, wo ich Quartier nahm.

Das Herz schlug mir vor Freude, als ich bei meinem Freunde eintrat. Da gab es viele Gesichter, die mir unbekannt waren: Fritz Jacobi[30]) war nun verheiratet, hatte Kinder, Schwestern, einen ver-

[29]) Govaert Flinck, 1615 bis 1660, Porträtist und Historienmaler, Schüler Rembrandts.

[30]) Vgl. S. 15, Anm. 9.

ehrungswürdigen Vater; ihnen allen wurde ich vorgestellt und wie ein alter Bekannter des Hauses empfangen. Fräulein Fahlmer,[31]) meine einstige heißgeliebte „Jeannette" und mein würdiger Freund, der Kanonikus Georg Jacobi wurden benachrichtigt, und am Abend waren wir alle bei dessen Bruder Fritz versammelt. Er war nicht mehr so lebhaft und leichtsinnig wie damals, als er zu uns aus der Schule des Patriarchen von Ferney gekommen war, dessen Lehren er in sich aufgenommen hatte. Ich betrachtete ihn mit einer Art Verehrung: er war Gatte, Familienvater, vernünftig, gesetzt und gelehrt geworden, in meinen Augen ein liebenswürdiger, bekehrter Sünder. Ich fühlte im Vergleich zu ihm, wie viel der heilbringenden Gnade an mir noch zu tun übrig blieb, um mich bis zu dem nämlichen Grade zu erleuchten. Was unseren tugendhaften Kanonikus betrifft, so war ich mir schon immer bewußt, daß er besser war als ich, und konnte niemals hoffen, ihm gleichzukommen. Am darauffolgenden Morgen besuchte ich die Galerie, wo mich deren Direktor Krahe[32]) empfing. Ich aß oft zu Mittag bei ihm, aber die Nachmittage und Abende waren den Freunden Jacobi gewidmet. Köstliche Stunden, verlebt im Schoße der Freundschaft! Die Erinnerung an euch wird sich niemals aus meinem Gedächtnisse verwischen.

Georg Jacobi, der als mein intimer Freund alle meine Abenteuer kannte, hielt an einem Sonntage mir zu Gefallen eine Predigt in Düsseldorf, der er mit einer kleinen Bosheit einen Vers des heiligen Johannes über die Liebe zugrunde gelegt hatte. Diese Predigt erschien im Drucke, und ein Exemplar davon wurde mir übersandt. Unglücklicherweise wurde es im Jahre 1793 die Beute der Sansculottes, die mir mit offener Gewalt eine große Anzahl meiner Bücher und eine wertvolle Briefsammlung, darunter meine ganze Korrespondenz mit Fräulein Fahlmer, wegnahmen, um daraus Kartuschen zu fertigen, die für meine Landsleute, ihre Feinde, bestimmt waren.

In Düsseldorf befand sich damals gerade ein Theater, dessen Vorstellungen wir jedesmal besuchten. Man brachte u. a. auch die komische Oper „Le Déserteur"[33]) zur Aufführung. Obgleich ich von Paris

[31]) Vgl. S. 14f.

[32]) Johann Lambert v. Krahe, Maler und Kupferstecher, 1712 bis 1790. Seit 1755 Direktor der Düsseldorfer Akademie und Galerie.

[33]) Von Sedaine, Musik von Monsigny, 1769.

kam, so war ich doch von diesen Darbietungen sehr befriedigt, vielleicht weil die Freude, mich an der Seite meiner Freunde im Theater zu befinden, diesem Reize verlieh, die eigentlich nur jenen galten.

In unserem vertraulichen Verkehr hatte ich des öfteren während meines Aufenthaltes eine gewisse Zurückhaltung bemerkt. Ich sah Tabaksdosen aus Horn mit der goldenen Inschrift „Pater Lorenzo". Sogar die Damen, die nicht schnupften, trugen solche bei sich. Das schien mir die Zugehörigkeit zu einem Orden, zu einer Vereinigung zu bedeuten und das Zeichen des Zusammenschlusses für reine, tugendhafte Seelen zu sein. Mehr als einmal beobachtete ich, wie der gute Kanonikus seine Dose rieb, während er erklärte, daß man mäßig und milde sein müsse, eine Pflicht, die den Mitgliedern der „Horndose des Pater Lorenzo" auferlegt war. Aber niemals schlug er mir vor, dem Orden beizutreten, sei es, daß er, der alle meine kleinen Jugendstreiche kannte, mich dessen nicht für würdig erachtete, oder glaubte, daß sich ein junger, von Paris kommender Leichtfuß über eine so sentimentale Gesellschaft lustig machen würde. Ich meinerseits, zu sehr in der Beherrschung meiner Neugierde geübt, tat, ohne mich über die Bedeutung dieser Dosen zu erkundigen, als ob ich sie überhaupt nicht bemerkt hätte.

Frau Fahlmer war unförmig stark geworden. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit; stets saß sie in ihrem behäbigen Lehnstuhl, den sie nur mit dem Bett vertauschte. Sie hatte bereits Anstalten getroffen, um sich in ihrer Geburtsstadt Frankfurt niederzulassen, und da ich auf meinem Wege in die Heimat ebenfalls dahin fuhr, so bat sie mich, die Fahrt gemeinschaftlich mit ihr und ihrer Tochter zu unternehmen. Mit Vergnügen willigte ich ein: lag doch für mich ein Trost darin, mit ihnen einen Teil unserer reizenden Düsseldorfer Gesellschaft fortzunehmen. Ich schied von meinen Freunden mit aufrichtigem Schmerze, und Fräulein Fahlmer zerfloß in Tränen, als man sich Lebewohl sagte. Über Köln gelangten wir nach Koblenz. Da wir frühzeitig angekommen waren, wünschte Fräulein Fahlmer sehnlichst, bei ihrer Freundin, Frau v. La Roche,[34]) die Abendmahlzeit einzunehmen. Sie

[34]) Sophie v. La Roche, 1731 bis 1807, Schriftstellerin, seit 1754 verheiratet mit dem kurtrierischen Kanzler Georg Michael Frank v. La Roche, dessen Haus in Ehrenbreitstein durch seine Gattin der Sammelpunkt der damaligen literarischen Größen wurde.

teilte mir ihre Befürchtung mit, daß daraus nichts werden könnte; denn ihre Mutter hatte sich bereits in einem Lehnstuhl in unserem Gasthofe behaglich niedergelassen, von dem sie sich nur höchst ungern trennte. Aber durch eine kleine List brachte ich sie über den Rhein; eine halbe Stunde nachher saß sie schon in einem großen Fauteuil unseres Wirtshauses in Ehrenbreitstein, und wir beide waren auf dem Wege zu Frau v. La Roche.

Unser Souper verlief heiter; die jungen Töchter und ihre Mutter zeigten sich sehr liebenswürdig, Herr v. La Roche, obgleich Staatsmann, war es nicht minder. Ich sah hier wieder die bewußten Horndosen zum Vorschein kommen. Frau Fahlmer war bereits seit drei Stunden zu Bette, als wir in unseren Gasthof zurückkamen. Am nächsten Tage gingen wir, nachdem wir die starke Dame nicht ohne Mühe in den Wagen gebracht hatten, zu Fuß den Berg hinan und vertrieben uns die Zeit, indem wir einen Strauß Feldblumen pflückten, die am Rande der Landstraße wuchsen.

In Frankfurt erwartete uns Herr Starck[35]) mit seiner ganzen Familie an der Haustür. Die Begrüßung zwischen Bruder und Schwester ging sehr förmlich vor sich. Es war damals Brauch in den ehemaligen Reichsstädten, sich mit „meine Frau Schwester" und „mein Herr Bruder" zu titulieren. Am nächsten Tage verließ ich das gastliche Haus in früher Morgenstunde und verabschiedete mich nicht ohne Rührung von Fräulein Fahlmer. Wir versprachen, uns regelmäßig zu schreiben. Unsere Korrespondenz hat dann auch wirklich mehrere Jahre hindurch gedauert und wurde nur durch eine schwere Erkrankung, der ich später anheimfiel, unterbrochen. Meine Weiterreise führte mich über Darmstadt und Mannheim nach Zweibrücken, wo ich ein paar Tage nach der Rückkunft des Herzogs von Paris eintraf.

Seine Abwesenheit hatte man dazu benützt, mehrere Lustspiele und komische Opern einzustudieren, und auch ich trat mein Amt als Theaterregisseur wieder an. Die Truppe der Darsteller hatte inzwischen durch Fräulein Wendling, eine schöne, junge und vorzügliche

[35]) Frau Fahlmer, geb. Maria Starck, war die Tochter eines Predigers in Frankfurt. Im Jahre 1740 hatte sie sich mit dem verwitweten kurpfälzischen Kommerzienrat Georg Christoph Fahlmer vermählt. Sie starb in Frankfurt im November 1780. Vgl. L. Urlichs, Briefe von Goethe an Johanna Fahlmer. Leipzig 1875, Einleitung. — Die Reise mit Mannlich erfolgte im Juni 1772.

Sängerin, und den französischen Ingenieur-Kapitän Mr. de Vismes[36]) sowie dessen Frau Zuwachs erhalten, die Gräfin Forbach in Paris kennen gelernt hatte. Dem Kapitän hatte sie die Stelle des Kommandanten der Festungsartillerie von Bitsch verschafft und ihm zugleich die Erlaubnis erwirkt, in Zweibrücken leben zu dürfen. Abgesehen davon, daß er ein vollendeter Schauspieler war, musizierte er auch trefflich und sang hinreißend schön. Seine junge, sehr hübsche Frau war eine nicht minder geschickte Darstellerin, besaß gleichfalls eine gute Stimme und verstand sehr viel von Musik. Ritter v. Decker und Marquis v. Piatti, die untergeordnete Gesangspartien übernahmen, vervollständigten das vornehme Ensemble, in das noch zwei sehr tüchtige Orchestermitglieder als Sänger aufgenommen wurden. Fleury war trotz seiner Liebe zu einer jungen Zweibrücker Dame nach Paris abgereist, um bald darauf das jüngere Fräulein Duchesne[37]) zu freien und mit ihr eine weitere Kraft unserem höfischen Gesellschaftstheater zuzuführen. Man rechnete auch noch auf Fräulein Boudard[38]) und wollte nur ihre vollständige Genesung abwarten.

Im geheimen mühte man sich viel mit der Einstudierung einer Opéra comique ab, mit der man den Herzog zu überraschen gedachte. Fürs erste wählte man Dunis „La Laitière", deren Musik einfach und leicht ist, in der Absicht, damit den Maßstab für unsere musikalischen

[36]) Auguste Wendling war die Tochter und Schülerin der Mannheimer Primadonna Dorothea Wendling, die „Gustl" in den Mozartschen Briefen. Ihre außerordentliche Schönheit gewann ihr die besondere Gunst und Zuneigung des Kurfürsten Karl Theodor. Wieland vergleicht sie mit einer „Madonna des Raffael oder Dolci", Heinse mit einer „völligen, hundertblättrigen Rose". Vgl. Friedrich Walter, Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig 1898. S. 235 und 236.

Joseph Jacques Martin de Vismes aus angesehener Pariser Familie, Capitaine au Corps Royal de l'Artillerie in Straßburg. Prinz Max, der damals in Straßburg als Oberst residierte, bezeugte seiner Familie auch noch während der Revolutionszeit und später als König von Bayern sein wärmstes Interesse.

Die Zweibrücker Theaterverhältnisse der damaligen Zeit beleuchtet eine Artikelserie von Rudolf Buttmann: Beiträge zur Geschichte des Zweibrücker Theaters im 18. Jahrhundert (Westpfälzische Geschichtsblätter, XII [1908] Nr. 8ff. und XIII [1909] Nr. 1 und 2).

[37]) Vgl. S. 211.

[38]) Vgl. S. 211, Anm. 14.

Fähigkeiten zu gewinnen. Die Herren de Vismes und Karr spielten die Rollen der beiden Jäger und Fräulein Wendling jene des Milchmädchens. Das Orchester war sehr zahlreich und vortrefflich, die Theaterdekoration von Meyer und Müller mit vielem Geschick gemalt. Das Stück ging flott über die Bretter: die Darstellung war gut und die gesanglichen Partien waren ganz vorzüglich. Der Herzog, der keine Ahnung davon hatte, war aufs angenehmste überrascht und brachte jedem von uns seine große Befriedigung zum Ausdruck. Es kam fast so weit, daß aus dem ganzen Hof Schauspieler und Schauspielerinnen geworden wären: unseren Kammerherren und Damen begegnete man überhaupt nur mehr mit einer Rolle in der Hand. Die Herren v. Kéralio,[39]) v. Barbantane, de Vismes und Préville waren vortreffliche Akteure; die Gräfin Forbach, Fräulein v. Pachelbel und Mme. de Vismes drei entzückende Darstellerinnen. Im Anfange suchte man Stücke aus, für deren Hauptrollen diese wenigen Personen genügten, die Nebenrollen verteilte man unter jene, die man „Lückenbüßer" nennt. Seine Hochfürstliche Durchlaucht vergnügte sich sehr an unserem Theaterspiel, ging jedoch ebenso oft wie vordem auf die Jagd, gleichviel, welches Wetter auch herrschen mochte.

Mich selbst beschäftigte das Theater nur in den Augenblicken, wo ich sonst gar nichts anderes zu tun hatte. Ich erhielt damals den Auftrag, das Bildnis unseres vielgeliebten Prinzen Max zu malen, dem die Natur nicht nur große Liebenswürdigkeit, sondern auch eine sehr hübsche Gestalt verliehen hatte. Es handelte sich nämlich darum, diesen jungen Prinzen mit einer lothringischen Prinzessin, einer Tochter von Mme. de Brionne,[40]) zu vermählen, und nach dem Brauche der Großen durften sie sich vor ihrer Vermählung nur im Bilde kennen lernen. Ich malte dieses Porträt mit großem Vergnügen. Man sandte es nach Paris, und bald darauf kam jenes der Prinzessin nach Zweibrücken.

[39]) Vgl. S. 42. Louis Felix Guinement de Kéralio, 1731 bis 1793, französischer Oberstleutnant, war Erzieher der Prinzen Karl August und Maximilian. Vgl. Friedrich Schmidt, Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher. Berlin 1899. Später Marschall und mit Condillac Erzieher des Prinzen von Parma. Kéralio war auch schriftstellerisch tätig. Vgl. Grimm, Correspondance littéraire, herausgegeben von M. Tourneux. Paris 1877 bis 1882.

[40]) Vgl. S. 155.

Sie war das Ebenbild ihrer Mutter, und jedermann weiß, daß zu jener Zeit keine schönere Frau als Mme. de Brionne in ganz Frankreich zu finden war. Nach Vollendung des Porträts machte ich mich an die Ausführung eines Gemäldes, dessen Motiv dem „Pastor Fido" entnommen war und die Szene zwischen dem Satyr und Koriska darstellen sollte.

Unser Gesellschaftstheater wurde von Tag zu Tag vollkommener und erlangte gar bald einen Ruf. Fleury war mit seiner jungen Frau aus Paris angekommen. Diese debütierte, sang Bravourstücke, spielte ihre Rolle gut und erntete allgemeinen Beifall; ihr Mann wurde zum Souffleur ernannt. Caillot, der sich mit der Absicht trug, die Pariser Bühne zu verlassen, kam zuweilen ebenso wie de Wellez[41]) mit Frau, um bei uns zu gastieren, unsere Schauspieler zu belehren und ihnen als Vorbild zu dienen, desgleichen fanden sich die Herzöge von Liancourt, Fronsac und Lauzun bei uns ein, spielten mit und verpflichteten sich beim Abschiede, an einem bestimmten Tage für eine weitere Aufführung wiederzukommen. Ja, man hätte beinahe glauben können, daß Zweibrücken nur vier kurze Meilen von Paris entfernt sei. Die Höfe von Darmstadt und Nassau-Saarbrücken, Graf und Gräfin v. der Leyen, der Prinz von Nassau-Siegen, Marschall d'Armantières, Marquis v. Conflans und andere zählten häufig zu den Besuchern der Theatervorstellungen. Unser schöner Prinz Max, die Grafen Forbach und Abbé v. Salabert hatten sich gleichfalls unserer vornehmen Schauspielertruppe zugesellt. All das gefiel dem Herzoge sehr, ohne jedoch, wie gesagt, seine Leidenschaft für die Jagd im geringsten zu beeinträchtigen.

Fréron war für kurze Zeit zu uns nach Zweibrücken gekommen. Er hatte eine Komödie nach seinem Geschmack mitgebracht, eine Erwiderung auf die „Écossaise"[42]) Voltaires, in der ihm unter dem Namen Frélon hart mitgespielt wird. Er nahm nun seine Rache, in-

[41]) Über Caillot vgl. S. 24, Anm. 20. — Mit de Wellez ist vielleicht Boitel de Wellez gemeint (Mannlich schreibt de Well), zwar kein Schauspieler, aber ein Dramatiker. — Die erwähnten Herzöge waren Kavaliere am Hofe Ludwigs XV. in Versailles.

[42]) Die Komödie „Le Café ou l'Écossaise" wurde 1760 aufgeführt. Frelon bedeutet Hornisse, im Volksmunde einen Autor, der andere abschreibt und neidisch tadelt.

dem er die Abenteuer und selbst die Stockschläge, die dieser berühmte Dichter in Deutschland und Italien eingeheimst hatte, auf die Bühne brachte. Das Stück war mit jener Erbitterung und jenem Übermut verfaßt, womit Fréron seine Sarkasmen zu würzen verstand, wenn er den „Patriarchen" in Wut versetzen wollte. Der Held seiner Komödie hieß Mr. Orpello (Flittergold). Nachdem der Verfasser sie uns vorgelesen hatte, freuten wir uns schon im voraus, sie in Szene gehen zu sehen. Die Rollen waren bereits verteilt, als sie Gräfin Forbach wieder zurücknehmen ließ mit der Erklärung, sie werde es unter keinen Umständen zugeben, daß man die Philosophen, ihre Freunde, auf einem von ihr ins Leben gerufenen Theater der Lächerlichkeit preisgebe. Fréron, wütend darüber, nahm sich vor, sein Stück drucken zu lassen; ich weiß nicht, ob er Wort gehalten hat.[43])

In dieser Zeit hatte der Herzog in der Lotterie eines der neuerbauten Vorstadthäuser gewonnen. Er ließ mich auffordern, es mit ihm zu besichtigen, während er gleichzeitig auch seinen Baudirektor dorthin beorderte. Ich sollte meine Ansicht über die Verteilung der Räumlichkeiten und die notwendigen Veränderungen aussprechen, die es behaglich und bequem machen würden. Es war kaum etwas zu beanstanden: das Haus war hell, freundlich und geschmackvoll. Da es für zwei Haushaltungen berechnet war, befahl der Herzog, die Küche im ersten und zweiten Stock zu entfernen, wodurch zwei weitere Wohnräume gewonnen wurden, nach der Hofseite hin einen Flügel mit einer kleinen Stallung und einem Holzschuppen anzubauen, und da der von einer Mauer umschlossene Hof sehr ausgedehnt war, zwei Drittel davon für eine Gartenanlage wegzunehmen, mit einem Tempel der Flora in der Mitte, wofür ich den Entwurf liefern sollte. Während man alle diese Änderungen vornahm, widmete ich geraume Zeit den beiden Bildern, die ich gerade in Arbeit hatte. Ich reiste mit dem Herzog zweimal nach Mannheim und verbrachte einige Wochen in Jägersburg und Petersheim.

De Vismes, der sich der höchsten Gunst erfreute, wurde dorthin zur Hirsch- und Wildschweinjagd geladen, was allerdings nicht allzusehr seinem Geschmacke entsprach. Aber da eine Einladung hierzu als das höchste Zeichen besonderer Gunst galt, mußte man wohl oder übel

[43]) Ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.

die Gefahr mit in Kauf nehmen, sich auf Pferden den Hals zu brechen, die, wenn das Hifthorn erscholl, für Reiter unseres Schlages nicht mehr zu zügeln waren. Daher faßte er, so oft er eingeladen war, in burlesken Versen sein Testament ab, worin er mich zu dessen Vollstrecker ernannte und mir seinen künftigen Sohn, seine Frau und seine Festung Bitsch ans Herz legte. Fontenet, de Vismes, Fauvelet und ich wohnten nebeneinander, und wir ließen die Verbindungstüren immer geöffnet. Ein jeder wollte der tollste, ausgelassenste und witzigste sein, aber de Vismes blieb von uns allen doch stets Meister.

So verstrichen die Sommer- und Herbstmonate des Jahres 1772. Im Januar darauf machte ich mich nach einem Balle reisefertig, um den Herzog nach Paris zu begleiten. In Metz erwartete ihn Marschall d'Armantières, Gouverneur dieser Stadt; er dinierte also dort und blieb auch die Nacht über. In diesem Jahre befand ich mich allein im Gefolge des Herzogs; die übrigen waren bereits in Gruppen vorausgefahren oder folgten mit der Gräfin nach. Am Abend besuchte ich das Komödienhaus und löste mir ein Billett für das Amphitheater. Kaum hatte ich meinen Platz eingenommen, da bemerkte ich zwei junge Mädchen in Begleitung einer schönen Dame, allem Anscheine nach ihrer Mutter, nahe bei mir in eine Loge eintreten. Die eine der beiden Schwestern gefiel mir ganz besonders, und als sie nun miteinander sprachen, da nahm mich der Wohllaut ihrer Stimme vollends für sie ein. Bescheiden, aber sehr elegant und sorgfältig gekleidet, schmückte sie vor allem ihre eigene Persönlichkeit. Während des ganzen Stückes konnte ich das Auge von jener nicht abwenden, für die mich die zärtlichen Gefühle eines liebenden Bruders beseelten, und ich verließ das Theater, ohne mich zu entsinnen, was sich auf der Bühne abgespielt hatte. Beim Gasthof „Zum König Dagobert" angelangt, erfuhr ich, daß mich der Herzog überall hatte suchen lassen. Da er schon in sehr früher Morgenstunde aufzubrechen wünschte, wollte er beizeiten soupieren. Als man servierte, bemerkte er etwas ärgerlich, daß e r auf mich habe warten müssen. Der Besuch des Theaters und mein Geständnis, daß mich die beiden hübschen Mädchen nachher länger als gebührend in Anspruch genommen hätten, erwirkten mir leicht seine Verzeihung.

Im Laufe des Gesprächs fragte er mich, ob ich Freimaurer sei. Ich verneinte dies und gab als Grund dafür an, daß mich die Ein-

wendungen Bouchers abgehalten hätten, dem Anerbieten Fréróns Folge zu leisten und in die Loge einzutreten. Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als mich der Herzog unterbrach, um sich ungehalten gegen die Indiskretion Bouchers auszulassen, den er einen Lügner und Meineidigen nannte, der, wäre er noch am Leben, verdiente, aus der Loge gejagt zu werden. „Und Er," fuhr er fort, „hat eine große Dummheit begangen, daß er sich so schnell hat abbringen lassen, Fréróns Aufforderung nachzukommen. Auf Seinen Reisen hätte Er oft Gelegenheit gehabt, zu empfinden, welche Vorteile Ihm die Ehre, Freimaurer zu sein, gebracht hätte: alle Türen wären Ihm offen gestanden." „Sie sind es dennoch gewesen, gnädiger Herr! Überall, wo ich Euren Namen ausgesprochen habe, in Antibes, auf der Akademie in Rom, beim Marquis d'Aubeterre, dem Kardinal v. Bernis, dem Großherzog in Florenz und am Hofe von Parma — bedurfte ich keines anderen Schutzes, und die Hilfsquellen der Loge hätten mir zu nichts nütze sein können." Da ich damit die reine Wahrheit sagte, fand meine Entschuldigung Gnade vor ihm, und er gewann seine gute Laune wieder.

In Paris suchte ich in den ersten Tagen meine Freunde und Bekannten auf. Mein armer Kamerad Cäsar Vanloo lag sehr schwer erkrankt danieder; er stand in Behandlung des Arztes und war fast immer an das Bett gefesselt.

Ein Duell zwischen dem Prinzen Nassau-Siegen und dem Fürsten Esterhazy wegen der schönen Präsidentin v. Monglas, bei dem letzterer verwundet wurde, und dessen traurige Folgen für die Dame bildeten seit einiger Zeit das Gesprächsthema von Paris.[44]) Der Gatte, eine gestrenge hohe Amtsperson, hielt seine Ehre durch den Zweikampf der beiden in seine Frau verliebten Rivalen verletzt und glaubte alle Welt damit einverstanden, wenn er sie in ein dreißig Meilen von Paris entferntes Kloster bringen ließe, das für sie zum Gefängnis bestimmt war. Die Pariser Damen schrien gegen die Urheber des Duells, den Gatten und die Gerichtsbehörde, da von nun an keine ehrbare Frau mehr ruhig in ihrem Bette schlafen könne, wenn es möglich sei, daß sie ein Zweikampf, den ein paar Brauseköpfe ihrer

[44]) Auch Bachaumont berichtet von diesem Duell in seinen Mémoires secrets, allerdings erst unter dem 25. Februar 1774; Bd. 7, S. 136 der Londoner Ausgabe von 1784.

schönen Augen wegen führten, der Freiheit berauben und einen derartigen Skandal hervorrufen könne. Sie waren eine Stimme in ihrem Protest gegen den Despotismus der Ehemänner, als sich das Gerücht verbreitete, die schöne Monglas sei unterwegs den Händen ihrer Wächter entronnen, habe sich in einem Flusse, den man passieren mußte, ertränkt, und man habe beim Suchen nach dem Leichname bereits den Pelzmantel dieses unglücklichen Opfers zwei Meilen unterhalb am Schilfe hängend aufgefunden.

Der Tod des berühmten Alexis Piron,[45]) der nichts war, nicht einmal Mitglied der Akademie, lenkte das Publikum für einige Tage von seiner Beschäftigung mit dem Schicksale der Präsidentin ab.

Aber auch diese Neuigkeit geriet schon nach kurzer Zeit in Vergessenheit durch den großen Erfolg und die Begeisterung, welche die schöne Raucourt[46]) bei ihrem ersten Auftreten an der Comédie Française einheimste, und so kümmerte man sich nicht mehr darum, ob die unglückliche Mme. v. Monglas aufgefunden und ihr die Ehre einer Beisetzung zuerkannt worden sei.

Das Haus von Mlle. Guimard[47]) ging zu dieser Zeit seiner Vollendung entgegen, und man wanderte in Scharen dorthin, um dieses Palais zu sehen, das dem Kultus der Liebe geweiht war. Fontenet stellte mich der modernen Terpsichore vor. Sie empfing mich sehr herzlich, zeigte mir den von Fragonard[48]) gemalten Salon und be-

[45]) Alexis Piron, 1689 bis 21. Januar 1773, schrieb komische Opern, Komödien und Tragödien, die heute vergessen sind. Dauernden Erfolg hatte nur seine Métromanie (1738). Seine Epigramme sind von beißender Schärfe. Mannlichs Zusatz gibt Pirons Grabinschrift wieder, die an die Adresse der Akademie gerichtet war, in der er auf Befehl Ludwigs XV. nicht aufgenommen wurde, trotzdem er bereits gewählt war:

Ci-gît Piron, qui ne fut rien,
Pas même Académicien.

[46]) Françoise Marie Antoinette Saucerotte, Tragödin, 1756 bis 1815, debütierte 1772 mit 16 Jahren an der Comédie Française. Durch ihre Verschwendungssucht verscherzte sie sich die Sympathien des Publikums, die sie durch ihre außerordentliche Schönheit und ihre klangvolle Stimme gewonnen hatte.

[47]) Vgl. S. 26, Anm. 25.

[48]) Jean Honoré Fragonard, Maler und Radierer, 1732 bis 1806, Schüler Bouchers und wie dieser ein Darsteller des heiteren und sinnlichen Lebensgenusses.

klagte sich dabei bitter, daß sie der Künstler auf einem der Gemälde absichtlich als Furie dargestellt habe, eine Sünde wider ihre Person, die Taraval[49]) gut machen sollte, der dieses Werk zu vollenden hatte. Dieses auf der Bühne so verführerische Mädchen erschien mir trotz ihrer sehr gewählten Morgentoilette alt und häßlich. Der „Gott des Tanzes", Vestris,[50]) und Herr de la Borde, erster Kammerdiener des Königs, Generalpächter, Direktor des Louvre, Schriftsteller und — da er der Schönen jährlich 60 000 Livres schenkte — auch ihr Freund, befanden sich eben bei ihr. De la Borde leitete die Arbeiten in diesem zauberischen Palaste.

Da ich jeden Morgen sehr eifrig an meinem zweiten Bilde arbeitete, das ich unvollendet von Zweibrücken mitgebracht hatte, führte ich es trotz meines bewegten Lebens in Paris bald zu Ende. Es stellte die von Silvio verwundete Dorinda dar, ein Vorwurf, zu dem mich ebenfalls Guarinis „Pastor Fido" angeregt hatte. Ich zeigte dieses Gemälde sowie meinen „Satyr und Koriska"[51]) den Künstlern, mit denen ich immer verkehrte, Vernet, Vien, Greuze, Doyen, Fragonard und meinen alten Kameraden von Rom. Der eine von ihnen hatte dies auszusetzen, ein anderer jenes; im allgemeinen aber waren sie alle ziemlich zufrieden und gaben mir einstimmig den Rat, mein Werk der Akademie einzureichen, um deren Mitglied zu werden, eine Ehre, die ich nach meinen Grundsätzen gerade nicht sonderlich erstrebte.

Mr. und Mlle. Diderot waren in das Palais zu einem Diner bei der Gräfin Forbach gekommen, die des Philosophen Tochter wegen ihres Geistes und der Fähigkeit, alle ihre Gedanken in eine gewandte Form zu kleiden, sehr ins Herz geschlossen hatte. Ich hielt es daher für eine Anstandspflicht, Diderot zur Besichtigung meiner Bilder einzuladen, und er stellte mir seinen baldigen Besuch in Aussicht. Als ich dann über den Hof des Palais schritt, begegnete ich einem Kameraden von Rom, namens Saint-Quentin,[52]) der eben zu mir kommen wollte.

[49]) Hugues Taraval, Maler und Kupferstecher, 1729 bis 1785.

[50]) Vgl. S. 26, Anm. 25.

[51]) Diese beiden Bilder kamen in die Gemäldegalerie zu Schleißheim (Gemäldeverzeichnis von 1885, Nr. 867 und 869) und befinden sich jetzt im Gebäude des Königlich Bayerischen Kultusministeriums.

[52]) Jacques Philippe Joseph Saint-Quentin, Schüler Bouchers, malte Bildnisse, geschichtliche Darstellungen und Landschaften, die mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Ich zeigte ihm meine Arbeiten und erwartete seine Kritik, als Diderot bei mir eintrat. Er setzte sich vor meine Bilder und hörte den Bemerkungen meines Studienfreundes zu, ohne etwas zu sagen. Sein Schweigen beunruhigte mich mehr als das Urteil des Malers; schließlich erhob er sich mit den Worten, daß er noch meinen Nachbar Fontenet besuchen und dann wieder bei mir vorsprechen wolle.

Er kam auch wirklich noch einmal, und das erste war, daß er den Riegel der Tür vorschob, um, wie er sich ausdrückte, lästige Eindringlinge fernzuhalten. Dann umarmte er mich. „Ich bin entzückt über Ihre Arbeit, mein junger Freund!" begann er mit jenem Nachdruck, den er in alle seine Worte zu legen wußte. „Das Blut kochte mir beim Anhören der unverschämten Kritik Ihres Kameraden, der soeben weggegangen ist, und ich wollte nur abwarten, bis er fort sei, um Ihnen meine Ansicht zu sagen. Ihre Koriska gibt trefflich die Schurkin wieder, wie sie uns Guarini in seinem »Pastor Fido« beschreibt, Ihr Satyr vereint das Doppelwesen eines Menschen und Bockes in sich. So muß man die Geschichte malen und den Gedanken der Dichter zum Ausdruck bringen. Ihre Farbengebung ist wahr, frisch und kräftig, die Komposition einfach und reich, ohne dabei überladen zu sein, Ihre Mache sorgfältig, ohne Nüchternheit." Hierauf bemängelte er da und dort einige Kleinigkeiten und prüfte mein Werk in der Nähe und von ferne, ohne noch etwas beizufügen. Nachdem er sich ziemlich lange in die Bilder vertieft hatte, wandte er sich plötzlich mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit gegen mich mit der Frage, ob ich reich sei.

„Ohne gerade arm zu sein, bin ich auch nicht reich."

„Wollen Sie es werden?"

„Wenn es mit ehrlichen Mitteln möglich ist, wie sie mir Mr. Diderot nur vorschlagen kann, warum nicht?"

„Dann sind Sie also ein gemachter Mann! Ich bin," fuhr er in ruhigerem Tone fort, „von der russischen Kaiserin[53]) beauftragt, unsere besten Künstler in ihren Dienst zu stellen. Sie hat mir dabei vollkommen freie Hand gelassen: ich wähle sie nach meinem Belieben aus, habe die Preise zu bestimmen und die Gegenstände anzugeben, die sie darstellen sollen. Sie sehen also, mein junger Freund, wie vorteilhaft das für Sie sein wird, und welcher Ruhm und Reichtum zugleich

[53]) Katharina II. unterhielt die regsten Beziehungen mit den Enzyklopädisten, besonders mit Voltaire.

Ihnen winkt!" Von diesem Freundschaftsbeweise des Philosophen war ich nicht minder geschmeichelt als gerührt, noch mehr aber von der Herzlichkeit, mit der er sich erbot, mein Glück machen zu wollen. Ich versicherte ihn also mit bewegtem Herzen meines lebhaftesten Dankes, fügte aber auch zugleich bei, daß ich alles, was ich habe und sei, den Wohltaten und der väterlichen Fürsorge des Herzogs schulde, weshalb es mir die Dankbarkeit zur Pflicht mache, ihm meine ersten Arbeiten zu Füßen zu legen. Edelmütig und gütig jedoch, wie dieser Fürst gegen mich sei, würde er sicher gern für die Folge den günstigen Anerbietungen, die mir soeben gemacht wurden, seine Zustimmung geben. Aber kaum von meinen Studienreisen zurückgekehrt, hindere mich mein Empfinden, ja es widerstrebe mir sogar, dem großherzigsten aller Gönner schon in Bälde einen derartigen Vorschlag zu unterbreiten.

Das Antlitz des Philosophen verdüsterte sich, je mehr sich das meine durch die lebendigen Gefühle aufhellte, die mein Herz in diesem Augenblicke erfüllten. Nach kurzem Schweigen antwortete er: „Dankbarkeit ist in unseren Tagen eine ebenso schöne als seltene Tugend. Gewiß, ich kann jene, die Sie für den Herzog beseelt, nur billigen und schätze Sie deshalb um so höher. Aber da die Gefühle uns oft in die Irre führen, wenn sie nicht von der Vernunft geleitet sind, so muß man sie immer prüfen, bevor man sich ihnen ganz und gar anheim gibt. Überdenken wir also einmal, was die Herrscher sind, und was Sie sind! Die Fürsten schöpfen ihren Reichtum aus dem einen Teil ihres Volkes. Um damit was zu tun?" fragte er mit erhobener Stimme. „Um ihn auf den anderen zu übertragen," fuhr er kühl fort, indem er sich gegen mich neigte und eine Gebärde machte, als wolle er aus voller Hand schütten. Dann stand er von seinem Stuhle auf und schloß im Gesprächstone: „Sie sehen, daß Sie der Zufall auf jene Seite gestellt hat, auf die man schüttet. Lassen Sie die Fürsten immerhin zuschütten! Adieu, mein lieber Freund, denken Sie darüber nach und kommen Sie dann zu mir!"

Ich kann hier mit gutem Gewissen die Wahrheit sagen, die zu meinen Gunsten spricht: der Sophismus des Philosophen brachte mich keinen Augenblick ins Schwanken. Die Vernunft, die in seinem Sinne nichts anderes als Egoismus ist, hatte bis zu jenem Tage kaum Anteil an meiner Lebensführung gehabt, und so, wie sie war, obgleich voll

Mängel, hatte sie mich doch nicht, so sehr ich mich besinnen mochte, den Gewissensbissen preisgegeben, die das Schlechte nach sich zieht. Mein Herz allein war es also, das mir stets meine Handlungsweise eingegeben und mich geleitet hatte. Der indirekte Rat, meinen Empfindungen entgegen zu handeln, erregte, so philosophisch er auch war, weit entfernt, mich zu überzeugen, eine Art Empörung in mir, die ich um so peinlicher empfand, als ich trotz des possenhaften Auftrittes von Xantippe und Sokrates die großen Talente Diderots hochschätzte und seine Persönlichkeit liebte.

Tags darauf erhielt ich den Besuch von Mr. Grimm, der meine Gemälde sehen wollte. Da ich nichts von dem erwähnte, was sich zwischen dem Philosophen und mir zugetragen hatte, begann er selbst davon zu sprechen. „Diderot," so sagte er, „hat mir von dem Vergnügen erzählt, das ihm Ihre Arbeit bereitet hat, von der Freundschaft, die er Ihnen entgegenbringt und dem Anerbieten, das er Ihnen gemacht hat. Ich hoffe, daß Sie es bereitwilligst annehmen werden. Derartige Gelegenheiten, sich hervorzutun und seinen Weg zu machen, sind selten, und Sie glauben gar nicht, wie sehr sie umworben sind, und wie oft der Philosoph von unseren ersten Künstlern belästigt ist, die sie zu ergreifen wünschen." Hierauf setzte ich Grimm die mich bestimmenden Gründe auseinander. „Das ist ja alles sehr schön," fuhr er kühl fort, „aber man muß nicht der Narr der Großen sein. Wenn sie in ihrer Laune nach rechts und links Wohltaten austeilen, so sind sie nur zu glücklich, wenn zuweilen ein Teil davon auf jemand fällt, der ihrer würdig ist. Ich rate Ihnen, das Glück zu ergreifen, das sich jetzt bietet. Lassen Sie es nicht entfliehen und zögern Sie nicht; denn Sie wissen, daß es auf der Rückseite kahl ist." Ich war noch ungehaltener über meinen Landsmann Grimm als über Diderot.

Das sind also jene Weltweisen, die in ihren beredten Schriften die Menschheit neu zu gestalten und zu erleuchten behaupten, den Irrtum bekämpfen, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen, die Scheinheiligkeit, den Fanatismus, und unter seinem Deckmantel die Religion angreifen, die Tugend, Toleranz, Menschlichkeit triumphieren lassen wollen und indessen die natürlichen Empfindungen eines guten Herzens, die Sitten, Uneigennützigkeit und Dankbarkeit für nichts achten. Vermeinen sie in Wahrheit, daß sie, wenn sie ihren Schülern insgeheim Ungläubigkeit, Selbstsucht und Undankbarkeit predigen, die

Menschen ehrlicher und glücklicher machen werden? Damals lernte ich meine Weisen kennen, die sich mit dem Titel von „Philosophen" schmückten, ohne an die Pflichten zu denken, die ihnen dieser schöne Name auferlegte. Diese Betrachtungen erklärten mir auch den Haß, den diese Herren gegen den guten Jean Jacques hegten. Es schien mir ganz selbstverständlich, daß Charlatane, die sich die Maske der Philosophie und Tugend aufsetzten und deren Sprache im Munde führten, ohne sie in die Tat umzusetzen, einen einfachen, tugendhaften Mann von wahrem Verdienst und größerem Talent als das ihre war, der es verachtete, sich Philosoph zu heißen, haßten und ihm zu schaden suchten, indem sie vor den Mächtigen, den Mätressen und Ministern im Staube krochen. Mein Bedauern, im vergangenen Jahre der Aufforderung Mlle. Levasseurs nicht gefolgt zu sein, erneuerte sich hier. Ich hätte damals wenigstens versuchen sollen, Beziehungen mit Jean Jacques anzustreben, den ich, je mehr ich mich in seine Werke vertiefte und je besser ich seine Feinde kannte, täglich umsomehr liebte und verehrte.

Während dieser Zeit kam der verhängnisvolle Augenblick immer näher, in dem über uns die völlige Vernichtung hereinbrechen sollte, und ganz Paris fiel der fürchterlichsten Verzweiflung anheim. Es hatte sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, Herr de Lalande habe durch untrügliche Berechnungen herausgefunden, daß ein seit längerem sichtbarer Komet binnen vierzehn Tagen den Untergang der Welt mit sich bringen könne, indem er auf seiner Bahn mit unserer Erde zusammenstoßen, sie mit sich fortreißen und aufzehren würde.[54]) Die Angst teilte sich allen mit: die jungen Frauen weigerten sich, bei ihren Männern zu schlafen, aus Furcht, unschuldige Wesen mit sich ins Verderben zu ziehen; zärtliche Liebhaber hingegen, die keine Folgen mehr befürchten zu müssen glaubten, suchten diese kurze Zeit zu nützen, um noch des höchsten Liebesglückes teilhaftig zu werden und in seliger Umarmung eines gemeinsamen Todes zu sterben. Die schlechtesten Zahler trugen schleunigst das schuldige Geld zu ihren Gläubigern, die sich aber wenig mehr darum kümmerten. Dichter, Maler

[54]) Mai 1773; vgl. Bachaumont, Mémoires secrets unter dem 9. Mai und später; Bd. 6, S. 314. — Jos. Jérôme Le François de Lalande, 1732 bis 1807, dessen Voyage en Italie wir bereits mehrmals erwähnt haben, war ein berühmter Astronom und äußerst fruchtbarer Schriftsteller.

und andere Künstler, die um Ruhm und Unsterblichkeit arbeiteten, ließen ihre Meisterwerke im Stiche, mit denen sie die Nachwelt und ihre Zeitgenossen zu beglücken und in Verwunderung zu versetzen gedachten, da diese sich gleich ihnen nur noch einen kurzen Augenblick des Lebens zu erfreuen hätten. Die Kirchen waren von Bekehrten angefüllt, und in den Tempeln der Venus benetzten selbst die begehrtesten Priesterinnen ihre Ruhestätte, den Altar ihres Kultus, mit heißen Zähren und empfahlen sich, den Rosenkranz zwischen den Fingern, mit ebensoviel Inbrunst als Zuversicht ihrer Schutzpatronin, der heiligen Magdalena, in der Hoffnung, sie möge mit Nachsicht ihres eigenen Sündenlebens eingedenk sein.

Ohne der Unfehlbarkeit des Herrn de Lalande zu mißtrauen, ersetzte die in meinem Alter so natürliche Sorglosigkeit den Mut und die Philosophie. Unbekümmert um die Zahl der Tage, die wir noch auf Erden zu vegetieren hätten, wollte ich sie wenigstens genießen und ging ahnungslos am kritischen Tage aus. Am Himmel hingen schwere Wolken, die Straßen waren öde und leer, Donner rollte in der Ferne, und heftige Regenschauer strömten hernieder. In der Nähe des Louvre trat ich, um das Gewitter abzuwarten, bei Mme. Vanloo ein. Da ich niemand im Vorzimmer fand, öffnete ich die Tür ihres Gemaches. Hier sah ich nun diese gute und verehrungswürdige alte Dame, Mme. Vien,[55]) mehrere junge Mädchen, desgleichen Verwandte der Witwe des berühmten Malers auf den Knien, aus tiefstem Herzen zu Gott flehend. Sie wurden meiner kaum gewahr; ich blieb an der Tür stehen. Dieser Anblick hatte mich stutzig gemacht. Ich war der einzige Mann unter diesen unschuldigen Büßerinnen. Vielleicht, daß meine Gegenwart Mme. Vanloo etwas beruhigte. „Wie," sagte sie zu mir, ohne ihre Stellung zu verändern, „Sie haben es gewagt, an diesem kritischen Tage auszugehen?"

„Um Sie zu beruhigen, Madame. Der Komet ist schon vorübergezogen, und Herr de Lalande hat in seiner zweiten Denkschrift trefflich dargelegt, daß sechzigtausend gegen eins zu wetten waren, daß er uns nicht berühren würde. Das Gewitter ist nur eine Folge-

[55]) Joseph Marie Vien, französischer Maler, 1716 bis 1809, von 1775 bis 1781 Direktor der französischen Akademie in Rom. Seine Kunst bezeichnet den Übergang vom Rokoko zum Klassizismus, dessen glänzender Vertreter sein Schüler David wurde.

erscheinung davon und wird in einer Viertelstunde vorbei sein; ich bürge Ihnen dafür." Meine Reuigen erhoben sich sogleich mit Freuden. Ich sah den Augenblick voraus, wo sie mich umarmen würden: so sehr hatte ihnen meine Versicherung mit einem Male wieder Mut und Heiterkeit zurückgegeben. Man forderte mich auf, beim Abendtische zu bleiben. Die jungen Damen belustigten sich köstlich an der unverschämten Vorhersage des Astronomen und ihrem eigenen Schrecken. Nur Mme. Vanloo verharrte wegen ihres Sohnes Cäsar in Betrübnis, der wie ein Märtyrer litt und das Bett nicht mehr verlassen konnte. Am folgenden Tage machte sich ein Teil der Pariser über den anderen lustig, niemand gestand zu, sich vor dem Kometen gefürchtet zu haben, und am übernächsten dachte überhaupt niemand mehr daran.

Kurze Zeit darauf begegnete ich in Begleitung von Robert, dem Leibarzte Herzog Christians, dem berühmten Pastellmaler Trey,[56]) der uns mitteilte, eben auf dem Wege zu seinem am Fieber daniederliegenden Freunde Beaumarchais[57]) zu sein. Robert war ebenfalls mit ihm befreundet und schlug mir vor, ihn dorthin zu begleiten.

Der kühne Beaumarchais, der die Sache der Nation gegen das neue Parlament zu seiner eigenen gemacht hatte, war damals zu berühmt, um in mir nicht den Wunsch zu erwecken, ihn kennen zu lernen. Wir trafen ihn im Bett an, eifrig beschäftigt, seine Denkschriften gegen Mr. Goëzmann niederzuschreiben und zu überarbeiten. Sein Kopf war mit einer Binde fest umwickelt; auf seinem Nachttischchen lagen Eisstücke, die er von Zeit zu Zeit auf seiner fieberdurchglühten Stirn

[56]) Trey (Treu), Johann Nikolaus, Maler, 1734 bis 1786, verweilte neun Jahre in Paris, wo er sich bei Karl Vanloo und Pierre weiter ausbildete.

[57]) Der Dichter des „Barbiers von Sevilla" war in dem Prozesse, den er gegen den Grafen de La Blache wegen Ausbezahlung der ihm von seinem Gönner Duverney testamentarisch versprochenen 15 000 Livres führte, infolge der Verleumdungen seiner Gegner vom Parlamente abgewiesen worden. Um zum Berichterstatter seines Prozesses, dem Rat Goëzmann, Zutritt zu erlangen, hatte er dessen Frau 100 Louisdor, eine Uhr mit Brillanten und 15 Louisdor für den Sekretär gegeben. Nachdem der Prozeß verloren war, wurde ihm dies alles zurückerstattet mit Ausnahme der 15 Louisdor. Beaumarchais schlug Lärm und veröffentlichte seine Mémoires, in denen er die Schäden der damaligen Rechtspflege geißelte und im Interesse der Allgemeinheit aufdeckte. Dadurch gewann er sich das Publikum, wenn er auch seinen Prozeß bei dem vom Kanzler Maupeou eingesetzten „königlichen Rat" (Parlement Maupeou) verlor.

zerschmelzen ließ. Robert machte ihm deswegen Vorhalt. „Zu einer anderen Zeit würde ich mich dieses Mittels nicht bedienen," erwiderte er. „In diesem Augenblicke jedoch erfrischt es meine Gedanken und Kräfte und bringt mich wieder zu mir selbst; gerade jetzt bedarf ich meines ganzen Verstandes, um die auf Macht und Autorität gestützte Unehrlichkeit zu bekämpfen." Beaumarchais' Prozeß wirbelte viel Staub auf, und seine mit viel Beredsamkeit abgefaßten Denkschriften, die eine Fülle des Interessanten, Heiteren, Scherzhaften und Pathetischen brachten, befanden sich in aller Leute Hand.

Zu meiner Zerstreuung[58]) folgte ich einer Einladung des Malers Doyen,[59]) seine Werke in der Kapelle der Invaliden zu besichtigen, deren Ausschmückung Karl Vanloo unvollendet gelassen hatte. Ich traf an der Kirchentür mit ihm zusammen, wie er eben den Kanzler Maupeou[60]) hinausbegleitete. Nachdem sich dieser Mann, der damals allmächtig war, entfernt hatte, fragte ich den Künstler, ob der Minister von seiner Arbeit befriedigt gewesen sei und auch Verständnis dafür gezeigt habe. „Verständnis?" wiederholte er lachend. „Der sperrt seine Augen weit auf, wie die Eule vor dem Tageslicht, ohne etwas dabei zu sehen." Doyen erzählte mir, daß er das Unglück gehabt habe, von seinem Gerüste herabzustürzen, als er, etwas zurücktretend, seine Arbeit mehr aus der Ferne betrachten wollte. Seine Majestät der König habe sich des öfteren nach seinem Zustande erkundigen lassen, da er eine gefährliche Verletzung am Kopfe davongetragen und sich beim Sturze aus dieser Höhe eine Rippe gebrochen hatte. Nach seiner Wiederherstellung wollte er dem König für dieses Zeichen seiner Gnade den gebührenden Dank abstatten. Bei diesem Anlaß sagte zu ihm der Monarch: „Aber, mein lieber Doyen, es war auch sehr unvorsichtig von Ihnen, auf dem Gerüste zu arbeiten, ohne ein »garde-fou« anbringen zu lassen."

„Ah, Majestät," erwiderte der Künstler, „dieses habe ich keineswegs

---

[58]) Mannlich hatte in jener Zeit den Tod von Fräulein Boudard in Parma zu beklagen, die er zu seiner Lebensgefährtin zu machen gedachte. Dieser Schmerz lastete schwer auf seiner Seele. Vergl. S. 211, Anm. 14.

[59]) Gabriel François Doyen, Historienmaler, 1726 bis 1806, Schüler Karl Vanloos.

[60]) Nicolas Charles Augustin de Maupeou, 1714 bis 1792, war seit 1768 an Stelle seines Vaters Kanzler unter Ludwig XV.

benötigt, ich hätte vielmehr ein »garde-côte«[61]) gebraucht." Dieses improvisierte Wortspiel, wie sie dergleichen damals so sehr in Mode waren, fand den Beifall des Königs, brachte ihn zum Lachen und war die Veranlassung, daß er den Maler in die Nähe seiner erhabenen Person zog.

Zuweilen durchwanderte ich mit den Grafen Forbach Paris und dessen Merkwürdigkeiten. Eines Morgens, als ich hierzu Graf Christian abholen wollte, traf ich ihn mit seinem italienischen Sprachlehrer Alligaru an, der wie ein Pudel über einen Stock sprang, um eine Tasse Schokolade dafür zu bekommen. Er war ganz in Schweiß gebadet, den er sich eben von der Stirn trocknete, als ich das Zimmer betrat. „Aber sehen Sie doch, welche Anstrengung für eine Tasse Schokolade!" Der Graf ließ ihm zwei Tassen reichen, und Alligaru war der glücklichste Mensch der Welt. Er erzählte mir, daß er mit Goldoni verwandt sei und bei ihm wohne. Ich beglückwünschte ihn dazu und versicherte ihm, daß ich große Hochschätzung für diesen berühmten Schriftsteller empfände und seine Komödien in Italien auf der Bühne gesehen hätte, in denen er die Sitten und Gebräuche mit meisterlicher Wahrheit geschildert habe.

Daraufhin mußten wir ihn auf der Stelle nach Hause begleiten, um Goldoni kennen zu lernen. Wir trafen den modernen Terenz im Schlafrocke in seiner Wohnung, die, vier Treppen hoch, sehr bescheiden eingerichtet war. Als ehemaliger Sprachlehrer der königlichen Prinzessinnen, die seinem Unterrichte entwachsen waren, bezog er eine Pension des Königs; im übrigen arbeitete er für das italienische Theater, für das er auch seinen „Bourru bienfaisant" in französischer Sprache geschrieben hatte. Er erzählte mir viel von Venedig und Italien, nach dem er sich sehr zurücksehnte.

Ich lenkte hierauf meine Schritte zum Atelier Pigalles,[62]) um mir die Statue Voltaires anzusehen, auf die ein Spaßvogel folgende Strophe gedichtet hatte, die damals in ganz Paris in Umlauf war:

Voici l'auteur de l'Ingénu;[63])
Monsieur Pigalle l'a fait tout nu,
Monsieur Fréron le drapera
Alleluja!

[61]) Garde-fou = Geländer, eigentlich Schutz für Narren. Die analoge Neubildung garde-côte = Schutz für Rippen.

[62]) Vgl. S. 215, Anm. 18.

[63]) „L'Ingénu" („Der Harmlose"), 1767, wohl die bedeutendste von Voltaires kleinen satyrischen Erzählungen.

Die Zeit der Heimreise nach Zweibrücken rückte näher. Ich hatte die Vermutung, daß sich die Gräfin mit der Absicht trage, Mlle. Diderot als Ersatz für Fräulein Boudard für ihr Gesellschaftstheater zu gewinnen. Das war aber viel zu früh. Schließlich machte sie mir den Vorschlag, sie zu heiraten, mit dem Beifügen, daß mir der Vater sehr gewogen sei und es nur von mir abhänge, dem jungen Mädchen zu gefallen, dem der Philosoph freie Wahl lassen wolle. Das übrige fände sich dann von selbst. Sie legte mir ans Herz, diese für mich nach jeder Hinsicht ehrenvolle und vorteilhafte Angelegenheit nicht zu vernachlässigen. Anderseits teilte mir Fontenet seine geplante Heirat mit Fräulein Testard mit und schlug mir gleichzeitig vor, das eheliche Band mit deren Tochter, der liebenswürdigen, sehr jugendlichen und schönen Bethzemire zu knüpfen. Im ersten Augenblick dachte ich an einen Scherz; Fontenet drängte jedoch alles Ernstes in mich, durch diese Doppelheirat sein Sohn zu werden. Ich versprach es ihm für den Fall, daß meine projektierte Vermählung mit Mlle. Diderot scheitern würde.

Die landläufige Höflichkeit, die ich der Tochter des Philosophen entgegenzubringen mich bemühte, stellte auch die Gräfin Forbach zufrieden. Mein Herz blutete aber noch beim Gedanken an Fräulein Boudard. Ihre Asche war noch kaum erkaltet, und meine Freunde bildeten sich, zu meiner Qual, kaltblütig ein, daß es so leicht wäre, sie zu ersetzen. Ich versprach mir alles von unserer bevorstehenden Abreise und unvorhergesehenen Ereignissen, die mich aus meiner Lage befreien sollten. Endlich nahte der Abschied. Ich freute mich schon im voraus auf ein freieres und ruhigeres Leben in Zweibrücken. Die Fahrt legte ich dieses Mal mit Fontenet zurück. Wir richteten sie so ein, daß wir vormittags nach Metz gelangten und bei dem Theaterdirektor, Herrn Denesle, zu Mittag aßen, dessen hübsche Frau einst das Ideal meines Freundes gewesen war. Ich für meinen Teil hoffte im Theater meine schöne Unbekannte wiederzusehen, die ich noch nicht vergessen hatte. Deshalb nahm ich den gleichen Platz wie damals und suchte mit den Blicken in allen Logen; aber sie erschien nicht wieder. Am folgenden Tage gegen drei Uhr befanden wir uns bereits in unseren Zimmern zu Zweibrücken.

Während meiner Abwesenheit hatte man mein künftiges Heim vollends hergerichtet und mit neuen Tapeten und Möbeln versehen.

Der Garten war bereits angelegt, bepflanzt und mit Blumen geschmückt, in seiner Mitte stand der kleine Tempel der Flora, deren Figur Lamine[64]) angefertigt hatte. Das war nun eine entzückende Behausung. Vom Keller bis zum Dachboden hatte man nichts übersehen. Der Herzog geleitete mich persönlich dorthin, und so wie es war, mit allem, was es enthielt, machte er es mir zum Geschenk mit dem Wunsche, daß ich darin recht lange und glücklich leben möge. Meine gute Mutter bat ich, das zweite Stockwerk und jenes zu ebener Erde mit meiner Schwester zu bewohnen, ich selbst behielt mir nur das erste vor, wo für mich ein günstiger Arbeitsraum mit einem großen lichtspendenden Fenster geschaffen worden war.

Als ich einige Zeit darauf vom Jagdschloß Jägersburg wieder zur Stadt zurückfuhr, bemerkte ich eine junge Dame von entzückender Gestalt, die, von einem Spaziergange heimkehrend, bei Baron v. Ambotten in Schwarzenacker eintrat, einem einsamen Gehöfte an der Landstraße, das eine Meile von Zweibrücken entfernt liegt. Die Art, wie sie grüßte und ging, verriet mir die Französin. Meine Nachfrage in der Stadt bestätigte meine Vermutung, und ich erfuhr, daß sie Mme. de Saint-Germier heiße, seit einigen Monaten bei Baron v. Ambotten wohne, der in gleichem Maße wie seine Frau für ihre Höflichkeit, Milde und Liebenswürdigkeit nicht genug Worte des Lobes finde. Im übrigen jedoch wisse man nicht, wer sie sei und woher sie komme. Ihr ganzes Gefolge bestehe aus ihrer Zofe und einem Diener, und in jedem Monate werde bar bezahlt, was sie schulde. Sie wünschte unbekannt zu bleiben, und jedermann respektierte das Geheimnis ihres Inkognitos. Sogar jene, die Herrn v. Ambotten besuchten, um sie näher kennen zu lernen, verloren ihre Zeit, da der Baron nichts wußte, und sie nur dann zu dessen Frau kam, wenn sie sicher war, niemand anzutreffen. Zu diesen Neugierigen gehörte auch ich und erfragte von Mme. d'Ambotten zu dem, was ich schon wußte, nur noch das wenige, daß ihre liebenswürdige Mieterin das Töchterchen des Hauses ins Herz geschlossen habe und gerne um sich wisse, was, wie die Baronin beifügte, für eine kleine Landbewohnerin, die in einem entlegenen Hause aufwächst, von großem Vorteile ist. „Denn meine Tochter wird sich durch diesen so liebenswürdigen Umgang die Lebensart und den

[64]) Vgl. S. 105, Anm. 20.

Ton der großen Welt aneignen, ohne deswegen das väterliche Haus verlassen zu müssen."

Nun bezog ich auch mein kleines Palais, in dem sich meine Mutter und Schwester schon seit einigen Wochen häuslich niedergelassen hatten. Sie wollten meinen Einzug festlich begehen und veranstalteten ein Souper, zu dem alle jungen Damen der nachbarlichen und befreundeten Familien gebeten waren. Ich selbst wurde jedoch, ohne es zu ahnen, erst in dem Augenblicke eingeladen, als man sich zu Tische setzte. Diese hübsche Tafelrunde entzückte mich. Da Fontenet ebenfalls daran teilnehmen wollte, gingen wir an diesem Abende nicht zu Hofe. Wir saßen noch fröhlich beim Mahle, als Prinz Max, Herr v. Kéralio, die Herren v. Forbach, Barbantane, Bawyr und andere junge Hofkavaliere erschienen, um mich zur Besitznahme meines neuen Heimes zu beglückwünschen. So war nun eine zahlreiche Gesellschaft versammelt; Fontenet griff nach meiner Violine und spielte eine Allemande auf; es folgte ein Ball, und man tanzte bis in den frühen Morgen. Alle, mit Ausnahme meiner Mutter, hatten sich so köstlich unterhalten, daß man einstimmig beschloß, sich zu solchen kleinen Festen des öfteren zusammenzufinden.

Meine Mutter hegte im stillen bestimmte Wünsche für mich. Wollte mich die Gräfin zur Vervollständigung ihrer Theatertruppe verheiraten, so hatte sie ihrerseits unter den protestantischen Mädchen dasjenige ausgewählt, das ihr für mich geeignet schien, da sie in der ständigen Furcht lebte, ich möchte ihr eines Tages eine Ausländerin, und was noch schlimmer wäre, eine Katholikin bringen, die nicht in die gleiche Kirche wie sie selbst ginge. Ihre Besorgnis wegen meiner ehelichen Zukunft verfehlte nicht, meine eigene zu vergrößern.

Baron v. Ambotten, der jedesmal bei mir abstieg, wenn ihn seine Geschäfte die Nacht über in Zweibrücken zurückhielten, hatte mich schon so oft aufgefordert, ihn in seinem Landhause zu besuchen, daß ich schließlich an einem schönen Novembermorgen seiner Einladung Folge leistete. Da ich zu Fuß gewandert war und unverhofft in das Zimmer der Baronin trat, überraschte ich Mme. de Saint-Germier, die eben mit der Herrin des Hauses ihr Frühstück eingenommen hatte. Sie war noch im Morgenkleide und benötigte in der Tat keines anderen Putzes, um entzückend zu sein. Ich wurde ihr vorgestellt und zum Frühstück eingeladen. Da ich die Sitten und Gebräuche ihres Landes

kannte und ihre Sprache weit besser beherrschte als ihre Hausleute, so unterhielt sie sich lange mit mir und verließ uns, um Toilette zu machen, ohne jedoch für diesen Tag das Diner der Baronin anzunehmen.

Diese war unerschöpflich in ihrem Lobe über die sanftmütige und liebenswürdige junge Französin und bedauerte nur, nicht zu wissen, wer sie sei, woher sie komme und warum sie so in der Einsamkeit lebe. Ich blieb zum Mittagsmahle, das vorzüglich zubereitet war; wir saßen noch beim Nachtische, als das Haustöchterchen, das ungefähr dreizehn Jahre zählen mochte, das Zimmer verließ und bald darauf wieder zurückkam. Ohne uns zu beachten, stellte sie sich, ihr Gesicht gegen die Gesellschaft gewendet, vor den Kamin, schürzte ihre Röcke und sogar ihr Hemdchen rückwärts in die Höhe, um sich besser zu erwärmen. „Was tust Du denn da!“ rief ihre Mutter, als sie dies bemerkte. „Ich wärme mich,“ antwortete die Kleine, ohne sich stören zu lassen. „Du hast mir gesagt, Mama, von Mme. de Saint-Germier zu lernen und sie nachzuahmen. Nun wohl, sie macht es ebenso, so oft sie vom Spaziergange nach Hause kommt.“ Über diese Naivität mußten der Vater und ich herzlichst lachen, aber Mme. d'Ambotten hatte sich in aller Eile erhoben, um die aufgerafften Röcke wieder in Ordnung zu bringen.

Als ich einige Wochen später wieder nach Schwarzenacker gekommen war, erzählte mir Frau v. Ambotten, daß ihre Unbekannte Gefallen an mir gefunden habe. Da ich nicht wußte, was ich von dieser jungen Dame denken sollte, hatte ich mir vorgenommen, sie während des Mittagsmahles zu beobachten, um an ihrem Tone, ihren Manieren, Ausdrücken und ihrer Sprache ermessen zu können, wofür ich sie zu halten habe. Sie erschien in einem sehr eleganten Morgenkleide, begrüßte uns mit der Ungezwungenheit großer Weltdamen, widmete sich zuerst ausschließlich der Baronin und richtete dann das Wort an mich, mit jener wohlwollenden Vertraulichkeit, die in mir den Glauben erweckte, als wäre sie mir schon seit langer Zeit bekannt. Die Gepflogenheiten von Paris waren mir aufs genaueste vertraut, ich verstand hübschen Frauen zu schmeicheln, ohne dabei geziert noch abgeschmackt zu erscheinen, und bemerkte nun mit Vergnügen, daß ich ihre Sympathie in hohem Grade erregte.

Weil wir ziemlich spät gegessen hatten und ich zu unserem Gesellschaftstheater zurückkehren mußte, auf dem man an diesem Tage

„La Métromanie“[65]) gab, verabschiedete ich mich. Mme. de Saint-Germier, die nachmittags spazieren zu gehen pflegte, wollte mich bis zum nächsten Dorfe begleiten. Fräulein v. Ambotten, ihre kleine Nachahmerin, schloß sich uns an. Ich drückte der liebenswürdigen Dame meine Verwunderung über ihr Leben in der Einsamkeit aus und sagte ihr, daß sie doch in Zweibrücken ebenso zurückgezogen wohnen könne und nur den ihr genehmen Personen Zutritt zu gewähren brauche. „Glauben Sie mir,“ so schloß ich, „Zweibrücken ist ein kleines Paris; man lebt dort, wie man will!“

„Ich liebe das Land,“ erwiderte sie, „und langweile mich dort während der guten Jahreszeit niemals. Im übrigen habe ich meine Gründe, mich in einsamer Verborgenheit aufzuhalten. Mit Eintritt der rauhen Witterung freilich, die mich zwingt, die langen Abende im Zimmer zu verbringen, empfinde ich oft eine Leere, welche die Gesellschaft der guten Ambotten nicht auszufüllen vermag. Wenn Sie also glauben, daß ich unbeachtet und ganz nach meinem Belieben in Zweibrücken leben kann, so wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir eine bequeme und reinlich möblierte Wohnung für den Winter ausfindig machen würden. Wäre sie nicht weit entfernt von der Ihrigen, so sollte mir das nur erwünscht sein; denn hoffentlich würden Sie mich von Zeit zu Zeit besuchen.“ Über diesen Auftrag erfreut, versprach ich ihr, mich zu erkundigen und ihr dann Nachricht zu geben. Beim Dorfe „Einöde“ verließen mich diese Damen, um noch vor Anbruch der Nacht ihr Heim zu erreichen.

Schon Tags darauf hatte ich, meinem Hause fast gegenüber, bei dem herzoglichen Hofgärtner Petri eine neu möblierte und vollkommen geeignete Wohnung gefunden. Da der geforderte Preis sehr mäßig war, begab ich mich eiligst nach Schwarzenacker, um die schöne Unbekannte davon zu benachrichtigen. Sofort damit einverstanden, übergab sie mir zugleich den Betrag für die Miete des ersten Vierteljahres und bat mich, einen Koch oder wenigstens eine gute Köchin zu beschaffen. Dies zu besorgen übernahm meine Schwester, und schon nach acht Tagen war Mme. de Saint-Germier meine Nachbarin.

In dem großen und sehr schönen Garten, der sich hinter Petris Haus ausdehnte und zum Teil mit Bosketts nach englischer Mode

[65]) Lustspiel von Alexis Piron, 1738.

bepflanzt war, konnte sich die Dame ungestört ergehen, ohne das Haus verlassen zu müssen. Jeden Abend vor dem Konzert bei Hofe oder dem Theater verweilte ich eine halbe Stunde bei ihr, kurz ich sorgte für sie, einzig und allein in dem Wunsche, mich einer so anziehenden jungen Frau angenehm und dienstbar zu zeigen. Zuweilen überraschte ich sie in Augenblicken der Trauer, die mir zur Genüge bewiesen, daß sie sich nicht glücklich fühlte, sie mir aber um so liebenswerter machten, da sich auch noch die Teilnahme zur zärtlichen Freundschaft gesellte, die sie in meiner Seele wachgerufen hatte. Mme. de Saint-Germier war zu schön, interessant und trotz ihrer Zurückgezogenheit zu elegant, machte auch zu großen Aufwand, um nicht alle Blicke einer kleinen Stadt wie Zweibrücken auf sich zu lenken.

Meine Beziehungen zu ihr wurden bald Stadt- und Hofgespräch. Besonders unsere Damen suchten auf alle mögliche Weise aus mir Näheres über sie herauszubringen. Die wahrheitsgetreue kurze Erwiderung, daß ich nichts wisse, weckte nur noch mehr ihre Neugierde, während ich selbst in ihren Augen für den größten Heuchler der Welt, zugleich aber auch (und das zu meinem Vorteil) für den in Liebesangelegenheiten verschwiegensten Menschen galt. Das Fernhalten aller anderen Bewerber und der meiner Person allein gestattete Zutritt erschienen ihnen als unumstößlicher Beweis für unsere Intimität, die bei Leuten unseres Alters nur in leidenschaftlichste Liebe ausarten konnte. Ich erzählte meiner schönen Unbekannten von diesen Gerüchten und der Neugierde unserer Damenwelt. Sie lachte mit mir herzlich darüber und lehnte aufs entschiedenste ab, meinen Freund Fontenet zu empfangen, den ich bei ihr einzuführen gedachte, um nun nicht mehr der allein Bevorzugte zu sein.

Am 19. November folgte ich dem Herzoge nach Mannheim zur Namenstagscour der Kurfürstin Elisabeth und begrüßte mit aufrichtiger Freude die Freunde und Freundinnen aus meiner Jugendzeit wieder. Der Aufenthalt erstreckte sich dieses Mal bis zum Dezember wegen der Meinungsverschiedenheiten über die beabsichtigte Verheiratung des Prinzen Max[66]) mit der lothringischen Prinzessin, gegen die die Kurfürsten von der Pfalz und von Bayern Einspruch erhoben hatten. Herzog Christian bestand indes darauf mit dem Hinweis auf die Not-

[66]) Vgl. S. 17, Anm. 13.

wendigkeit, durch die Vermählung seiner Neffen für Nachfolger in ihren Staaten zu sorgen. Es wurde dann beschlossen, den Prinzen Karl an die Prinzessin Amalie von Sachsen[67]) zu verheiraten, die heute noch in Neuburg an der Donau lebt, zum Glücke aller jener, die ihr dienen und sie kennen. Der Dezember verstrich sehr lustig in Zweibrücken. Die Neffen des Herzogs waren eingetroffen, um ihm aufzuwarten. Prinz Karl, der Erbprinz von Darmstadt, die Prinzen von Waldeck gestalteten im Verein mit dem Prinzen Max und den Grafen v. Forbach den Hof ebenso fröhlich als glänzend; man spielte Theater, jagte auf Eber, Wildenten, Gänse und dergleichen. Bei den öffentlichen Bällen führte man sogenannte „Mascarades parlantes“ auf, kleine Possenspiele in Dialogform mit Musikeinlagen. Ich lieferte stets den Stoff dazu, de Vismes[68]) brachte ihn in Verse, die er bekannten und beliebten Melodien anpaßte.

Aber all diese Späße, unsere Theateraufführungen und sonstiger Zeitvertreib hinderten mich keineswegs daran, sehr tätig zu sein. Jeden Tag besuchte ich Mme. de Saint-Germier,[69]) die mich um so freundlicher empfing, als sie außer mir nur die Kinder ihres Hauswirtes bei sich sah, die sie zuweilen zum Vesperbrote einlud. Sie betrachtete oft die beiden jüngsten unter den Mädchen mit einer Rührung, die sie vergeblich zu verbergen suchte. Ich erzählte ihr von unseren Veranstaltungen und bat sie, unter einer Maske daran teilzunehmen, wozu sie jedoch keine Lust zeigte, so sehr sie auch mein Bericht unterhielt.

Ich glaube, der Herzog wußte, wer sie war; denn er hatte jedwedes Nachspüren über ihre Person verboten und sprach manchmal in einer Weise von ihr, die mir wohl bewies, daß sie keine Abenteurerin war, eine Bezeichnung, mit der sie unsere Damen gern bedachten. Da die Abreise nach Paris wieder einmal vor der Tür stand, nahm ich also Abschied von ihr. Sie war sichtlich betrübt darüber, denn sie war

---

[67]) Maria Amalia Anna Josephe, Tochter des Kurfürsten Friedrich Christian Leopold von Sachsen, geb. 1757, seit 1774 mit dem Prinzen Karl, dem späteren Herzoge Karl II. August, vermählt; gest. 1831 zu Neuburg an der Donau, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbrachte und auch in der Hofkirche begraben liegt. Über Prinz Karl vgl. S. 41 f.

[68]) Vgl. S. 227, Anm. 36.

[69]) Vgl. S. 244.

von nun ab auf den Verkehr mit ihren Dienstboten angewiesen. Als ich sie um ihre Aufträge für Paris bat, beschwor sie mich, mit niemand über sie zu sprechen und jede derartige Frage unbeantwortet zu lassen. Ich versprach es ihr und hielt um so leichter das gegebene Wort, als meine Verschwiegenheit während meines langen Aufenthaltes in Paris nicht auf die Probe gestellt wurde.

Anfang Februar 1774 befand ich mich wieder in meinem Zimmer des Hotels des Deux-Ponts, und es schien mir, als hätte ich Paris überhaupt nicht verlassen.

Die ersten Tage meines Aufenthaltes benützte ich zur Begrüßung meiner alten Freunde und Bekannten. Weshalb Gräfin Forbach dieses Mal nicht über Fräulein Diderot mit mir sprach, vermochte ich mir nicht zu erklären, und ich hatte bisher ebenfalls vermieden, zum „Philosophen", ihrem Vater, zu gehen, aus Furcht, die schlafende Katze zu wecken. Da ich diesem berühmten Mann jedoch Dank und Verehrung schuldete, konnte ich meinen Besuch nicht mehr länger aufschieben. Ich traf ihn schmerzgebeugt an. Seine geliebte Tochter, die er als „höheren Geist, vor dem selbst er sich fürchte", und als ein Vorbild kindlicher Liebe, Sanftmut und Tugend rühmte, hatte soeben das väterliche Haus verlassen, um einem Finanzpachtbeamten zu folgen, in den sie schon seit langem verliebt war, ohne daß es der weise Sokrates noch Mutter Xantippe bemerkt hatten, und ihn insgeheim zu heiraten.

Diderot erzählte mir von diesem Abenteuer auf seine Art, das heißt mit einer Leidenschaft und Rührung, die sich auch anderen mitteilt. Ich war für ihn in der Seele betrübt. Er beklagte sich hauptsächlich über die Heuchelei und den Mangel an Vertrauen seines Kindes; alles übrige hatte er vergeben. Aber da ihr Fehltritt Herzlosigkeit verriet, konnte er ihn nie verzeihen. In den Armen ihres Geliebten, ließ das junge Mädchen ihren philosophischen Vater schmollen, den sie nur zu gut kannte. In häufigen Briefen suchte sie von ihm die Vergebung ihrer Schuld zu erlangen; schließlich erbat sie sich sein Konterfei, um ihr Verbrechen vor dem Bilde eines geliebten, aber zürnenden Vaters zu sühnen, der ihr seine Arme verschloß. Von diesem Augenblicke an war alles vergeben und vergessen. Die Idee war poetisch und malerisch, ein Vorwurf für ein schönes Gemälde: eine hübsche Büßerin, in Tränen aufgelöst, auf den Knieen vor einem Bildnisse. Ihr zu widerstehen lag außerhalb dem Bereiche des Möglichen.

Während sich nun die Gräfin auf meine Rechnung nach einer anderen Schauspielerin für unser Gesellschaftstheater umsah, suchte Freund Fontenet seine Pläne mit Mlle. Testard[70]) und Bethzemire der Verwirklichung näher zu bringen. Wir waren fast jeden Abend bei ihr zu Gaste, und so hatte sich bereits eine Art von vertraulicher Verwandtschaftlichkeit zwischen uns eingestellt. Auch an den Sonntagen, die Fräulein Testard stets mit ihrem Töchterchen zuzubringen pflegte, tat sich die gastliche Pforte nur für uns beide auf. Bethzemire, ein reizendes Mädchen von fünfzehn Jahren, trug außerhalb der Mauern ihres klösterlichen Erziehungsinstitutes die Schüchternheit, Leichtigkeit und Anmut einer jungen Gazelle zur Schau und jene unschuldsvolle Befangenheit, die so sehr der Schamhaftigkeit gleicht. Schienen mir auch zuweilen ihre aufblühenden Reize begehrenswert, so hatte die Liebe doch keinen Anteil daran, und ich freute mich bei dem Ausblick, daß mich die kommende Zeit den Vollbesitz meiner Freiheit noch genießen lassen würde.

Der Karneval ging seinem Abschlusse entgegen, als mir eines Abends nach dem Souper bei Gräfin Forbach Abbé v. Salabert die Frage zuraunte, ob ich zum Opernball ginge. Auf meine Bejahung fuhr er fort: „Wir wollen dann zusammengehen, ich habe alles Nötige für unsere Masken auf meinem Zimmer, und wir treffen uns an der kleinen Pforte bei der Geheimtreppe, wo uns ein Fiaker erwarten wird. Ich rechne auf Ihre Freundschaft und Verschwiegenheit, denn Sie wissen die Folgen, wenn man mich erkennen würde." Der Besuch von öffentlichen Bällen war nämlich den Geistlichen aufs strengste verboten, und wer es hinterbrachte, ein Polizeispitzel oder sonst irgend jemand, war einer Belohnung von zehn Talern gewiß.

Kaum hatten wir den Fuß in den Saal der Oper gesetzt, als sich eine Alte vor uns stellte und uns mit den Worten begrüßte: „Ah, schöne Masken, Ihr seid sehr langweilig gewesen, vor wenigen Minuten bin ich mit Euch von der Tafel aufgestanden; oh! das vorzügliche Essen, das man im Hotel des Deux-Ponts vorsetzt!" Bei dieser Anrede bangte dem Abbé für seine Haut, und er zog mich am Arme in das bunte Gewühl der Masken. Aber die alte Hexe war noch kaum außer Sehweite, als uns ein großer, schwarzer Kater mit seiner Pfote

[70]) Vgl. S. 217.

auf den Rücken klopfte und knurrte: „Ich kenne Euch beide, Ihr seid Freunde von mir, ich will Euch nicht kratzen; Griffon erwischt oft gute Brocken im Hotel des Deux-Ponts, die Ihr auf Euren Tellern habt liegen lassen.“ Der Abbé glaubte wirklich, daß der Teufel mit im Spiele sei. Er flüchtete sich in die Nähe des Orchesters, wo wir uns in einer Ecke auf einer kleinen Bank niederließen. Da pflanzte sich aber auch schon wieder ein Domino vor uns auf und faßte uns scharf ins Auge. Der Abbé wagte kaum zu atmen, und es perlte ihm der Schweiß auf der Stirn. Endlich wandte sich der Domino zu mir und sagte: „Beau masque, nous nous connaissons bien; nous dînons et soupons souvent ensemble.“

„Das freut mich; aber ich glaube, daß Du Dich täuschest.“

„No, Signore, non m'inganno, siete stato a Roma.“ Dann fügte er in deutscher Sprache bei: „Ihre Freunde sind auch meine Freunde. Ich kenne gleichfalls Deinen Begleiter, der sich hier eingestohlen hat und gut daran täte, nach dem Hotel des Deux-Ponts wieder zurückzukehren.“ Nun hielt es der Abbé nicht länger mehr aus, erhob sich in großer Hast, zog mich durch das Gedränge der Masken nach der Tür und sagte: „Retten wir uns so schnell als möglich, ich bin verraten!“ „Sie tun freilich klug daran, einer Verunglimpfung aus dem Wege zu gehen“, erwiderte ich am Ausgange, „aber da ich einmal zwölf Livres Entree bezahlt habe und selbst nichts riskiere, wäre ich ein Narr, mich der Belustigungen dieses schönen Balles zu berauben.“ Er kehrte mit dem ersten besten Fiaker in das Palais zurück und verwünschte die Alte, den Kater und den Domino, die ihn vertrieben hatten. Beim Wiedereintritt in den Saal bemerkte ich den schönen Christian v. Forbach,[71]) umringt von hübschen Masken, die sich ihm an den Arm gehängt hatten, während ihm andere neckend folgten. Der Domino, der uns in drei Sprachen angesprochen und Salabert aus dem Felde geschlagen hatte, befand sich unter ihnen und unterrichtete sie von den kleinen Abenteuern des jungen Grafen, der keine Maske trug und lustig auf ihre Neckereien einging. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, herauszubringen, wer in diesem Domino versteckt sei, der, wie es schien, ganz Paris kannte. Ich folgte ihm daher auf den Fersen wie sein eigener Schatten nach; während er sich

[71]) Ältester Sohn der Gräfin v. Forbach, der damals im 22. Jahre stand. Vgl. S. 204, Anm. 4.

gerade zu Damen in seiner Nachbarloge hinüberbeugte, raffte ich rückwärts seinen Rock in die Höhe und erkannte an den Beinen unseren ersten Arzt Robert wieder. Wie er sich nun umwandte, bot ich ihm meine Hand dar. „Fühlen Sie mir den Puls, schöne Maske!“ sagte ich zu ihm leise. „Es wird nicht das erstemal sein, daß Sie dies tun.“

„Um Gottes willen,“ erwiderte er, „verraten Sie mich nicht! Salabert würde mir Zeit seines Lebens den Streich nicht vergeben, den ich ihm gespielt habe.“

„Ich verspreche es Ihnen, wenn Sie mir mitteilen, auf welche Weise Sie ihn zuwege gebracht haben.“

„Morgen werden Sie alles erfahren,“ antwortete er und entfernte sich.

Robert, der Tür an Tür mit dem Abbé wohnte, hatte gesehen, daß man zu ihm die Maske für eine graue und schwarze Fledermaus gebracht hatte, und uns nach dem Abendessen beim Sprechen beobachtet. Sein Diener verfolgte unseren Wagen, und so erwartete uns Robert, in seiner Verkleidung völlig unkenntlich, an der Kasse. Während wir die Billetts lösten, sagte er der Alten die Sätze vor, mit denen sie uns beunruhigen sollte (diese hatte die größte Freude daran), und schickte uns dann den Kater entgegen, der den Abbé in helle Verzweiflung versetzte. Schließlich griff er uns selbst auf und zwang Salabert, sich aus dem Staube zu machen.

Gluck.

Herzog Christian, ein Freund der Franzosen, aber ein Feind ihrer Musik, machte Gluck, der seit kurzem zur Aufführung einer seiner Opern in Paris weilte,[72]) das Anerbieten, in seinem Palais Wohnung zu nehmen, was dieser mit lebhaftestem Danke annahm. Es mußten also einige Personen eine Treppe höher wandern, um den nötigen

[72]) Gluck war nach vergeblichen Unterhandlungen mit der Leitung der Pariser Oper auf Einladung Maria Antoinettes, seiner ehemaligen Schülerin, wahrscheinlich im November 1773 nach Paris gekommen. — Über Glucks Pariser Aufenthalt vgl. auch: Karl Theodor Heigel, Gluck in Paris. (Aus drei Jahrhunderten. Wien 1881. S. 78 ff.), und Frz. M. Rudhart, Gluck in Paris. München 1864.

Raum für Ritter Gluck zu gewinnen, der seine Frau und seine Tochter,[73]) eine Kammerzofe und einen Diener bei sich hatte. Es fügte sich so, daß er mein allernächster Nachbar wurde: von meinem Arbeitszimmer führte eine Verbindungstür in das seine. Die Einstudierung seiner „Iphigenie" war schon so weit vorgeschritten, daß man bereits mit den Proben der ersten Akte begann. Bei diesen ging es immer sehr stürmisch her: Gluck lag in offenem Kampfe mit seinem Dichter, dem Malteserordens-Kommandeur Du Rollet,[74]) denn dieser wollte nicht immer die Verse Racines Worten opfern, die sich der Musik des Komponisten mehr anpaßten; ebenso mit dem Orchester, den Sängern und Sängerinnen, die nach seiner Meinung weder singen und vortragen noch ihre Instrumente richtig zu gebrauchen verstanden. Ihre französische Eitelkeit war aufs äußerste verletzt durch alle diese Bemerkungen, die sie sich von einem deutschen Meister mußten sagen lassen; sie hätten sich weit eher dem Joche eines Italieners gebeugt.

Mme. Gluck zitterte jedesmal, wenn ihr Mann zu den Proben seiner Oper ging. Man hätte diese viel richtiger mit Vorträgen über Geschmack, Gesang und Deklamation bezeichnen können, die er vollendeten Sängern und Musikern mühsam beizubringen suchte. Diese waren als die vergötterten Lieblinge der Pariser an deren Beifallsbezeugungen gewöhnt und hielten sich alles Ernstes für die ersten Virtuosen der Welt. Seine treue Begleiterin suchte bei diesen lärmenden Unterrichtsstunden, Proben genannt, seine Aufwallung und germanische Offenheit in den richtigen Schranken zu halten. Das ganze Pariser Publikum interessierte sich für diese Sache und ergriff natürlich die Partei von Lully und Rameau,[75]) ja es schien vereinbart zu haben,

[73]) Marianne war Glucks Adoptivtochter. Sie war die Tochter seiner mit dem kaiserlichen Husarenrittmeister Claudius Hedler verheirateten Schwester. 1759 geboren, sie starb bereits 1776 an den Blattern.

[74]) Marie François Louis Gand-Leblanc, bekannt unter dem Namen bailli du Rollet, Dramatiker, 1716 bis 1786, gehörte damals der französischen Gesandtschaft in Wien an, lernte Gluck kennen und ermutigte ihn, nach Paris zu gehen. Er wurde Glucks Textdichter für die Opern „Iphigenie in Aulis" und „Alceste".

[75]) Jean Baptiste Lully, 1633 bis 1687, wurde durch Erlangung des Patentes zur Errichtung einer „Akademie der Musik" (1669) der „Begründer der französischen Nationaloper". Bei seinen Opern traten zum Unterschied von der bis dahin gepflegten italienischen die Rhythmik der französischen Sprache

keinen anderen Geschmack anzuerkennen als den, der so lange ihr Entzücken gewesen war.

So standen die Dinge, als Gluck mit seiner Familie in unserem Palais einzog. Er hatte so sehr Eile, zu seinen Landsleuten zu kommen, daß er die Fertigstellung seiner Wohnräume nicht mehr abwartete. Wir holten ihn mit Frau und Tochter im Wagen der Gräfin Forbach ab, die sie dann zum Mittagsmahle bei sich behielt. Während desselben hatte Ravanel[76]) das Klavier, die Violinen, Notenbücher und sämtliche Sachen der Damen aus dem Hotel garni in ihre neue Behausung schaffen lassen. Schon nach der Tafel fühlte sich Gluck vollkommen heimisch unter uns; er setzte sich sogleich ans Klavier, nahm Papier zur Hand, begann zu komponieren und sang zwar ohne Stimme, aber mit wunderbarem Ausdruck. Ich bot noch Mme. Gluck als ihr zukünftiger guter Nachbar meine Dienste an, zeigte ihr meine Tür neben der ihrigen und zog mich dann mit Fontenet zurück, um die Damen in Ruhe ihre Kleidungsstücke ordnen zu lassen. So hatte ich also zum ersten Male diesen berühmten Mann gesehen, von dem so viel und so verschieden in Paris gesprochen wurde.

Ich will nun versuchen, in wenigen Strichen aus der Erinnerung ein Bild seiner Persönlichkeit zu zeichnen. Es sind zwar seitdem nahezu neununddreißig Jahre verflossen, aber der tiefe Eindruck, den er auf mich machte, und die lebhafte und aufrichtige Freundschaft zu ihm haben seine Züge und sein Wesen meinem Gedächtnis und meinem Herzen so tief eingeprägt, daß es mir scheint, als sähe ich ihn noch vor meinen Augen und hörte seine Stimme. Wer Gluck in seinem Überzieher und mit seiner runden Perücke begegnet wäre, ohne ihn zu kennen, hätte in ihm ganz gewiß nicht eine hervorragende Persönlichkeit und einen schöpferischen Genius vermutet. Er war über mittelgroß, gedrungen, stark und sehr muskulös, ohne dabei beleibt zu sein. Sein Kopf war rund, sein Gesicht breit, rosig und pockennarbig, die

und die Deklamation in den Vordergrund; Ballett und Chor bildeten einen wesentlichen Bestandteil. Lullys Opern hielten sich ein Jahrhundert auf dem Repertoire des französischen Theaters. Der bedeutendste Vertreter der Oper seit Lully war der Komponist Jean Philippe Rameau, 1683 bis 1764, der durch seine theoretischen Schriften der Harmonielehre neue Bahnen wies und ihr Begründer wurde. Vgl. S. 190, Anm. 13.

[76]) Vgl. S. 35, Anm. 38.

Augen klein, etwas tiefliegend, aber funkelnd, voll Feuer und Ausdruck. Von offener, lebhafter und leicht erregbarer Wesensart, konnte er sich den Anstandsregeln und konventionellen Gebräuchen der guten Gesellschaft nicht fügen. Wahrheitsgetreu, nannte er die Dinge bei ihrem Namen und beleidigte auf diese Weise wohl zwanzigmal am Tage die empfindlichen Ohren der Pariser, die an Schmeichelei und lügenhafte Unterhaltung, die sogenannte Höflichkeit, gewöhnt waren. Für Lobesworte unzugänglich, wenn sie nicht von Personen ausgingen, die er schätzte, wollte er auch nur echten Kennern gefallen. Er liebte seine Frau, seine Tochter und seine Freunde, wenn er auch mit ihnen weder zärtlich war noch ihnen zu schmeicheln pflegte.

Ohne sich jemals zu berauschen oder den Magen zu verderben, war er ein starker Esser und Trinker. Daß er gewinnsüchtig war und das Geld liebte, verhehlte er selbst nicht. Desgleichen legte er ein gut Teil Egoismus an den Tag, besonders bei Tisch, wo er ein Recht auf die besten Bissen zu haben glaubte.

Das ist im großen ganzen das ungeschminkte Bild des berühmten Gluck. Seine Frau besaß ebenso schlichte als vornehme Manieren, liebte ihren Gemahl leidenschaftlich, überwachte den geringsten seiner Schritte und verstand es, seine Gouvernante zu sein, wenn sie auch stets seinem Willen unterworfen zu sein schien. Gluck selbst besaß keine Kinder. Seine Adoptivtochter, die er bei sich hatte, gehörte seinem Bruder, einem Oberstleutnant in kaiserlichen Diensten.[77]) Sie war ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, unter Mittelgröße, sehr gut gewachsen, mit hellem Teint, blauen Augen, einem mehr länglichen als runden Gesichtchen und einem etwas großen Mund, aus dem blendendweiße Zähne schimmerten; sehr wohlerzogen, heiter, sanft, liebenswürdig, geist- und talentvoll. Ihre Stimme war außerordentlich schön und ihre Methode wie ihr Geschmack, den ihr Vater und der berühmte Millico[78]) gebildet hatten, machten sie zu einer vollendeten Sängerin.

Auch am zweiten Tage aßen wir Mittag und Abend bei Gräfin Forbach. Aber Gluck bestand darauf, seinen eigenen Haushalt zu

[77]) Vgl. dagegen S. 254, Anm. 73.

[78]) Giuseffo Millico, berühmter Sopran-Kastrat, geb. 1730 oder 1739, war 1772 an der Wiener Oper, 1774 bis 1776 in London tätig, und trat auch als Komponist von Opern und Kanzonen hervor.

führen, um keine Zeit zu verlieren und sich nicht ankleiden zu müssen, und so lud er Fontenet und mich für den kommenden Tag zu einer Schüssel Sauerkraut, seinem Lieblingsgericht, ein. Nach der Mahlzeit besahen wir die Zimmer seiner Wohnung, die noch nicht vollständig hergerichtet war. Die Arbeiter hatten vollauf zu tun, und eine junge, sehr hübsche Tapeziererin klebte, auf einer Leiter stehend, gerade die Tapetenbordüre fest. Da sie sehr hoch über uns stand und ihr Rock ziemlich kurz war, konnte ich mich nicht enthalten, ihr über ihre schönen Beine ein Kompliment zu machen; sie parierte unsere Scherze sehr geschickt, während sie die Kniee etwas beugte, so daß der Rock tiefer herunterfiel. Dann wandte sie sich an Gluck und sagte: „Ich habe eine Bitte an Sie; bei uns im vierten Stock wohnt ein Dichterlein, das sehnsüchtig wünscht, die Ehre zu haben, für Sie zu arbeiten." „Ganz recht," erwiderte Gluck, „schicken Sie es morgen zu mir, ich werde es prüfen und ihm, wenn es mir entspricht, Arbeit geben."

Am Morgen des folgenden Tages stellte die Tapeziererin ihren kleinen Dichter vor, der kein anderer war als Herr Moline.[79]) Sogleich machte er sich daran, nach dem Diktat und der Anweisung Glucks dessen Oper „Orpheus und Eurydike" zu übersetzen, der sich dadurch neue und gefährliche Feinde schuf. Marmontel, Sedaine[80]) und andere berühmte Dichter hatten die Ehre angestrebt, ihre Kunst in den Dienst des deutschen Komponisten stellen zu dürfen. Da er ihnen nun einen jungen, unbekannten Menschen vorzog, so ließen sie sich in ihren Angriffen gegen ihn aus und nannten ihn einen Barbaren, der unfähig sei, die Schönheit eines französischen Verses zu empfinden. Als ich in der Gesellschaft von diesem Gerede hörte, setzte ich Gluck davon in Kenntnis, der aber nur darüber lachte. „Ein Opernkomponist braucht keine gefeilten Verse, denen der Zuhörer keine große Aufmerksamkeit schenken kann," erwiderte er. „Der Dichter muß ihm schöne Ideen und je nach den Umständen starke, interessante, zärtliche oder schauerliche Situationen schaffen; die Sache des Musikers ist es dann, ihnen dem-

[79]) Pierre Louis Moline, 1740 bis 1820, ursprünglich Advokat, dann Schriftsteller, der sich in allen Arten der dramatischen Dichtung ohne Erfolg versuchte. Er war kein schöpferischer Geist, sondern lediglich Nachbildner.

[80]) Jean François Marmontel, 1723 bis 1799, ein erfolgreicher Literat, und Michel Sedaine, 1719 bis 1797, waren damals besonders beliebte und geschickte Verfasser von Texten für die komische Oper.

entsprechenden Ausdruck zu verleihen, sie für die Phantasie des Zuschauers auszumalen und ihn durch harmonische Klänge, die aus der Natur geschöpft sind, zu rühren und zu erschüttern. Nun fühlen Sie wohl, daß eine so schwierige Aufgabe nicht durch die Launen des Dichters unmöglich gemacht werden darf, der nur an seinen Reim und seine Verse denkt, ohne sich darum zu kümmern, vielleicht kaum zu empfinden, ob sie für die Musik geeignet sind oder nicht. Sie mögen also sagen, was sie wollen, diese Phrasenmacher, ich wünsche ihre Hilfe nicht und bin mit dem Dichterling der Tapeziersfrau sehr zufrieden, der alles tut, was ich will."

Gluck war täglich von neun Uhr morgens bis Mittag bei den Proben zur „Iphigenie" anwesend. Wenn er dann in Begleitung seiner Frau, von der überstandenen Anstrengung in Schweiß gebadet, nach Hause kam, nahm ihm Mme. Gluck seine Perücke ab, rieb ihm mit gewärmten Tüchern den Kopf und kleidete ihn vollständig um, was er wortlos geschehen ließ. Ermattet wie er war, begann er erst wieder bei Tisch zu sprechen.

Höflichkeit und Zuvorkommenheit können die Maske der Freundschaft annehmen. Daher hält man sie in der Welt auch nur für das, was sie sind. Anders jedoch ist es mit dem Wohlwollen. Dieses nachzuahmen oder zu erheucheln ist schwieriger, denn wenn es nicht von Herzen kommt, ist es ungleichmäßig, ändert sich nach Zeit und Umständen, entlarvt sich und vermag nicht Vertrauen und Vertraulichkeit einzuflößen, die es sonst im Gefolge hat. Ist es aber aufrichtig und wechselseitig, so ist man von ihm von der ersten Begegnung an durchdrungen. An der Art, wie mich die Familie Gluck, in deren Gesellschaft ich einen großen Teil des Tages verbrachte, aufnahm, konnte ich ermessen, daß ich stets willkommen war, anderseits konnte sie an meinen Augen ablesen, daß ich sie aus ganzem Herzen liebte.

Mme. Gluck teilte mir bald ihre Besorgnis und Angst bei den täglichen Proben in der Oper mit, wo sie die Unbeugsamkeit ihres Gatten und der Mangel an gutem Willen von seiten der Musiker und Darsteller Auftritte und sehr unliebsame Folgen befürchten ließen. „Wenn Sie aus Freundschaft für uns diesen Proben beiwohnen und mir behilflich sein könnten, meinen Mann in den von der französischen Höflichkeit geforderten Schranken zurückzuhalten und die Animosität des Orchesters und vor allem der Sängerinnen gegen ihn zu mildern, so wäre ich Ihnen unendlich dankbar." Ich versprach mit Freuden, mein

Möglichstes zu tun und begleitete sie von nun ab zu den Proben. Mme. Gluck blieb in einer Loge, während ich bald zum Orchester und noch öfter auf die Bühne unter die Darsteller ging.

Die Ouvertüre und zwei Drittel der Oper gelangen schon ziemlich gut, wenn auch der Komponist noch tausend Kleinigkeiten zu bemängeln wußte und sie wohl zwanzigmal da capo spielen ließ. Beim Einstudieren des dritten Teiles jedoch lief Gluck wie ein Besessener von einem Ende des Orchesters zum anderen; bald waren es die Violinen und Bässe, bald die Hörner und Bratschen, die seine Gedanken schlecht wiedergaben. Er klopfte kurzweg ab, sang ihnen die Stelle mit dem Ausdruck vor, den er in sie zu legen wünschte, klopfte gleich darauf von neuem ab, indem er aus voller Kehle schrie: „Das ist keinen Teufel wert.“ Des öfteren sah ich im Geiste den Augenblick voraus, wo ihm alle Geigen und anderen Instrumente an den Kopf fliegen würden. Da ich den ersten Violinisten, der dirigierte, und Mr. Canevas,[81]) den ich oft bei Mme. Vanloo gesehen hatte, kannte, so bat ich sie, die erhitzten Köpfe zu beruhigen und ihnen zu sagen, daß Gluck als Ausländer in seinem Feuereifer die Kraft seiner Ausdrücke nicht immer zum Bewußtsein komme und er weit entfernt sei, sie beleidigen zu wollen; aber der Erfolg seiner Oper liege ihm am Herzen, und es beseele ihn der Wunsch, daß alle mit ihm zu Ehren gelangen möchten. Sie sollten sich also über die Ausbrüche seiner Heftigkeit während dieser kritischen Zeit hinwegsetzen, von welcher der ganze Erfolg des Stückes abhänge. Diese Herren, die im übrigen wohl einsahen, daß Gluck das Rechte wollte, wurden unsere Wortführer und beruhigten die anderen.

Bei einer dieser Krisen, da Gluck gerade mitten auf der Bühne stand und auf jedes Instrument horchte, spielten die Bässe schlecht; er drehte den Kopf so schnell nach ihrer Seite, daß seine alte runde Perücke, die dieser plötzlichen Bewegung nicht folgen konnte, in ihrer Stellung blieb und zur Erde fiel. In seiner musikalischen Begeisterung merkte er diesen Zwischenfall nicht einmal und wurde ebensowenig gewahr, daß Mlle. Arnould,[82]) die Umstehenden beiseite drängend, mit burlesker Gravität die Perücke mit den Fingerspitzen vom Boden wegnahm und sie wieder auf seinen Kopf setzte.

Als die Reihe an die Sänger und Sängerinnen kam, beklagte sich

[81]) Joseph Canavasso, berühmter Violinspieler, und sein Bruder Alexander, ein vorzüglicher Cellist, waren seit 1735 an der Pariser Oper tätig.

[82]) Vgl. S. 29, Anm. 29.

Mlle. Arnould, daß ihre Partie als Iphigenie nur gesprochene Musik sei, sie aber große Arien zu singen wünsche. „Um größere Arien zu singen," erwiderte Gluck, „muß man erst singen können; daher, Mademoiselle, habe ich eine Ihnen und Ihren Kräften entsprechende Musik geschrieben. Versuchen Sie, gut zu sprechen, mehr verlange ich von Ihnen nicht, und denken Sie vor allem daran, daß Schreien nicht Singen heißt." „Nun gut", sagte die berühmte Darstellerin, die von dieser Wahrheit ebenso verwundert als beleidigt war, „da Sie so wenig von mir halten, wird es Sie nicht überraschen, wenn ich von nun an nicht weiter für das Gelingen Ihrer Oper einstehe und mich sehr wenig darum kümmere, Ihren Ruhm zu teilen." „Sollten Sie das ernst gemeint haben, Mademoiselle, so wiederholen Sie es, bitte; ich habe bereits einen Ersatz für Sie gefunden." Die geistreiche Sophie verstummte vor dem germanischen Orpheus, ihre Witze konnten sie aus dieser Verlegenheit nicht retten und stellten sich diesmal auch nicht ein; sie mußte nachgeben, seinen Weisungen folgen, sich von ihm wie eine Schülerin unterrichten lassen und gute Miene zum bösen Spiele machen.

Nunmehr wohnte den Proben auch das Publikum bei. Man äußerte sich sehr verschieden über Glucks Oper, und die Hauptstützen des nationalen Lieblingstheaters bangten, daß der teutonische Neuerer den Ruhm ihrer Götzen Lully und Rameau verdunkle und sie die Blindheit oder vielmehr Taubheit des Publikums und ihrer Zeitgenossen zwinge, zum Schaden des von ihren Vätern ererbten Geschmacks den seinen anzunehmen. Sie wüteten also gegen die „Iphigenie", äußerten alles erdenkliche Schlechte darüber und spannen Ränke gegen sie in den Gesellschaften. Die Musikfreunde, die sich über diese, den Ruhm der Nation gefährdende Neuerung selbst ein Urteil zu bilden wünschten, liefen in die Proben; solche, die das neue Stück anlockte, strömten in Menge herbei, um sich in diesem großen Streite zu Richtern aufzuwerfen und ergriffen mit einer Leidenschaft dafür oder dagegen Partei, als stünde das Heil des Landes auf dem Spiel.

Schließlich füllte sich der Saal immer mehr, und ich habe die Überzeugung, daß diese Proben der Theaterkasse bedeutende Summen eingebracht haben. Dieser Andrang von Zuhörern beeinträchtigte indes Gluck nicht im geringsten. Ganz und gar bei seiner Sache, wurde er seiner nicht einmal gewahr. Anders war es bei den von den Parisern vergötterten Darstellern, die sich in die rauhe Notwendigkeit versetzt

sahen, sich von einem „musicien allemand“ wie Schüler abkanzeln zu lassen. Abbé Arnaud[83]) und andere Gelehrte wurden eifrige Parteigänger Glucks. In allen Kreisen der Bevölkerung stritt man bis aufs Blut für und gegen ihn, und das Publikum sah mit lebhaftester Ungeduld der Erstaufführung eines Stückes entgegen, das schon vor seinem Erscheinen so viel Staub aufgewirbelt hatte. Alle diese von den Anhängern Lullys und Rameaus angestifteten Streitigkeiten wandten sich indes gegen sie selbst und trugen nur dazu bei, die musikalische Revolution zu beschleunigen.

Die Hauptprobe war eben zu Ende, und die Oper „Iphigenie“ stand für den übernächsten Tag, den 19. April, auf dem Repertoire. Gluck war nicht zufrieden, aber er zeigte auch nicht die geringste Beunruhigung über das Schicksal seines Werkes. Täglich bekam er Besuche und Glückwunschbriefe von seiten seiner neuen Anhänger; ohne die ersteren zu empfangen und die letzteren zu beantworten, ja sogar nicht einmal vollends zu lesen, gab er sich keinen Erwartungen über den Erfolg seiner Oper hin. In Italien und Deutschland stand sein Ruf fest begründet; in Frankreich lag die Musik noch in den Windeln, und so erschien ihm die Anerkennung in diesem Lande nicht von so großem Wert, daß er sich deshalb beunruhigen zu müssen glaubte. Ins Palais zurückgekehrt, lud mich Gluck, wie auch sonst häufig, zum Mittagessen ein. Wir waren beim Nachtisch, als ein kleiner Savoyarde einen Brief für ihn brachte; er öffnete ihn und begann seiner Gewohnheit gemäß die Unterschrift zuerst zu lesen. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß er gerührt war und mit sichtlicher Freude las. „Ach!“ rief er aus, nachdem er ihn noch einmal gelesen hatte. „Endlich ein Lob, das mir schmeichelt; es war also doch meine Mühe nicht vergebens. Hier lesen Sie! Lesen Sie laut!“ Soweit ich mich noch erinnere, lautete der Brief ungefähr so:

„Herr Chevalier!

Eben komme ich entzückt aus der Probe Ihrer Oper »Iphigenie«. Sie haben in die Tat umgesetzt, was ich bis heute für unmöglich gehalten habe. Empfangen Sie gütigst dafür meine aufrichtigen Glückwünsche und meine sehr ergebenen Grüße!

Paris, den 17. April 1774. J. J. Rousseau.“

[83]) François Arnaud, 1721 bis 1784, Literat, begeisterter Kunst- und Musikfreund und Verfechter der philosophischen Anschauungen seiner Zeit.

Am 19. April gelangte endlich die „Iphigenie“ zur Aufführung, in der üppigsten Ausstattung, die man sich denken kann, mit dem Texte von Herrn Du Rollet, der sich an Racine so eng anschloß, als es ihm der Komponist erlaubt hatte. Die Billetts waren an der Kasse durch Zwischenhändler aufgekauft worden, die sie um das Doppelte und Dreifache auf den Straßen und in den Kaffeeschenken an den Mann brachten. Der Saal war bis in den letzten Winkel besetzt. Ich befand mich in der Loge mit Gluck, seiner Frau und Tochter. Das Herz schlug mir für den Komponisten, er selbst jedoch war frei von Angst, wie sie sonst Autoren in ähnlicher Lage zu erfüllen pflegt. Schon bei der Ouvertüre las ich in seinen Augen und aus kleinen Gebärden, daß er nicht immer mit dem Spiele des Orchesters einverstanden war, aber er bewahrte vollkommen seine Ruhe.

Mlle. Arnould gab die Titelrolle mit der ganzen Anmut und mit allen Feinheiten der Kunst, die sie sich, schon von Natur aus aufs verschwenderischste begabt, durch eigenes Studium erworben hatte. Sie sang selbst mit Geschmack und großer Richtigkeit die Arien und Rezitative, die Gluck der Klangfarbe und dem Umfange ihrer Stimme entsprechend komponiert hatte, und erntete lebhaften und wiederholten Beifall, den das Gemurmel der Widersacher nicht zu ersticken vermochte. Larrivée[84]) sang den Agamemnon mit hinlänglichem Ausdruck, aber es fehlte seinem Spiele an Würde. Le Gros stellte den Achilles etwas linkisch dar; es war mir unmöglich, in seiner Gestalt und seinen Gesichtszügen den homerischen Helden wiederzuerkennen. Seine Stimme war sehr schön, aber er schrie aus vollem Halse und führte sich wie ein Besessener auf. Die schöne Duplant sang die Partie der Klytämnestra ziemlich fehlerhaft. Trotz all dieser Mängel, die eine scharfe Kritik bemerken konnte, fand diese Erstaufführung doch Beifall und wurde zu Ende geführt, was man mit allen erdenklichen Ränken und Mitteln zu verhindern gesucht hatte.

Am nächsten Tage lud Gräfin Forbach Gluck und seine Familie zum Diner ein. Auch der Herzog erschien kurz vor seiner Wegfahrt nach Versailles und beglückwünschte den Komponisten der „Iphigenie“ zum Erfolge seiner Oper. „Lassen Sie Ihre Partitur sauber ab-

[84]) Henri Larrivée, Bassist, 1733 bis 1802, seit 1755 Solosänger an der Oper. — Joseph Le Gros, berühmter Tenorist, 1739 bis 1793, seit 1764 an der großen Oper, war auch als Komponist von Opern tätig.

schreiben und schön binden, um sie dem König überreichen zu können,“ sagte zu ihm der Fürst. „Ich werde Sie selbst dem Monarchen vorstellen, sobald alles dazu bereit ist.“

Als wir nach dem Diner in unserem Garten spazieren gingen, in Erwartung der Stunde, in der wir uns zur Oper begeben sollten, stellte der Dichter Moline Meister Gluck einen jungen Komponisten als seinen Freund und Mitarbeiter vor. Sie hatten gemeinschaftlich eine Oper geschrieben und wollten nun das Urteil des Chevalier einholen. Dieser nahm die Partitur aus den Händen der Bittsteller und durchblätterte sie beim Auf- und Abgehen. Dann gab er sie dem jungen Manne zurück mit den Worten: „Das ist keinen Heller wert.“ „Wie soll ich es aber beginnen, um es besser zu machen?“ „Wenn der Maler für das Theater arbeitet, so wird er nicht in Miniatur malen, und der Musiker muß Noten schreiben, die so dick sind wie meine beiden Fäuste hier zusammen.“ Der junge Mann dankte für den Rat und versicherte ihm, daß er sehr wohl verstanden, was er an seinem Werke zu ändern und in Zukunft zu meiden habe.

Am Abend gingen wir wieder zusammen in die Oper. Das Haus war noch besetzter als am Tage vorher; man glaubte beinahe zu ersticken. Bei dieser zweiten Aufführung wurde das Stück bis in den Himmel gehoben, der Erfolg war ein durchschlagender, und die Kabale gebrochen. Als der Vorhang fiel, rief das begeisterte Publikum den Komponisten stürmisch vor die Rampe. Dieser aber erschien nicht, da er zur rechten Zeit verschwunden und bereits in einem Fiaker weggefahren war. Man suchte ihn vergeblich in seiner Loge, wo ich mit seiner Frau und Tochter zurückgeblieben war, welche die Gräfin Forbach wieder mit sich in das Palais nahm. Zwanzig Tage nacheinander und noch länger behauptete sich die „Iphigenie“ auf dem Spielplane, und ihr Erfolg wurde mit jedem Male entschiedener. Der Umschwung in der Musik war hiermit also endlich zur Tatsache geworden. Um sich davon zu überzeugen, bat Gluck den Direktor, das erklärte Lieblingsstück der Franzosen, „Castor und Pollux“ von Rameau, wieder auf das Repertoire zu setzen. Ich wohnte dieser Vorstellung mit der Familie Gluck bei: der Zuschauerraum blieb zur Hälfte leer.

Als nun die Partitur der „Iphigenie“ in schöner, himmelblauer Seide gebunden war, nahm der Herzog Gluck mit nach Versailles,

der sich besonders herausgeputzt und einen reich mit Gold bestickten Rock angelegt hatte. Gegen zwei Uhr kam Herzog Christian mit Gluck wieder ins Palais zurück und beteiligte sich an dem Diner bei Mme. Forbach. Unser Komponist, der an diesem Tage später, als er gewohnt war, zu Mittag aß, gab sich natürlich umsomehr seinem starken Appetit hin, erwähnte mit keiner Silbe seinen Empfang in Versailles und ließ die Glückwünsche unerwidert, mit denen die Damen seines großen Talentes gedachten. Der Herzog schien mir ob dieses Schweigens etwas verletzt, denn der König, der gewöhnlich, selbst wenn man ihm Ausländer von hohem Range vorstellte, nur eine Minute beim Durchschreiten der Galerie auf seinem Weg zur Messe stehen blieb, und sie, ohne das Wort an sie zu richten, nur eines Kopfnickens würdigte, hatte, von seinem ganzen Hofe umgeben, seine Schritte gehemmt, um mit Gluck zu sprechen, seine Partitur mit Vergnügen entgegengenommen, ihm dafür gedankt und ihn zu dem glänzenden Erfolge seiner Oper beglückwünscht. Alle Höflinge und die zahlreichen Zuschauer waren davon überrascht; man fragte sich, wer denn dieser außergewöhnliche Mensch sei.

Bald erfuhr auch ganz Paris von dieser hohen Auszeichnung, und das wahre Verdienst Glucks stieg in der Meinung der Pariser um hundert Prozent. Nur er allein empfand sie in ihrem ganzen Umfange nicht. Über das Stillschweigen seines Schützlings verwundert, fragte ihn schließlich der Herzog selbst: „Nun wohl, Mr. Gluck, sind Sie mit der Art und Weise zufrieden, wie Sie der König empfangen und aufgenommen hat?“ „Jawohl, Eure Durchlaucht,“ erwiderte er, „ich wußte wohl, daß Seine Majestät sehr selten mit den Personen spricht, die man ihm vorstellt, durfte mich also sehr geschmeichelt fühlen. Wenn ich indes wieder eine Oper in Paris schreibe, würde ich sie lieber einem Generalpächter widmen, weil er mir Dukaten statt Komplimente geben wird.“ Diese Antwort machte die Tischgesellschaft, die aus lauter echten Höflingen bestand, erstarren und erregte das offensichtliche Mißfallen des Herzogs, der auf ein anderes Gespräch überging.

Ich billigte Glucks Äußerung zwar keineswegs; da ich ihn jedoch näher kannte, betrachtete ich die Sache von einem anderen Gesichtspunkt aus als diese Herren: er war ein Naturmensch und ein größerer Philosoph, als er zu sein glaubte. Der Ruhm, den Großen und der

Menge zu gefallen, galt ihm nichts. Dieser Weihrauch stieg ihm niemals zu Kopfe. Jedes nichtige Lob, das von irgend jemand herrührte, dem er kein verständiges Urteil zutraute, jeder Standesunterschied, der auf Zufall, auf Laune der Großen oder des Vermögens beruhte, hatte in seinen Augen geringen Wert. Er mißtraute dem Rufe und zollte ihm erst dann seine Anerkennung, wenn er dessen Grundlage geprüft hatte. Niemals habe ich ihn selbst über seine eigenen Widersacher Schlechtes reden hören, aber er war auch sehr karg mit Lobsprüchen. Er schmeichelte niemand und wollte nur durch sein eigenes Verdienst glänzen.

Gluck tat zwar selbst nicht immer das, wozu er Lust hatte; suchte ihn aber jemand zu etwas zu zwingen, wozu er keine Lust hatte, so war selbst eine Autorität ihm gegenüber machtlos. Ein solcher Mensch mußte die Unabhängigkeit lieben und das Mittel finden, das sie uns in unserem Privatleben sichert. Daher schätzte er auch nur aus diesem Grunde das Geld, ohne dabei geizig zu sein, und betrachtete es als das Symbol der Befreiung von Sklavenfesseln, von der Unterwerfung unter unsere gesellschaftlichen Gebräuche, der Langweile in den Vorzimmern der Minister, der Beschützer und von der Erniedrigung, die der Armut stets auf dem Fuße folgt. Lief er auch nicht dem Gelde nach, das er brauchte, so war ihm doch das Geld ans Herz gewachsen, das er besaß, als der Schutz seiner Freiheit und die Quelle seiner Unabhängigkeit, von unschätzbarem Werte für einen Mann seines Charakters.

Wie bereits erwähnt, war schon mit der zweiten Aufführung der „Iphigenie" der musikalische Umschwung vor sich gegangen, und der Ruhm des Komponisten so fest begründet, daß ganz Paris den berühmten Mann kennen und feiern wollte, der ihm endlich die Ohren geöffnet hatte. Täglich kamen unzählige Besuche, Glückwunschbriefe und Einladungen. Arme Mme. Gluck! Auf ihren Schultern lastete die ganze Unbequemlichkeit, denn er selbst hatte sich in mein Arbeitszimmer eingeschlossen, wo er gerade den französischen Text für seine italienisch geschriebene Oper „Orpheus" fertigstellte. Er mußte des öfteren einige Takte in seiner Partitur ändern; das geschah jedoch erst dann, wenn der gute Moline vergeblich Blut und Wasser geschwitzt hatte, ohne für die Musik geeignetere Worte gefunden zu haben. In solchen Fällen wetterte der Chevalier gegen die Armut der franzö-

fischen Sprache und sagte zu mir, daß er weit müheloser zwei deutsche Opern als eine einzige in dieser undankbaren Sprache schreiben würde, wo man so oft ein „re" anfügen und aussprechen müsse, um den musikalischen Satz zu füllen.

Fräulein Gluck hatte inzwischen junge Leute ihres Alters kennen gelernt, die sie oft besuchten. Fontenet verbrachte jeden Augenblick in unserer Gesellschaft, den er Mlle. Testard abstehlen konnte; auch der junge Papelier[85]) kam. Zuweilen begleiteten wir mit unseren Violinen die Lieder Fräulein Glucks, während ihr Vater Klavier dazu spielte. In solchen Augenblicken der Erholung und guten Laune allein konnte er uns bis zur Ekstase entzücken. Seine Tochter sang, abgesehen davon, daß sie eine außerordentlich schöne Stimme hatte, mit bewunderungswürdiger Empfindung. Das hinderte jedoch den Vater nicht, hier und da wegen eines geringfügigen Fehlers, der unseren Ohren entging, mitten in einer Arie ärgerlich auszurufen: „O Du Sauluder!", was sie jedoch keineswegs verstimmte, da sie ja ihren Vater kannte. Manchmal, während Gluck an der Abänderung seiner Musik arbeitete, spielten wir jungen Leute zusammen „Blinde Kuh" oder „Verwechselt das Bäumchen". Wir sprangen dabei in dem Zimmer umher, in dem er komponierte und vor sich hin sang, was er eben zu Papier gebracht hatte, und warfen gar oft Stühle um, ohne daß er in seiner musikalischen Begeisterung diesen Lärm oder unser Treiben bemerkt hätte.

Die vielen Proben, die Anstrengung und der beständige Kampf mit den Sängern und dem Orchester hatten ihn so sehr ermüdet und erhitzt, daß ihn eines Abends mitten bei unseren Spielen ein heftiger Fieberanfall packte. Ich holte schleunigst unseren Arzt Robert, der ihm Diät verordnete; freilich hatten wir tausend Mühen, deren Befolgung bei ihm durchzusetzen. Schnell kam in Paris das Gerücht in Umlauf, Gluck sei gefährlich erkrankt; seine Freunde ließen ihn sogar schon

[85]) Es war wohl der Sohn des damals in Paris sehr bekannten und kunstliebenden Bankiers Papelier, der zusammen mit Eberts an der Place de Victoire sein Geschäft betrieb. Der Bruder des Bankiers war Kanzler des Prinzen Friedrich von Zweibrücken gewesen, und auch 1776 sehen wir einen Papelier als diplomatischen Agenten in Straßburg wieder in kurpfälzischen Diensten. Papelier unterhielt mit sämtlichen Künstlern die lebhaftesten Beziehungen, sie waren oft bei ihm zu Gaste. Wie rege sein Verkehr mit ihnen war, zeigt uns ein Blick in die trockenen Aufzeichnungen des Kupferstechers Jean Georges Wille: Mémoires et Journal. Paris 1857. 2 Bde.

an einer heftigen Verdauungsstörung gestorben sein. Um ihn im Bett zurückzuhalten, las ich ihm abwechslungsweise mit seiner liebenswürdigen Tochter vor. Er liebte vor allem die Werke Klopstocks, von denen er uns einige bezeichnete, die er zu vertonen gedachte. Das Fieber, das auf eine Überanstrengung zurückzuführen war, dauerte nicht lange. Die Anfälle verminderten sich zusehends, und da das Wetter warm und sehr schön war, befahl ihm der Arzt, Landluft zu schöpfen. Er nahm also ein Diner auf dem Landsitze des Operndirektors de la Salle in einem nahe bei Sceaux gelegenen Dorfe an.

Dieser hatte, um mit seinem berühmten Gaste zu glänzen, mehrere Damen und Herren aus Paris und der Umgebung von Montmorency eingeladen, die alle begierig waren, diesen außergewöhnlichen Menschen kennen zu lernen. Wir trafen spät dort ein. Gluck, der keine große Lust zeigte, der Einladung zu folgen, hatte sich mit dem Fortgehen nicht beeilt. Die zahlreiche Gesellschaft war im Garten versammelt und harrte ungeduldig unseres Kommens. Nachdem man die Damen als Verehrerinnen des Gluckschen Genius vorgestellt hatte, servierte man das Mahl. Mme. Gluck, die nach Pariser Sitte nicht neben ihrem Manne Platz nehmen durfte, bat mich in seiner Gegenwart, mich an seine Seite zu setzen, um ihn mit Rücksicht auf sein Fieber an dem Genusse schwer verdaulicher Speisen zu verhindern. „Sie haben es gehört," sagte ich zu ihm, „da bin ich nun ausgerüstet mit dem Zauberstabe des Doktors Don Pietro Rezio[86]) und habe doppeltes Interesse, über Ihre Gesundheit zu wachen."

Rechts von Gluck hatte man eine sehr hübsche Dame gesetzt, welche anscheinend den vornehmsten Rang unter den Gästen einnahm. Das Diner war bereits in vollem Gange, als man auf die Musik, den glücklichen Umschwung, dessen Urheber Gluck sei, und die erhabenen Schönheiten der Oper „Iphigenie" zu sprechen kam. Ohne auch nur im geringsten darauf zu achten, ließ sich Gluck keinen Bissen entkommen, aß mit einem wahren Heißhunger, um sich für die lange, ihm aufge-

[86]) Mannlich meint jedenfalls den berühmten Arzt, Philosoph und Astrolog Don Pietro von Abano, geboren um 1250, der wegen seiner universalen Kenntnisse der Zauberei beschuldigt wurde. Ludwig Tieck hat ihn zum Gegenstand einer „Zaubergeschichte" gemacht: Pietro von Abano oder Petrus Apone. Vgl. Karl Engel, Zusammenstellung der Faust-Schriften vom 16. Jahrhundert bis Mitte 1884. 2. Aufl. Oldenburg 1885. S. 651, Nr. 2444.

zwungene Diät zu entschädigen. Seine Frau, die ihn nicht aus dem Auge verlor, hatte sein Schweigen beobachtet und ließ mir nun durch ihre Tochter, meine Nachbarin, sagen, daß ich ihn zu einer dankenden Erwiderung an die Damen bewegen solle. Leider bestellte diese, wenn auch mit leiser Stimme, ihren Auftrag in französischer Sprache, weshalb ich ihn ebenso weitergab, und Gluck, der eben einen Bissen von einem Lieblingsgerichte zum Munde führte, veranlaßte, ärgerlich in gleicher Sprache auszurufen: „Was zum Teufel wollen Sie denn, daß ich zu ihnen sage? Sie verstehen ja doch nichts davon!" Eine tiefe peinliche Stille folgte diesem wenig ritterlichen Ausspruch. Zum Glück wurde sie durch die Ankunft eines Kammerherrn des Grafen Eu unterbrochen. Dieser überreichte Gluck zwölf Flaschen vorzüglichen Apfelweins aus der Normandie als Geschenk des Grafen, dessen Glückwünsche er ihm übermittelte mit dem Anerbieten, ihm während seines Fiebers diesen gleichen Arzeneitrank zu beliebiger Repetition zu liefern. Das freute ihn und gab ihm seine frohe Laune wieder. Er ließ dem Grafen durch den Kammerherrn seinen lebhaftesten Dank sagen, stellte eine Flasche vor sich auf den Tisch und beauftragte seinen Diener, die übrigen sorgfältig in den Wagen zu packen, ohne ein Glas davon seinen Nachbarinnen anzubieten.

Nach der Mahlzeit wünschte die ganze Gesellschaft Fräulein Gluck singen zu hören. Man hatte sich an die Mutter gewandt, da keine der Damen wagte, den Vater zu bitten. Ich sollte nun wieder vermitteln. Er willigte ein, daß seine Tochter die kleine von ihm selbst komponierte Arie „Ich bin ein teutsches Mädchen, mein Aug' ist blau" und darauf das Lied J. J. Rousseaus „Colin liebt Colette, Colette liebt Colin"[87]) vortrage. In allen Gesellschaften von Paris, in denen ich mit ihm und seiner Familie teilgenommen habe, hatte er seiner Tochter niemals gestattet, irgend etwas anderes zu singen.

Einige Tage darauf bot mir die Gräfin einen ihrer Wagen an, falls Mme. Gluck Ausflüge in die Umgebung von Paris zu unternehmen wünsche. Ich schlug daher nach dem Mittagsmahle vor, das schöne Wetter zu benutzen, um den Nachmittagsimbiß im Bois de Boulogne einzunehmen; eine halbe Stunde später lagerten wir bereits im Grase unter dem schattigen Blätterwerk eines Baumes und ver-

[87]) Die Träger der Titelrollen in Rousseaus Oper „Le devin du village".

zehrten unsere gebackenen Kringeln und Hohlhippen. Eine ungeheuere Menschenmenge, zahllose Wagen, Spaziergänger beiderlei Geschlechts belebten den Wald. Man hörte bald da bald dort eine Violine kratzen, von einer Stimme begleitet, die ebenso heiser als falsch neue Lieder nach alten Melodien sang. Das alles trug dazu bei, heiter zu stimmen und erinnerte, die schlechte Musik ausgenommen, Fräulein Gluck an den Prater in Wien. Sie dankte mir mehrmals für die glückliche Idee, ihren Vater zum Aufenthalt in frischer Luft veranlaßt zu haben, wodurch er wieder hergestellt und von übermäßiger Arbeit abgehalten würde. Ich forderte das liebenswürdige Mädchen zum Schaukeln auf und nahm mir vor, sie sehr hoch fliegen zu lassen, als eine elegante Truppe von Damen und Herren an uns vorbeiritt. An der Spitze dieser Kavalkade erkannte Gluck die Dauphine[88]) und erhob sich sogleich.

Die Prinzessin, die zufällig zu uns herüberblickte, rief vergnügt: „Mein Gott, da ist ja Gluck!", wendete ihr Pferd und ritt geradeswegs auf uns zu; sie reichte ihrem alten Landsmann die Hand, begrüßte dann Frau und Fräulein Gluck und unterhielt sich mit ihnen eine Viertelstunde über den Erfolg der „Iphigenie", die Vergnügungen in Wien und besonders über ihren Bruder Joseph. Sie war schön wie ein Engel; der glänzende Hof, der sie umgab, bereit, dem kleinsten ihrer Winke zu gehorchen, verlieh ihr das Ansehen einer Königin. Eine Menge Neugieriger hatte um uns einen Kreis gebildet; ich hörte zur Rechten und Linken flüstern: „Gott, wie ist sie doch so schön und liebenswürdig; welche herrliche Königin werden wir einmal bekommen!" Zum Abschied drückte sie Gluck nochmals die Hand, grüßte uns mit viel Anmut und sprengte im Galopp davon.

Der gute Alte war tief gerührt: es standen ihm die Tränen in den Augen und er konnte der Lobesworte über die unsterbliche Maria Theresia und ihre erhabene Familie kein Ende finden. Bei vielen Gelegenheiten habe ich beobachtet, daß die Österreicher ihrem erlauchten Herrscherhause eine ebenso starke als treue Liebe entgegenbringen, eine Tatsache, die zweifelsohne zugunsten der beiden Teile spricht. Die unglückliche Marie Antoinette sah sich in Frankreich lange Zeit von dieser ebenso grausamen als frivolen Nation vergöttert, die sie neunzehn Jahre später in geistiger Verblendung wie eine Verbrecherin auf

[88]) Marie Antoinette.

dem Henkerkarren zum Schafott schleppte. Wollen wir aber lieber den Vorhang über diese grauenvolle Szene herniedersenken und uns wieder Meister Gluck zuwenden, der in köstlichster Stimmung verblieb.

Es sollte ihm noch eine zweite Freude an diesem Tage zuteil werden, von der er nicht die geringste Ahnung hatte. Kurz vor Einbruch der Nacht waren wir zurückgekehrt, und um die Zeit bis zum Abendbrot zu füllen, sang mir Fräulein Gluck zum Klavier mein Lieblingslied: „Ich bin ein teutsches Mädchen" und einige italienische Arien vor, die ich auf der Violine begleitete. Unser Konzert erlitt nur von Seite des Hausherrn einige Unterbrechung, der ungehalten war, daß er noch nichts zu essen bekam. Die ihm verordnete Diät und die leichten Speisen entsprachen nur sehr unvollkommen seinem Appetit. Kaum hatten wir die Servietten entfaltet, als ein mir unbekannter Mann in das Zimmer hereinstürzte, sich Gluck an den Hals warf und den Meister in zärtlicher Umarmung fast erdrückte. Bald lachte und bald weinte er und rief von Zeit zu Zeit: „Ich habe Sie nun wieder! Sie sind wieder mein!" Er ließ ihn nur los, um Frau und Fräulein Gluck ebenso leidenschaftlich zu umarmen. Sie hatten beim Eintritt dieses Mannes einen Schrei der Freude ausgestoßen, und auch den Vater, der stumm blieb, schien diese plötzliche Erscheinung aufs höchste zu entzücken.

Die flötende Stimme des Ankömmlings und alles, was man mir von dem Lieblingsschüler Glucks erzählt hatte, ließen mich in ihm unschwer den berühmten Signore Millico[89]) erraten, einen vollendeten Sänger, wie Gluck des öfteren sagte, und ich freute mich, ihn nun kennen zu lernen. Befragt, warum er aus London ohne jegliche Anmeldung eingetroffen sei, erzählte er uns von einem Briefe aus Paris, in dem er als Tagesneuigkeit gelesen habe, der berühmte Chevalier Gluck sei plötzlich, von den Proben zur „Iphigenie" überanstrengt, an einer Verdauungsstörung gestorben. „Denken Sie sich meinen Jammer! Ich ließ sogleich für Ihre Seelenruhe in den Kapellen der auswärtigen Gesandten Messen lesen. In meinem Schmerze vernachlässigte ich meine Verpflichtungen. Einige Tage nachher erfuhr ich durch die nämliche Quelle, daß die Nachricht von Ihrem Tode unwahr und Ihre Oper bis in den Himmel erhoben worden sei, Sie selbst aber

[89]) Vgl. S. 256, Anm. 78.

gerade an Ihrem „Orpheus“ arbeiteten. In diesem Augenblicke wandelte sich mein unermeßlicher Schmerz in die lebhafteste Freude, es beseelte mich nur der eine Gedanke, der eine Wunsch: Sie wiederzusehen. Ich ließ sogleich Postpferde besorgen, setzte mich in meinen Wagen und fuhr Tag und Nacht. Nun sehen Sie mich in Ihren Armen.“ Bei diesen Worten begann er von neuem Tränen der Freude zu vergießen.

Gluck schwieg, ergriffen von diesem Beweise einer so zärtlichen Freundschaft. „Ich habe sämtliche Verpflichtungen in London im Stiche gelassen“, sagte Millico, „und mir fest vorgenommen, sie nach meiner Rückkehr zu erfüllen. Meinen Freunden und Agenten teilte ich mit, daß mich unaufschiebbare Geschäfte für einige Zeit nach Paris riefen, ich ihnen jedoch mein Ehrenwort gäbe, dort nicht zu singen“. Der gute Millico vergaß vollständig, daß er seit drei Nächten nicht mehr geschlafen hatte; Mme. Gluck erinnerte ihn daran und ließ ihn durch ihren Diener in sein Hotel garni zurückführen. Millico galt dieser Familie wie ein eigenes Kind; daher sprach er auch immer von Papa und Mama Gluck und nannte sie selbst nie anders.

Fontenet machte mir oft darüber Vorhalt, daß ich die Beziehungen zu Mlle. Testard so sehr vernachlässigte. Ich besuchte jedoch ebenso selten Mme. Vanloo, Vernet, Watelet, Diderot und Mme. Brion. Denn abgesehen davon, daß mich auf Wunsch der Gräfin die Sorge, der Familie Gluck größtmögliche Behaglichkeit zu verschaffen, fast beständig in ihrer Nähe hielt, zog mich mein Herz von selbst zu ihr hin: ich war unzertrennlich von ihr geworden. Sie leistete nur noch jenen Diners Folge, an denen auch ich mich beteiligte, wobei ich als erklärter Stellvertreter Mme. Glucks über den starken Appetit ihres Gemahls zu wachen hatte. Bei Tische war ich also stets sein Nachbar und auch sein ständiger Gast bei den Mahlzeiten im eigenen Hause, wozu ich nach einigem Widerspruch jedesmal zwei Gerichte aus der herzoglichen Küche beisteuern durfte.

Fontenet beneidete mich um diese Gesellschaft, wovon ihn seine leidenschaftliche Liebe zur schönen Testard fernhielt. Für seinen köstlichen Plan, die Gegenwart der beiden Familien durch gemeinsame Zusammenkünfte zu genießen, suchte ich Mme. Gluck zu gewinnen, und ein paar Tage später soupierten wir bereits mit Millico bei Mlle. Testard. Sie verstand es mit viel Anmut, die Honneurs zu machen und eroberte sich die Herzen der Familie Gluck. Der Meister kam in

Stimmung, setzte sich nach der Mahlzeit ans Klavier, und seine Tochter mußte einige Liedchen singen. Dann wandte er sich an Millico und sagte: „Lasse uns einiges von Deinem Tasso hören, den Du in Musik gesetzt hast.“ Seine Entschuldigung, daß diese Stanzen mit einer Harfe begleitet werden müßten, ließ Gluck nicht gelten. „Macht nichts“, sagte er, „nur vorwärts!“ Millico setzte sich sogleich ans Klavier und sang mit einer Stimme, einem Ausdruck und bewundernswertem Geschmacke mehrere Kanzonetten und Stanzen, daß der Meister beifällig ausrief: „Das ist einmal eine Musik!“ Dieser Abend war ganz nach seinem Sinne verlaufen, und er versprach noch weitere bei Mlle. Testard zu verbringen, vorausgesetzt, daß man sich das nächste Mal bei ihm treffen würde.

Die Proben zum „Orpheus“, die seit einigen Tagen ihren Anfang genommen hatten, verliefen nicht so stürmisch als die zur „Iphigenie“, weil den Musikern allmählich klar wurde, was der Komponist bezweckte, und die Sänger, die im Banne seiner beherrschenden Persönlichkeit standen, ihn fürchteten. Man wiederholte die erste Szene, wo sich der von Schmerz gebeugte Orpheus während des herrlichen, die Bestattung Eurydikens begleitenden Chorgesanges erhebt und in den Schrei verzweiflungsvoller Klage ausbricht: „Eurydike!“, um schon gleich darauf seinem dumpfen Brüten wieder anheimzufallen. Gluck war mit Le Gros nicht zufrieden; er ließ ihn des öfteren diesen Aufschrei wiederholen, in dem immer etwas wie Gesang lag. Schließlich verlor er die Geduld und sagte ärgerlich zu ihm: „Mein Herr, das ist unbegreiflich, Sie schreien immer, wenn Sie singen sollen, und handelt es sich ein einziges Mal darum, zu schreien, dann bringen Sie es nicht zustande. Denken Sie in diesem Augenblicke weder an die Musik noch an den Chor, der singt, sondern schreien Sie ganz einfach so schmerzvoll, als ob man Ihnen ein Bein absäge, und wenn Sie das können, dann gestalten Sie diesen Schmerz innerlich, moralisch und von Herzen kommend!“ Man begann von neuem, und Le Gros entsprach vollkommen der Absicht des Komponisten. Der vereinzelte Schrei, der als etwas der Musik Fremdartiges die süße und schöne Harmonie des Chores durchbrach, erzielte die größte Wirkung und rührte selbst unempfindliche Seelen. Nur ein Mensch von überlegenem Genie bringt es zustande, solche Feinheiten der Kunst nachzufühlen und aufzugreifen, die der Natur nahekommen und ihr diese Reize verleihen.

Millico hatte seine Gitarre und Harfe zu Gluck schaffen lassen. Allabendlich veranstaltete man kleine Konzerte, bei denen uns die Duette Millicos und Fräulein Glucks zur größten Begeisterung hinrissen. Mlle. Testard, die allein zugelassen war, verfehlte nie zu kommen. Auf diese Weise vernachlässigten wir die Theater und sahen sehnsüchtig jenen Abenden entgegen, wo wir in geselliger Vereinigung ein immer abwechselndes und neues Vergnügen genießen sollten. Bald wurden unsere kleinen Konzerte in Paris bekannt, zu denen so mancher vergeblich Zutritt zu erlangen suchte, da Millico jedesmal, seinem gegebenen Versprechen treu, seine Einwilligung versagte.

Unter diesen Anwärtern war der hartnäckigste ein junger Sänger namens Méhul[90]): er behauptete fest, daß sein Glück gemacht sei, wenn er an einem einzigen Abend den Gesang Millicos und Glucks hören könne. Fontenet hatte sich bereits für ihn ohne Erfolg verwendet. Ich kannte ihn, da ich ihn bei Mlle. Testard und einigen Konzerten gesehen hatte. Er quälte nun auch mich mit seinem Anliegen, ihm Zutritt zu verschaffen, und wäre es nur für ein einziges Mal. Da mir die Unbeugsamkeit Millicos in dieser Beziehung wohl bekannt war, konnte ich ihm nur meine Vermittlung bei Mme. Gluck in Aussicht stellen, die ihn vielleicht irgendwo verstecken könne. Noch am gleichen Tage sagte sie mir aber, daß das unmöglich sei, da der Raum dazu fehle und auch jede Bitte bei Millico in den Wind verhalle. Sie wolle sich jedoch auf ein anderes Mittel besinnen, inzwischen aber den jungen Mann sehen und kennen lernen. Als ich ihr schon Tags darauf Méhul in meinem Zimmer vorstellte, sagte sie zu ihm: „Ich habe einen Ausweg gefunden, um Monsieur heute Abend bei uns einzuführen. Aber ich bezweifle, ob sich der Herr der Bedingung unterwirft, die ich ihm stellen muß.“ „Befehlen Sie mir, Madame!“ rief Méhul aus. „Ich unterschreibe sie im voraus.“ „Nun wohl, mein Herr, das läßt sich nur in der Rolle eines neuen Dieners ermöglichen; Sie müssen die Obliegenheiten eines solchen übernehmen, die Pulte aufstellen, bei Tische servieren usw.“ „Ich will alles machen“, rief der junge Sänger freudig bewegt aus, „und verspreche Ihnen, daß ich mein Bestes tun werde.“

Weder Gluck noch seine Tochter durften etwas von dieser Verkleidung erfahren, und Fontenet, Mlle. Testard und ich mußten das

[90]) Etienne Nicolas Méhul, 1763 bis 1817, dessen Name durch seine Oper „Joseph in Ägypten“ (1807) noch heute an allen Bühnen weiterlebt.

Geheimnis hüten. Am Abend brachte Champagne (Méhul) in voller Geschäftigkeit das Zimmer in Ordnung und wurde als neuer Diener vorgestellt. Sein Vorgänger war weggeschickt worden, da er sich betrunken und es am nötigen Respekt gegen Mme. Gluck hatte fehlen lassen. Auf unsere Bitte sang uns Millico con amore einige von ihm komponierte Stanzen und Kanzonetten zur Harfe vor. Darauf setzte sich Gluck ans Klavier; Duette und große Arien kamen mit jenem Geschmack und Gefühl zum Vortrag, wie sie große Künstler nur für sich und ihresgleichen verausgaben. Mme. Gluck war ein wenig zur Seite getreten; Champagne stand hinter ihr. Zum Glück bemerkten nur die, die in das Geheimnis eingeweiht waren, seine Rührung und sein Entzücken. Schließlich setzte man sich zu Tische; Méhul waltete während des Soupers seines neuen Amtes als intelligenter, junger Mann; er hatte überall ein aufmerksames Auge und wechselte die Teller mit der Gewandtheit eines geübten Dieners. Da ich gefürchtet hatte, dieser hinterlistige Streich möge die üble Laune Millicos und Glucks heraufbeschwören, setzte ich dem Meister, um ihn heiter zu stimmen, eine Flasche sehr alten Rheinweines aus dem Keller des Herzogs vor, den er leidenschaftlich gern trank.

Beim Auftragen des Bratens ließ Mme. Gluck durch meinen Diener ein Gedeck für einen „neuen Gast" neben sich bereitstellen und lud dann Champagne ein, sich desselben zu bedienen. Wie Gluck sah, daß ihm die vorausgegangenen Gerichte nachserviert wurden, rief er, erstaunt über diese dem Neuankömmlinge gewährte Gunst: „Was treibt Ihr denn da?" „Ich habe mich", erwiderte Mme. Gluck, „über Millicos Starrköpfigkeit hinweggesetzt; der Herr ist ein junger Sänger, der, um Euch zu hören und in seiner Kunst Fortschritte zu machen, es nicht unter seiner Würde fand, Euch als Diener aufzuwarten. Ihr solltet vor Scham erröten, ihn aus reiner Laune zu dieser Demütigung gezwungen zu haben." „Bravo!", rief Gluck, „so muß man seine Kunst lieben, wenn man über die Mittelmäßigkeit hinausstreben will. Und Du", wandte er sich zu Millico, „tätest unrecht, diese wirkliche Ehrung zu unterschätzen, die er Deinem Talente bezeugt." Dieser erhob sich, reichte Méhul die Hand und versprach, nach dem Souper abermals zu singen, vorausgesetzt, daß auch er sich hören ließe. Das versetzte den jungen Mann in sichtliche Verwirrung; er sang indes zitternd ein französisches Lied und konnte zu seiner Freude den Darbietungen Millicos und Mlle. Glucks noch bis Mitternacht lauschen.

Bei den Proben zum „Orpheus“ kam es von neuem zu lärmenden Auftritten. Gluck forderte von den Tänzern, die das Ballett der Furien und Dämonen aufführten, daß sie in den Gesang des Orpheus einfache „Nein“ verschiedenstimmig in wilder Raserei dazwischen sprechen sollten, während sie ihn an seinem Eintritt in die Unterwelt zu hindern suchten. Sie weigerten sich jedoch, dieser unerhörten, den unumstößlichen, geheiligten Statuten der Musikakademie zuwiderlaufenden Neuerung Folge zu leisten. Glucks pittoreskes Talent, das mit Tönen zu malen verstand, hatte ihm diese Idee eingegeben und die große Wirkung dieser verschiedenstimmigen „Nein“ aus dem Munde der Tänzer selbst voraussehen lassen, die, zuerst mit dämonischer Wut hervorgestoßen, nach und nach schwächer wurden, je mehr der göttliche Sänger und das Spiel seiner Leier diese unterirdischen Gewalten zu rühren und für das Übermaß seines Unglückes zu gewinnen wußte.

Man stritt lange hin und her. Gluck war unerbittlich. Endlich schrien die Teufel ihr „Nein“, während sie ihre Schlangen schüttelten und den Sohn Apolls leichtfüßig und kunstgerecht umtanzten. Diese Szene, die schließlich die Darsteller selbst vergnügte, erzielte die herrlichste Wirkung: die heiseren und erbarmungslosen Rufe, die von Zeit zu Zeit die harmonischen und süßen Laute des Flehenden und seines Saitenspiels übertönten, erschienen dadurch noch klagender und ergreifender.

Es herrschte schönes Wetter, und die Abende waren milde, so daß wir auf den an unseren Garten angrenzenden Boulevards spazieren gingen. Da kam es Millico in den Sinn, mit seiner Mandoline nach Art italienischer Straßensänger umherzuziehen. Er bot Fräulein Gluck den Arm, die Mutter hatte den meinigen angenommen, Papa Gluck und die übrigen folgten nach. Beim Einbiegen in eine Allee begann Millico zu präludieren und hierauf ein Duett mit Fräulein Gluck zu singen. Schon beim zweiten Takte hielten die Wagen an, die Fenster belebten sich, man lief aus den Cafés auf die Straße, und die Spaziergänger strömten von allen Seiten herbei.

So hatte einst Orpheus' Leier die Welt bezaubert, daß sich Bäume und Felsen von ihrem Platze bewegten, die Ströme ihren Lauf hemmten und die Tiere sich um ihn scharten, seinem Liede zu lauschen. Die drängenden Zuhörer wurden indes bald den Sängern und uns unbequem, sie drohten uns zu erdrücken, als Millico seine Partnerin durch eine kleine Armbewegung verständigte und sie beide mit einem

Male mitten in ihrem Gesange verstummten. Ihr tiefes Schweigen vertrieb nach und nach die neugierigen Lauscher. Nach fünfzig Schritten nahmen sie ihr Duett bei der Note wieder auf, wo sie es unterbrochen hatten, und flugs waren wir auch schon neuerdings von der Menge umringt. Diese musikalischen Promenaden, nach römischer Art, vergnügten den alten Papa Gluck so sehr, daß er uns stets Gesellschaft leistete.

In einem der Briefe, die ich von Fräulein Fahlmer[91]) aus Frankfurt erhalten hatte, bat sie mich, ein Gedicht Goethes, an dessen Titel ich mich nicht erinnere, von Gluck vertonen zu lassen. Da sie lebhaftes Interesse daran zu nehmen schien, benutzte ich den ersten günstigen Augenblick, wo ich den alten Papa Gluck gutgelaunt wußte, und versprach mir den besten Erfolg. Aber er schlug meine Bitte rundweg ab, da er keine Zeit dazu habe.

Einige Tage später kam ich jedoch wieder darauf zurück, wobei er mir etwas ärgerlich erklärte: „Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, daß ich keine Zeit dafür übrig habe. Ich muß alle Jahre zwei große Opern für Paris schreiben, außerdem verpflichten mich meine Beziehungen zu Wien und noch mehr als das: ich schreibe meine Musik nicht wie andere Leute, die in ihrer Brieftasche stets Motive zu fertigen Arien bei sich herumtragen, denen sie einen beliebigen Text unterlegen; sie bringen ohne Mühe in kurzer Zeit eine Oper zustande. So mache ich es nicht. Bei mir sind es die Worte, die mir die Motive und Gesänge eingeben, ich suche die Natur wiederzugeben und mit den Tönen zu malen, wobei ich oft genug Blut und Wasser schwitze. Übrigens habe ich es bereits Marmontel, Sedaine und anderen geschickten Versschmieden verweigert und bitte Sie daher, mich von nun ab damit in Ruhe zu lassen." Von diesem Mißerfolge benachrichtigt, maß nun meine Freundin Jeannette die Schuld daran meiner Nachlässigkeit bei und schmollte mir einige Zeit.

Herzog Christian erlitt in diesem Jahre durch das Ableben seiner Schwester, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt,[92]) einen Verlust, der

[91]) Vgl. S. 14, Anm. 8.

[92]) Karoline Henriette Christine, die „große Landgräfin", geb. 1721, 1741 vermählt mit dem Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, gest. 30. März 1774, eine hohe, ihre Zeitgenossen überragende Frau. Friedrich der Große, der sie aufrichtig verehrte, hat ihre Grabinschrift geprägt: „Femina sexu, ingenio vir" (Weib durch Geschlecht, ein Mann an Geist).

sein Herz aufs empfindlichste traf und ihn sowie alle jene, die diese große Fürstin, die Zierde ihres Geschlechtes, kannten, in tiefste Trauer versetzte.

Bald darauf verbreitete sich in Paris das Gerücht von der Erkrankung des Königs. Obgleich er sich durch die Verbannung des neuen Parlaments und die finanzielle Zerrüttung dem Volke entfremdet hatte, so war er ihm doch noch immer „Roi Louis le Bien-Aimé" geblieben. Dieses Ereignis nahm nun alle Geister vollständig in Anspruch. Sogar der Streit zwischen den Anhängern Glucks und jenen Lullys und Rameaus trat für einige Zeit in den Hintergrund. Beim ersten Krankheitsberichte, laut welchem der König an den Blattern erkrankt war, verfügten sich alle, die bei Hofe zugelassen waren, nach Versailles. Herzog Christian, dem Könige in herzlicher Freundschaft zugetan, wich nicht mehr von seiner Seite. Da der Leibarzt Bordeu[93]) sah, daß die Blattern von gefährlichster Art seien, berief er die ganze Fakultät zu Hilfe, um nicht allein die Verantwortung für das Leben des Monarchen zu tragen, für dessen Genesung nach den ausgegebenen Bulletins nur geringe Hoffnung bestand. Die Gräfin Forbach reiste nach Versailles, um sich an Ort und Stelle zu befinden und über die Gesundheit unseres Herzogs zu wachen, dessen aufrichtige Anhänglichkeit an den König sie kannte. Ihre Briefe an mich boten unserem Hofe und meinen Bekannten Mitteilungen, die nicht wie die offiziellen Berichte die politische Zensur zu passieren hatten. Ich finde unter meinen Händen eine ihrer letzten Nachrichten, ohne Datum, aber wohl nur wenige Tage vor dem Tode des Königs geschrieben, die ich hier wiedergebe.

„Versailles, 2 Uhr.

„Man will sich jetzt als letzte Zuflucht des Mittels von Herrn Sutton bedienen, von dem man sich viel oder vielmehr alles erhofft. Es soll tatsächlich schon Wunder gewirkt und u. a. drei Personen im Hause des Ministers von Barbançon gerettet haben, die schon im Sterben lagen. Mr. Sutton wollte es schon gestern anwenden, aber man hat ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und er ging unverrichteter Sache. Heute morgen wurde er wieder gerufen, und er ist soeben eingetroffen. Gott gebe, daß es nicht zu spät ist! Der

[93]) Theophile Bordeu, 1722 bis 1776 berühmter Physiologe, der Begründer der pathologischen Physiologie in Frankreich.

König hat diesen Morgen zum ersten Mal keinen Befehl erteilt; er befindet sich bei vollem Bewußtsein, ist sich über seinen Zustand klar und von bewunderungswürdigem Mut erfüllt. Nichtsdestoweniger ist er von den Medizinen angewidert und weigert sich zuweilen, sie von seinem Galen[94]) zu nehmen, aber sein Beichtvater erwirkt von ihm diese Gefälligkeit zur Ehre Gottes. Se. Majestät hat heute Nacht aus eigenem Antriebe diesen ehrbaren Beichtvater zu sich berufen, der nicht mehr von seinem Krankenlager weicht. Er winkt ihn oft zu sich mit den Worten: »Kommen Sie, mein lieber Abbé!«

„Erzählen Sie das, mein lieber Mannlich, den Damen de Vismes und allen Leuten im Hause, bestellen Sie alles Herzliche von mir meinem Bruder und Herrn v. Lansalut[95]) und glauben Sie, mein lieber Mannlich, an meine Wertschätzung und volle Freundschaft! Unser Herzog befindet sich in einem schrecklichen Zustande, aber das Mittel Suttons gibt ihm Hoffnung und Kraft; ich gedenke ihn heute Abend zurückzubringen."

Das Mittel Suttons (eines englischen Arztes) wurde jedoch ohne Erfolg angewendet, da man ihn nach seiner Aussage zu spät gerufen hatte. Der König starb am 10. Mai 1774. Sein Körper verfiel so rasch, daß man ihn unverzüglich in der Gruft seiner Ahnen zu St. Denis beisetzte. Dieses große Ereignis vermochte indes die Pariser nur wenige Tage zu fesseln. Die Veränderungen, die es nach sich zog, ließen bald diesen „Louis Bien-Aimé" der Vergessenheit anheimfallen. Man versprach sich das goldene Zeitalter unter dem neuen Könige, und in der Begeisterung brachte man an der Statue Heinrichs IV. mit großen Buchstaben das eine Wort „Resurrexit" an. Aber schon am folgenden Tage stand darunter:

De „Ressurexit" j'aime le bon mot,
Mais n'y croirai qu'ayant la poule au pot.

Durch die schmerzlichen Verluste der vergangenen Monate in seiner Gesundheit erschüttert, suchte der Herzog seinen tiefen Schmerz unseligerweise durch Zerstreuung und Lustbarkeiten zu betäuben. Er

[94]) Claudius Galenus, 131 bis 201 n. Chr., gleich Hippokrates einer der berühmtesten Ärzte des Altertums.

[95]) Cazard François Legac de Lansalut hatte sich 1771 mit der Tochter der Gräfin v. Forbach und Herzog Christians IV. namens Karoline, geb. 1755, vermählt.

hatte sich Mlle. Le Clerc, eine junge, hübsche Tänzerin von der Oper dazu ausersehen; sie galt für sehr klug, denn sie setzte einen so hohen Preis auf ihre Reize, daß sich nicht jedermann den Besitz ihrer Liebe gestatten konnte. So war also die Arznei schlimmer als das Übel selbst. Eine schleunige Rückkehr nach Zweibrücken, die Sorgen der Regierungsgeschäfte, das Vergnügen und die Ermüdung der Jagd, unsere reizenden Theaterabende: das wären die geeigneten Heilmittel für ihn gewesen. Aber die Politik erlaubte jetzt nicht, dem neuen Hofe Frankreichs den Rücken zu kehren, da nun Ludwig XV. tot war, dessen größter Hochschätzung sich der Herzog zu erfreuen hatte, und so mußten wir länger als in den Vorjahren in Paris verweilen.

In dieser Zeit überfiel mich ohne jegliche Veranlassung und gegen meine Gewohnheit der Hang zu trübsinniger Träumerei. Die ganze Natur erschien mir wie mit einem schwarzen Schleier verhüllt. Ich verlor meine bis dahin so blühende Gesichtsfarbe. Meinen Bekannten entging diese seelische und körperliche Veränderung nicht. Greuze[96]) war der erste, der mir seine Ratschläge gab. „Trinken Sie vom Morgen bis zum Abend soviel Wasser als möglich!“ sagte er zu mir, „es ist die einzige richtige Medizin und kuriert uns von allen Übeln, indem es unsere Eingeweide wäscht und reinigt. Unsere Gesundheit hängt von ihrer unbehinderten Tätigkeit ab, das ist eine von allen Fakultäten anerkannte Wahrheit.“ Ich trank also Wasser im Übermaß und wurde nur noch mehr krank. „Gehen Sie unter Leute und zerstreuen Sie sich!“ riet mir Mme. Gluck; „es handelt sich bei Ihnen nur um ein vorübergehendes Unwohlsein.“ „Nähren Sie sich ausschließlich von roten Früchten!“ rief mir Abbé Arnaud,[97]) Glucks eifriger Anhänger und Freund zu. „Ich war lange Zeit von dem gleichen Übel heimgesucht und noch viel elender daran als Sie, einzig und allein der Genuß roter Früchte hat mich vollständig wieder hergestellt.“

Wenn auch der bleifarbene und gelbe Teint des Abbé nicht allzu sehr für die Wirksamkeit seines Mittels sprach, so aß ich schon vom nächsten Tage an in der Frühe nur Kirschen, mittags Erdbeeren, nach-

[96]) Jean Baptiste Greuze, 1725 bis 1805, Maler, dessen Motive mit besonderer Vorliebe dem häuslichen Leben des einfachen Bürgers und der niederen Volksklassen entnommen sind. Er ist ein Vertreter der realistischen Genremalerei.

[97]) Vgl. S. 261, Anm. 83.

mittags und abends Johannisbeeren. Diese säuerliche, leicht verdauliche Nahrung reinigte und leerte im Verlaufe von einigen Tagen meinen Magen, und ich fühlte mich munterer, als ich tatsächlich war. Da sich meine bessere Laune bei unseren kleinen Abendkonzerten zeigte, ließ der Abbé nicht nach, mich zur Fortsetzung dieser Kur zu ermuntern, obwohl Papa Gluck behauptete, daß man, um gesund zu werden, größere und nahrhaftere Bissen zu sich nehmen müsse. Aber bald empfand ich, ohne Appetit zu haben, eine solche Schwäche, daß ich trotz Abbé Arnaud meine gewohnte Lebensweise aufnahm.

Jeden Morgen begleitete ich wie früher die Familie Gluck in die Proben zum „Orpheus", in dem nun die Teufel mit Vergnügen und großer Präzision ihre „Non" brüllten, und Le Gros mit schöner Stimme seine flehende Bitte an den Wächter der Unterwelt sang: „Laissez vous toucher par mes larmes". . . .

Am 2. August 1774 fand endlich die Premiere der Oper statt, die trotz dem Gehetze von Lullys und Rameaus Anhängern eine ungemein begeisterte Aufnahme erlebte. Die schmerzdurchbebten, erschütternden Klagerufe, mit denen Orpheus so wahr und pathetisch die rührenden und süßen Weisen der auf Eurydikens Grab weinenden Nymphen unterbricht, der Chorgesang der tanzenden Dämonen als Gegensatz zu Orpheus melodischem Flehen, die „Non" als überaus kunstvoller Ausdruck ihrer sich steigernden und sinkenden Wut und Rührung fanden gegen unser Erwarten begeisterten Widerhall im Publikum und zwangen selbst die Gegner dieses wahrhaft dramatischen Stiles zu dem Geständnis, noch niemals eine Musik gehört zu haben, die in ihnen einen so lebhaften und nachhaltigen Eindruck hinterlassen hätte. Nach der zweiten Aufführung des „Orpheus" war von Lully und Rameau nicht mehr die Rede, aber die Verteidiger der alten Opernmusik, Glucks erklärte Feinde, planten, Sacchini und Piccini[98]) aus Rom zu Hilfe zu rufen, um den deutschen Meister zu stürzen oder wenigstens den Trost zu haben, nur italienische Trophäen auf dem eingestürzten Bau der französischen und Gluckschen Oper prangen zu sehen. Dieses Vorhaben

[98]) Antonio Maria Gasparo Sacchini, 1734 bis 1786, einer der bedeutendsten Opernkomponisten der neapolitanischen Schule. — Nicola Piccini, 1728 bis 1800, ein ungemein fruchtbarer Opernkomponist, war zu seiner Zeit hochgefeiert. Vgl. Karl Theodor Heigel: Gluck und Piccini (Historische Vorträge und Studien. 3. Folge. München 1887, S. 148 ff.).

gelangte tatsächlich, aber ohne jeden Erfolg einige Jahre später zur Ausführung. Gluck erwartete festen Fußes seine Rivalen und, statt Ränke gegen sie zu schmieden, unterstützte er sie vielmehr mit seinem Rate und vor allem seinem Einfluß auf das Orchester und die Darsteller, um ihren Werken, die den seinen keinen Abbruch tun konnten, zum Erfolge zu verhelfen.

Eines Tages besuchte mich Diderot; er behauptete, daß mir Zerstreuung not täte, wie ich sie aber weder auf den Promenaden noch in den Gesellschaften und Theatern finden würde. „Sie brauchen gute Landluft“, sagte er, „Bewegung und besonders geistige Beschäftigung. Ich habe über Ihren Zustand mit Vernet[99]) gesprochen, der Ihnen sehr zugetan ist und meine Ansicht teilt. Sie sollen mit ihm Landschaften in der Umgebung von Paris zeichnen, wo er überall Bekannte hat. Im übrigen malen Sie mir ein großes Bild, das ich zu vergeben habe. Der Gegenstand ist einfach, schon oft dargestellt, aber bisher immer schlecht aufgefaßt worden: der Raub des Ganymed. Weit über uns in höheren Regionen muß er schweben, von wo man die Erde nicht mehr sieht, ein Jüngling von hehrer Gestalt, stolz auf seine Schönheit und Geburt, der sich ohne Staunen und Furcht dem Gott der Götter naht. Dieser, aus einer luftigen und blendenden Wolke heraustretend, breitet voll Liebe und Sehnsucht seine Arme aus, den Gegenstand seiner Leidenschaft zu umfangen. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie den Vater der Götter darstellen sollen! Denken Sie über diesen schönen Vorwurf nach, der in dieser Ihnen gegebenen Idee neu ist. Fertigen Sie eine Skizze, über die wir vielleicht ausführlich disputieren wollen. Sind wir dann einig, malen Sie mir ein Gemälde in natürlicher Größe und lassen Sie es meine Sorge sein, Sie bekannt zu machen!“

Während dieser Ausführungen hatte der Philosoph die Haltung und Gebärde der darzustellenden Personen mit der ihm eigenen glühenden Phantasie und Wärme angenommen. „Empfinden Sie genau“, fragte er mich, „all die Feinheiten, die Sie Ihrem Werke verleihen müssen?“ „Ja, ich fühle sie ebenso wie die zu überwindenden Schwierigkeiten; außerdem, daß das Bild, wenn es mir gelingen sollte, den Hauptaltar einer Pfarrkirche sehr wohl schmücken würde.“ Diderot erwiderte lachend: „Bei Darstellungen aus der Mythologie darf man es nicht so genau nehmen. Übrigens sind sie unseren Samm-

[99]) Vgl. S. 217. Anm. 24.

lungen und Kabinetts nicht weniger willkommen wie jene aus der heiligen Legende, und die frommen Leute in Rom, die zum Rosenkranz in die Peterskirche gehen, sehen in der Leda auf der Bronzetüre nur ein mit einem Schwane spielendes Weib."

In der Absicht, Diderot gefällig zu sein und mich zu betätigen, wäre es auch nur, um meine düsteren Gedanken zu verscheuchen, wollte ich bei meinem ehemaligen Kameraden von Rom, Saint-Quentin,[100]) eine Skizze fertigen, da ich weder Farbe noch sonstige Malutensilien mitgenommen hatte. Während er das dazu Erforderliche besorgte, wanderte ich mit der Zeichenmappe in Begleitung Vernets auf das Land. Ich war erstaunt, mit welchem Fleiß und welcher Treue dieser berühmte Künstler die so wenig malerische Landschaft in der Umgebung von Paris wiedergab. Bei seinen Freunden auf den verschiedenen Landhäusern trafen wir überall zahlreiche Gesellschaft und ausgezeichnete Diners an.

Aber leider fehlte alle Dorfpoesie, der Reiz ungekünstelter Natur und der köstlichen Ruhe des Landes, dem ich mich schon von meiner zarten Jugend an wonnetrunken hingab. Selbst die Bauern in der Umgebung der Hauptstadt, ihre Frauen und Töchter sind halbe Pariser, und die gerade Linie der zugestutzten Bäume ist auch hierher verpflanzt. Überall macht sich das Bedürfnis und die Sucht nach Gewinn fühlbar. Für Geld findet man hier alles, nur nicht den süßen Frieden und die stille Einkehr in uns selbst, Geschenke der schönen und einfachen Natur für alle jene, die sie zu genießen wissen. Der Landaufenthalt der leichtlebigen Pariser ist weit mehr eine Manie, eine Mode als ein Genuß; daher wollen sie dort auch die Bequemlichkeiten der Großstadt nicht missen. Ohne ihre ständigen Gesellschaften, den Spieltisch und die vorzügliche Kost würden sie sich nur langweilen, und nur mit diesen Hilfsquellen vermögen sie dieser seelischen Krankheit zu entfliehen.

Mlle. Testard wollte einmal bei einem Souper, zu dem sie auch Vernet, Fréron, Quoqueley, den jungen Papelier[101]) und Caillot geladen hatte, die Ansichten Glucks über Musik hören und lenkte deshalb die Unterhaltung auf die Künste im allgemeinen. Mit Begeisterung sprach Gluck von der seinen und maß ihr eine unendlich höhere Bedeu-

[100]) Vgl. S. 234, Anm. 52.
[101]) Vgl. S. 266, Anm. 85.

tung als den übrigen bei. Vernet und ich traten für die Malerei ein. Die Meinungen waren geteilt, und die Auseinandersetzungen währten bis zum Schlusse des Abendessens, als Gluck ärgerlich ob unserer Hartnäckigkeit ausrief: „Was wollt ihr denn mit eurer Malerei! Alles, was ihr schafft, bleibt ewig in der gleichen Stellung. Ihr vermögt ja nur einen einzigen Augenblick festzuhalten, das Vor und Nach liegt nicht mehr im Bereiche eures Vermögens. Ich habe eure berühmten Bilder im Vatikan gesehen; sie sind heute gerade noch so wie vor Jahrhunderten." Dabei öffnete er seinen Mund, soweit er konnte, und ahmte die Stellung und den Ausdruck von Raffaels Heliodor nach. „Aber immer gleich herrlich und bewundernswert!" erwiderten wir, „während eure Musik der Mode und Methode unterworfen ist, eben weil sie weniger in sich selbst gefestigt ist als die Malerei. Ihr habt ja gewiß den Vorteil, die beabsichtigten Stimmungen und Eindrücke in unserer Seele allmählich vorzubereiten, aber anderseits sagt uns eure Musik ohne Worte nur so ungefähr und ganz unklar, was sie von uns will."

Caillot, der uns bisher nur zugehorcht hatte, ergriff nun das Wort: „Wenn ich auch meine Meinung sagen darf, da ich doch ein wenig zum Fache gehöre, so glaube ich unseren Streit endgültig beilegen zu können."

„Tun Sie das!" sagte Gluck, seines Sieges gewiß.

„Sie kennen alle die Oper „Le roi et le fermier",[102]) fuhr Caillot fort, „und wissen, daß man dem jungen Pächter Richard seine Angebetete entreißt. In seinem Schmerz und seiner Verzweiflung singt er, was Sie nun hören sollen:

„Je ne sais, à quoi me résoudre,
Je ne sais, où porter mes pas;
Ce malheur est un coup de foudre,
Pour moi pire que le trépas....

[102]) „Der König und der Pächter", komische Oper von Sedaine; die deutsche Bearbeitung gibt die folgenden Verse der den ersten Aufzug beginnenden Arie so wieder:

„Welch ein Schlag! Wer kann sie zählen,
Alle Martern, die mich quälen?
Sie sind mehr als Todespein.
Wozu soll ich mich entschließen?
Bebend irr' ich durch den Hain,
Ohne meinen Weg zu wissen,
Ohne bei mir selbst zu sein."

Dieses Liedchen trug Caillot so kunstgerecht, anmutig und ausdrucksvoll vor, wie es eben dieser berühmte Sänger und Schauspieler allein fertig zu bringen vermochte. Alles war hingerissen. „Sind Sie zufrieden?" „Jawohl," erwiderte Gluck, „aber was soll denn das beweisen?" „Das werden Sie gleich sehen. Stellen Sie sich einmal vor: Beim Verlassen der Oper mitten unter zehntausend Spaziergängern und hübschen Damen auf der großen Promenade im Tuileriengarten befällt mich mit einem Male eine fürchterliche Kolik. In meiner dringenden Not spähe ich nach irgend einem Winkelchen, kann aber keines finden und gerate schließlich in helle Verzweiflung. Wir wollen nun sehen, ob dieselbe Musik auf die nämlichen Worte nicht ebenso gut die Verzweiflung des Liebenden zum Ausdruck bringt als die eines Menschen, der im Tuileriengarten in einem Anfall von Kolik kein bergendes Gebüsch entdecken kann." Er nahm sogleich die entsprechende Stellung und Gebärde an und wiederholte das Liedchen. Das schallende Gelächter der Zuhörer ließ Caillot nicht zu Ende singen, und Gluck mußte lachend eingestehen, daß auch der Musik, wie allen Künsten, eine Grenze gezogen sei, die selbst die größten Genies nicht ungestraft überschreiten dürfen.

Einige Tage später besuchte mich Herr v. Greff,[103]) der zu mir nach einem längeren Gespräche über Gluck und meine Beziehungen zu seiner Familie sagte: „Sie sollten seine reizende Tochter heiraten, die später einmal ein sehr großes Vermögen bekommen wird." „Ganz gut, aber wird Gluck auch einwilligen?" „Das lassen Sie anderer Leute Sorge sein! Der Herzog wird Ihre Besoldung im Interesse dieser Heirat verdoppeln, Gluck seine Opern bei seiner Tochter in Zweibrücken komponieren und zu ihrer Aufführung alle Jahre mit dem Gefolge des Herzogs nach Paris kommen. Das sind die Pläne der Gräfin, deren Verwirklichung ihr am Herzen liegt." „Dies ist auch mein eigener sehnlichster Wunsch, aber erst dann, wenn ich wieder vollkommen genesen bin. Denn in meinem gegenwärtigen Zustande müßte ich mich selbst der Schuld zeihen, würde ich die Freundschaft dieser Familie mißbrauchen und ihre entzückende Tochter zur traurigen Krankenpflegerin verurteilen." Greff billigte zwar meine zarte Rücksichtnahme, riet mir indes, eine für mich so vorteilhafte Angelegenheit

[103]) Vgl. S. 30.

nicht aus dem Auge zu verlieren, da nach der Versicherung Roberts meine Krankheit nur vorübergehend sei. So hatte ich also den Beweis, daß die Gräfin ihre Absicht, unser Gesellschaftstheater weiter zu vervollkommnen, noch nicht aufgegeben hatte. Welch köstliche Bereicherung würde nicht Fräulein Gluck für unsere Bühne und für mich gewesen sein!

Meine schwermütige Stimmung ließ mich schließlich sorgfältig die Menschen und besonders Gesellschaften meiden. Ich verkehrte nur mehr mit meinen Nachbarn im Palais, suchte einsame Wege auf, die ich zu meinem Verdrusse in der Nähe von Paris nicht fand. Eines Tages vertraute ich mich Mme. Gluck an, und voll Güte und Teilnahme schlug sie mir vor, einem ländlichen Mahle im Park von St. Cloud zu folgen. Wir lagerten uns im Kreise um unsere ausgebreiteten Vorräte. Fontenet hatte vorzügliches Obst beigesteuert, und ich eine Flasche alten Rheinweins für Papa Gluck (so nannten wir ihn nach Millicos Beispiel) in die Tasche gesteckt. In trefflichster Laune und mit bestem Appetit aß und trank er. „Es lebe das einfache, unabhängige Leben, frei von jeglichem Zwange und aller Sorge!" rief er aus. „Ich habe es mir immer sehnlichst gewünscht und in meinem langen Leben nur vierzehn kurze Tage der Freiheit genossen, die ich niemals vergessen werde."

Gluck ließ sich nicht lange bitten, uns von dieser schönen Zeit zu erzählen, die nun wieder lebendig an seinem Geiste vorüberzog. „Mein Vater," so begann er, „war Forstmeister in einem böhmischen Orte und hatte mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber in meiner Heimat treibt alles Musik, selbst in den kleinsten Dörfern: die Jugend in der Schule, die Alten auf dem Kirchenchor. Leidenschaftlich für diese Kunst entflammt, kam ich erstaunlich schnell vorwärts, spielte mehrere Instrumente, und der Lehrer unterwies mich (eine besondere Auszeichnung) auch noch in seinen Mußestunden. Mein ganzes Sinnen und Trachten galt schließlich nur mehr der Musik, und das Forstwesen wurde beiseite geschoben. Da dies nicht dem Wunsche meines Vaters entsprach, überwachte er strenge meine Arbeit, die er verdoppelte, um mich von einem Handwerk abzubringen, das, wie er sagte, niemals imstande wäre, mich zu ernähren. Nun übte ich während der Nacht; das störte aber die Ruhe des Hauses und des Vaters, und meine Instrumente wurden eingesperrt. In meiner musikalischen Begeisterung

griff ich zur lärmenden Maultrommel, die ich in kurzer Zeit meisterlich spielte; aber am seligsten fühlte ich mich Sonntags auf dem Kirchenchor. Verzehrt von dem Wunsche, mich schrankenlos meiner Neigung hingeben zu dürfen, beschwor ich endlich meinen Vater, mich in Wien Musik studieren zu lassen. Seine Unbeugsamkeit trieb mich zur Verzweiflung.

„Eines schönen Tages, mit wenigen Groschen in der Tasche, verließ ich heimlich das elterliche Haus und wanderte, um nicht eingeholt zu werden, auf Umwegen in der Richtung nach Wien. Unterwegs verschafften mir die Lieder auf meiner Maultrommel bei Bauersleuten Nahrung und Nachtherberge. Anderntags setzte ich wohlgemut meine Wanderung fort und marschierte, überall freundlich aufgenommen, wo ich sang und musizierte, der Hauptstadt zu. An den Sonn- und Festtagen spielte ich in den Dorfkirchen bald dieses, bald jenes Instrument, galt für einen Virtuosen, und gewöhnlich beherbergten mich die Pfarrherren, bei denen ich mich, zuweilen tagelang ihr gern gesehener Gast, frei und unabhängig als den glücklichsten Burschen der Welt fühlte. Der letzte Pfarrer vor Wien, dem ich mich halb und halb erschlossen hatte, gab mir einen Brief an einen seiner Freunde in der Hauptstadt mit, der mich freundlich aufnahm, mir indes nicht verhehlte, daß es in Wien Virtuosen meines Schlages nach Tausenden gäbe und ich samt meinem Talente ohne Geld des Hungers sterben würde.

„Ich gestand ihm nun, wer ich sei und woher ich käme. Er interessierte sich für mich und überredete meinen Vater, der sich nun meiner Neigung nicht mehr widersetzte und mir eine Unterstützung gewährte. Verlor ich dadurch einerseits die Ungebundenheit und die Annehmlichkeit eines sorglosen Vagabundenlebens, so konnte ich anderseits schrankenlos meiner Leidenschaft leben und von früh bis spät musizieren, komponieren. So bin ich also zu dem geworden, was ich heute bin, und noch immer schaue ich sehnsüchtig zurück auf die beiden Wochen, wo ich mittels meiner einfachen Maultrommel ein unabhängiges Leben führte."

Freude und jugendliches Feuer strahlte uns aus den Augen des sechzigjährigen Erzählers entgegen, an dessen Seele diese Bilder aus einer längst verklungenen Zeit wieder vorübergezogen waren. „Könnte ich doch," so schloß er, „noch einmal diese köstlichen Tage trotz meinem Alter und Wirkungskreis wieder erstehen lassen!" Alle dachten dar-

über nach. Ich schlug vor, als fahrende Komödianten unter anderen Namen von Stadt zu Stadt zu ziehen und italienische Operetten aufzuführen. Gluck ging voll Eifer auf diesen Gedanken ein und verteilte sogleich die Rollen. „Meine Tochter und Millico werden die Serva padrona[104]) aufführen, ich die Klavierbegleitung übernehmen, meine Frau an der Tür das Geld einsammeln. Fontenet und Sie spielen die erste und zweite Violine, außerdem besorgt ihr die Dekorationen. Es fehlt nur noch ein Baß und vor allem ein Grazioso, aber die werden sich in den kleinen Städten schon finden." „Die haben wir schon; Fauvelet, verwachsen, witzig und mit der lächerlichsten Figur wird sich mit Vergnügen zum Ragotin[105]) hergeben. Außerdem ist er ein vortrefflicher Musiker, und wenn er vor der Tür mit seinen Possen das Publikum hereingelockt hat, wird er im Orchester ganz ausgezeichnet den Baß auf der Viola spielen."

Gluck freute sich schon im voraus auf diese komische Tournee, die er am liebsten im nämlichen Augenblicke angetreten hätte. Er stellte sich im Geiste die lustigen Abenteuer vor, die uns bevorstehen würden, und malte sich alles in jugendlicher Begeisterung aus. „Am ersten Tage wird der Saal ziemlich leer sein. Die Honoratioren des Städtchens werden es unter ihrer Würde finden, dergleichen Possenreißer mit ihrer Gegenwart zu beehren. Aber wenn uns einmal die ersten Neugierigen gehört haben, werden sie Reklame machen, und am nächsten Tage wird das Haus die Zuschauer nicht mehr fassen. Die Modegecken werden Dir die Cour schneiden," sagte er zu seiner Tochter, „Eroberungen und Heiratsanträge werden folgen, über die wir uns dann beim Essen belustigen. Wird es uns langweilig an einem Orte, dann ziehen wir mit unserem Thespiskarren weiter. Da wir aber jedesmal nur die Kosten für das Wirtshaus herausschlagen wollen, so bewirten wir mit dem, was übrig bleibt, bei der letzten Vorstellung unser geehrtes Publikum und überweisen schließlich noch eine Summe für die Stadtarmen. Die Politiker werden sich die Köpfe darüber zerbrechen, was das für eine merkwürdige Gesellschaft fahrender Komödianten ist, während wir die gleiche Posse am nächsten Orte aufführen." Der gute Papa Gluck war verzweifelt, daß er wegen seiner Pariser

[104]) Die berühmteste Oper von Giovanni Battista Pergolesi, 1710 bis 1736, 1733 entstanden.

[105]) Lächerliche Figur auf dem Theater, Possenreißer.

Verpflichtungen seine schönen Pläne erst im Sommer des nächsten Jahres verwirklichen könne. Auch noch beim Abendessen in Paris drehte sich die ganze Unterhaltung um unser künftiges Vagabundenleben, und wir nannten Gluck von da ab den „Signore Maestro", seine Frau die „Geldeinsammlerin", seine Tochter die „Primadonna" und Millico den „Ersten Liebhaber".

Sobald mein Atelier bei Saint-Quentin eingerichtet war, begann ich meine Skizze zum Ganymed und beendete sie, als mich eben mein Kamerad zum Mittagessen in seiner Familie aufforderte. „Wir haben Mme. La Ruette[106]) zu Gaste," sagte er, „die ihre junge Schwester zu meiner Mutter in Pension gibt. Sie kennen doch diese reizende Schauspielerin, und so hoffe ich, daß Ihnen die Zeit bei uns nicht lang wird."

Hatte mir nun der Geruch der Farben und des fetten Öles heftige Kopfschmerzen verursacht oder war das eine Folge meines Übels, mitten während der Mahlzeit ergriff mich plötzlich ein so starker Schwindelanfall, daß ich mich am Tische festhalten mußte. Man brachte mich an die frische Luft, ich atmete Wohlgerüche ein und litt an dem gleichen Angstgefühl wie damals bei meiner Landung in Antibes. Abends fuhr mich Saint-Quentin ins Palais des Deux-Ponts und überließ mich meiner trübseligen Grübelei: meine Erkrankung schien mir nun auf ihrem Höhepunkte angelangt zu sein, und ich glaubte mich verloren. Ich sehnte mein Ende herbei, denn ein dahinsiechendes, untätiges Leben dachte ich mir qualvoll. Da trat Mme. Gluck ein; sie wollte sich zurückziehen, da sie niemand sah. Ich rief sie mit schwacher Stimme; sie erschrak, mich im Bette zu finden und pflegte mich nun mit mütterlicher Güte. Ihr Gemahl, Millico und ihre Tochter mußten mir am Abend Gesellschaft leisten. Schließlich rief man Robert, der mir einige Drogen verschrieb; sie stellten mich so weit her, daß ich mich aufrichten und Tags darauf sogar das Bett verlassen konnte.

Da auch Herzog Christian seit einiger Zeit unpäßlich war, hatte man die beiden berühmtesten Ärzte von Paris, Tronchin und Bordeu,[107])

---

[106]) Vgl. S. 25, Anm. 20.

[107]) Théodore Tronchin, 1709 bis 1781, zuerst in Genf, seit 1766 in Paris; er trug in ganz besonderem Maße zur Verbreitung der damals aufgekommenen Schutzpockenimpfung bei. Über Bordeu vgl. S. 277, Anm. 93.

zu Rate gezogen. Sie speisten oft im Palais mit der Gräfin, die sie nun auch über meinen Zustand befragen wollte. Sie untersuchten mich aufmerksam, mit ernster und gewichtiger Miene, die mich wohl erschreckt haben würde, hätte ich mich nicht schon so oft mit meinen letzten Dingen befaßt. Man billigte Roberts Behandlung und endlich schloß man, mir Antiscorbutica und starke Bewegung zu verordnen. Da jedoch der zerrüttete Magen eines Hypochonders die mir verschriebene schwer verdauliche Kost nicht vertragen konnte, so verschlimmerte sich durch diese Kur mein Zustand zusehends. Die Gräfin bemerkte dies wohl. Da sie wußte, daß sich der Skorbut besonders im Munde am Zahnfleische zu erkennen gibt, ließ sie den berühmtesten Pariser Zahnarzt Le Roi rufen. Während er mich untersuchte, rief er: „Wer sind diese Unwissenden, die behaupten können, daß Sie den Skorbut haben? Zähne und Zahnfleisch sind im allerbesten Zustande; geben Sie Ihre Medizinen auf, die Ihnen ja nur schaden!“ Die Gräfin teilte seine Ansicht, und so wurde ich für den Augenblick, wenn auch nicht von meiner Krankheit, so doch wenigstens von meinen Arzneien befreit.

Seit dem Tode des Königs an den Blattern bangten alle, die noch nie daran erkrankt waren, dieser Geißel zum Opfer zu fallen. Eine Krankheit, die grausam genug war, einen König von Frankreich nicht zu verschonen, mußte in der Meinung der Pariser noch weit weniger Umstände mit einem gewöhnlichen Privatmann machen. Diese Furcht verjagte Mr. de Vismes, trotz der Annehmlichkeiten, die ihm das wohlhabende Haus seines Vaters bot, aus Paris. Er drängte in mich, einen Platz in seiner Berline anzunehmen und mit ihm nach Zweibrücken zurückzukehren. Sein Anerbieten war verlockend für mich; sehnte ich mich doch mit ganzer Seele nach der lieben Heimat! Aber meine Abreise wurde nicht gern gesehen, auch Mme. Gluck widersetzte sich ihr. Man wartete im übrigen nur die völlige Genesung des Herzogs ab, um Paris zu verlassen. Gluck sollte uns mit seiner Familie begleiten und in Zweibrücken längeren Aufenthalt nehmen. Es wurde also vereinbart, daß Millico mit Fontenet und ich im Gluckschen Reisewagen die Fahrt zurücklegen würden.

Einige Tage nach der Abreise unseres Freundes de Vismes deckte Abbé Séjan, ein intriganter Mensch, der in unserem Palais Vertrauen und Pension genoß, der Gräfin Forbach unsere Heiratspläne mit Mlle.

Testard und Bethzemire auf, die das größte Aufsehen erregten. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Gräfin und ihrem Bruder, und auch ich blieb nicht ganz verschont. Da ich jedoch krank war, begnügte man sich, mich als Heuchler zu betrachten und bedeutete mir, daß weder Fontenet noch ich jemals die Erlaubnis zu dieser Heirat erlangen würden. Diese Drohung schmerzte mich lediglich um Fontenets willen, dessen Liebe zu Mlle. Testard ich nur zu gut kannte. Er hatte sich daran gewöhnt, in ihr seit langem seine künftige Gattin zu sehen, und seine Phantasie hatte ihm ein irdisches Paradies von unserem gemeinsamen Familienleben vorgezaubert. Ein kleines Landhaus war bereits gemietet, wo er Konzerte und kleine feine Soupers zu veranstalten gedachte. Aber diese herrlichen Luftschlösser stürzten mit einem Male zum großen Leidwesen der Beteiligten in sich zusammen. Fontenet wollte die Sache gewaltsam durchsetzen, aber sie, klüger wie er, hielt ihn davon zurück.

Da man uns nach der Abreise des Herzogs nicht länger mehr in Paris lassen wollte, hieß man uns vorausfahren. Bei meiner Ankunft in Zweibrücken erschrak meine gute Mutter nicht wenig, als sie mich aus dem Wagen steigen sah. Ich hatte ihr zwar von Paris aus geschrieben, daß meine Gesundheit erschüttert sei, aber sie dachte nicht, daß es so schlimm um mich stünde. Die lange Fahrt hatte mich erschöpft, ich mußte mich zu Bett legen. Mme. de Saint-Germier,[108]) die meine Ankunft von ihrem Fenster aus beobachtet hatte, suchte mich sogleich auf; sie erschien mir schöner denn je, und so weltverdrossen ich in meiner Seele war, es machte mir doch Freude, sie wiederzusehen. Sie wußte ebenfalls Mittel für meine Genesung, und wenn diese auch den gehegten Erwartungen nicht entsprochen haben, so fügten sie mir doch wenigstens keinen Schaden zu, wie die Wasserkur von Greuze, die roten Früchte Abbé Arnauds und die Antiskorbutika der gelehrten Herren der hohen Fakultät. Es war Wein aus eingekochtem Moste, den sie sich von Marseille hatte schicken lassen, wovon ich vor jeder Mahlzeit ein halbes Glas trinken sollte. Ohne mich von meinem Übel zu befreien, kräftigte er mich indes so weit, daß ich schon am folgenden Tage aufstehen und bei meinem hübschen Arzte sogar an einem Diner mit Krankenkost teilnehmen konnte.

[108]) Vgl. S. 244.

Mme. de Saint-Germier erkundigte sich eingehend über Paris, und während meiner Erzählung beschlich sie des öfteren sichtliche Traurigkeit. Ich sprach von Mme. Vanloo, die sie ebenfalls kannte, und erwähnte von den Damen, die ich bei ihr angetroffen hatte, auch Mme. Blondelle. Bei diesem Namen erschauerte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Temperamentvoll wie sie war, drängten sich ihr tausend Fragen über diese Dame, für die sie sich aufs lebhafteste zu interessieren schien, auf die Lippen; aber schon im nächsten Augenblicke verfiel sie in tiefstes Schweigen und starrte unverwandt vor sich auf ihren Teller hin. Als sie wieder ihre Fassung gewonnen hatte, sagte ich zu ihr: „Warum wollen Sie denn noch Ihr Geheimnis, das von nun ab auch das meine ist, in undurchdringliches Dunkel hüllen? Weshalb berauben Sie sich des Rates und der Fürsorge eines Ihnen von Herzen ergebenen, aufrichtigen Freundes? Daß es sich bei ihm nicht um Liebe handelt, die Ihr Gefühl verletzen könnte, dafür bürgen Ihnen seine bleichen Wangen hier und seine zerrüttete Gesundheit. Wozu Sie sich aber auch entscheiden mögen, ich schwöre Ihnen, alles zu unterlassen, um aufzudecken, was Sie mir verbergen wollen."

„Für heute," erwiderte sie, „bin ich zu sehr bewegt; zu viel liebe, für mich verlorene Erinnerungen sind auf mich eingestürmt! Kommen Sie morgen zum Mittagsmahl, aber kommen Sie frühzeitig! Ich will Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit die lange Geschichte meiner Irrungen und meines Leidens anvertrauen."

Tags darauf saß ich ihr zur Seite, und Mme. de Saint-Germier begann von ihrer abenteuerlichen Vergangenheit zu erzählen:

„Sie werden sich wohl sehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß Sie sich in diesem Augenblicke bei einer Toten und Verschollenen befinden. Ohne Zweifel haben Sie in Paris von der Präsidentin v. Monglas[109]) und ihrem traurigen Ende sprechen hören, das damals größtes Aufsehen erregt hat. Nun wohl, diese unglückliche Frau bin ich. Nach der bei reichen, vornehmen Familien meines Landes herrschenden Sitte wurde ich in einem Kloster erzogen, aus dem man mich mit fünfzehn Jahren wieder herausnahm, in der Absicht, mich zu verheiraten. Meinen Eltern erschien die Partie gut, passend, und so verlobte man mich mit Herrn v. Monglas, dessen ernste, würde-

[109]) Vgl. S. 232.

volle Erscheinung mir mehr Furcht als Liebe einflößte. In meinem Jammer vertraute ich mich meiner Mutter an, sie erreichte nichts bei meinem Vater, der meinen Widerwillen nur als Laune, kindischen Einfall und Ungehorsam deutete. Als der Heiratskontrakt unterzeichnet wurde, entschloß ich mich in meiner Verzweiflung, Mr. de Monglas selbst zu gestehen, daß ich ihn nicht liebe und niemals lieben würde. Er antwortete kühl, daß er hoffe, sich durch unentwegte Zuvorkommenheit und Liebe mit der Zeit auch meine Zuneigung zu verdienen. Man schleppte mich zum Altar, wo ich anstatt des »Ja« »Nein« sagte, aber so schüchtern und leise, daß man es für ein meinen Lippen entschlüpftes »Ja« hielt und es nicht beachtete. Der angenehme Aufenthalt in Paris, die prächtigen Diamanten und eleganten Kleider, die man mir schenkte, ließen mich den Kummer vergessen, die Frau eines in jeder Hinsicht ehrbaren, aber ungeliebten Mannes zu sein.

„Es machte mir Freude, zu beobachten, daß mein den Einwohnern des Languedoc angeborenes Temperament in der großen Pariser Welt sehr gefiel, und gar bald sah ich mich von zahllosen Verehrern umschwärmt, denen meine Jugend und Unerfahrenheit leichten Sieg zu versprechen schien. Dies vergnügte mich ungemein, und trotz Herrn v. Monglas' Vorstellungen, die ich für pedantisch hielt, kokettierte ich nach Herzenslust, ohne mir dabei jedoch das geringste zu vergeben. Bisher waren es nur Freunde des Hauses und meines Mannes, und alles bewegte sich in den Grenzen erlaubter Courtoisie. Meine beiden Töchterchen, die ich aufs zärtlichste liebte, entzog man mir zu meinem Leidwesen nach altem Brauche gleich nach ihrer Geburt, und ich sah sie nur selten. Als ich achtzehn Jahre alt war, sollte ich mich auf Wunsch Herrn v. Monglas' von einem gewissen Letellier[110]) porträtieren lassen. Während der ersten Sitzung trat der Prinz von Nassau in das Atelier und erbat sich die Erlaubnis, mich unterhalten zu dürfen. Da ich den für mich verhängnisvollen Ausgang dieser Begegnung nicht voraussehen konnte, so ging ich lustig auf seine feinen, ritterlichen Schmeicheleien ein. Er wünschte auch den folgenden Sitzungen beizuwohnen und schließlich bewarb er sich um den Zutritt in unserer Familie, was ihm mein Mann nicht verweigern zu können glaubte.

---

[110]) Charles François Letellier, 1743 bis 1800, Maler und Kupferstecher, Schüler von François Boucher.

„Der Prinz Esterhazy erbat sich das gleiche Vorrecht und erhielt es auch. Diese beiden Rivalen suchten sich um die Wette durch dienstbeflissene Zuvorkommenheit meine Gunst zu erwerben; die Eifersucht und der Neid der anderen Damen vermehrten meinen Triumph und schmeichelten mir nicht weniger als die Huldigungen dieser Herren, die mir selbst auf den öffentlichen Promenaden und in den Theatern eifrigst den Hof machten. Die beiden jungen Fürsten waren zu berühmt in der Geschichte der galanten Welt, um nicht Herrn v. Monglas zu beunruhigen; vor allem erregte der Prinz von Nassau sein Mißtrauen. Er ließ es an Mahnungen zur Vernunft nicht fehlen, die ich befolgen wollte, indem ich absichtlich demjenigen mehr Gehör schenkte, den er weniger fürchtete.

„Das hieß aber unglücklicherweise Öl ins Feuer gießen: in zorniger Erregung erlaubte sich der Prinz von Nassau seinem Rivalen gegenüber verschiedene verletzende Bemerkungen. Dieser, klüger und maßvoller, nahm ihn zur Seite: »Ich sehe,« sagte er, »was Sie suchen und leicht finden werden, aber mäßigen Sie, bitte, Ihre Ausdrücke und beschwören Sie keinen Skandal in diesem Hause herauf! Wir werden heute abend beim Herzog von Orleans spielen, wechseln einige Worte und — es bedarf ja doch unter uns Offizieren zu einer Forderung nur einer Kleinigkeit — unser Duell wird niemand in Erstaunen setzen.« Aber das alles nützte zu nichts; Prinz von Nassau sprach nur desto heftiger. Die beiden entfernten sich, und Esterhazy wurde am Arme verletzt. Damit war aber Allarm geschlagen. Ein paar Tage später kam es auf dem Opernball zwischen den beiden Rivalen zu einer noch viel heftigeren Auseinandersetzung, die ich im Gedränge mit beobachtet hatte, ohne daß ich deren Ursache kannte: ein zweiter Waffengang wurde festgesetzt.

„Von da ab sprach ganz Paris von mir wie von einer jungen Kokette. Herr v. Monglas glaubte sich in seiner hohen Würde als Präsident bloßgestellt, erwirkte einen Haftbefehl gegen mich und vermeinte, seine Ehre zu retten, indem er mich der Wut der beiden Rivalen zu entziehen suchte und die meine preisgab. Meine Kammerfrau, die gute Freundin des meinem Mann vertrauten Dieners, verständigte mich noch rechtzeitig von dem mir drohenden Geschicke. Mit allem Vorbedacht sicherte ich mir daher die Mittel zur früheren oder späteren Wiedererlangung meiner Freiheit: ich nähte in meine Unter-

kleider Diamanten im Werte von 60 000 Livres und ungefähr fünfzig Louisdor ein und sah in banger Erwartung dem Augenblicke entgegen, in dem die Entscheidung über mein Geschick fallen sollte. Man ließ mich nicht allzu lange in dieser Ungewißheit: zu mitternächtiger Stunde holten mich ein Polizeibeamter und eine für dergleichen Expeditionen von demselben Tribunal bezahlte Frau aus meinem Zimmer, schleppten mich trotz meiner Hilferufe in den Wagen, der im Hofe unseres Palais bereitstand. Als ich durch das Vorzimmer schritt, sah ich meinen grausamen Gemahl, der mir mit zerknirschter Miene seinen Abschied bot. Dabei sagte er zu mir, daß ich den Himmel dafür segnen solle, weil er mich vom Rande des Abgrundes zurückzöge, in den mich die Verführung der großen Welt unfehlbar hinabgerissen haben würde. Die klösterliche Einsamkeit, in die man mich nun bringe, solle mich davor bewahren.

„Ich muß — vielleicht zu meiner Schande — gestehen, daß ich, weit entfernt, ihm für diese wohlwollende Gewalttätigkeit Dank zu wissen, ihn vielmehr mit Verwünschungen zu Boden schmetterte, während man mich in den Wagen trug. Da waren wir nun auf dem Wege. Wohin? Ich wußte es nicht; die Tränen, denen meine Wächter wenig Beachtung schenkten, waren meine einzige Nahrung an diesem traurigen Tage. Am Abend langten wir in einem Dorfe an. Der Polizist durchsuchte die Herberge. Man führte mich über eine Treppe in ein Zimmer, das nur einen einzigen Ausgang hatte. Mein weiblicher Argus ließ sich ein Bett an meiner Seite aufschlagen, um mich nicht aus den Augen zu verlieren. Während er unsere Toilette für die Nacht auspackte, konnte ich der Magd, die Feuer in unserem Kamin anschürte, zuflüstern: »Können Sie mich nicht retten?« Ihr verheißungsvoller Blick weckte die Hoffnung in meiner Seele. Ich merkte, daß sie beim Weggehen unauffällig den Schlüssel aus dem Schlosse zog und mit sich nahm. Beim Abendessen, wo sie uns aufwartete, deutete sie mit den Augen nach der Tür hin. Unter dem Vorwande, mich stärken zu wollen, verlangte ich eine Flasche Burgunderwein, nahm indes nur einen Tropfen davon und überließ den Rest meinen Wächtern, die ihn auf meine Gesundheit leerten und mir guten Mut zutranken. Der Polizist wollte nun die Tür absperren, fand jedoch den Schlüssel nicht. Man rief den Wirt; dieser versicherte, daß er seit langem verloren gegangen sei. Das bestärkte mich in meiner Hoffnung. Mein Al-

guazil[111]) legte sich dann auf eine Matratze vor der Zimmertür zur Ruhe nieder. Sobald ich meine weibliche Garde schnarchen hörte, nahm ich meine Kleider wieder und erwartete in größter Aufregung das gleiche Signal von meinem Polizisten. Endlich! Ich fliege zur Tür, öffne sie, springe über die schlafende Schildwache und erreiche die Treppe beim Scheine der Lampe, die ich indes vorsichtigerweise beim Vorübereilen ausblies.

„Der Wirt, seine Frau und die Dienstmagd, meine Befreierin, harrten bereits meiner in ihrem Zimmer. »Suchen Sie schleunigst zu entfliehen, Madame!« sagte der wackere Mann zu mir. Er führte mich sogleich in den Hof, wo er mich auf den Rücken eines Pferdes hinter einen jungen Mann aufsitzen hieß. »Das ist mein Sohn,« sagte er, »vertrauen Sie ihm; er wird Sie auf Feldwegen zu meinem Schwager fünf Meilen von hier bringen. Glückt es, ungesehen dorthin zu kommen, so sind Sie gerettet.«

„Mein Führer trieb sein Pferd an; wir kamen unbemerkt zum Dorfe hinaus und trabten durch die Felder weiter. Da hemmte ein ziemlich breiter und tiefer Fluß unseren Weg. Die Brücke lag weit abwärts, wir hätten einen Umweg machen müssen und wären auf die Landstraße gekommen. Das Rauschen der Wogen schlug an mein Ohr; es war aber nicht möglich, in der Dunkelheit die Breite des Stromlaufes ermessen zu können. Ich erzitterte infolge der schneidenden Kälte. Zu jeder anderen Zeit hätte ich bei dem bloßen Gedanken erschaudert, in kalter Nacht auf dunklen Feldern allein mit einem fremden Menschen dahinzureiten und einen unbekannten Fluß durchqueren zu müssen. Aber eine junge Frau, die einem ungeliebten Gatten entflieht, der sie der Freiheit berauben will, trotzt den größten Gefahren, um sich seiner Gewalt zu entziehen. Ich war aus der Herberge ohne Schuhe entflohen; mitten im Flusse tauchten meine Füße in das Wasser, und die eisigen Fluten stiegen immer höher und höher.

„Der Wunsch, mich zu retten und meinen Verfolgern zu entfliehen, gab mir den Gedanken ein, meinen pelzverbrämten Mantel zu opfern, selbst auf die Gefahr hin, vor Kälte umzukommen. Ich warf ihn in den Strom in der Hoffnung, daß er sich irgendwo am Gestrüpp des Ufers festklammere und so die Häscher, die mir nachsetzen würden, von

[111]) Gerichtsdiener, Polizist.

der Spur ablenke. Mein Mantel trieb den Fluß hinab. Endlich langten wir an einem einzeln stehenden Hause vor einem Dorfe an. Mein Führer pochte leise an das Fenster; da zeigte sich ein Mann, zu dem er sagte: »Mein Vater schickt Ihnen eine junge Dame; verbergen Sie sie und wagen Sie alles für ihre Rettung! Öffnen Sie uns, denn ich muß noch unter dem Schutze der Nacht zurück, um nicht verdächtig zu erscheinen.« Der Bauer trug mich sogleich wie ein Kind auf seinen Armen ins Zimmer, nahm mir dann die nassen, von Eis starrenden Strümpfe ab und legte mich zu seiner Frau in das Bett. Obgleich ich verwöhnt war und von Jugend auf ein üppiges Leben geführt hatte, glaubte ich niemals ein köstlicheres Gefühl empfunden zu haben als die behagliche Wärme dieses Lagers. Die Bäuerin bettete mich in barmherziger Nächstenliebe in ihre Arme und voll Seligkeit schlummerte ich ein mit dem frohen Bewußtsein, frei und meinen Verfolgern entronnen zu sein.

„Als ich erwachte, sah ich mich allein; denn meine Nachbarin hatte sich schon vor Tagesanbruch erhoben. Erst jetzt wurde ich gewahr, daß mich infolge der raschen Bewegungen des Pferdes die Sattelkante und besonders die eingenähten Diamanten an mehreren Stellen wundgerieben hatten. Meine gute Bauersfrau, der ich mich anvertraute, legte mir ebenso einfache als heilsame Mittel auf. Sorgfältig hatte man meine Kleider versteckt; ich mußte bis über den Kopf zugedeckt im Bette bleiben für den Fall, daß man das Haus durchsuchen sollte, und die Tür blieb verschlossen, damit mich weder Knecht noch Magd sehen konnten. Gleich am Nachmittage zeigte sich die Gendarmerie im Dorfe, um nach mir auszukundschaften. Ich vernahm von meinem Bette aus, wie man mein Signalement gab und dabei auch meinen pelzbesetzten Mantel aus kirschrotem Tuch erwähnte. Niemand im Dorfe wollte mich gesehen haben und hatte es auch tatsächlich nicht, meine Wirte ausgenommen. Im übrigen hatten es meine Alguazils viel zu eilig, mich zu erhaschen, als daß sie hätten länger verweilen mögen. Unterdessen glaubte ich unter meiner Decke zu ersticken, zitternd vor Furcht, jeden Augenblick aufgespäht und in den sicheren Kerker geschleppt zu werden.

„Kaum waren die Häscher in der Ferne verschwunden, als mich meine Wirtin beruhigte: »Sie galoppieren Euch nach und suchen glücklicherweise da, wo Ihr nicht seid.« Ich brachte diesen Tag und die beiden

folgenden in meinem Verstecke zu und benützte diesen unfreiwilligen Aufenthalt, um die Diamanten und Louisdor aus meinen Kleidern zu trennen; dann schnürte ich sie zu kleinen Päckchen zusammen, die ich leichter in meinen Taschen verbergen konnte. Die gute Bäuerin hatte keine Ahnung von den Schätzen, die ich bei mir trug. Sie hatte nur die vielen schönen Spitzen an meinem Hemde bemerkt, die sie zu begehren schien. Ich schenkte sie ihr unter der Bedingung, daß sie dieselben mit ihrer Schwägerin teilen und sich erst mehrere Wochen, nachdem ich fort sei, Häubchen daraus machen solle.

„Am dritten Tage besuchte mein Befreier seinen Schwager und schilderte mir die Bestürzung, die meine Flucht in seinem Hause hervorgerufen hatte; wie meine Wächterin ein furchtbares Geschrei erhoben und ihn der Polizist verhaftet habe. Vom Keller bis zum Dachboden sei nichts mehr an seinem Platze geblieben, und erst nach diesen ebenso gründlichen wie fruchtlosen Nachforschungen bei ihm und im ganzen Dorfe habe man der Gendarmerie das Signalement zu meiner Verfolgung gegeben. »Ihren Mantel hat man«, so fuhr der Erzähler fort, »drei Meilen von hier im Flusse aufgefunden und in dem Glauben, daß Sie sich das Leben genommen hätten, nach Ihrem Leichnam gesucht. Das wird Ihre Flucht erleichtern; es handelt sich nur mehr darum, zu wissen, welche Richtung Sie einschlagen wollen.«

„Es wurde Deutschland ins Auge gefaßt, dessen Grenze ich mit Hilfe eines Verwandten, den ich unterwegs treffen wollte, passieren könnte. Man belud deshalb einen Karren mit Heu und machte mir in dessen Mitte einen Platz zurecht, wo ich allerdings warm gebettet, aber der frischen Luft vollständig beraubt war. Während der Nacht waren wir an der Arbeit, die Sonntagskleider der Bäuerin für mich so gut als möglich abzuändern, damit ich von Zeit zu Zeit zu Fuß marschieren könne. Ich entlohnte reichlich meine Retter, und am nächsten Tage, mehrere Stunden vor Tagesanbruch, brachte man mich also in meiner kleinen Behausung aus Heu unter und rüstete mich noch mit Schinken, Brot und einer Flasche Wein aus. Wir waren noch nicht lange gefahren, da verfiel ich in tiefen Schlummer. Zwei Tage und eine Nacht ging so die Fahrt weiter; meine Kraft war zu Ende.

„Da ich mich auch von Paris entfernt genug glaubte, um nicht verfolgt oder in meiner bäuerlichen Kleidung erkannt zu werden, legte ich mehrere Meilen zu Fuß zurück und bestieg den Karren erst wieder

am Nachmittage in einem entlegenen Dorfe. Nur noch vier Meilen vor der Stadt N., wo mein Verwandter wohnte, entschloß ich mich, dorthin trotz der unbequemen, zu großen Bauernschuhe zu Fuß zu gehen. Mein Führer zerstörte geschickt mein Gelaß in seinem Heuwagen, den er samt den Pferden in der Herberge zurückließ, und bot dem Gastwirt an, seine Ladung bis zu seiner Rückkehr aus der Stadt zu verkaufen, wo er seine Tochter als Küchenmädchen zu Herrn v. Lauterec bringen müsse. Am Abend befand ich mich glücklich im Hause meines Verwandten, der, als ich mich unter vier Augen zu erkennen gab, aufs höchste verwundert war, mich zu sehen. »Ist es denn wirklich wahr,« rief er aus, »daß Sie noch unter den Lebenden sind? Man hatte mir ja Ihren Tod ganz bestimmt gemeldet.« Zugleich geleitete er mich in ein kleines entlegenes Gemach, um mich darin zu verbergen. Nach einigen Tagen reiste ich mit ihm in der Maske eines eleganten englischen Postillons nach Saarbrücken, wo ich wieder Frauenkleider anlegte. Da aber diese Stadt allzu nahe der französischen Grenze liegt, so wurde beschlossen, daß ich in der Zweibrücker Gegend, und zwar bei der Familie v. Ambotten, die mein Verwandter kannte, Unterkunft suchen sollte. In diesem Hause habe ich Ihre Bekanntschaft gemacht; das übrige wissen Sie ja selbst."

Die Anmut, mit der mir diese entzückende Frau ihre Abenteuer erzählt hatte, machte sie mir noch liebenswerter, und meine Gesellschaft wurde ihr, da ich nun um ihr Geheimnis wußte, immer unentbehrlicher. Unsere Freundschaft gestaltete sich nunmehr vertrauter denn je. Die Zweibrücker Damen nannten uns nur mehr die „Unzertrennlichen", und wir waren es auch in der Tat. Da man mir jede ernste Beschäftigung verboten hatte, und die mir verordnete Diät eine Beteiligung an den Diners und Soupers am Hofe nicht gestattete, verbrachte ich den ganzen Tag bei ihr und verließ sie erst am Abend nach der Mahlzeit.

Die Ankunft der Gluckschen Familie, die in Paris wider Erwarten noch längere Zeit zurückgehalten worden war, und ihr Aufenthalt in unserer Stadt schränkten meine Besuche bei Mme. de Saint-Germier etwas ein; denn Fontenet und mir lag es ob, ersterer die Honneurs zu machen und ihr die Zeit angenehm zu vertreiben. Es stand ein Gespann zu unserer Verfügung, mit dem wir Zweibrückens liebliche Umgebung durchstreifen konnten. Wir nahmen die Mahlzeiten gemein-

schaftlich ein und gaben uns redliche Mühe, auch den kleinsten Wünschen unserer Gäste nachzukommen. Gluck erinnerte sich noch sehr gut an das ihm in Paris versprochene Diner, und so wurde ihm die Schüssel Sauerkraut, die er sich bestellte, in meinem Hause aufgetischt. Meine Mutter und Schwester sorgten für die Küche, unsere Mahlzeit verlief sehr vergnügt, und Herr und Frau Gluck sprachen wieder nach Herzenslust deutsch, was ihnen nach so langer Entbehrung einen wahren Genuß bot. Unsere Ausflüge machten ihnen nicht minder wie die Theateraufführungen und Konzerte am Hofe viel Vergnügen, die Gluck, soweit es die Musik betraf, selbst dirigierte. Seine Tochter ließ sich oft hören; nur Millico[112]) war unbeugsam trotz des großen Einflusses, den sonst sein Freund und Meister auf ihn ausübte. Nach dem Abendessen spielte man bei Fontenet gewöhnlich einige Partien Schach, bei denen es jedoch in der Regel zu Streitigkeiten kam, denn Gluck griff in seinem Feuereifer zu den Figuren Millicos, die er für die seinen hielt. Dann musizierte man gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein, und dabei wurden auch unsere phantastischen Reisepläne für das nächste Jahr wieder in den Bereich des Gespräches gezogen.

Während des Oktobers widmete sich Herzog Christian in den die Stadt umgebenden Waldungen der Hirschjagd, und es traf sich des öfteren, daß im Parke, hundert Schritte vom kleinen Schlosse zum Hallali geblasen wurde. Gluck und seine Familie wurden daher zur Jagd eingeladen; der Oberststallmeister gab uns einen offenen sechssitzigen Wagen mit Vorspann, um dem Hirsche auf den zu diesem Zwecke in das Gehölz gebrochenen Wegen nachzufahren. Als das Gefährt am Tore vorfuhr, holten Fontenet und ich schnell die Damen. Aber da Gluck mit Millico eine Partie Schach begonnen und gewisse Aussicht hatte, das Spiel zu gewinnen, was ihm ja äußerst selten glückte, so war er um keinen Preis davon abzubringen. Schließlich gab er es doch auf, aus Furcht, dem Herzog zu mißfallen, wenn er sich nicht am Sammelplatze einfände, wo der Hirsch tödlich getroffen werden sollte; auch unsere erneuten Vorstellungen, die Bitten seiner Frau und Tochter und vor allem die Hoffnung, daß die Jagd nicht lange dauern würde, trugen das ihrige dazu bei. Er nahm uns als Zeugen, daß e r nun am Zuge sei, steckte den Zimmerschlüssel zu sich, damit niemand die Figuren

[112]) Vgl. S. 256 Anm. 78.

in Unordnung bringen könne, und fuhr mit uns weg. Wir kamen gerade in dem Augenblicke an, wo der Hirsch aus dem Gehölze sprang, hinter ihm drein die Meute mit den Pikören und der Hof in großer Jagduniform.

Dieses Schauspiel, das sich beim herrlichsten Wetter abspielte, entzückte die Damen sehr und ließ selbst Gluck seine Schachpartie für einen Augenblick vergessen. Als aber schon in der nächsten Minute dieses farbenprächtige, bewegte Bild unseren Augen entschwunden war, und unser Postillon aufs Geratewohl dem Klange der Hifthörner nach durch die Waldungen dahin galoppierte, und man oft wieder den nämlichen Weg zurückkehren, stehenbleiben und aufhorchen mußte, welche Richtung einzuschlagen sei, da fragte mich Gluck voll Ungeduld: „E là la caccia?“ „Si, Signore.“ „Ah che gusto! Ah che gusto!“ rief er aus. Und als wir uns eine Viertelstunde später wieder in der nämlichen Lage befanden, schrie er von neuem: „Soll das die Jagd sein? oh, welch ein Geschmack! Wollen wir doch lieber nach Hause fahren!“ Er verlangte um jeden Preis wieder nach der Stadt zurück, um seine Schachpartie zu Ende zu spielen, und nur mit Mühe zügelten wir sein Ungestüm.

Endlich ertönte das Hallali, und wir trafen gerade rechtzeitig ein, um das barbarische Schauspiel zu sehen, wie man dem gehetzten Wilde den Todesstoß versetzte. Die liebenswürdige junge Gluck war zu Tränen gerührt. Ihr Vater war schon so weit Diplomat, daß er dem Herzog, einem leidenschaftlichen Jäger, versicherte, die Jagd sehr schön gefunden zu haben. Nach der Heimkehr blieb noch hinreichend Zeit zur Beendigung seiner Schachpartie, die er wirklich gewann. Den Abend beschloß ein Konzert, das er dirigierte, und bei dem seine Tochter zwei Arien sang. Sein Sieg und die Freude an der Musik hatten ihn in gute Laune versetzt: er nahm am Souper im kleinen Schlosse mit uns teil. Das Rütteln des Wagens hatte ihm Appetit gemacht: er aß nicht nur von allen Gerichten und trank zwei Flaschen alten Rheinweins dazu, sondern nahm auch noch, als man bereits den Nachtisch servierte, ein ganzes Rebhuhn mit einer reichlichen Portion Salat. Meine Sorge für sein Wohlbefinden entlockte mir die Frage: „Aber Papa Gluck, essen Sie denn nicht zu viel? Ich fürchte für Ihre Gesundheit.“ Lachend erwiderte er: „Ich schlafe göttlich darauf und weiß überhaupt nicht, was eine Verdauungsstörung ist. Aus diesem Grund nannten mich

auch die Italiener, die von der Luft leben, aus blassem Neid, wenn sie mich so ungestraft essen sahen: »Il beato porco.«"

Mit schnellen Schritten nahte der Herbst, und Gluck, der zu einem festgesetzten Termine in Wien einzutreffen hatte, rüstete sich zur Heimkehr. Er versprach sich von meiner Beteiligung an dieser Reise vollständige Genesung für mich und wollte mich daher veranlassen, ihn dorthin zu begleiten. Da mich jedoch meine Krankheit noch zu sehr niederdrückte, mußte ich sein Anerbieten ablehnen, das mir unter anderen Umständen so viel Annehmlichkeiten hätte bringen können. Aber ich mußte ihm versprechen, mit ihm wenigstens bis Mannheim zu fahren.

Die Gräfin Forbach sah jetzt wohl ein, daß bei meiner schwankenden Gesundheit an eine Verheiratung nicht zu denken sei, hegte aber anderseits die feste Überzeugung von einer baldigen Wiederkehr meiner Kräfte. Deshalb gedachte sie Fräulein Gluck bis zur Rückkehr ihres Vaters im kommenden Frühling bei sich zu behalten, wo er mit uns wieder nach Paris reisen sollte. Das junge Mädchen war auf diesen Vorschlag mit großer Freude eingegangen, und die Mutter sah nur von seiten des Vaters Schwierigkeiten voraus, der denn auch seine Einwilligung versagte. Als Fontenet erfuhr, daß ich Gluck nach Mannheim begleiten würde, wünschte er auch mitzufahren und den noch unbesetzten Platz bei Millico einzunehmen. Beim Abschiede am Vorabend der gemeinsamen Abreise glaubte die Gräfin nochmals in eigener Person einen letzten Versuch machen zu müssen, um die junge Gluck in Zweibrücken zurückzuhalten, und stellte dem Vater ihre innige und zärtliche Freundschaft für seine Tochter und die lange ermüdende Fahrt vor Augen, der er dieses junge Mädchen ganz unnötigerweise aussetze, da er nach wenigen Monaten doch wieder zurückkommen würde. Auf alle diese Gründe antwortete Gluck sehr höflich, ohne sich jedoch von seiner Tochter trennen zu wollen. „Wie", sagte zu ihm schließlich die Gräfin ein wenig verletzt, „Sie zögern, mir Ihre Tochter anzuvertrauen, da ich Ihnen doch versprochen habe, sie nicht aus den Augen zu verlieren und für sie wie für mein eigenes Kind zu sorgen?" Nun verlor auch Gluck die Geduld und erwiderte heftig: „Ja, Madame, eben deswegen, weil Sie kaum Zeit für die Ihren finden und ihnen Hauslehrer und Gouvernanten halten, kann ich mir nicht schmeicheln, daß Sie meinem Kinde mehr Sorgfalt angedeihen lassen als Ihren eigenen;

ich werde mir die Ehre geben, es Ihnen im nächsten Frühjahr wiederzubringen."

Tags darauf waren wir schon in grauer Morgenstunde auf dem Wege nach Mannheim. Es hatte wirklich meiner ganzen Freundschaft für diese werte Familie bedurft, um ihr auf dieser Reise zu folgen: denn ich fühlte ein Unbehagen, eine Mattigkeit und seelische Verstimmung, die der bevorstehende Augenblick der Trennung mit jeder Minute nur noch verschlimmerte. Gluck, der dessen gewahr wurde, bezeugte mir seine Teilnahme auf eine rührende Art, während er sich sonst gerade nicht durch übermäßiges Feingefühl gegen seine Freunde auszeichnete. Bei der ersten Poststation kam man auf den Gedanken, es möchte mir der offene Wagen gut tun. So tauschten also Mme. Gluck und ich die Plätze mit denen Millicos und Fontenets.

Die gute Dame begann damit, mich wegen meiner Gesundheit zu trösten und zur Geduld zu mahnen. „Wir lieben und schätzen Sie", fuhr sie fort, „und Ihr Leiden, das täglich bedenklicher zu werden scheint, vernichtet zu unserem großen Schmerze einen Lieblingsplan meines Mannes. Er ist von seinem Aufenthalt in Zweibrücken ungemein befriedigt. Ihre Mutter und Schwester, Ihr hübsches Heim, Theater und Gesellschaften, das alles hat ihm so sehr zugesagt, daß er die Absicht hegte, einen Teil seiner Zeit dort zu verleben und seine Opern zu komponieren, dann alljährlich mit Ihnen nach Paris zu fahren und sich in Wien nur vier Monate aufzuhalten, um seinen Pflichten als kaiserlicher Kapellmeister nachzukommen. Indem die Gräfin Sie uns als Gatten für unsere Tochter in Vorschlag brachte, hat sie diesen Plan nur vorbereitet. Ihre Feinfühligkeit hat ihn jedoch vereitelt, und wir sehen jetzt nur zu gut ein, daß Sie Ihren Gesundheitszustand besser kannten als Ihre Ärzte. Wir haben indes die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben und rechnen mit Ihrer Jugend und Mäßigkeit."

Ich erwiderte, daß mich der Besitz des dargebotenen Glückes zum seligsten der Menschen machen und meine wieder hergestellte Gesundheit vielleicht später noch den Plan verwirklichen lassen würde, und tiefgerührt küßte ich ihr die Hand. „Es ist ja wahr," erwiderte Mme. Gluck, „man könnte warten; denn im Grunde drängt nichts in dieser Angelegenheit. Aber der schwer zu zügelnde Ungestüm meines Mannes beunruhigt mich. Er hat es sich einmal in den Kopf gesetzt,

seine Tochter in Zweibrücken zu verheiraten, und wird schwerlich auf seine Pläne verzichten."

„Geben wir also diesen schönen Gedanken auf, Madame, was meine Person betrifft! Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag, dessen Verwirklichung mich einigermaßen über meinen Verlust zu trösten vermöchte, mir in gewisser Beziehung sogar vorteilhafter erscheint und Gluck die Erfüllung seines Lieblingsplanes schon von heute ab ermöglichen würde. Geben Sie die Hand Ihrer liebenswürdigen Tochter meinem Freunde Fontenet! Sein Herz ist vortrefflich, und er wird sie glücklich machen. Sie wissen, wie sehr sie die Gräfin liebt, und so wird sie in unserer Gesellschaft eine glänzende Rolle spielen."

„Was Sie vorteilhaft und glänzend nennen, wird vielleicht meinem Gemahl nicht in dem gleichen Lichte erscheinen," entgegnete Mme. Gluck. „Für irgend jemand anders möchte das wohl ins Gewicht fallen, aber ein Mann, der mit Ruhm und irdischen Gütern überhäuft, noch heute die Tage, die er in Freiheit zugebracht hat, zu den glücklichsten seines Lebens zählt, wird einen armseligen Ruhmestitel mehr oder weniger nicht in die Wagschale legen. Für unsere Tochter wünschen wir ein gediegenes, reines und dauerndes Glück, und das findet sich nur bei einer wohlerwogenen Heirat. Ihr Freund Fontenet ist ein in jeder Hinsicht sehr liebenswürdiger Mensch, aber Sie werden mir beistimmen, daß er ein Verehrer der elftausend Jungfrauen ist und der Reihe nach allen Euren berühmten Pariser Schönheiten den Hof gemacht hat."

„Das ist wahr, Madame, ich gebe es zu, aber er wird seine Frau um so inniger lieben, wenn sich endlich Achtung und Vertrauen mit der Liebe vereinen wird, deren seine weiche Seele fähig ist. Glauben Sie mir, ein Mann, der, wie man sagt, in der Welt gelebt hat, ohne sich der Ausschweifung hingegeben zu haben, wird stets ein guter Ehemann, schon deswegen, weil er den Wert einer ehrbaren Frau besser kennt und ihr Verdienst mehr als ein anderer einzuschätzen weiß."

„Bevor wir aber diesen Schritt bei meinem Gatten wagen, müssen wir zuerst meine Tochter ausforschen, die in keinem Falle das Opfer dieses Planes werden darf, und dann Fontenet, der in aller Form versprechen muß, seine Liebeleien aufzugeben, wenn er meine Tochter erhalten will. Ich überlasse alles Ihrer Verschwiegenheit, Einsicht und Freundschaft."

Als ich eine Stunde später im Gespräche mit Fräulein Gluck über Zweibrücken und die Pläne ihres Vaters auf ihre Verheiratung anspielte, sah sie mich mit ihren großen blauen Augen unverwandt an. Schließlich brachte ich ihr Fontenet als Gemahl in Vorschlag. „Herrn v. Fontenet!" wiederholte sie, und nach kurzem Schweigen fügte sie bei: „Ich bin in der Tat ein wenig überrascht. Seine beabsichtigte Verheiratung mit Mlle. Testard hat sich ja kaum gelöst!" Ich hatte alle Mühe, meinen Freund gegen ihre Bedenken in Schutz zu nehmen und sein eifriges Umschwärmen der Modeschönen auf Rechnung der landläufigen Pariser Galanterie zu setzen. Am Ende willigte sie aber doch in den Vorschlag zur Ehe mit Fontenet ein, allerdings erst für das kommende Jahr, nachdem sie sein Verhalten beobachtet haben würde. Während der Weiterfahrt sprach ich auch mit meinem Freunde über diese Angelegenheit, der mich bat, für seine Sache einzutreten und ihm ein Glück zu verschaffen, das er seinem ganzen Werte nach schon jetzt empfände. Am Abende, auf unseren Zimmern im Palais der Gräfin Forbach zu Mannheim, berichtete ich noch Mme. Gluck über die gepflogenen Verhandlungen.

Von der Ankunft des berühmten Komponisten wußte bald der Hof und die ganze Stadt. Noch am Nachmittage erhielt Gluck eine Einladung des Kurfürsten[113]) für den kommenden Tag nach Schwetzingen. Holzbauer, Wendling und Cannabich[114]) machten ihm ihre Aufwartung; der erstere bat ihn, mit seiner Familie und uns, seinen Freunden, an einem Diner in seinem Hause teilzunehmen und einem Konzerte beizuwohnen, das man ihm zu Ehren vor der Oper am Hofe geben würde. Zu meinem Befremden fiel weder am Abendessen noch am folgenden Tage beim Frühstück irgend ein Wort, aus dem ich hätte schließen können, daß Gluck um das Heiratsprojekt seiner Tochter mit Fontenet wußte. Dieser bemühte sich, dem jungen Mädchen den Hof zu machen und ihr zu gefallen. Man unterhielt sich indes nur von all dem Schönen, das sich uns auf unseren Wanderungen durch die Stadt dargeboten hatte. Dann warf sich Papa Gluck in großen Staat, er war von oben bis unten mit Gold bestickt; seit seiner Vorstellung bei Ludwig XV. hatte ich ihn nie mehr in solcher Gala gesehen. Beim „Roten Ochsen" in Schwetzingen erwartete ihn die ganze Musik.

[113]) Karl Theodor.

[114]) Über Holzbauer vgl. S. 38, über Wendling S. 25 und Cannabich S. 53.

Um zehn Uhr stattete er dem Kurfürsten seine Aufwartung ab, der ihn sehr gnädig empfing. Denn er war ein Freund und Kenner der Kunst, der die großen Künstler zu ehren wußte und sich im Verkehr mit ihnen gefiel. Gegen Schluß der Audienz bemerkte der Kurfürst: „Ich habe durch Zufall erfahren, daß Sie den Rheinwein lieben, und mir also die Freiheit genommen, für Sie ein Fuder[115]) davon in Ihrem Keller in Wien einlegen zu lassen.“ Man hätte ihm kein willkommeneres Geschenk machen können, und so kam denn Gluck in bester Laune wieder nach Hause.

An dem großen Mahle bei Holzbauer beteiligten sich auch Mme. Dorothea Wendling mit ihrer hübschen Tochter Auguste, Cannabich, Toëschi und Fränzl.[116]) Es wurde musiziert, und die Anwesenden boten ihr Bestes, um sich den Beifall des Meisters zu erringen. Vor dem Beginn des Theaters in Schwetzingen benachrichtigte der Intendant Gluck, daß für ihn und seine Begleitung in der vordersten Reihe des Parterres Plätze reserviert seien. Man hatte also für dieses Mal mit der Hofetikette gebrochen, nach der diese von den obersten Hofchargen eingenommen wurden.

So kamen wir hinter dem Kurfürsten zu sitzen, offenbar weil dieser den Eindruck der Leistungen seiner Sänger und des Orchesters auf diesen großen Meister der Musik beobachten wollte. Es gelangte die italienische Oper „L'amore vincitore“[117]) zur Aufführung. Wie gewöhnlich saß ich neben Gluck, der sich bei Holzbauer nach Herzenslust seinem Appetit hingegeben hatte. Von Anfang an wandte sich der Kurfürst häufig nach seinem berühmten Gaste um. Ich hatte ihn für einige Minuten aus dem Auge verloren, als mir Mme. Gluck durch ein

[115]) Fuder = Fuhre (die Ladung eines zweispännigen Wagens), das frühere, in manchen Gegenden noch heute gebrauchte größte Rechnungsmaß für Flüssigkeiten, besonders für Wein. In der bayerischen Rheinpfalz beträgt ein Fuder 1000 Liter.

[116]) Mme. Wendling (Spurni), 1737 bis 1809, seit 1756 Gattin des Flötisten Johann Baptist Wendling, in den sechziger Jahren die Primadonna der Mannheimer Hofoper, von den Zeitgenossen, auch von Wieland sehr geschätzt. Über ihre Tochter vgl. S. 227 Anm. 36. — Über Toëschi vgl. S. 25 Anm. 23. Ignaz Fränzl, 1736 bis 1811, Violinvirtuose in Mannheim, von 1790 bis 1803 Musikdirektor des dortigen Hoftheaters; er trat auch als Komponist von Sinfonien, Violinkonzerten u. dgl. hervor.

[117]) Einaktige Pastoraloper von Johann Christian Bach (1735 bis 1782).

Zeichen zu verstehen gab: „Wecken Sie doch meinen Mann auf, ich bitte Sie darum!“ Ich wende mich nach ihm und finde ihn wirklich, das Kinn auf die Brust gesenkt, in tiefem Schlummer. Ein leichter Stoß mit dem Ellbogen brachte ihn wieder zu sich. Von diesem Augenblicke an wagte ich ihn nicht mehr außer acht zu lassen, ja ich rief sogar ein paarmal „Bravo“, wie wenn es aus seinem Munde käme. Zu meinem eigenen körperlichen Unbehagen gesellte sich noch die Furcht vor seinem Zorn, da ich ihn stets von neuem am Einschlafen zu verhindern suchte, und was mich am meisten an diesem Theaterstücke entzückte, war, daß es zu Ende ging.

Für den Abend war noch bei dem Baudirektor Herrn v. Pigage[118]) ein Souper vorgesehen, aber Gluck hatte keine Lust, ihm Folge zu leisten, da er Tags darauf schon sehr früh aufzubrechen gedachte. Wir kehrten also in unseren Gasthof zurück, um die Reisevorbereitungen zu treffen. Fontenet fühlte sich beunruhigt, da sich Mme. Gluck über das Heiratsprojekt nicht weiter ausgesprochen hatte. Es drängte aber die Zeit, und so fragte ich sie auf der Stelle, wie die Sache stände. Mit ihren Schachteln und Paketen allzusehr beschäftigt, erwiderte sie nur kurz: „Mein Mann hat unter der Bedingung eingewilligt, daß sich die Heirat erst im nächsten Jahre nach der Rückkehr aus Paris entscheiden wird. Sie können ebenso wie Ihr Freund mit ihm darüber sprechen.“ Wir gingen also zu Gluck, und ich bat ihn für meinen Freund um die Hand seiner Tochter. „Ich willige gerne ein,“ sagte er, „vorausgesetzt, daß die Kleine kein Hindernis entgegensetzt. Da übrigens die Sache nicht eilt, so werden wir sie im kommenden Jahre in Paris zum Austrag bringen.“

Am nächsten Morgen nahm ich mit bedrücktem Herzen Abschied von dieser entzückenden Familie. Da es mir bei meinem Gesundheitszustande schien, als sähe ich sie zum letztenmal, so konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten. Die Trauer über ihre Abreise erweckte in meiner Seele zugleich den schmerzlichen Gedanken, mich auch bald von meinen Freunden trennen zu müssen.

Kurz darauf kam Prinz Karl nach Zweibrücken, um seine Gemahlin[119]) am Hofe seines Oheims Christian vorzustellen. Zu Ehren

[118]) Vgl. S. 100 Anm. 16; als Geburtsdatum gilt indes auf Grund des Geburtsscheines der 2. August 1723.

[119]) Vgl. S. 249 Anm. 67.

dieser jungen und schönen Prinzessin, die sich aller Herzen gewann, gab man Feste, Bälle und Theatervorstellungen, denen ich zu meinem großen Bedauern fernbleiben mußte. Prinz Karl, sein Bruder Max und die Gräfin Forbach ritten täglich mehrere Pferde in der Reitbahn. Ersterer rühmte mir jedesmal einen Arzt aus Rappoltsweiler[120]) namens Rosé, und drängte sehr in mich, ihn aufzusuchen. Da es auch der Herzog wünschte, begab ich mich im November 1774 in seine Kur, mehr aus Gehorsam als in der Zuversicht auf Genesung.

Rosé mißbilligte alle bisher angewandten Methoden, verordnete mir weniger scharfe Arzneien, suchte mich zu zerstreuen, hieß mich spazieren, ja sogar auf die Jagd gehen, ohne mich jedoch dabei zu ermüden. Nach einer fast vierwöchigen Kur in Rappoltsweiler kehrte ich, da ich mich wohler zu fühlen glaubte, nach Zweibrücken zurück, wo ich zwei Theateraufführungen am Hofe beiwohnte, bei denen auch die Prinzessin von Sachsen,[121]) Prinz Max, die jungen Grafen v. Forbach, ihre Mutter, die Gräfin, der Marquis v. Barbantane, Herr v. Kéralio, die Herzöge von Liancourt und Fronsac, Fräulein v. Pachelbel, Mr. de Vismes u. a. auftraten und ihre Rollen aufs trefflichste spielten. Der Herzog war so sehr befriedigt davon, daß er beschloß, ein Theater zu bauen, da der bisherige Raum in der Orangerie zu klein war. Den Höflingen von Versailles schwebte natürlich das Theater des Königs, wenn auch in kleinerem Maßstabe, als Muster vor Augen; unsere Kavaliere brachten andere Ideen, und der Baudirektor Hautt entwarf mehrere Skizzen.

Ich für meine Person riet, dieses Theater, auf dessen Bühne der Hof selbst spielen wollte, nach neuen Gesichtspunkten im Hinblick auf das von solch erlauchten Schauspielern zugelassene Publikum zu erbauen. Ein solches Publikum brauchte nicht in eine Art von Hühnerställen, sogenannten Logen, eingesperrt zu werden, weil der Herzog sich nur von seinem Hofe und den Personen seiner Wahl umgeben sah. Die Zuschauer, die im Halbkreise um Ihre Hoheiten Platz finden sollten, würden ein weiteres Schauspiel für den Hof wie für sich selbst bilden.

---

[120]) Französisch Ribeauvillé, das Hauptstädtchen der Grafschaft Rappoltstein, in der Prinz Karl regierte. Vgl. S. 203. Rappoltsweiler ist jetzt Kreis- und Kantonsstadt des deutschen Bezirkes Oberelsaß.

[121]) Marie Amalie, Tochter des Kurfürsten Friedrich von Sachsen. Vgl. S. 249 Anm. 67.

Da der von mir gedachte Theaterraum vollständig der Vergoldung und des Ornamentenschmuckes entbehren sollte, so würde durch ihn die Bühne weit mehr gewinnen und er viel geringere Kosten verursachen, ganz abgesehen davon, daß er sich vor allen anderen durch seine Eigenart und sogar durch eine gewisse Anmut auszeichnen würde. Ohne diesen Ausführungen allzu große Hoffnung auf Verwirklichung beizumessen, erwiderten mir diese Herren: „Sie versprechen viel, entwerfen Sie uns einen Plan, um uns davon zu überzeugen!" Ich machte mich also in jenen Augenblicken, in denen ich weniger litt, an die Arbeit und fertigte einen Entwurf, den ich in einem kleinen Werke über die Kostüme der Völker des Altertums veröffentlicht habe.[122]) Er fand bei dem illustren Komitee ungeteilte Zustimmung und gefiel dem Herzoge so sehr, daß er seinem Baudirektor unverzüglich die Beschaffung des gesamten Materials auftrug, damit man im kommenden Frühling mit dem Bau beginnen und ihn noch vor Jahresschluß unter Dach bringen könne.

Da ich mich bei meinem Zustande mit der Malerei nicht beschäftigen durfte, und der Herzog eine gewisse Interesselosigkeit Hautts an der Ausführung meines Planes befürchtete, übertrug er mir die Oberleitung. Hautt kam zu mir, wir berieten zusammen; er ließ das Material herbeischaffen und alle Vorbereitungen treffen. Ich überwachte die Arbeiter, die die Innenausschmückung, den Lüster, die Säulen und deren Sockel aus Fayence, in denen sich die Heizkörper befanden, die Vasen und Verzierungen des Proszeniums auszuführen hatten.

War es nun die eifrige Beschäftigung mit dem neuen Theaterbau oder die mir verordnete Lebensweise, die den letzten Rest meiner Kraft verbrauchten, ich erkrankte von neuem so schwer, daß ich das Bett nicht mehr verlassen konnte. Ich sah, wie sich meine gute Mutter und meine Schwester abhärmten und mir ihre Tränen verbargen. Auch die liebenswürdige Saint-Germier nahm den regsten Anteil, besuchte mich öfter am Tage, pflegte mich und versuchte, meine Mutter zu trösten.

---

[122]) Das betreffende Werk trägt den Titel „Versuch über Gebräuche, Kleidung und Waffen der ältesten Völker bis auf Constantin den Großen, nebst einigen Anmerkungen über die Schaubühne". Mit 32 Kupfern. München 1802. Mannlichs Bemerkungen über das Theater finden sich auf S. 11 bis 16, Tafel 1 und 2 bringen die Skizzen dazu.

So ging es weiter bis gegen Ende März 1775. Das lange Siechtum eines früher so kerngesunden jungen Mannes hatte die Neugierde aller Ärzte der Stadt und Umgebung erregt. Sie untersuchten mich der Reihe nach, ein jeder stellte seine Diagnose, nach der ich wohl an zehn verschiedenen Krankheiten litt. Schließlich kam auch der durch einige glückliche Kuren berühmt gewordene Arzt von Kusel, namens Koch. Nach gründlicher Untersuchung erklärte er lachend: „Sie sind ja überhaupt nicht krank, sondern Ihre Ärzte haben durch die Ihnen verordnete Lebensweise und die Mittel das Leiden verschuldet, das Sie von Kräften bringt und Sie am Ende trotz Ihrer ausgezeichneten Körperbeschaffenheit dahinraffen wird. Jedes Ihrer edlen Organe ist in vorzüglicher Verfassung, Ihr Pulsschlag regelmäßig, wenn auch ebenso schwach wie der eines Sterbenden. Geben Sie acht!“ fuhr er fort, während er auf die im Zimmer stehende Statue des farnesischen Herkules deutete: „Wenn man acht Monate lang einen so kräftig gebauten Mann wie diesen Halbgott hier ebenso behandelt, nur mit etwas Suppe, Karotten, in Wasser gekochten Schwarzwurzeln genährt, ihm abführende Mittel, ein Bad, zwei Lavements täglich verordnet und zu seiner Erfrischung klares Quellwasser zu trinken gegeben hätte, ich schwöre Ihnen, man hätte ihn vielleicht in kürzerer Zeit ebenso schwach, bleich und mager wie Sie gemacht. Man entzog dadurch der Natur die zu ihrer Mithilfe notwendige Kraft, und glauben Sie mir, ohne ihre Hilfe heilt die Arznei keinen Menschen.“

Diese Begründung, der ich aufmerksam zuhörte, schien mir so richtig und vernünftig, daß ich Herrn Koch um seine Verhaltungsmaßregeln bat. „Sie müssen“, erwiderte er, „noch in diesem Augenblicke alle Ihre Pillen und Drogen zum Fenster hinauswerfen und Bäder und Lavements beiseite lassen; alten Rheinwein trinken, Fleisch und Gemüse essen, kurz, sich nähren, wie Sie es in gesunden Tagen getan haben. Aber das alles in kleinen Mengen, besonders in der ersten Zeit. Wenn Sie sich mir nur eine Woche lang anvertrauen, so werden Sie sich von der Wahrheit meiner Ausführung überzeugen.“

Ich folgte also nicht ohne Besorgnis seinen Verordnungen und war sehr überrascht über die gute Wirkung. Am achten Tage konnte ich schon die kräftige Luft im Freien ertragen und fuhr mit meiner Mutter aus, um die Fortschritte meines schon ziemlich vorgerückten Theaterbaues in Augenschein zu nehmen. Diese Ausfahrt tat mir un-

endlich wohl, und auch meine Stimmung hatte sich um vieles gehoben. Die liebenswürdige Saint-Germier wünschte mich auf meinen Spazierfahrten im offenen Wagen zu begleiten, und wir besuchten Mme. d'Ambotten oder kauften Blumen in den benachbarten Dörfern.

Kurze Zeit nachher kehrte der Hof aus Paris zurück. Ein Gichtanfall, der den Herzog dort an das Zimmer fesselte, ließ ihn seine Abreise nach Zweibrücken beschleunigen. Die Ärzte hatten ihm Mineralwasser von Spaa und Pyrmont verschrieben; infolgedessen war ein Transport von hundert Flaschen angelangt. Aber kaum waren diese eingetroffen, als sich der Herzog wohler fühlte und die Jagd wieder aufnahm. So wurden sie also mir zudiktiert, da ich auf Empfehlung meines Arztes Schwalbacher Mineralwasser trinken sollte. Meine Gesundheit kräftigte sich zusehends, so daß ich allmählich den gewohnten Lebensgang wieder aufnehmen konnte. Ich jagte auf Ringeltauben; man hatte für mich zu diesem Zwecke kleine Hütten in den Wäldern der Umgebung erbaut. Meine Flasche Wasser trank ich unterwegs, die Mahlzeiten wurden mir gebracht, und ich kehrte erst wieder gegen Abend nach Hause, wohin mein Diener die oft reiche Jagdbeute brachte. Mme. de Saint-Germier bewohnte zuweilen meine Hüttchen und speiste mit mir darin; oft war es auch mein Vetter, Herr v. Decker, der mich in diese ländlichen Verstecke begleitete.

Ich habe mich niemals glücklicher als zu dieser Zeit gefühlt und werde nimmer diese im Schoße dichter Wälder verlebten Tage vergessen. Da ich mich dem Tode entronnen glaubte, erschloß sich auch mein Herz der Freude wieder. Nach einer so langen Leidenszeit empfand ich die ganze Fülle meines Glückes, und dieses beseligende Gefühl beschleunigte meine vollständige Genesung. Das Hoflager befand sich damals in Jägersburg. Aus Gesundheitsrücksichten war ich in der Stadt zurückgeblieben und widmete beinahe die ganze Zeit meiner liebenswürdigen Nachbarin, deren heiteres Naturell mir schließlich alle trübsinnigen Gedanken aus dem Kopfe jagte. Ich hatte schon so lange keinen Pinselstrich mehr getan, daß mich die Lust packte, ihr Bildnis als Erinnerung an sie zu malen. Sie willigte gern ein, überließ mir aber das fertige Gemälde nicht. Ich besitze nur eine von meinem damaligen Schüler Pitz[123]) gemalte Kopie ihres Kopfes, die jedoch die

[123]) Karl Pitz, Maler, 1763 bis 1795; von ihm besitzt die Schleißheimer Galerie ein Porträt des Herzogs Karl II. August von Zweibrücken, der ihn sehr förderte und ihn nach Paris und Rom reisen ließ.

Feinheiten und die Seele ihres Gesichtes nicht genügend wiedergibt.

In diesem Jahre kam Gluck nicht nach Zweibrücken. Er war in Paris erst nach der Wegreise des Herzogs eingetroffen, wo ihm die Einstudierung seiner „Alceste“[124]) neue Feinde zu bekämpfen gab.

Schnell war es Oktober geworden, und da die erste Aufführung auf unserer neuen Bühne für Neujahr 1776 in Aussicht genommen war, so kehrte ich von Petersheim nach der Stadt zurück, um dort die Arbeiten zu beaufsichtigen und zu beschleunigen. Das Theater stand bereits unter Dach, und man war schon mit der Ausgestaltung des Innenraumes beschäftigt. Die Obelisken sahen aus, als wären sie aus Granit, und die Hieroglyphen waren täuschend ähnlich aufgemalt. Mehrere Skizzen für die Kulissen, einen Tempel, einen eleganten und bürgerlichen Salon, einen öffentlichen Platz und eine Bauernstube waren an Herrn Quaglio[125]) nach Mannheim abgegangen, während ich an Ort und Stelle einen Wald, ein Dorf, einen Garten, ein Gefängnis und ein Meer malen ließ.

Alle Arbeiten schritten nach Wunsch vorwärts, als von Petersheim die betrübende Nachricht von der Erkrankung des Herzogs eintraf. Da wir aber seine gute Konstitution kannten und deshalb vollstes Vertrauen auf seine Wiederherstellung hegten, verdoppelten wir unseren Eifer, um das Werk zu vollenden, dessen Entstehung der Fürst, so oft er in der Stadt weilte, mit herzlichem Interesse verfolgte. Seine Krankheit war indes von so schlimmer Art, daß die Herren Robert und König nicht allein die Verantwortung übernehmen wollten. Man ließ also durch einen Kurier den ersten Leibarzt der Kurfürstin, Herrn Algardi aus Mannheim, und wenige Tage darauf Herrn Rosé aus Rappoltsweiler rufen. Das alles spielte sich in größter Verschwiegenheit ab, und während wir uns in der Hoffnung wiegten, daß unser allverehrter Vater und Gebieter nur unpäßlich sei, schwebte er in größter Lebensgefahr.

Ich erfuhr diese schreckliche Wahrheit erst durch einen Brief der Gräfin Forbach, den sie mir durch einen Reitknecht zu mitternächtiger Stunde überbringen ließ. „Unser teurer Herzog“, schrieb sie mir, „scheint nun außer Gefahr zu sein. Algardi und Robert wagen es

[124]) Oper aus dem Jahre 1767, Text von Calsabigi, in das Französische von du Rollet (vgl. S. 254) übersetzt, in Paris am 23. April 1776 aufgeführt.

[125]) Vgl. S. 48.

wenigstens zu hoffen. Da ihn die Ankunft von Rosé, den er nicht kennt, beunruhigen und ihm mißfallen könnte, so bitte ich Sie, mein lieber Mannlich, ihn bei seiner Durchfahrt durch Zweibrücken bis zu der Einwilligung des teuren Kranken oder seinem unbedingt notwendig gewordenen Erscheinen zurückzuhalten. Ich werde Ihnen täglich einen Bericht senden, den Sie Rosé mitteilen sollen, um mich dessen Eindruck unverzüglich wissen zu lassen." Diese Nachricht stürzte mich in Verzweiflung, sie verhinderte mich aber auch zugleich, an die Seite meines zweiten Vaters, meines edelmütigen Wohltäters zu fliegen. Rosé traf bald darauf ein, und der Postmeister, bereits davon verständigt, ließ ihn, anstatt ihm Pferde nach Petersheim zu geben, zu mir führen. Er war entzückt, mich in vollster Genesung zu finden. Ich meldete der Gräfin sogleich seine Ankunft und erhielt durch die zurückkehrende Estafette einen Bericht, aus dem Rosé ersah, daß der Herzog an einer Lungenentzündung erkrankt sei. Er war verwundert, unter den bisherigen Mitteln den Aderlaß nicht angewendet zu finden.

Man hatte auch eine Schilderung der Krankheitsursache[126]) beigefügt. Diese besagte, daß der Herzog bei den chemischen Experimenten in seinen im Amte Meisenheim gelegenen Schmieden und Minen in Schweiß geraten und darauf in das Innere des Bergwerks gegangen sei, wo ihn die feuchte Kälte angegriffen habe. Beim Verlassen desselben klang seine Stimme schon heiser, und er verspürte etwas Halsschmerzen. Nach Petersheim zurückgekehrt, verlangte er nach Tee und legte sich zu Bett. Am nächsten Tage schürte der diensthabende Kammerdiener zur gewohnten frühen Morgenstunde Feuer an und näherte sich dem Bette des Fürsten, der im tiefsten Schlafe lag. Eine Stunde später sah er wieder nach dem Feuer und fand den Herzog immer noch nicht erwacht. Als er auch zur Mittagszeit noch

[126]) Über die Ursache der Erkrankung und des Todes Herzog Christians IV. waren damals die widersprechendsten Gerüchte im Umlauf. Nach den einen soll sie durch Einatmung der Dünste bei den von ihm mit Leidenschaft betriebenen chemischen Experimenten zur Gewinnung von Gold aus Schwefelkies herbeigeführt worden sein. Andere hingegen behaupteten, Herzog Christian sei auf der Jagd von einem Hirsche verletzt worden und an dieser Verwundung gestorben. Vgl. Rudolf Buttmann, Der Tod Herzog Christians IV. von Zweibrücken. Westpfälzische Geschichtsblätter, I (1897) Nr. 12 und 13 und III (1899) Nr. 4.

schlief, bemächtigte sich des ganzen Schlosses größte Bestürzung. Die Gräfin, Prinz Max, die Grafen Forbach und der Arzt Robert traten ein. Nachdem letzterer dem Kranken den Puls gefühlt hatte und ihn mühsam atmen sah, erklärte er, daß sich der Herzog in Lethargie befände.

Der Kranke klagte über Schmerzen in der Brust, beantwortete dann die Fragen Roberts, nahm einige Drogen und verfiel wieder in seinen früheren Zustand. Nach der Ankunft Algardis schien das Fieber etwas nachgelassen zu haben, der lethargische Schlummer hatte aufgehört, und man schmeichelte sich mit einer nahen Genesung, weshalb ich Rosé in Zweibrücken zurückhalten sollte. Dieser war, als er die täglichen Bulletins überdachte, mit der Art der Behandlung nicht einverstanden. Schließlich erschienen ihm die Symptome schreckenerregend. Er gab mir wenig Hoffnung für das Leben meines Wohltäters, als ein Eilbote den Befehl überbrachte, unverzüglich mit Rosé nach Petersheim zu kommen.

Vor Tagesanbruch waren wir auf dem Wege und fanden bei unserer Einfahrt den Schloßhof mit Menschen angefüllt. Die Bauern des Ortes und der umliegenden Dörfer, die Jäger, Stallknechte, die Dienerschaft des Hofes und der Kavaliere: alles war bestürzt und in Tränen. Die beiden Ärzte führten Rosé sogleich zu einer Konsultation in das Zimmer des Patienten. Ich wartete im Vorraume, wo sich der ganze Hof versammelt hatte. Es war mir zumute wie einem Angeklagten auf der Armensünderbank, der seinem Urteilsspruch entgegensieht. Prinz Karl, durch einen Kurier herbeigeholt, war eben mit dem Geheimen Rat Baer eingetroffen. Der Herzog verlangte ihn zu sehen und sprach mit ihm geraume Zeit allein. Als der Prinz aus dem Zimmer trat, hatte er die Augen gerötet und brach in Tränen aus, während er sich zurückzog. Prinz Max, die Gräfin und ihre beiden Söhne gingen nach ihm hinein und kamen ebenso ergriffen wieder heraus: der Herzog hatte sich von ihnen verabschiedet und sie gebeten, ihn allein zu lassen.

So verbrachten wir den Tag in qualvollster Unruhe, die das düstere Schweigen der Ärzte nicht zu bannen vermochte. Gegen Abend verließ der Kammerdiener Meunier laut schluchzend unter heißen Tränen das Krankenzimmer. Wir umringten ihn alle, um ihn nach der Ursache zu fragen. Er erzählte uns, daß der Herzog nach

dem Besuche des Prinzen Max und der Gräfin aufzustehen verlangte, sich dann mit seiner Hilfe bis zu seinem Schreibtisch geschleppt und mehrere Pakete von Briefen und Papieren daraus genommen habe. Hierauf habe er sich zum Kamin führen lassen, eines nach dem anderen verbrannt und gewartet, bis sie in Asche zerfallen waren. Mit großer Mühe habe er ihn wieder bis zu seinem Bett geschleppt, wo der Herzog in Ohnmacht gefallen sei. Da er nicht gewagt habe, um Hilfe zu rufen, habe er ihn wohlriechende Essenzen einatmen lassen und einen Strom von Tränen dabei vergossen. Als der Herzog die Augen wieder aufschlug, habe ihn dieser bemerkt und, ihm die Hand drückend, gesagt: „Ich sehe, mein lieber Meunier, daß Ihm mein Zustand zu Herzen geht." Hierauf habe er von neuem die Augen geschlossen und sei eingeschlummert. In diesem Augenblicke habe er (Meunier) das Zimmer verlassen, um sich auszuweinen. Eine Stunde später begaben sich die Ärzte wieder an das Krankenlager; sie fanden den Herzog in den letzten Zügen und ohne Bewußtsein. Beim Hinausgehen erklärten sie, daß alle, die ihn noch am Leben zu sehen wünschten, sich beeilen müßten, da er im Sterben liege.

Diese Worte fuhren auf uns alle wie ein Blitzschlag hernieder. Man vernahm nur Seufzen und Schluchzen. Die Gräfin wurde gerufen und herbeigeführt, sie fiel von einer Ohnmacht in die andere. Prinz Max gehörte zu denen, deren Schmerz am tiefsten war. Christian v. Forbach rang vergeblich mit dem seinen, aber am Ende wehklagte er wie alle anderen. Prinz Karl, von diesem Augenblicke an unser Herr, war nicht minder bewegt als wir und mischte seine Tränen mit jenen seiner neuen Untertanen. Ich selbst fühlte, das Auge tränenleer und irre, einen so schweren Druck und eine solche Abgestumpftheit, daß ich an meiner eigenen Existenz verzweifelte. Ich vermochte weder zu klagen noch zu weinen, ja nicht einmal ein Wort hervorzubringen. Die Vorgänge der letzten Stunden erschienen mir wie ein Traum.

Baer war der einzige, der den Kopf hochhielt; ja er trug ihn noch höher, seit der Herzog mit dem Tode rang. Er hieß den Hofkaplan eintreten, der bis dahin keinen Fuß in das Zimmer des Kranken gesetzt hatte, um seines traurigen Amtes zu walten, und befahl dem Kanzler Borngesser, nach dem man schon am Morgen geschickt hatte, das Siegel auf die Papiere des Herrschers zu drücken, sobald er ver-

schieden sei. Klagte und weinte man im zweiten Vorzimmer, so war man nicht weniger im ersten vom Schmerze niedergebeugt, nur mit dem Unterschiede, daß man zuweilen Verwünschungen und Drohungen gegen die Ärzte vernahm, die nach der Ansicht der Stallknechte, Piköre, Kammerdiener und anderer ihren guten Herrn um das Leben gebracht hatten. Algardi kehrte unverzüglich nach Mannheim zurück, und Robert mußte sich unter den Schutz des französischen Gesandten stellen, um der Wut des gegen ihn entfesselten Volkes zu entrinnen. Man hatte diese Herren tatsächlich der Nachlässigkeit geziehen, und der neue Herzog Karl nahm sie keineswegs in Schutz.

Das Jahr 1775 war das Jahr der Lungenentzündungen; mehrere Leute, darunter auch einige Reitknechte, waren auf den Tod daran erkrankt. Da sie jedoch kein Vertrauen auf Robert hatten, und er den großen Herrn spielte, der sich nicht um das Volk kümmerte, so hatte man sie der Behandlung Kochs übergeben, der sie alle rettete. Schon zu Beginn der Krankheit des Herzogs hatte man von verschiedenen Seiten vorgeschlagen, ihn zu rufen. Aber unsere großen Herren Doktoren und die Gräfin hatten sich widersetzt, da sie in ihm nur den Bauernarzt erblickten.

Gegen 9 Uhr abends schied Herzog Christian IV. aus dem Leben, am 4. November 1775, am Karlstage,[127]) und unser nunmehriger Gebieter erhielt als Namentagsgeschenk das Herzogtum Zweibrücken. Er reiste wenige Stunden darauf nach Neuburg, seiner Residenz, ab und ließ Baer und seinen alten Freund Ludwig v. Esebeck[128]) zurück, die die Beisetzung überwachen und bis zu seiner Rückkehr die Regierungsgeschäfte leiten sollten. In ihrem tiefen Schmerze über den soeben erlittenen Verlust, der keinen Gedanken an persönliches Interesse aufkommen ließ, brachten es die Höflinge nicht über sich, dem neuen Herrscher untertänig aufzuwarten. Wir umarmten uns unter Tränen und gelobten uns Treue und Freundschaft fürs Leben.

Ich warf mich noch vollständig angekleidet auf mein Bett, konnte aber kein Auge schließen. Während der ganzen Nacht war ein ununterbrochenes Kommen und Gehen auf dem Korridor. Erst gegen Morgen forderte die Natur ihre Rechte. Als ich erwachte, herrschte

[127]) Als Todestag Christians IV. gilt in Übereinstimmung mit dem Eintrage im Kirchenbuche der 5. November 1775.

[128]) Vgl. S. 205 Anm. 5.

eine unheimliche Stille im Schlosse. Alle Türen standen offen, alles war fortgegangen. Man hatte mich vergessen. Im Erdgeschosse traf ich Roberts Diener, der mir auf mein Befragen sagte, sein Herr sei eben in Gemeinschaft mit den anderen Ärzten und Chirurgen beschäftigt, den Leichnam des Herzogs einzubalsamieren. Ich erfuhr des weiteren, daß der ganze Hof noch vor Tagesbeginn aufgebrochen sei, da ihm der Aufenthalt zu Petersheim unerträglich schien.

Planlos und ganz mechanisch schritt ich auf den Hof hinaus. Als ich an einem mit dem Schlosse verbundenen Pavillon vorüberging, rief mich von einem Fenster herab eine Frauenstimme. Es war Frau v. Esebeck.[129]) Sie äußerte ihre Verwunderung, mich noch in Petersheim zu sehen, und bat mich, zu ihr hinaufzukommen. „Mein Mann", sagte sie, „ist wegen der Beisetzungsfeierlichkeiten gleich nach dem Tode des Fürsten nach Zweibrücken gefahren und wird diesen Nachmittag wieder zurückkommen, mich abzuholen. Ich biete Ihnen ein Gedeck an meiner bescheidenen Tafel und einen Platz in meinem Wagen an." Sie war sehr beschäftigt, mit ihrer Kammerzofe ihre Hüte, Juwelen und ihre Garderobe einzupacken. Ich versprach also, von ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen und entfloh dem Bereiche des Schloßhofes mit seinen noch vor kurzem so lachenden und lieblichen Bosketts, die mir aber in meiner seelischen Verwirrung nicht mehr die gleichen zu sein schienen. Es kam mir vor, als befände ich mich in einem fremden Lande, in trostloser Wüstenei.

Gegen 3 Uhr kam Herr v. Esebeck zurück mit der Nachricht, daß der Leichenwagen mit dem Sarkophag und der nötigen Begleitung sogleich eintreffen würde und er beim Kondukte zu bleiben habe, der erst spät in der Stadt anlangen werde. Wir mußten also so schnell als möglich wegfahren. Der gute Esebeck hatte verschwollene und sehr rote Augen. Das Amt, dessen er zu walten hatte, erneute in jedem Augenblicke das Bewußtsein unseres Verlustes. Eine halbe Meile hinter Petersheim begegneten wir dem mit acht Pferden bespannten Wagen mit dem Sarkophage, mehreren Kutschen des Gefolges, der Dienerschaft und vielen Flambeauträgern zu Pferde. Als der düstere Zug näher kam, brach Frau v. Esebeck in bitterliches Weinen aus.

---

[129]) Die Gemahlin Ludwigs v. Esebeck, des späteren Ministers Herzog Karls II. August, Karoline Auguste, geb. Gayling v. Altheim.

Auch mir strömten die Tränen über die Wangen und erleichterten den Druck, der auf meiner Seele lastete.

Zu Hause traf ich meine gute Mutter und meine Schwester in Trauer an. Ich fühlte mich so erschöpft, daß ich mich zur Ruhe legen mußte. Rosé kam erst sehr spät zurück, da er sich in einem der Wagen mit Robert und den beiden Chirurgen befand, die dem Kondukte folgten. An meinem Bette stehend, suchte er mich zu trösten und verbarg mir nicht, daß, wenn ich mich zu sehr meinem Schmerze hingäbe, mit Rücksicht auf meine noch nicht gefestigte Gesundheit ein Rückfall zu befürchten wäre, der stets weit gefährlicher als die Krankheit selbst sei. Er empfahl mir, mich durch Spaziergänge an schönen Wintertagen zu zerstreuen. „Ihre Nachbarin schöpft täglich frische Luft," fügte er bei; „sie bringt Ihnen Freundschaft entgegen, durchstreifen Sie mit ihr die Felder. Ihre entzückende Erscheinung, ihre Munterkeit und ihr Geist sind geeignete Mittel für Ihre gegenwärtige seelische Erkrankung." Er bat Mme. de Saint-Germier noch am gleichen Tage, mein Arzt zu sein. Sie willigte gern ein und versuchte mit aller Opferwilligkeit, meine düstere Melancholie auf andere Wege zu leiten.

Zur Beisetzung des Herzogs, bei der der gute Ludwig v. Esebeck die größte Pracht hatte entfalten lassen, versammelten wir uns alle im großen Saale des Schlosses. Obwohl sie bei Nacht stattfand und meine Gesundheit noch schwankend war, konnte mich nichts abhalten, mich daran zu beteiligen.

Sechstes Kapitel.

Unter Karl II. August.

1776 bis 1793.

Verändertes Leben am neuen Hofe. — Heimkehr der Mme. de Saint-Germier. — Kurfürstin Elisabeth und Kurfürst Karl Theodor in Zweibrücken. — Widerwärtigkeiten und Verstimmung. — Entstehung des Schlosses Karlsberg. — Charakterzüge Karl Augusts. — Verheiratung Mannlichs (1777). — Der Abenteurer Castrioto, Prinz von Albanien. — Österreichs Absichten auf Bayern. — Vereitelter Länderaustausch. — Ausgestaltung des Karlsberges. — Lebensgeschichte Castriotos. — Rousseau über Prinzenerziehung. — Aussöhnung Karl Augusts mit Karl Theodor. — Bau einer Gemäldegalerie. — Mißwirtschaft des Finanzministers Creuzer. — Verkauf der böhmischen Besitzungen. — Tod des kleinen Erbprinzen Karl August (1784). — Die Karlslust und ihre Sehenswürdigkeiten. — Vermählungsfeierlichkeiten für Prinz Max und die Prinzessin Maria Wilhelmina von Hessen-Darmstadt (1785). — Liebhabereien Karl Augusts. — Sturz und Flucht Creuzers. — Major Ronius. — Erkrankung Karl Augusts. — Zur Charakteristik Karl Augusts. — Vorboten der französischen Revolution. — Mannlich in Frankfurt. — Revolutionäre Regungen in Pfalz-Zweibrücken und Gegenmaßnahmen. — Die österreichische Armee bei Homburg. — Flucht der herzoglichen Familie (1793).

Im ersten Monate nach dem Tode Herzog Christians servierte man das Diner im großen Schlosse wie zu dessen Lebzeiten. Anfangs aus Diätrücksichten und dann, weil ich die kleinen Mahlzeiten bei Mme. de Saint-Germier vorzog, beteiligte ich mich sehr selten daran. Eines Tages holte mich Baron Ludwig v. Esebeck ab, der seit der Abreise Herzog Karls mit allen Hofangelegenheiten betraut war, um mit ihm dort zu speisen. Ich fand im Gesellschaftszimmer den ganzen ehemaligen Hofstaat Herzog Christians versammelt. Vor unserem Eintritt hatte zu mir Baron Esebeck gesagt: „Ich bitte Sie, von allem, was Sie mich werden tun sehen und sagen hören, nichts auf sich zu beziehen; das betrifft Sie nicht.“

Das Diner war großartig und währte länger als gewöhnlich. Nach dem Kaffee trat Esebeck in die Mitte des Saales zu folgender Ansprache: „Meine Herren! Ich habe Ihnen im Auftrage Seiner Durchlaucht des Herzogs zu verkünden, daß sich Seine Durchlaucht, da Änderungen getroffen werden und von nun ab Sparsamkeit walten sollen, mit seinem früheren Hofstaate bescheiden wird. Infolgedessen, meine Herren, habe ich Ihnen mitzuteilen, daß Sie alle verabschiedet sind und Ihnen die Besoldungen von der Generalkasse nur bis zum ersten April ausbezahlt werden. Gleichzeitig gebe ich Ihnen zu wissen, daß künftig keine Hoftafel mehr stattfinden wird."

Das wirkte für die meisten dieser Herren wie ein Blitzschlag. Herr v. Cathcart[1]) zog sich nach seiner schönen Besitzung Aßweiler zurück. Der Marquis v. Barbantane ging wieder nach Paris, Herr v. Kéralio reiste nach München und begab sich dann zur Gräfin-Witwe nach Forbach. Die Herren v. Lüder, v. Decker, Fleury mit seiner Frau und mehrere andere blieben, von der Hoffnung erfüllt, in die Dienste des neuen Herrschers treten zu können. Abbé v. Salabert zog sich nach Blieskastel zur Gräfin v. der Leyen[2]) zurück, wo er verblieb, bis ihn der Herzog ein Jahr später an den Hof zurückrief. Man servierte dem alten Baron Stein[3]) auf seinem Zimmer und gab mir ein Gedeck an seinem Tische. Mein Freund Fontenet, der seine Wohnung am Hofe verloren hatte, logierte sich bei mir ein; denn er hoffte gleichfalls in den Dienst des Herzogs zu treten und wartete auf die Ankunft des Fürsten zur Erlangung dieser Gunst. Er benachrichtigte Gluck von dem Unglück, das der Tod unseres Gönners, Herzog Christians, über

[1]) Ein altes bis ins 12. Jahrhundert zurückreichendes schottisches Geschlecht, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in den Besitz der Burg und Herrschaft Buntenbach in Pfalz-Zweibrücken gelangte, die 1777 durch Tausch an Herzog Karl kamen. Christian v. Cathcart war herzoglicher Geheimrat und Oberhofmarschall in Zweibrücken. Aßweiler liegt in Lothringen.

[2]) Schloß und Herrschaft Blieskastel, westlich von Zweibrücken, kamen 1656 in den Besitz der v. der Leyen; während der französischen Revolution (1793) flüchtete die letzte Regentin Gräfin Maria Anna v. der Leyen geborene v. Dalberg. Vgl. Mannlichs Erzählung an späterer Stelle (S. 443) und Ludwig Eid, Marianne v. der Leyen, geb. v. Dalberg, die „Große Reichsgräfin" des Westrichs. Zweibrücken 1896. Das Schloß wurde von den Franzosen ausgeraubt und eingeäschert.

[3]) Vgl. S. 43 Anm. 52.

uns heraufbeschworen hatte und erinnerte ihn zugleich an die versprochene Ehe mit seiner liebenswürdigen Tochter, um deren baldige Verwirklichung er bat. Sein Brief blieb jedoch ohne Antwort. Gluck, der nicht mehr die gleichen Annehmlichkeiten und Vorteile für sich in der Verheiratung seiner Tochter in Zweibrücken sah, hielt es nicht für angezeigt, sich von ihr zu trennen. Er sollte indes den Schmerz erleben, sie ein Jahr nachher an den Blattern zu verlieren.

Eines Abends, als ich Herrn de Vismes besuchte, der eben nach Paris zurückzukehren gedachte, war ich betroffen und aufs angenehmste überrascht, vor mir das nämliche junge Mädchen zu erblicken, das ich im Theater zu Metz gesehen[4]) und ebenso eifrig als vergebens seit mehreren Jahren gesucht und keineswegs vergessen hatte. De Vismes stellte Fontenet und mich dieser jungen Dame, seiner Schwägerin, als Freunde des Hauses vor und behielt uns zum Abendessen zurück. Hatte mich damals im Komödienhause zu Metz das liebenswürdige Mädchen wegen seiner hübschen Gestalt gefangen genommen, so verdrehte es mir bei unserer Unterhaltung während des Soupers noch vollends den Kopf und ließ zum ersten Male in meinem Leben den Wunsch in mir lebendig werden, mein Geschick an das einer Frau zu ketten. Von nun an verbrachten Fontenet und ich jeden Abend bei de Vismes; wir musizierten, meine Angebetete sang sehr anmutig und ihre Schwester spielte meisterlich die Harfe. Den kleinen Konzerten folgte gewöhnlich ein Souper auf französische Art, belebt durch die frohe Laune der Gastgeber. Die Folge dieses regen Verkehrs war natürlich, daß die Besuche bei Mme. de Saint-Germier ein wenig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Um diese Zeit, Anfang 1776, langte Karl August II. mit seinem gesamten Hofstaate von Neuburg an, um von seinem Herzogtum Zweibrücken Besitz zu ergreifen. Die Herzogin sah einem freudigen Ereignis entgegen und schenkte bald darauf einem Prinzen das Leben.[5]) Da gab es Festlichkeiten und Vergnügungen im ganzen Lande. Das Volk glaubt bei jedem Regierungswechsel zu gewinnen, und der Herrscher, dessen Verlust es eben noch beklagte, gerät gar bald in Vergessenheit. Die hervorragendsten Persönlichkeiten des neuen Hofstaates

[4]) Vgl. S. 231.

[5]) Prinz Karl August Friedrich kam am 2. März 1776 zur Welt, starb aber schon als Kind auf dem Schlosse Karlsberg am 21. August 1784. Mannlich berichtet über seinen Tod (S. 379).

Karl II. August,
Herzog von Pfalz-Zweibrücken.

Gemalt von Mannlich.
Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin.

waren Baron v. Hünerbein und v. Zellenhardt, die Grafen v. Leiningen, v. Saporta, v. Dienheim und Ronius, die Damen v. Hacke und v. Ritter. Man beobachtete die Etikette aufs peinlichste; ich kannte weder sie noch ihre Gewohnheiten.

Herr Baer, in dessen Hand alle Geschäfte am kleinen Neuburger Hofe gelegen hatten, sah mit Neid und Verdruß, daß nun Baron v. Esebeck die Befehle entgegennahm und auch, soweit sie die Hofangelegenheiten und persönlichen Gnadenbeweise betrafen, zur Ausführung bringen ließ. Nach kurzer Zeit rief der Herzog einige Kavaliere der früheren Hofhaltung zurück, so Baron v. Gagern, Marquis de Piatti, Herrn v. Cathcart und einen Schweden, der, wenn ich nicht irre, Lilienberg hieß. Diese standen, ebenso wie die Richterbeamten, auf der Seite Esebecks; die Neuangekommenen jedoch intrigierten zugunsten Baers. Beiderseits versicherte man sich der Hochschätzung und Freundschaft und haßte sich dabei aus ganzem Herzen. Die Baronin v. Esebeck wurde zur Oberstthofmeisterin der Herzogin ernannt, und man konnte unschwer erkennen, daß sie in der gleichen Eigenschaft auch bei den „Menus-Plaisirs“ des Herzogs diente. Sie wurde gar bald die Mittlerin der Gnaden und Gunstbezeugungen, und infolgedessen drängte sich eine stattliche Schar ergebener Hofleute um sie. Aber auch die Herzogin Amalie,[6]) eine sanfte, fromme und tugendhafte Frau, hatte eine Partei auf ihrer Seite: jene der anständigen Leute. Natürlich war sie nicht eben sehr zahlreich. Zu oft hatte ich der Baronin v. Esebeck gegenüber der ehelichen Treue ihres Gemahls lobend Erwähnung getan, als daß ich ihr jetzt nicht als unbequemer Richter erscheinen mußte, da sie ihm die ihre nicht hielt. Um ihr Schamgefühl nicht zu verletzen und mich auch nicht in meinen eigenen Augen zu erniedrigen, faßte ich den wenig politischen Entschluß, sie zu meiden und mich nicht der Zahl ihrer Verehrer anzureihen. Aber bald hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, daß sie meine zarte Rücksichtnahme nicht ahnte, und die Vernachlässigung ihrer Persönlichkeit mir ihren ganzen Haß zuzog.

In der ersten Leidenschaft des Herzogs für diese Frau war sie allmächtig geworden. Es war also gefährlich, ihr zu mißfallen, und schon nach kurzer Zeit konnte ich bemerken, daß der Fürst nicht mehr

[6]) Vgl. S. 249 Anm. 67.

die nämliche wohlwollende Gesinnung gegen mich hegte, die er mir seit seinen Kinderjahren entgegengebracht hatte. Er empfing und behandelte mich wie alle übrigen ihm verpflichteten Untergebenen.

Da ich am Hofleben niemals auch nur den geringsten Geschmack hatte finden können, so hielt ich es jetzt für entbehrlich, die Etikette des unsrigen zu studieren. Ich blieb ihm also fern und gewann an Freiheit, was ich an Gunst eingebüßt hatte. Unsere Höflinge, die, unter sich zwar sehr uneins, ausnahmslos im Banne der Favoritin standen, gaben mich auf, da sie mich nicht mehr unter sich sahen. Die einen beklagten mich, die anderen mieden mich wie einen Geächteten. Ich für meinen Teil lernte nun meine Leute kennen, und diese Lehre schien mir nicht zu teuer bezahlt. Meine Gesundheit kräftigte sich nach und nach, und ich genoß mit um so größerem Entzücken die Gesellschaft von Mme. de Saint-Germier und der Familie de Vismes, denen ich mich ungeteilt widmen konnte. Meine liebenswürdige, sanfte Freundin, de Vismes' Schwägerin, gewann mit jedem Tage mein Herz mehr und mehr.

Frau v. Esebeck überredete, um sich ihre Eroberung mehr zu sichern, den Herzog, sich auf das Jagdschloß Jägersburg zurückzuziehen, wo es niemand gestattet war, unaufgefordert zu erscheinen. Sie hatte die Wahl der Persönlichkeiten getroffen, die in dieser Einsamkeit den Hof Karl Augusts und seiner Gemahlin bilden sollten und ihn nur mit Leuten umgeben, die ihren Interessen verpflichtet waren. Selten kam der Hof zur Stadt und auch dann nur auf eine oder zwei Stunden.

Die bereits erwähnte Geburt eines Prinzen hatte Festlichkeiten und Volksbelustigungen zur Folge gehabt und viele Fremde nach Zweibrücken gezogen, die dem Herzoge ihre Aufwartung zu machen wünschten. Unter diesen befanden sich Herr v. Greff[7]) und der Chevalier de Lisle aus Paris, die sich bei dieser Gelegenheit auch um den Fortgenuß ihrer Pension bewerben wollten. Die Erlaubnis, nach Jägersburg kommen zu dürfen, warteten sie in Zweibrücken ab und besuchten mich in dem Augenblicke, als Mme. de Saint-Germier aus meinem Hause trat. Greff, dieser alte Sünder, der alle schönen Frauen des vergangenen halben Jahrhunderts kannte, die der Reihe

[7]) Vgl. S. 30.

nach in Paris geglänzt hatten, war aufs höchste erstaunt, sie zu sehen. „Wissen Sie," sagte er zu mir, „wer die Dame ist, die eben hinausging?" „Ja, Mme. de Saint-Germier." „Machen Sie das anderen weis!" rief er lachend aus. „Ich kenne sie besser; es ist Mme. de Monglas, von der ganz Paris glaubt, daß sie ertrunken ist. Welch herrliche Auferstehung wird das bei uns geben!" „Wenn es wirklich Mme. de Monglas ist, so hat sie sicher ihre Gründe, unerkannt bleiben zu wollen, und ich beschwöre Sie, meine Herren, das Geheimnis zu wahren, sowohl hier, wo sie niemand kennt, als in Paris, wo man sie tot glaubt." Man sicherte mir volle Verschwiegenheit zu unter der Bedingung, daß man sie ihnen vorstelle. Kaum hatten die beiden mein Haus verlassen, als mich Mme. de Saint-Gremier, die in ihrer Bestürzung über dieses Zusammentreffen hinter ihren Fenstern nach ihnen ausgespäht hatte, mich zu sich bitten ließ. Als ich ihr Zimmer betrat, rief sie in größter Erregung: „Hat man mich erkannt?" „Ja. Aber man verpflichtet sich, zu schweigen, wenn Sie diese Herren bei sich empfangen wollen." Widerstrebend gab sie ihre Einwilligung; aber es blieb kein anderer Ausweg.

Greff versicherte ihr, daß Herr v. Monglas, untröstlich über diesen Verlust und seine eigene Schuld, trübsinnig geworden sei und sich nur noch in seinem Gerichtshofe zeige. Seine Reue verdiene wohl ihre Verzeihung und die Einwilligung, zu ihm und seinen Kindern heimzukehren. Bei dem Gedanken an ihre Kinder fing sie zu weinen an. Nachdem sie aber ihre Tränen getrocknet hatte, beteuerte sie, nie wieder den Fuß nach Paris zu setzen, da sie ihren Gatten zu sehr achte, um ihm eine Frau wiederzugeben, die er so leichten Herzens in Schande gebracht habe. Greff, der die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen einsah, versprach aufs neue, das Geheimnis zu wahren und verabschiedete sich. Nach ihrer Audienz beim Herzog beeilten sich Greff und Chevalier de Lisle, die den alten Hof von Zweibrücken nicht mehr vorgefunden hatten, nach Paris zurückzukehren.

Ich hatte bemerkt, daß Mme. de Saint-Germier seit einiger Zeit über eine reichere Auswahl in ihrer Toilette verfügte und oft mit der ausgesuchten Eleganz einer Pariser Modedame gekleidet war. Als ich eines Tages die herrlichen Spitzen an ihrem Morgenkleide bewundernd rühmte, sagte sie: „Ich habe das alles eben aus Paris erhalten. Da ich ohne Nachricht über meine Kinder nicht weiterzuleben vermochte,

schrieb ich meiner Kammerfrau, der ich sie anvertraut hatte. Diese treue Person, voll Seligkeit, mich noch in dieser Welt zu wissen, hat mir, um mir eine Freude zu bereiten, einen großen Koffer mit Wäsche und dergleichen gesandt. Sie erstattet mir von jetzt ab genauen Bericht über meine Kinder und hat mir unverbrüchliches Schweigen über meinen hiesigen Aufenthalt versprochen." Obgleich eine groß angelegte Natur, war Mme. de Saint-Germier doch Weib wie jedes andere: sie führte mich in ihre Garderobe und zeigte mir der Reihe nach die eben angekommenen schönen Kleider, Negligés und prachtvollen Spitzen.

Die Besorgnis Mme. de Saint-Germiers hinsichtlich der Verschwiegenheit Greffs und des Chevalier de Lisle erwies sich als nur zu sehr begründet: bald nach deren Ankunft in Paris erhielt sie einen Brief ihres Mannes, der sie beschwor, zu ihm und seinen Kindern zurückzukehren. Ihre Absicht, ein entfernteres und sicheres Asyl aufzusuchen, bekämpfte ich, und es gelang mir schließlich, sie zu beruhigen und zu einer Antwort an Herrn v. Monglas zu veranlassen, wodurch der Briefwechsel zwischen den beiden Ehegatten wieder in Aufnahme kam. Bei meiner aufrichtigen Freundschaft für diese Frau beseelte mich der Wunsch, sie wieder in den Schoß ihrer Familie zurückkehren zu sehen, und ich bat deshalb die Gräfin Forbach, ihn durch Verhandlungen mit Herrn v. Monglas der Verwirklichung näherzubringen. Das hieß Wasser auf ihre Mühle schütten, denn sie liebte Intrigen dermaßen, daß sie oft die besten Freunde entzweite, nur um das Vergnügen zu haben, sie wieder zu versöhnen. Daher ergriff sie mit Feuereifer diese Gelegenheit zu einem guten Werke und brachte schließlich Mme. de Saint-Germier dahin, Zweibrücken zu verlassen und in ihrem Hause in Forbach die Versöhnung zu vollenden. Meine schöne Nachbarin verließ uns also; ich mußte sie begleiten.

Man nahm uns aufs beste in Forbach auf. Beim Betreten des Salons, in dem ich die Witwe, ihre Söhne und Töchter, die liebenswürdige Wendling,[8]) Herrn v. Kéralio, Fauvelet und viele andere mir vertraute Persönlichkeiten traf, ergriff mich tiefe Rührung. Die Bilder, die Möbel, alles, selbst das Lieblingshündchen des seligen Herzogs, das mir schmeichelnd entgegensprang, rief mir den früheren Hof und eine glücklichere Zeit so lebendig vor die Seele zurück, daß ich kein Wort zu sprechen vermochte. In diesem Kreise, in dem ich mich

[8]) Vgl. S. 227 Anm. 36; über Kéralio vgl. S. 228, über Fauvelet S. 287.

wohl geborgen fühlte und voll Vertrauen hingab, verlebte ich vier Tage. Um so schmerzlicher traf mich die Rückkehr nach Zweibrücken.

Unter den verschiedenen Parteien am Hofe herrschte Gärung: man intrigierte auf alle mögliche Weise und sparte Betrug und Verleumdung nicht. Im Vertrauen auf seinen früheren Einfluß bei dem Prinzen Karl wagte Baer, dem Herzoge sehr untertänige Vorstellungen über Dinge zu machen, die ihn im Grunde nur indirekt angingen. Er fiel in Ungnade und wurde nach dem Oberelsaß verbannt. Baron Ludwig v. Esebeck, ein vorzüglicher Jäger, wurde vortragender Minister. Von diesem Augenblicke an war sein Zimmer nie leer von Klienten und Höflingen. Ich entschloß mich, ihre Zahl nicht zu vermehren. Da ich ihm stets herzlich zugetan war, so beschränkte ich mich auf den Wunsch, daß er in Ehren eines Amtes walten möge, das nach meiner Ansicht seine Kräfte überstieg. Ich habe es schon erwähnt: die durch den Aufenthalt in Forbach wachgerufene Erinnerung an die einstige Hofhaltung und an das Gefühl des Geborgenseins unter dem Schutze Herzog Christians ließen mir nun das Leben unter so gehässigen und flachen Menschen fast unerträglich erscheinen.

Bis zu dieser Zeit hatte ich durch glücklichen Zufall nur mit guten Menschen zu tun gehabt; jetzt sah ich mich aber umgeben von Intriganten und Bösewichten. Wenn einem das Mißtrauen nicht angeboren ist, und man sich aus Berechnung die Kunst aneignen muß, sich gegen die Schurken vorzusehen, so hat man eine schwere Lernzeit durchzumachen, deren Lektionen man immer sehr teuer bezahlt. Hat man sich dann diese Fähigkeit erworben, so zerstört sie den Reiz des Umgangs mit den Menschen und treibt uns oft bei der Erkenntnis, von der gleichen Art zu sein, die Schamröte ins Gesicht. Von nun an fand ich unter meinen ehemaligen Freunden diese vertrauensselige Offenherzigkeit nicht mehr, die allein den Zauber der Freundschaft ausmacht und für mich immer den köstlichsten Genuß bedeutete. Ich vermied also unsere Kreise, und nach der Abreise von Mme. de Saint-Germier traten de Vismes und besonders meine liebenswürdige junge Freundin an ihre Stelle und entschädigten mich für alles, was ich verloren hatte.

Baronin v. Esebeck, eine kluge Frau, welche die Welt genau kannte, suchte sich ihre Eroberung auf mehrfache Weise zu sichern. Demzufolge veranlaßte sie die Berufung ihrer beiden Brüder, ihres jüngsten Schwagers Georg v. Esebeck und ihres Vetters v. Wrede nach

Zweibrücken. Diese mußten also wohl oder übel ihre guten Stellungen im französischen Militärdienst gegen jene des Herzogs eintauschen, kurz, in die Umgebung dieses Fürsten gebracht werden, um sie zu unterstützen, ihn im Zaume zu halten und von ihm alles abzuwenden, was den Interessen der Oberstthofmeisterin entgegen sein konnte. Man errichtete zuerst eine Garde du Corps zu Pferd — Dragoner —, deren Kapitän Baron v. Wrede wurde. Georg v. Esebeck wurde zum Oberst der Garde zu Fuß ernannt. Sie erfüllten aber ziemlich schlecht die ihnen von Frau v. Esebeck zugedachte Aufgabe, lebten vielmehr ihrem eigentlichen Berufe und verbrachten den Rest ihrer Zeit angenehm im Kreise ihrer Freunde, bei denen sie wegen ihrer Liebenswürdigkeit allgemein sehr beliebt waren. Sie mischten sich nicht in die Hofintrigen, da sie zu gutmütig und über solche Dinge erhaben waren und verachteten noch mehr die Intriganten. Frau v. Esebeck, die einsah, daß sie aus ihnen keinen Vorteil ziehen könne, vernachlässigte sie auch nun ihrerseits, und sie wurden selten im Schlosse Jägersburg zugelassen. Weit entfernt, sich darob zu betrüben, genossen sie vielmehr mit Freude die ihnen geschenkte Freiheit. Wir waren Freunde von Jugend an; die lange Trennung hatte in keiner Hinsicht unseren herzlichen Beziehungen Abbruch getan, die später auf eine viel härtere Probe gestellt werden sollten, und auch jetzt noch sind sie die treuesten und gefälligsten unter meinen Freunden. An den Abenden fanden wir uns im Hause unseres gemeinsamen Freundes de Vismes zusammen, wo wir fast täglich unser Souper einnahmen.

Um diese Zeit ließ sich die Kurfürstin von der Pfalz[9]) beim Herzoge zu einem kurzen Aufenthalte in Zweibrücken anmelden. Es mußten also Festlichkeiten vorgesehen werden, und da sie das französische Theater sehr liebte, beabsichtigte man, ihr zu Ehren „Zémire und Azor", „Die beiden Geizigen" und den „Barbier von Sevilla"[10]) aufzuführen.

Seit dem Tode Herzog Christians hatte man an die Vollendung des Theaters nicht mehr gedacht. Ja, es war nicht einmal ganz sicher, ob man es nicht zu etwas anderem verwenden würde. Der Herzog

[9]) Elisabeth Auguste, seit 1742 Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor.

[10]) „Zémire et Azor", Singspiel, Text von Marmontel, Musik von Grétry, „Les deux avares", Singspiel von Fenouillot de Falbaire, Musik von Grétry, „Le barbier de Séville", Lustspiel von Beaumarchais.

ließ mich zu sich rufen und befragte mich, ob ich es im Laufe von drei Wochen bis zur Ankunft der Kurfürstin instand setzen könne.

„Um darin zu spielen, ja; um es jedoch meinen Plänen entsprechend würdig auszugestalten, das wäre unmöglich."

„Man bringt indes sehr viel zuwege," erwiderte der Herzog trocken, „wenn es einem wirklich darum zu tun ist."

„In diesem Sinne habe ich versprochen, daß Eure Durchlaucht zur vorgeschriebenen Zeit darin spielen lassen können, aber was die Innenausstattung betrifft, — Unmögliches kann man von niemand verlangen, und ich bin überzeugt, daß es Eure Durchlaucht auch nicht fordern werden." Hierauf führte mich der Herzog zu seinem Söhnchen, einem entzückenden Kinde, und schließlich, gegen Ende der Audienz, erkannte ich den alten Prinzen Karl in dem neuen Herzog von Zweibrücken wieder. In die Stadt zurückgekehrt, setzte ich alles in Bewegung, ließ Tag und Nacht an der Maschinerie und den zum Teil noch fehlenden Dekorationen arbeiten. Man hielt Proben von früh bis spät. De Vismes war die Seele, die alles belebte.

Endlich traf die Kurfürstin ein. Man gab das Singspiel „Zémire und Azor", von dessen Aufführung sie entzückt war, das aber auch in jeder Hinsicht trefflich gespielt wurde. Die anderen Stücke gingen gleichfalls mit großem Erfolge über die Bühne. Die Kurfürstin konnte nicht genug Worte des Lobes finden. Auf ihren Wunsch wurden ihr die Schauspieler vorgestellt, die für das Vergnügen, das sie ihr bereitet hatten, freundlichste Anerkennung und Dank ernteten.

Diese Aufführungen erweckten auch wieder den Geschmack des Herzogs am Theater, sehr zum Verdrusse der grande maîtresse, die befürchtete, daß er deswegen wieder in die Stadt zurückkehren könnte. Er ließ mich rufen und sagte zu mir: „Meine Tante hat Ihnen selbst gesagt, wie sehr sie mit Ihrem Theater und den Aufführungen zufrieden war. Legen Sie also gleich nach ihrer Abreise Hand ans Werk, um den Zuschauerraum vollends auszugestalten, damit ihn mein Onkel, der Kurfürst, in zwei Monaten in seiner ganzen Pracht sieht."

Die kolorierten Skizzen dazu lagen seit langem bereit. Ich ließ von Mannheim Hilfskräfte kommen zum Vergolden der Kapitelle, Säulensockel und Gesimsverzierungen und zum Marmorieren der Obelisken, die aus schimmerndem Granit zu sein schienen. Infolge einer leichten

Wölbung der Decke, die sich von der Bühne aus unmerklich gegen den Hintergrund des Saales zu erweiterte, also eine Art Schallrohr bildete, konnte man selbst in der weitesten Entfernung die schwächsten Stimmen unserer Schauspieler aufs deutlichste vernehmen. Pitz[11]) und ein gewisser Wirth malten den Saal nach meinen Skizzen aus. Die den Zuschauern zunächst liegenden Partien und die in den Bosketts verstreuten Statuen führte ich selbst aus oder überarbeitete sie wenigstens. Die blühenden Bäume im Vordergrund und die Rosensträucher waren in natürlicher Größe dargestellt. Pitz übertraf sich in diesen ungeheuren Landschaftsbildern selbst. Man konnte jede Art der Bäume unterscheiden, deren Blätterwerk mit größter Sorgfalt ausgeführt war.

Der Plafond in Temperamalerei, ein heiterer, leicht bewölkter Himmel, erzielte eine wundervolle Gesamtwirkung. Der Lüster war symbolisch aufzufassen: er bedeutete den Planeten Jupiter mit einem Ringe.[12]) Der Planet war durch eine mit durchsichtigem Silberflor überzogene Kugel dargestellt, die die Attribute Amors, Rosen und Myrtengirlanden krönten. Inwendig war sie von vier Wachsfackeln erhellt, um luftig zu erscheinen und nicht von außen beschattet zu werden. Unter ihr schwebte, da Jupiter der Vater und Beschützer der Musen war, sein Adler mit dem Blitzstrahl in den Klauen. Die zweiundvierzig Wachsfackeln des äußeren Reifes erhellten mit ihrem durchdringenden Lichte das Silbernetz der Kugel, so daß sie prächtig glitzerte. Die Beleuchtung von unten durch die Lampen des Proszeniums und die Wachsfackeln in den Vasen der Obelisken trug noch vollends dazu bei, den Gedanken an ein himmlisches Gestirn zu verwirklichen. Dieser Lüster erstrahlte nur vor Beginn der Vorstellung, während der Zwischenakte und am Schlusse, sobald sich der Vorhang herniedergesenkt hatte. Die Öffnung in der Decke, durch die man den Planeten in den Zuschauerraum herabließ, schloß sich sofort wieder zum Bilde des bewölkten Himmels zusammen, und da die Seidenschnüre, an denen der Planet hing, kaum sichtbar waren, so glaubte man, daß dieses Gestirn aus eigener Kraft in der Luft schwebe.

Der Kurfürst traf an dem festgesetzten Tage mit kleinem Gefolge ein. Man empfing ihn zuerst in Jägersburg, wo er das Diner ein-

[11]) Vgl. S. 310 Anm. 123.

[12]) Diese Anordnung war nicht richtig; denn nicht Jupiter, sondern Saturn ist von einem Ringe umgeben.

nahm; am Abend kam er nach Zweibrücken zum Besuche unserer komischen Oper und um dort die Nacht zu verbringen. Mein kleines Theater, das in seiner ganzen Frische erglänzte, gefiel ihm unendlich. Es fand sogar zu meinem Unglück allgemeinen Beifall. Der Kurfürst war auch von der Vorstellung befriedigt. Am folgenden Tage veranstaltete man ihm zu Ehren eine große Jagd, am Abend ein Konzert und nach dem Souper einen Hofball, wobei unsere „Maskerade" von den vier Erdteilen fehlerlos gespielt wurde. Der Kurfürst schien sich dabei sehr gut zu unterhalten.

Nach seiner Abreise wurde ich zum Herzoge nach Jägersburg gerufen. Er teilte mir seinen Entschluß mit, einen nur durch eine Kolonnade verbundenen Flügel an das große Schloß in Zweibrücken anfügen zu lassen und befahl mir, eine ausführliche Skizze mit Plan, Querschnitt und Aufriß anzufertigen. Über diesen Auftrag bestürzt, äußerte ich, Architektur nur so weit studiert zu haben, um einen einwandfreien Hintergrund für ein historisches Gemälde malen zu können, von der Konstruktion jedoch nicht das mindeste zu verstehen, worin hingegen Hautt besonders bewandert wäre. „Dieser wird seinerseits eine Zeichnung liefern, und eine dritte durch Patte,[13]) meinen Pariser Architekten, entworfen werden," antwortete der Herzog. Sein gänzliches Schweigen über meinen Theatersaal versetzte mich in lebhafte Verwunderung. Aus ihr riß mich der Vorwurf Frau v. Esebecks, dem Hof so ungünstige Plätze angewiesen zu haben, daß er, den Blicken aller preisgegeben, vor sich nur die Bühne gesehen habe. Im übrigen habe sie nie von einem Schauspielsaal ohne Logen gehört; man habe wie eine einzige Familie auf meinen Stufen gesessen, und es schiene, als wären alle Zuschauer vom gleichen Kaliber gewesen.

Ich machte geltend, die Fauteuils der höchsten Herrschaften nahe an die Rampe und in die Mitte des Saales gerückt zu haben, damit sie die ganze Bühne beherrschen könnten und ihre Aufmerksamkeit während des Spiels durch nichts abgelenkt würde. Im übrigen würde der Hof viel weniger gesehen, wenn sich das Publikum in seinem Rücken befinde, als im Hintergrunde des Saales, nach dem sich alle Blicke beliebig wenden könnten. Nach meiner Absicht sollte er nur dann

[13]) Pierre Patte, Baumeister und Kupferstecher, 1723 bis 1814, ist besonders durch seine Schriften über die Stadtbeleuchtung und den Theaterbau, sowie durch seine sechsbändige Architekturlehre bekannt.

gesehen werden, wenn er es selbst wünschte, und ihm die hübschesten jungen Mädchen in den vordersten der amphitheatralisch aufsteigenden Reihen ein reizvolles Schauspiel im Schauspiel bieten. Ich war mir wohl bewußt, daß ich mit diesem letzten Punkte die Oberhofmeisterin traf, die nicht mehr in der ersten Blüte ihrer Jugend stand. Sie errötete vor Ärger und beruhigte sich nicht, als zu mir der Herzog sagte: „Es ist wahr, mein Onkel hat das als einen der Vorzüge Ihres Saales betrachtet und auch gefunden, daß es viele hübsche Mädchen in unserer Stadt gibt." Man ging auf ein anderes Thema über, und ich wurde entlassen.

Bald darauf besuchte mich der Minister, um mir zu sagen, daß der Herzog für sich und seinen Hof Logen wünsche, die wohl leicht zwischen den Säulen des Hintergrundes eingebaut werden könnten und mit Damast und breiten Goldfransen ausgestattet sein sollten. Ich hatte meinem Plan einen bestimmten Gedanken zugrunde gelegt: die Bänke im Halbkreise sollten die Stufen einer großen zu einem Musentempel führenden Treppe darstellen, und die dorischen Säulen auf der letzten Stufe mit ihrem Gesimse gewissermaßen den Portikus des Tempels bilden, dessen Inneres durch die an die abschließende Mauer gemalte Tür angedeutet war. Dies alles mußte nun den verwünschten Logen zum Opfer fallen, die in keiner Weise mit dem das Ganze beherrschenden einfachen und reinen Stil der Antike in Einklang zu bringen waren.

Die Kränklichkeit meiner Mutter, deren Lebensflamme nach und nach zu erlöschen schien, und die Verdrießlichkeiten meiner Lage unter der neuen Regierung hatten meine Gesundheit angegriffen und schwere Anfälle von Hypochondrie heraufbeschworen. Mein Zustand entging dem Geheimsekretär Creuzer nicht, der mit dem Minister arbeitete und dessen Interessen sowie seine eigenen mit größerem Eifer als die des Herzogs betrieb. Karl August hatte seinem Minister das ihm von seinem Bruder Max überlassene Haus neben dem meinen geschenkt, wodurch dieser mein Nachbar wurde. Da er aber im großen Stile lebte, erwies es sich viel zu klein. So vermochte vor allem der Hofraum die vielen Wagen seiner Gäste nicht zu fassen. Man brauchte also mein Haus, meinen Hof und in erster Linie meinen Garten, um daraus ein regelrechtes Palais zu machen. Mein alter Freund Ludwig[14]) trat in Unter-

[14]) Vgl. S. 205 Anm. 5.

handlungen mit mir, als der dienstfertige Creuzer herausfand, daß, da mir Herzog Christian dieses Haus nur mündlich zum Geschenk gemacht habe, und die meisten Zeugen nicht mehr in Zweibrücken lebten, der jetzt regierende Herzog es mir rechtlich wieder nehmen und beliebig weiter verschenken könne.

Dieser Vorschlag gefiel Baron v. Esebeck nicht, da er selbst einer der Zeugen für die Glaubwürdigkeit dieser Schenkung war. „In diesem Falle", sagte Creuzer, „schlagen Sie Mannlich vor, ihm zu größerer Sicherheit die Bestätigung schriftlich vom jetzigen Herzog ausstellen zu lassen. Er kann dieses Anerbieten nur dankbar begrüßen. Man wird dann hinzufügen, daß im Falle seines kinderlosen Todes das Haus dem Fiskus zur Verfügung des Herrschers wieder anheim fallen würde. Er hat eine schwache Gesundheit und wird sich nicht verheiraten. Mit etwas Geduld wird Eure Exzellenz das Haus für nichts bekommen." Dieser Vorschlag, der den Freund Ludwig empört hätte, fand den vollen Beifall des Ministers. Bald darauf erhielt ich ein Reskript, das die Schenkung Christians IV. bestätigte, mit der oben erwähnten Klausel, gegen die ich völlig fruchtlos protestierte. Das war also mein alter Freund Ludwig, der, Exzellenz geworden und im Überflusse lebend, einem feigen Intriganten Gehör schenkte, um meinen Erben nach meinem Tode einige tausend Gulden wegzustehlen.

Sobald meine Skizze für den neuen Schloßflügel ausgearbeitet war, überreichte ich sie dem Herzoge, der sie vollkommen billigte, nachdem er einen Blick darauf geworfen hatte; zugleich aber teilte er mir mit, daß er den Bau auf eine andere Zeit verschiebe. „Ich habe Lust," fuhr er fort, „vor allem den alten Turm niederreißen zu lassen, der jetzt als Stadttor dient. Zweibrücken ist keine Festung und kann es wegen seiner Lage niemals werden. Es braucht also nur ein geschmackvolles Tor mit einem Wachthaus; entwerfen Sie mir eine Skizze davon!"

Ich unterhielt damals die regsten Beziehungen zu dem kleinen Hofe in Blieskastel, wo mir die Gräfin v. der Leyen,[15]) eine entzückende Frau, mit größter Güte und Freundschaft entgegenkam. Auch Abbé Salabert hatte sich dort niedergelassen. Man hatte mir im Schlosse sogar eine Wohnung eingeräumt, und ich war dort wie zu Hause. Waren die Tagesgeschäfte beendet, so nahm ich meine Flinte und ging jagend in fünf Viertelstunden über den Berg von Buben-

[15]) Vgl. S. 319 Anm. 2.

hausen nach Blieskastel, wo ich mich noch rechtzeitig zum Souper an der Tafel der Gräfin einfinden konnte. In dringenden Fällen kehrte ich Tags darauf nach dem Frühstück auf dem gleichen Wege nach Zweibrücken zurück, nicht selten verbrachte ich dort ein paar Tage nacheinander.

Dem Herzog mißfiel mein häufiger Aufenthalt in Blieskastel. Er ließ indes mir selbst nichts sagen, wollte es mir jedoch — ich weiß nicht, aus welch schonender Rücksicht — in irgend einer Weise zu verstehen geben. Als er eines Sonntags bei seiner Anwesenheit in Zweibrücken durch meinen Nachbar, den Minister, erfuhr, daß ich seit dem vorhergehenden Tage in Blieskastel wäre, ließ er nach mir schicken. Meine Schwester, die noch weniger als ich die Rätsel des Hoflebens zu deuten wußte, gab ohne weiteres an, ich sei bei der Gräfin v. der Leyen, worauf der Herzog unverzüglich dorthin einen Wagen absandte.

Da auf der Fahrstraße Blieskastel zwei gute Meilen von Zweibrücken entfernt liegt, bedurfte es mindestens dreier Stunden bis zu meiner Ankunft. Daher dachte der Fürst, der nur eine Stunde in der Stadt zu verweilen vorhatte, daß ich sehr beunruhigt sein würde, wenn ich ihn nicht mehr anträfe, was mich wohl ein andermal von meinem Weggehen abhalten würde. Indes machten der Zufall und meine Naivität diese Lektion unnötig. Wir waren nämlich auf einer Spazierfahrt begriffen, als uns der nach mir ausgesandte herzogliche Wagen beim Dorfe Einöde begegnete. Von hier brachte mich der Postillon in kürzester Zeit nach Zweibrücken. Dort traf ich in dem Augenblicke ein, als eben Karl August den Wagen bestieg, während die Frau Herzogin und die Oberstthofmeisterin bereits Platz genommen hatten. Ich eilte unverzüglich herbei, um die Befehle des Herzogs entgegenzunehmen; dieser jedoch tut, als ob er mich nicht sehe, steigt ein, grüßt mich mit leisem Kopfneigen und fährt ab. Ich konnte mir das Rätselhafte dieser Sache nur damit erklären, daß Serenissimus seine Absicht inzwischen geändert habe und ich unnötigerweise geholt worden sei.

Meine Unwissenheit und mein Sicherheitsgefühl gingen sogar so weit, daß ich mich, da mein Wagen nach der Abfahrt des Herzogs noch im Schloßhofe stand, wieder nach Blieskastel zurückbringen ließ. Zur großen Verwunderung der ganzen Gesellschaft erschien ich im Salon der Gräfin. Abbé v. Salabert, in solchen Dingen sehr er-

fahren, sagte zu mir: „Nun, mein lieber Mannlich, aus welchem Lande unter dem Monde sind Sie denn auf diese Welt gekommen? Merken Sie nicht, daß dem Herzog Ihre Abwesenheit ohne seine Erlaubnis mißfällt, und wie ich ihn kenne, wird er in Ihrem Entwischen sicherlich ein Zeichen von Trotz erblicken."

Das war also eine erste Probe dafür, wie man an unserem neuen Hofe zu leben habe. Ich kehrte andern Tags zu frühester Stunde nach Zweibrücken zurück und unternahm nur noch selten ohne Genehmigung den Ausflug nach Blieskastel. Um in der Sache klar zu sehen, begab ich mich mit meiner schon längst beendeten Skizze des Stadttores nach Jägersburg. Seine Durchlaucht empfing mich kühl, billigte meinen Plan, erwähnte aber meine Abwesenheit mit keiner Silbe. Bald darauf gab mir der Minister den Entschluß des Herzogs bekannt, mich zum Generalbaudirektor zu ernennen. Diese Nachricht traf mich wie ein Blitzschlag, Esebeck bemerkte es. Hatte ich doch sechzehn Jahre meines Lebens dazu verwendet, die Malerei mit vieler Mühe und beträchtlichen Kosten zu erlernen, und das alles sollte nun ganz umsonst sein, um mich auf eine andere Kunst zu verlegen, die ich lediglich nach der Seite des Geschmackes hin kannte, ohne von allen technischen Fragen eine Ahnung zu haben. Der Minister wußte jedoch alle meine Einwände zu widerlegen und meine Befürchtungen zu zerstreuen, und so entschloß ich mich nach einigem Zaudern, beeinflußt durch die Bitten und Gründe meiner Mutter, die mir dargebotene Stellung anzunehmen.

Herzog Karl glaubte die freundschaftlichen Beziehungen zum französischen Hofe, wie sie unter seinem Onkel Christian so rege bestanden hatten, weiter pflegen und aufrechterhalten zu müssen. Infolgedessen begab er sich mit der Herzogin nach Paris. Vom politischen Standpunkte aus war diese Reise notwendig. Denn da das Herzogtum Zweibrücken auf einer Seite von Frankreich, Elsaß und Lothringen begrenzt war, so lag die Gefahr nahe, von den Statthaltern dieser Länder bedrückt und ständig beunruhigt zu werden, wie es dem Schwächeren vom Stärkeren geschieht, wenn er nicht von dessen Gebieter beschützt ist. Unser Hof reiste deshalb im Januar 1777 ab.

Die Abfahrt des Herzogs war für uns Hofleute und die Untergebenen jedes Ranges das Signal für die wiedererlangte Freiheit. Nach Dutzenden waren sie nun wieder in der Stadt zu sehen, und das

verlieh unseren Gesellschaften und Redouten ein glanzvolles Gepräge. Durch eine Maskerade, die zur Aufführung an einem dieser öffentlichen Bälle bestimmt war, und deren harmlose Satire sich gegen die Pretiösen Zweibrückens richtete, hatte sich de Vismes, der sie in Verse gebracht, den Unwillen des Herzogs zugezogen. Ich wartete, daß nun auch an mich die Reihe käme, und so oft die Hausglocke ertönte, glaubte ich, daß man mich rufe, um mich zu meinem Talente, Maskeraden zu verfassen, zu beglückwünschen. Indes verging ein Tag nach dem andern, und es war nicht mehr die Rede davon. Obgleich de Vismes keinerlei Groll über die ihm widerfahrene Behandlung hegte, so blieb ihm doch etwas auf dem Herzen zurück. Nach dem Wunsche seines Vaters sollte er seine Entlassung nehmen und so schnell als möglich in das väterliche Haus kommen. De Vismes setzte mich davon sofort in Kenntnis. Die Nachricht traf mich wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, da ich meine liebenswürdige Freundin, die ich leidenschaftlich liebte, nun verlieren sollte. Die Hindernisse, die ich von seiten meiner Mutter für eine Verbindung mit dem sanften Mädchen voraussah, hatten mir bis dahin den Mund verschlossen. Wir beide aber wußten wohl, wie es um uns stand, obgleich ich ihr niemals meine zärtlichen Gefühle geoffenbart hatte. Jetzt, da sie für mich verloren gehen sollte, entriß die rauhe Notwendigkeit meinen Lippen das Geständnis meiner leidenschaftlichen Liebe und den glühenden Wunsch, mein Geschick mit dem ihren zu vereinen. Dieses Geständnis machte ich ihr, als ich sie am Vorabende ihrer Abreise allein fand; ich sagte ihr damit nichts Neues: unsere Seelen waren schon seit langem eins; sie war selig bei dem Gedanken, daß wir uns nie mehr trennen sollten.

Die wahre Liebe, die sich immer auf Achtung und Vertrauen gründet, schreckt vor Trennung, Hindernissen und ferngerückter Erfüllung ihrer Wünsche nicht zurück. Und wenn uns jene, die ihr Ziel nur im Genusse des geliebten Gegenstandes sieht, ungeduldig, schlau oder zornig macht, so verleiht uns die erstere Geduld, Hoffnung, Klugheit und den Mut zur Überwindung aller Schwierigkeiten. Von dieser Wahrheit durchdrungen, sah ich am Morgen des nächsten Tages meine Freunde mit ziemlicher Ergebung scheiden, und rollten auch einige Tränen über die Wangen meiner Vielgeliebten, als ich ihr beim Besteigen des Wagens die Hand reichte, so vergossen deren noch mehr ihre Schwester und de Vismes selbst, die Zweibrücken mit Bedauern verließen.

Ich war fest entschlossen, alle Mittel zu versuchen, um die Zustimmung meiner Mutter zur Verheiratung mit ihr zu erlangen. Da ich aber um ihre Abneigung gegen die Franzosen und vor allem gegen das römische Glaubensbekenntnis wußte, konnte ich mir die zu überwindenden Schwierigkeiten nicht verhehlen. Wohl zwanzigmal war ich daran, ihr mein Herz zu erschließen und sie zu beschwören, meinem Glücke ihren mütterlichen Segen nicht zu versagen, aber jedesmal, wenn ich sie so bleich und leidend vor mir sah, erstarben mir auf den Lippen die Worte, die ich mir vorher schon zurechtgelegt hatte.

Seit der Ankunft de Vismes' in Metz schrieben wir uns alle Tage; seine Frau und deren Schwester fügten jedem seiner Briefe einige Zeilen bei, und ich antwortete ihnen getrennt, um mir das Recht des brieflichen Verkehrs mit der letzteren auch für die Tage nach der Heimkehr ihrer Verwandten zu sichern.

Während dieser Zeit schwanden die Kräfte meiner guten Mutter sichtlich von Stunde zu Stunde. Sie war gefaßt, geduldig und ruhig. Meine Schwester und ich wichen nicht mehr von ihrer Seite, und es schien, als litten wir mehr unter ihren Leiden als sie selbst: so sehr hatte die Frömmigkeit ihre Seele erhoben und ihren Mut bis zum Heldentum gesteigert. In vollster Seelenruhe und Ergebung hauchte sie, benetzt von meinen Tränen, ihr Leben nach wenigen Tagen aus (26. September 1776).

Als ich dem Herzoge meinen Verlust mitteilte, rühmte er zuerst die Tugenden der Verblichenen und fügte dann gütig bei: „Sie können Ihrer Schwester versichern, daß ich Ihre gute Mutter nicht beerben will und deren Pension auf sie übertrage." Diese Pension von dreihundert Gulden war meiner Mutter nach meines Vaters Heimgang von Herzog Christian zugesprochen worden. Meine Schwester blieb in deren Genusse bis zum Tode Karls II., nach dem Minister Montgelas[16]) unter der Regierung Maximilian IV. Josephs sie ihr nehmen ließ.

Mein Amt als Baudirektor hatte bisher keine zu große Arbeit mit sich gebracht. Frau v. Esebeck wußte alle Ausgaben dieser Art ge-

[16]) Max Joseph Graf v. Montgelas, 1759 bis 1838, der „Schöpfer des modernen Staates Bayern", wurde gleich nach dem Regierungsantritte des Kurfürsten Max Josef Wirklicher Geheimer Staats- und Konferenzminister. Mannlich fällt über Montgelas, von dem er in der Folge an verschiedenen Stellen spricht, ein Urteil, dessen Schärfe nicht immer begründet ist.

schickt zu vermeiden, um desto besser zu ihrem Nutzen aus den Staatskassen schöpfen zu können. Aber sie beging, da man ja immer etwas übersieht, einen Fehler, der nicht nur die Breschen, die er schlug, weit empfindlicher machte, als sie beabsichtigte, sondern schließlich die Finanzen des Herzogs von Grund aus zerrüttete.

Die Gräfin v. Strahlenheim, Frau v. Esebecks Schwägerin, besaß eine Meierei, die ihr erster Gemahl, Herr v. Closen, auf einer Anhöhe bei Homburg für sie erbaut[17]) und „Luisenhof" benannt hatte. Sie war auch Eigentümerin eines großen Landgutes in der Nähe von Forbach, auf dem sie wohnte. Infolge der Entfernung von dieser ihrer Besitzung geriet der Luisenhof in Vernachlässigung: er brachte wenig ein und kam mehr und mehr herunter, weshalb ihn die Gräfin zu veräußern suchte. Ihre Schwägerin, die grande maîtresse, versprach ihr nun, ihn durch den Herzog kaufen zu lassen. Sie veranlaßte also bald darauf den Fürsten, dort einen Nachmittagsimbiß einzunehmen, den sie vorbereitet hatte. Der Pächter, seine Frau und Kinder, die Mägde und Knechte trugen, obgleich bei der Arbeit, ihren Sonntagsstaat; auch hatte sie die schönsten Kühe dort hinbringen lassen. Milch, Rahm und Butter fand man köstlich. Das Wetter war herrlich; weithin schweifte der Blick auf die schöne, fruchtbare und abwechslungsreiche Landschaft. Der Arzt Rosé, der sich wie aus Zufall dort eingefunden hatte, versicherte, daß man an einem so behaglichen wie ruhigen Ort, wo man die reinste und gesündeste Luft einatme, unmöglich krank werden könne. Die Kavaliere und Damen des Hofes teilten seine Ansicht und überboten wie selbstverständlich alle diese Lobeserhebungen. Das Haus selbst fand man entzückend, sehr hübsch gelegen und die Wohnräume zweckmäßig eingeteilt. Man vergaß nicht, die Nähe des Schlosses Jägersburg und der Stadt Homburg zu betonen, und das bestimmte vollends den Herzog zur Erwerbung einer köstlichen Besitzung, die man ihm nur aus reiner Gefälligkeit zu verkaufen vorgab und die er teuer bezahlte.

[17]) Baron Karl v. Closen trat 1757 in den Dienst Herzog Christians IV., der ihn mit dem Kommando des französischen Fremdenregiments Royal Deux-Ponts betraute; 1760 wurde er französischer Feldmarschall. General v. Closen hatte den bei Homburg nördlich von Zweibrücken auf dem Buchberg gelegenen Hof für 30 000 fl. erworben. Er war seit 1760 mit Marie Luise v. Esebeck verheiratet, die sich nach seinem Tode mit Gustav Henning Graf v. Strahlenheim vermählte.

Schloß Karlsberg.

Nach dem Original-Aquarell des Ph. Le Clerc vom Jahre 1790 in Augsburger Privatbesitz.

Gleich am nächsten Tage wurde ich gerufen. Man mußte den Stall für die Pferde und Kühe vergrößern und eine Wohnung für den Pächter und seine Familie anbauen, der von diesem Augenblicke an dieses Landgut auf Kosten des Herzogs bewirtschaftete und in seinen Dienst trat. Bald darauf mußten einige Änderungen im Innern des Hauses vorgenommen, die Wohnräume ausgeschmückt, Spiegel, Möbel usw. dorthin geschafft werden. Die Stallungen wurden mit Schweizer und Holländer Vieh gefüllt, der Gemüsegarten vergrößert, in einen englischen Garten verwandelt und mit den Wäldern, Tälern, Wiesen und Weihern in der Umgebung des Berges verbunden. Eines dieser kleinen Täler, das von einem Bache durchzogen war und wegen seiner düsteren Wildheit bis dahin den Namen „Teufelsloch" getragen hatte, wurde nun in „Karlslust" umgetauft.

Ungeheuer war die Zahl der Arbeiter, die man beschäftigte; man hatte Baracken errichtet, um sie beherbergen zu können. Sie hatten ihre Frauen und Kinder mitgebracht; diese kochten im Freien, bleichten ihre Wäsche, und die Kinder spielten und tanzten. Das sah wie eine neue Ansiedlung aus und bot ein bewegtes und ebenso heiteres wie liebliches Bild. Der Herzog kam jeden Nachmittag und kehrte erst bei einbrechender Nacht wieder nach Jägersburg zurück. Er fand an seinem Luisenhof so großen Gefallen, daß er ihn von nun ab „Karlsberg" nannte.

In dieser Zeit begann mein Amt als Generalbaudirektor sehr anstrengend zu werden. Zur Überwachung und Leitung der Arbeiten mußte ich mich täglich zu dieser neuen Ansiedlung begeben und konnte erst nach der Abfahrt des Herzogs in das mehr als drei Meilen entfernte Zweibrücken zurückkehren. So kam ich gewöhnlich gegen 11 Uhr nachts zu Hause an, wo mich alles an meine arme Mutter erinnerte und die Wehmut in meinem Herzen erneute. Am Morgen zu früher Stunde mußte ich die Baugeschäfte erledigen, die Rechnungen durchsehen und die Bezahlungen anweisen, dann in Eile essen und nach dem Karlsberge fahren, wo der Herzog nie fehlte. Der Platz gefiel ihm so sehr, daß er dort das Diner einzunehmen wünschte. Die Küche, die sich im Wohnhause befand, verbreitete in den Zimmern einen Kohlengeruch, dessen verhängnisvolle Wirkung Frau v. Esebeck besonders lästig empfand und übertrieb. Da sie mit scheelem Blicke bemerkte, welch große Summen der Herzog für diese Neuerwerbung verausgabte

(das hatte sie freilich nicht beabsichtigt), so ergriff sie diesen Umstand, um ihn an der Fortsetzung seiner ländlichen Mahlzeiten zu verhindern. In dieser Erwartung sah sie sich indes getäuscht. Noch am nämlichen Tage erhielt ich den Auftrag, an das Haus einen Flügel für die Küchen anzufügen, die Vorratskammern in die Untergeschosse nach Norden zu legen und einen großen, schönen Speisesaal im ersten Stockwerk zu errichten. Der Anbau war vor Schluß des Herbstes unter Dach, und während des Winters beendete man die Ausgestaltung des Inneren. Diese verschiedenen Arbeiten veranlaßten häufige Fahrten nach Jägersburg, um Befehle über die geringfügigsten Kleinigkeiten entgegenzunehmen.

Eines Morgens fand ich den Herzog gerade mit dem Auspacken einer großen Kiste von Parfümerien und wohlriechenden Essenzen beschäftigt. Sein erster Haushofmeister und Hofnarr, namens Oswald, ein Mensch, gehaßt von den einen und verachtet von den andern, näherte sich ihm mit verschmitzter Miene, um die lange Liste der Gerichte vorzutragen, womit er an diesem Tage die herzogliche Tafel bestellen konnte; von ihnen pries er mehrere mit übertriebenen Lobsprüchen besonders an. Inzwischen hatte der Herzog eine Flasche mit Lavendelöl entkorkt, wovon er hin und wieder dem Vortragenden etwas ins Gesicht schüttete, der Grimassen wie ein Possenreißer schnitt und dadurch seinen Herrn nur noch mehr reizte. Bald war er ganz übergossen, und der Herzog, der sich erhoben hatte, um den Davonlaufenden zu verfolgen, leerte die Flasche über ihn aus.

Zum Unglück aber geriet Oswald in die Nähe des Kamins: das weingeisthaltige Wasser, von dem er durchtränkt war, fing Feuer, und im Augenblicke stand er wie eine brennende Säule vor uns. Der Herzog erschrak aufs tiefste über die Folgen seines fürstlichen Vergnügens. Das erste war, daß er den Unglücklichen in seinen Schlafrock hüllte, um die Flammen zu ersticken, und er hätte sich dabei bald selbst verbrannt. Man läutete und rief um Hilfe. Den Kammerdienern und Negern gelang es endlich, das Feuer zu löschen, indem sie Oswald in nasse Tücher einwickelten, der sich unter fürchterlichem Geheul und schrecklichen Verwünschungen auf dem Boden wälzte. Sein ganzer Oberkörper, wo das Lavendelöl bis zur Haut gedrungen war, und seine Hände, mit denen er sich zu helfen suchte, befanden sich in einem erbärmlichen Zustande. Leibarzt und Chirurg des Herzogs untersuchten seine Wunden, man verband und pflegte ihn aufs sorgfältigste.

Karl August, der über diesen Unglücksfall trostlos war, besuchte ihn bis zu seiner vollständigen Genesung täglich mehrmals. Die Diener, Köche, Küchenjungen und diejenigen der Mägde, die weder jung noch hübsch waren, verbargen, erbost über seine Unverschämtheit, ihre Freude über das ihm widerfahrene Mißgeschick nicht. Die Armen, denen unser sparsamer Haushofmeister ihre Fleischsuppe entzogen hatte, um damit die Schweine zu mästen, behaupteten in ihrer Frömmigkeit, daß dies ganz sicher eine Strafe des Himmels und ein kleiner Vorgeschmack von den ihn in der anderen Welt erwartenden ewigen Höllenqualen gewesen sei. Kurz nach seiner Wiederherstellung bat er den Herzog, sich unter Fortgenuß seiner Bezüge zurückziehen zu dürfen.

Da er sein Schäflein, wie man zu sagen pflegt, bereits ins Trockene gebracht hatte und die Durchsicht seiner Küchenrechnungen befürchtete, bei denen er sich für die schlechte Behandlung bezahlt machte, die man ihm als Hofnarren oft widerfahren ließ, ergriff er diese Gelegenheit, wo man ihm nichts verweigern konnte, um den Dienst und das Land des Herzogs zu verlassen. Nachdem man tatsächlich allen seinen Forderungen nachgekommen war, reiste er eines schönen Morgens unter Zurücklassung seiner Frau, mit der er schon lange nicht mehr lebte, ab. Kaum war er fort, so stellten sich von allen Seiten Klagen gegen ihn ein, und man beschuldigte ihn der Veruntreuung; aber der Herzog, der sich der qualvollen Schmerzen erinnerte, die jener zu erdulden hatte, verbot jede Verfolgung und gewährte selbst seiner darbenden Frau eine Pension.

Ich habe diesen traurigen Vorfall sehr oft in gehässiger Weise entstellt erzählen hören. Verleumder hatten sich erkühnt, diesen Fürsten als einen Barbaren zu brandmarken, der aus Übermut die mit Weingeist getränkten Kleider eines ehrlichen und beflissenen Dieners anzündet, um sich an dem fürchterlichen, des scheußlichsten Tyrannen würdigen Schauspiel zu vergnügen, ihn bei lebendigem Leibe verbrennen zu sehen.

Herzog Karl war streng, äußerst schwierig zu behandeln, argwöhnisch und da er oft getäuscht worden war, sehr mißtrauisch. Er forderte viel, ja selbst Unmögliches. Er war ungemein eifersüchtig auf seine Machtbefugnis, und kein Verwaltungsvorstand wagte das geringste ohne seinen Befehl zu vollführen. Er hatte Eigenheiten, Launen,

war selbstsüchtig, aber im Grunde seines Herzens gut: Menschlichkeit, Mildtätigkeit und Gerechtigkeit hatten in ihm ihre Wohnstätte und kamen bei jeder Gelegenheit immer wieder zum Durchbruch. Ein treffendes Bild seines Charakters ist sehr schwer zu geben. Freigebig bis zur Verschwendung, großmütig, edel in seiner Gesinnung für das Volk, schien er geizig und von kleinlichster, sogar lächerlicher Sparsamkeit in seinem Privatleben. Diese Eigenart mußten einige Jahre später Abbé v. Tholey, Oberst v. Montigny[18]) und ich am eigenen Leibe erfahren. Der Herzog erhielt nämlich jeden Tag Kistchen mit Obst, Fettammern, Rotkehlchen, ausgestopften Vögeln, Mineralien und hundert anderen Dingen, die jedoch nur in seiner Gegenwart geöffnet werden durften. Von sieben Kammerdienern wagte ein einziger sein Zimmer zu betreten, und selbst dieser nur dann, wenn ihn die Glocke rief. Wir drei, die wir damals die Gesellschaft des Herzogs bildeten, mußten also alle diese Schachteln aufschnüren und jeden Knoten mit den Fingernägeln lösen, ohne daß wir wagen durften, sie zu durchschneiden. Serenissimus überwachte in einem Lehnstuhl sitzend diese Arbeit. Neugierig, zu sehen, was man ihm schicke, drängte er in uns, zu Ende zu kommen, gestattete aber nicht, die verwünschten Schnüre zu zerreißen, die uns den Schweiß auf die Stirne trieben. „Das kann man ein andermal wieder gebrauchen," sagte er zu uns.

Alle paar Monate sah er die Briefe durch, die er erhalten hatte. Jene, die er aufzuheben gedachte, wurden uns übergeben, um das leergebliebene Blatt abzutrennen. „Das kann als Umschlag für andere Briefe dienen," sagte er, indem wir sie in seinen Schreibtisch hineinpressen mußten. Tausend Züge dieser Art könnten im Gegensatz zu ebensoviel anderen von Großmut, Edelsinn und Güte vorgebracht werden. Es ist also, wie bereits erwähnt, sehr schwierig, die Züge einer so beweglichen Physiognomie festzuhalten, und der Biograph, der Karl Augusts Lebensbild darstellen wird, kann es schön oder häßlich gestalten, je nach seiner Auffassung, ohne von der Wahrheit abzuweichen. Was mich betrifft, so beschränke ich mich darauf, zu erzählen, wie ich ihn in seinem Privatleben gesehen habe. Denn das ist im Grunde wohl der sicherste Weg, um einen Menschen genau kennen zu lernen, besonders dann, wenn er Herrscher ist.

[18]) Abbé v. Tholey, d. i. Abbé v. Salabert. Freiherr v. Montigny wurde 1787 Oberst des Garde-Regiments zu Fuß.

Der Zwischenfall mit Oswald machte meine Fahrt nach Jägersburg zwecklos, und die Teilnahme des Herzogs an dem Befinden des Kranken hinderte ihn am Besuche des Luisenhofes und mich an der weiteren Ausgestaltung des neuen Speisesaales. Alle Skizzen dafür waren in doppelter Fassung angefertigt: die eine trug einer einfachen, für ein Landhaus passenden Ausführung Rechnung, und die andere einer sehr reichen. Der Herzog wählte letztere zum Verdrusse Frau v. Esebecks. Ich hatte in diesen Saal zwei Nischen einbauen lassen, in denen Öfen in Form eines Altars mit den Statuen der Ceres und Diana als Abschluß aufgestellt werden sollten. Auf die Frage, aus welchem Material ich die Öfen und Statuen anzufertigen gedächte, erwiderte ich: „Erstere aus Eisen, letztere aus Ton." „Wisse Er, mein lieber Mannlich," sagte zu mir der Fürst, „daß für mich nichts zu gut ist; lasse Er mir nach seiner Skizze in Paris die Statuen aus Bronze und die Öfen aus emailliertem Kupfer machen." Frau v. Esebeck war über diesen Auftrag so erbost, daß sie aus dem Zimmer ging. Ich ließ also Öfen und Statuen dem Befehle gemäß ausführen, die heute noch den Salon der Königin in München schmücken.

Diesen Augenblick, in dem ich mich mit dem Herzog allein befand, benutzte ich, um meine Heiratserlaubnis von ihm zu erbitten. „Ich habe auch schon daran gedacht," sagte er, „und Seine Angelegenheit, deren ich mich annehme, wird bald geregelt sein: ich bestimme ihm Fräulein W., deren Vater und Familie ich sehr schätze. Sie ist hübsch, klug, gut erzogen und reich; das ist eine gute Partie für Ihn." „Aber gnädigster Herr, wenn ich auch all dem beipflichte, so kann ich doch als ehrenhafter Mann mein Wort, das ich einem anderen Mädchen bereits gegeben habe, nicht brechen und es rückgängig machen; ich liebe es übrigens, und werde von ihm wiedergeliebt." „Die Liebe ist ein Wahn, der sehr schnell schwindet," erwiderte er mir mit Lebhaftigkeit. „Wer ist denn die Dulzinea, derentwegen Er die ausgezeichnete Partie zurückweist, die ich Ihm vorschlage?" „Es ist die Schwägerin de Vismes'." „Ah! Er gedenkt also eine Liebesheirat zu machen?" „Ja, gnädigster Herr." „Aber er sollte sich mit de Vismes nicht verschwägern: das ist ein sehr boshafter Kopf, und ich habe Ursache zu glauben, daß sein Herz nicht viel besser ist." „Ich kann Eurer Durchlaucht wenigstens die Versicherung geben, daß er beim Verfassen der Verse, die seine Ungnade zur Folge gehabt haben, nicht daran dachte, den Minister zu

verhöhnen. Übrigens, wenn ich seine Schwägerin zur Frau nehme, so behaupte ich nicht, seine etwaigen Torheiten mitzuheiraten."

Nach längerem Stillschweigen sprach der Herzog von anderen Dingen, beauftragte mich, die Ausgrabung der römischen Altertümer bei Schwarzenacker[19]) zu überwachen, und entließ mich, ohne meine Bitte erfüllt zu haben. In Schwarzenacker fanden wir an diesem Nachmittage mehr als vierzig Totenurnen einen Fuß tief unter der Erde, die meisten aus gewöhnlichem, nur wenige aus sehr feinem Tone und zwei aus bläulichem, weißgestreiftem Glase. Dort traf ich mit dem Sekretär Creuzer zusammen, dessen Einfluß Frau v. Esebeck erweitern wollte und den sie beim Herzoge protegierte, um in dessen Nähe einen ihr ergebenen Schützling zu bringen, während er sich seinerseits der kleinlichsten Mittel bediente, mit denen er sich angenehm machen wollte.

Am Abend bat er mich inständig, ihm diese Töpfe anzuvertrauen. Da er sich ja ohnedies nach Jägersburg begeben müsse, würde er den Wagen begleiten und sie in meinem Namen dem Herzoge überreichen. Ich überließ sie also dem intriganten Creuzer, der sich damit die erste, wenn auch gebrechliche Staffel zur Gunst zu schaffen wußte, die ihn später zu solcher Höhe emporklimmen ließ. Durch sie kam er zum ersten Male in die unmittelbare Nähe des Herzogs. Er erzählte diesem, wie man sie gefunden hatte, und hielt einen Vortrag über die Art der Römer, ihre Toten zu verbrennen und zu bestatten, und das befestigte Lager, das sie in Schwarzenacker gegen die Germanen erbaut hatten. Serenissimus, der nichts Besseres zu tun hatte, vergnügte sich an diesen Urnen und der Rede Creuzers. Er beauftragte ihn sogar zur Fortsetzung der Ausgrabungen, was mich dieser undankbaren Arbeit enthob, bei der doch nicht die geringste Hoffnung bestand, eine Venus, einen Laokoon oder Apoll zu finden. Und in der Tat, nachdem man mit großen Unkosten ein großes Feld umgegraben hatte, fand Creuzer nur etwa dreihundert vollständig gleichgeartete Töpfe.

Um diese Zeit beabsichtigte die Kurfürstin-Witwe von Sachsen,[20]) ihre Tochter, die Herzogin Amalie, in Zweibrücken zu besuchen. Der Herzog ordnete Vorbereitungen zu einem glänzenden Empfange und

[19]) Nordwestlich von Zweibrücken, einst eine römische Ansiedlung. Man entdeckte dort u. a. ein römisches Bad und einen prächtigen Kentaurenkopf.

[20]) Marie Antonie, Tochter des Kaisers Karl VII., seit 1763 Witwe des Kurfürsten Friedrich Christian.

verschiedene Festlichkeiten an, auf deren Liste ich die französische Komödie und komische Oper in erster Linie — allerdings nicht ganz ohne boshafte Absicht — setzte. „Wie will Er denn," sagte zu mir der Herzog etwas verdrießlich, „Opern auf unserem Gesellschaftstheater aufführen? Und wer wird die Rollen von de Vismes spielen und seine Lieder singen?" „Der Marquis v. Piatti wird sein möglichstes tun und —." „Und sein möglichstes wird nichts wert sein," erwiderte er lebhaft. „Esebeck mit seiner einfältigen Beschwerde über die Couplets, die im Grunde nur gegen unsere Zierpuppen gerichtet waren, hat mich eines liebenswürdigen, unersetzlichen Menschen beraubt."

Nach kurzem Schweigen ergriff ich das Wort: „Ich kenne die aufrichtige Ergebenheit de Vismes' für Eure Durchlaucht; ein Wort würde genügen, ihn unverzüglich hierher zu bringen." „Glaubt Er?" fragte der Herzog. „Aber es ist zu spät; die Kurfürstin kommt in acht Tagen an." „Wenn ihm Eure Durchlaucht einen Kurier schickt, der Tag und Nacht fährt, so wird de Vismes sicher sofort mit ihm abreisen und in Zweibrücken vor der Ankunft der Kurfürstin eintreffen." Der Herzog setzte sich an seinen Schreibtisch. Der Kabinettskurier Klockner hatte Befehl, unverzüglich abzureisen. „Wenn Er mich zu einem falschen Schritte veranlaßt hat, wird Er es mit mir zu tun haben," sagte er zu mir, gab mir Befehle für die Festlichkeiten und entließ mich.

Ich war nicht ohne Besorgnis wegen de Vismes' Kommen. Der Herzog sprach mit mir oft darüber und immer sehr ernst. Zum Glücke traf dieser am siebenten Tage gegen Mittag mit seinem ältesten, etwa sechsjährigen Söhnchen bei mir ein. Karl August erfuhr noch am gleichen Tage zu seiner größten Genugtuung davon, ließ ihn durch einen Kavalier begrüßen und zum Diner einladen.

Die Kurfürstin-Witwe von Sachsen kam Tags darauf an, und die Festlichkeiten nahmen ihren Anfang. Am ersten Abend fand Konzert im kleinen Schlosse statt, wobei ihr der Herzog seinen ganzen Hof vorstellte. Am nächsten Tage gab man „Die beiden Geizigen" auf unserer Gesellschaftsbühne. Der Herzog, der dieses Stück liebte, war entzückt und versicherte de Vismes unaufhörlich seines Dankes für die Gefälligkeit und den Beweis seiner Anhänglichkeit. Es folgten Festlichkeiten anderer Art: Bälle, Feuerwerk, die Komödien „Der Barbier von Sevilla", „Jagdpartie Heinrichs IV.",[21]) das Singspiel „Zémire und

[21]) »La partie de chasse d'Henri IV«, Lustspiel von Collé.

Azor" und Konzerte. Die Kurfürstin fand unser Liebhabertheater reizend, und seine Akteure bildeten zum großen Teil ihre ständige Umgebung.

Die starke Inanspruchnahme hatte de Vismes und mir keine Zeit zur Besprechung meiner Heiratspläne gelassen. Die erste Abweisung des Herzogs war gegenstandslos geworden, seitdem sich de Vismes wieder der höchsten Gunst erfreute. Es war wichtig, seine Anwesenheit zu nützen, während der mir der Herzog kaum eine Verbindung mit seiner Familie verweigern konnte. Ich bat ihn also vertrauensvoll, zu diesem Zwecke de Vismes nach Metz begleiten zu dürfen. Nach einigem Nachdenken und Zaudern willigte er ein, vorausgesetzt, daß meine Verpflichtungen meine Abwesenheit gestatten würden. In der Besorgnis, er möge mich zu lange auf seine Erlaubnis zur Reise nach Metz warten lassen, sollte mein künftiger Schwager einen Besuch seiner Schwiegermutter bei Mme. Fontanelle[22]) in Zweibrücken erwirken, und gleichzeitig gab ich ihm, als er wegfuhr, einen Brief mit, in dem ich mich in aller Form um die Hand meiner Geliebten bewarb. Während ich nun diese Zeit herbeiwünschte, und ihr all mein Sehnen galt, fand ich eines Abends bei meiner Rückkehr vom Luisenhof eine Einladung zum Souper bei Mme. de Fontanelle vor. In der Hoffnung auf Nachrichten von ihr flog ich dorthin und fand mich bei meinem Eintritt in den Armen meiner Geliebten. Sie hatte sich hinter der Tür versteckt, als sie mich die Treppe heraufkommen hörte, um mir diese angenehme Überraschung zu bereiten. Ihre Mutter, ihre Schwester Marianne und Mme. de Fontanelle kamen auf mich zu und umarmten mich in zärtlicher Freundschaft. Das war der seligste Augenblick meines Lebens.

Da sich die Damen wegen der Abreise Mme. Fontanelles zu ihrem Gatten nach Paris nicht lange aufhalten konnten, so war zur Erneuerung meiner Bitte beim Herzog keine Zeit zu verlieren. Dieser wußte bereits von deren Ankunft durch die Meldung des Stadtgouverneurs. Ich konnte wohl sagen, daß dieser Besuch nur Mme. Fontanelle galt, er glaubte freilich nur, was er wollte. Da er jedoch sein Wort gegeben hatte, und die Gegenwart der Braut kurzerhand den Einwürfen, daß er mich benötige, und jedem Vorwand für eine weitere Verzögerung

[22]) Fontanelle sorgte als Buchdrucker und Verleger für die literarischen Bedürfnisse Zweibrückens; er gab den »Observateur français à Londres«, das »Bulletin de commerce« und das »Journal politique de l'Europe« heraus.

Barbara Mannlich.

Gemalt von Mannlich.
Nach dem Original im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Mannlich-Lehmann, Berlin.

meiner Heirat begegnete, sagte er zu mir: „Ich will Mme. Fontanelle nicht daran hindern, zu ihrem Gemahl zurückzukehren, aber morgen nachmittag werde ich mich nach dem Luisenhof begeben, wo Er sich einzufinden hat." „Ich werde dort sein, Durchlaucht, und mich Eurer Erlaubnis gemäß verheiraten, sobald ich Zeit dazu finde."

Nach Zweibrücken zurückgekehrt, teilte ich dies dem Minister mit und bat ihn, dem ersten Pastor Tatsch[23]) den Auftrag zur unverzüglichen Vornahme der Zeremonie ohne vorherigen Ausruf in der Kirche zu geben. Der Minister, der seit meiner Kinderzeit mit mir befreundet, im Grunde gutmütig war und gegen de Vismes manches Unrecht gutzumachen hatte, erwies mir diesen Dienst mit Vergnügen. Er tat sogar noch mehr: er wollte die Hochzeit in seinem Hause abhalten, da die Zeit zum Bereiten eines Mahles bei mir oder Mme. de Fontanelle zu kurz sei. Wir wurden also ohne jede Vorbereitung, aus Furcht vor neuen Verzögerungen, im Salon des Ministers, in seiner Gegenwart und vor seinen beiden Sekretären als Zeugen, getraut.[24]) Erleichtert atmete ich nach dieser kirchlichen Handlung auf, die mir endlich den rechtmäßigen und lebenslänglichen Besitz eines zärtlich geliebten Wesens sicherte. Am Ziele meiner Wünsche angelangt, schien mir nun nichts mehr in der Welt den Kaufpreis der List und Intrige wert. So nahm ich mir also fest vor, mich mit meinem Glücke zu bescheiden, meinen Ehrgeiz auf unser gemeinsames, dauerndes Lebensglück und treueste Pflichterfüllung zu setzen, ohne jenem glitzernden Tand der Gunst nachzuhängen, den man durch Heuchelei, Niedrigkeit und Selbstverachtung so teuer erkaufen muß.

Tags darauf traf ich am Luisenhof vor dem Herzog ein. Er hatte von meiner Hochzeit bereits Kenntnis und beglückwünschte mich zur großen Eile, mit der ich sie betrieben hatte. „Ich bin bei dieser Sache dem Grundsatze Eurer Durchlaucht gefolgt: niemals für morgen aufzuschieben, was man heute tun kann." Am gleichen Abend soupierte der Herzog in Zweibrücken bei seinem Minister v. Esebeck. Da sich Neuvermählte gerne zeitig zur Ruhe begeben, so war ich schon in meinen

[23]) Johann Georg Tatsch, erster Pfarrer von 1765 bis 1798.

[24]) Am 23. Dezember 1777. Mannlichs Frau hieß mit ihrem Mädchennamen Maria Barbara Simon, geboren am 15. April 1752, und war die Tochter des Kaufmanns Ludwig Simon und dessen Ehefrau Agnes Perrin in Metz. Mannlich nennt sie in seinen Aufzeichnungen stets mit dem Kosenamen „Bibi".

ersten Schlaf gesunken, als mich mein Diener mit der Meldung weckte, Seine Durchlaucht der Herzog wünsche mich zu sprechen, und ich habe unverzüglich zum Minister zu kommen. Ich kleidete mich also in Eile an; die Wagen, die den Hof nach Jägersburg zurückbringen sollten, warteten bereits vor den Toren. Es war nur ein Schritt in das Palais des Ministers, das an mein Haus stieß.

Ich dachte, der Herzog habe mir dringende, wichtige Befehle zu erteilen, und war sehr erstaunt, als er mich bei der Hand nahm, um meinen Puls zu fühlen. „Er ist sehr erregt und beschleunigt," sagte er zu mir ernst, und fuhr mit der Miene eines Arztes fort: „Schone Er seine Kräfte, halte Er Diät, nehme Er Erfrischungen und lege Er sich wieder zu Bett!" Mit diesen Worten bestieg er ebenso wie die Damen den Wagen und fuhr weg. Als ich nach Hause kam, rief mich meine Frau in ihr Zimmerchen, das durch den Salon von dem meinen getrennt war. Ich mußte ihr noch erzählen, was sich begeben hatte, und sie lachte herzlich über die weisen Verordnungen meines Doktor-Serenissimus.

Um jene Zeit kam ein Ausländer von stattlicher Erscheinung zu uns, der, abgesehen von einer ungeheuren mit Dukaten gefüllten Börse, stets eine Anzahl ungefaßter Diamanten, in Papier gewickelt, bei sich trug. Er hatte einen Brief an den ersten Leibarzt des Herzogs, Rosé, von einem seiner Straßburger Freunde, der ihn aufs wärmste empfahl und von ihm begeistert, wenn auch etwas geheimnisvoll, sprach. Der gute Rosé stellte ihn also in den besten Häusern seines Bekanntenkreises vor und brachte ihn auch zu mir, nachdem er mich davon verständigt, daß sein Ausländer kein geringerer als ein Prinz sei, der zur Vermeidung jedes Zeremoniells inkognito reise. Vor seinen Augen habe er einen mit dem preußischen Wappen gesiegelten Brief unter der Adresse des Prinzen Castrioto von Albanien durch die Post erhalten.

Ich empfing also meinen Prinzen höflich, ohne jedoch seiner Fürstenschaft den gleichen Glauben zu schenken wie mein Freund Rosé. Auf meinen Reisen hatte ich so viele falsche Barone angetroffen, daß es mir zum mindesten nicht ausgeschlossen schien, es möchte auch unter den Prinzen solche geben. Dieser hier verstand kein Wort Deutsch, er sprach das Französische mit italienischer Betonung. Da ich damals die italienische Sprache wie ein Römer beherrschte, bot ich ihm zu leichterer

Verständigung an, mich hierin mit ihm zu unterhalten. Von diesem Anerbieten entzückt, gestand er mir, daß, obgleich er das Französische sehr gut verstehe und schreibe, er es doch nur mühsam spreche. Er bat sehr höflich, mich öfter besuchen zu dürfen und legte bei dieser ersten Begegnung ein heiteres und sehr liebenswürdiges Wesen an den Tag. Obgleich ich ihn nur mit Monsieur und Signore, anstatt mit Eccellenza und Altezza betitelt hatte, wie es mein Freund Rosé verschwenderisch tat, so schien er mich doch sehr ins Herz geschlossen zu haben.

Dieser angebliche Prinz versuchte mehrmals, am Hofe vorgestellt zu werden, aber der Herzog machte sich über den guten Rosé lustig, der dies vermittelte. Er beauftragte mich indes, immerhin begierig, diesen außergewöhnlichen Menschen zu sehen, dessen geistreiches Geplauder, Verschwendung und eigentümliche Lebensweise den Hof und die Stadt beschäftigten, ihn an einem bestimmten Tage in den Garten hinter meinem Hause zu locken, wo ihn der Hof vom Arbeitszimmer des Ministers aus beobachten konnte, ohne hinter den Jalousien selbst gesehen zu werden. Ich forderte ihn also auf, eine eben von Mannheim eingetroffene Statue der Flora zu besichtigen, die in meinem kleinen Tempel Aufstellung finden sollte. Da er sich etwas darauf einbildete, Liebhaber und selbst Kenner der schönen Künste zu sein, so fand er sich tatsächlich ein.

Um dem Herzog auch das Vergnügen zu verschaffen, seinen satirischen und beißenden Witz in der Konversation zu hören, unterhielt ich mich mit ihm französisch und richtete es so ein, daß er beinahe unter den Fenstern des Arbeitszimmers zu stehen kam. Auf meine Frage, wie er denn die Gesellschaft in Zweibrücken finde, ließ er sie auch gleich Revue passieren und geißelte schonungslos die von ihm beobachteten geringsten Lächerlichkeiten, wobei besonders die Damen schlecht wegkamen. Da ich wußte, daß er Frau v. Ronius fleißig besuchte, die er vor allen anderen auszuzeichnen schien — sie hatte in Wirklichkeit einen sehr schönen Kopf, aber auch das Unglück, etwas verwachsen zu sein —, sagte ich zu ihm: „Aber diese muß doch Gnade vor Ihnen finden!“ „Nicht mehr als die anderen,“ erwiderte er lachend. „Ohne Schlechtes von ihr zu sagen, beschränke ich mich darauf, sie mit dem Grabmal des Marschalls von Sachsen zu vergleichen, das ich oft in Straßburg gesehen habe. Ich finde es ziemlich hübsch von außen, aber ich möchte

nicht hinein!" Eine Lachsalve, die hinter den Jalousien ertönte, beendete unsere Unterhaltung.

Der Minister zog den Prinzen von Albanien in sein Haus, lud ihn oft zum Diner ein und vergnügte sich sehr an seinen Einfällen. Ich war gewöhnlich auch bei diesen Mahlzeiten anwesend und gestehe, daß ich seine pikante Konversation ebenso anziehend fand wie die übrigen Gäste. Georg v. Esebeck wurde sein eifriger Anhänger, obgleich er ebensowenig als ich an seine angebliche fürstliche Würde glaubte. Da die meisten Bekannten des „elften Enkels des großen Skanderbeg"[25]) in der neuen Vorstadt, dem Viertel der Adligen, wohnten, so mietete er sich dem Minister gegenüber ein und ließ seine Wohnung auf türkische Art mit Sofas und Perserteppichen möblieren, die mit Goldfransen und feinen Perlen geziert waren.

Sobald er eingerichtet war, lud er Georg v. Esebeck und mich zu einem muselmännischen Diner ein. Man servierte Hammel mit Reis und manch andere nach seinen Angaben zubereitete Speise, gewürzt durch die fröhliche Laune und den Witz unseres Gastgebers, und Mahomed zum Trotz leerten wir einige Flaschen Champagner. Nach der Mahlzeit reichte man uns Rosenwasser zum Reinigen der Hände und mehr als sechs Fuß lange Pfeifen. Der „Tabak aus dem Serail" bestand in ganzen Blättern, die mit parfümierten Bändern zu Paketen zusammengebunden waren; eine andere Sorte in Schachteln schien kleine getrocknete Blüten zu sein. Obgleich wir niemals geraucht hatten, stopften wir mehrmals unsere Pfeifen mit diesem so süßen Tabak und tranken kalten Kaffee dazu. Die Zeit entfloh so schnell, daß es beim Abschied beinahe Mitternacht war.

Wenn ich jemals in dem Sieur Castrioto von Albanien einen Prinzen hätte sehen wollen, so hätte ich ihn bei dieser Gelegenheit wenigstens ganz sicher für einen Prinzen-Charlatan halten können. Er hatte eben eine französische Ode in Zweibrücken drucken lassen, von der man ihm etwa hundert Abzüge überbrachte, als wir gerade beim Rauchen saßen. Er stellte uns ein halbes Dutzend davon zur Verfügung mit dem Bemerken, daß er in einem Augenblicke von Begeisterung diese Kleinigkeit gedichtet habe. Leider erkannte ich in ihr

[25]) Skanderbeg, eigentlich Georg Castriota, von etwa 1403 bis 1468, ein tapferer Führer der Albanesen, der in heldenmütigem Kampfe die Balkanhalbinsel gegen die vordrängenden Türken verteidigte.

schon beim zweiten Verse ein Werk von Lefranc de Pompignan,[26]) das er Wort für Wort abgeschrieben hatte.

Am 30. Dezember 1777 war Kurfürst Maximilian III. Joseph von Bayern[27]) gestorben. Die politischen Folgeerscheinungen dieses Ereignisses boten Herzog Karl Gelegenheit, einen großen Charakter an den Tag zu legen und den Beweis zu erbringen, daß er auf dem Gebiete der Politik kein Fremdling war, die wahren Interessen seines Hauses kannte und zu schützen wußte und die ihm von allen Seiten gebotenen, dem Augenblicke dienenden Vorteile zu verwerfen verstand. Herzog Karl hatte als Präsumtiverbe der beiden Kurwürden in München eine starke Partei auf seiner Seite, was ihn auch nicht wunderte: wußte er doch, daß die aufgehende Sonne, die einen schönen Tag heraufzuführen verspricht, stets mehr Anbeter findet wegen ihrer wärmespendenden Fülle, als die untergehende, deren schwache Strahlen, so wohltätig sie auf ihrer Bahn gewesen sind, bald verschwinden werden. Er bediente sich ihrer also, ohne indes zu sehr auf sie zu vertrauen.

Hofenfels,[28]) der Minister des Äußeren, im Auslande und in der großen Welt wenig bekannt, erhielt von ihm den Auftrag, sich unter

[26]) Jean Jacques Lefranc de Pompignan, 1709 bis 1784, zuerst Generaladvokat, dann Schriftsteller, seit 1759 Mitglied der Akademie. Er verfaßte Tragödien und lyrische Gedichte. Seine Ode auf Rousseaus Tod machte ihn seinerzeit berühmt.

[27]) Maximilian III. Joseph, mit dem Beinamen der Gute, Vielgeliebte, hatte seit dem 20. Januar 1745 in Kurbayern regiert. Da mit ihm die Ludovicische Linie der Wittelsbacher ausstarb, war der nächste Thronerbe Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, unter dessen Zepter nun Pfalz und Bayern wieder vereinigt wurden.

[28]) Christian Freiherr v. Hofenfels, 1744 bis 1787, von Kaiser Josef II. 1776 in den Freiherrnstand erhoben. Durch das Vertrauen Karl Augusts zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, hatte er durch sein unentwegtes und selbstloses Verhalten verhindert, daß die zwischen Österreich und dem Kurfürsten Karl Theodor getroffene Vereinbarung, durch die ganz Niederbayern und ein großer Teil der Oberpfalz an Österreich abgetreten werden sollte, gültig wurde, und auch später den von Österreich geplanten Austausch Bayerns gegen die Niederlande vereitelt. Durch diese Angelegenheit hat die an und für sich wenig bedeutende Stellung des Ministers v. Hofenfels große politische Bedeutung erlangt, und der dem ganzen Lande erwiesene Dienst hat seinem Namen rühmliches Ansehen gesichert. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 12, S. 557 ff.

einem anderen Namen nach München zu begeben und dort vollständig unbekannt zu bleiben. Er überbrachte ein Schreiben des Herzogs an seine Tante, die Herzogin Maria Anna von Bayern,[29]) die den Münchener Hof und seine Intrigen durch und durch kannte und durch Vertraute um so genauer von den Vorgängen auf den ganz geheim gehaltenen Konferenzen unterrichtet war, als der Plan des Wiener Hofes und die Schwäche Karl Theodors alle dort ansässigen Bayern beunruhigt hatte. Obwohl unbekannt, besprach sich v. Hofenfels bei dieser Fürstin und in ihrer Gegenwart nächtlicherweile mit eingeweihten Personen, die sämtlich die Herzogin beschwuren, Herzog Karl zum Widerstand gegen den Austausch Bayerns zu bewegen.

Preußen und das ganze Heilige Römische Reich Deutscher Nation teilten die Besorgnis der Bayern vor dem Länderzuwachs des Hauses Österreich; sogar Frankreich tat, als wäre es beunruhigt. Der Graf v. Goertz[30]) wurde von Friedrich dem Großen nach München geschickt, um das dortige Kabinett zu überwachen. Er hatte auch Briefe für die

[29]) 1722 bis 1790, seit 1770 Witwe des Herzogs Klemens Franz de Paula von Bayern, Schwägerin des Kurfürsten Karl Theodor, eine kluge, tatkräftige Frau, die Seele der antiösterreichischen Partei. Vgl. Adolf Erhard, Herzogin Maria Anna von Bayern und der Teschener Friede. München 1881 und „Bayerische Patrioten-Verfolgung vor einem Jahrhundert". 1884.

[30]) Johann Eustach, Graf v. Schlitz gen. Goertz, 1737 bis 1821. 1762 wurde er mit der Erziehung des Erbprinzen Karl August von Weimar betraut, und in dieser Stellung lernte ihn Friedrich der Große kennen. Dieser berief ihn nach Preußen als Diplomaten, ernannte ihn später zum Staatsminister und Gesandten am Hofe von St. Petersburg. Seine diplomatische Sendung in der zwischen Österreich und Karl Theodor schwebenden Angelegenheit bezüglich einer Teilung Bayerns behandelt Graf Goertz in: »Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au comte Eustache de Goertz. 1812«; vgl. ferner den ersten Teil der zweibändigen „Historischen und politischen Denkwürdigkeiten des Königlich Preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen v. Goertz, aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen". Stuttgart 1827.

Die Interessen Kaiser Josefs II. vertrat der S. 351 genannte Franz Sigismund Baron von und zu Lehrbach, österreichischer Gesandter am Münchener Hofe (gestorben 1787). — Frankreich hatte bereits im Dezember 1777 den S. 353 erwähnten Gesandten Jean Jacques O'Kelly Fanel, Seigneur de Lansac an den Hof von Zweibrücken geschickt; seine Instruktionen finden sich im „Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France", Bd. 7 (Bavière, Palatinat, Deux-Ponts). Paris 1889, S. 559ff.

Herzogin, die den Sammelpunkt für alle mit diesem Austausche Unzufriedenen bildete, und wurde von ihr zu den nächtlichen geheimen Beratungen zugelassen. Bei dieser Gelegenheit sah er Hofenfels und besprach sich mit ihm. Der Minister v. Esebeck reiste ebenfalls nach München, aber mit offiziellem Beglaubigungsschreiben. Er wurde am Hofe mit Auszeichnung empfangen. Dort erfuhr er nur das, was man ihn wissen lassen wollte, bei den nächtlichen Konferenzen jedoch berichtete man ihm von allem, was sich zwischen dem Wiener und Münchener Kabinett abspielte. Baron v. Esebeck besaß die glücklichste Physiognomie, um blindes Vertrauen einzuflößen. Da er die Intrige und die Gesichtspunkte jeder Partei gründlich kannte, so sah er die Entwicklung der Dinge kommen. Eine jede derselben hegte die Hoffnung, ihn mühelos für ihre Absichten zu gewinnen, und so machte man ihm Eröffnungen, Vorschläge, Versprechungen, die er in seiner gutmütigen Art mit vagen Antworten erwiderte, die ihn zu nichts verpflichteten. Esebeck und Hofenfels erstatteten dem Herzog genauen Bericht über alle Vorgänge. Außerdem erhielt dieser beinahe täglich Nachrichten von seinen Vertrauten in München und dringende Aufforderungen, sich dem Austausche Bayerns zu widersetzen. Herzog Karl stand während dieser Verhandlungen hinter den Kulissen und sah der Entwicklung der Dinge zu. Je größere Unentschiedenheit er an den Tag legte, desto mehr erhitzten sich die Parteien, ihn für sich zu gewinnen. Er wußte sehr gut, daß der König von Preußen in gleichem Maße wie er selbst interessiert war, daß Bayern dem kurpfälzischen Hause erhalten bleibe, und hütete sich aus politischen Gründen wohl, ihn um einen Schutz anzuflehen, den ihm jener sicherlich gewährt, sich dafür aber mit den Herzogtümern Jülich und Berg, auf die Preußen Ansprüche hatte, bezahlt gemacht haben würde.

Österreich ließ dem Minister Esebeck durch Baron v. Lehrbach die Aussicht eröffnen, ihn in den Grafenstand zu erheben und ihm ein Lehen zu verleihen, wenn es ihm gelänge, seinen Herrn zum Unterzeichnen des Tauschvertrages zu bewegen. Hofenfels wurden gleichfalls Anerbietungen gemacht. Kaiser Josef hatte auch den Orden des goldenen Vließes für Karl August nach München geschickt, mit dem Versprechen, dessen sämtliche Schulden und außerdem, ich erinnere mich nicht mehr, wie viele Millionen, in verschiedenen Raten zu bezahlen.

Während man leidenschaftlich intrigierte, um den Herzog zu gewinnen, hatte dieser sein gewohntes Leben aufgenommen und besich-

tigte häufig die Arbeiten im Luisenhof, die man seit dem März wieder begonnen hatte. Er erschien ebenso sorglos, ruhig und heiter, als wenn er an dieser wichtigen Angelegenheit keinerlei Interesse nähme. Diese scheinbare Teilnahmlosigkeit beunruhigte Friedrich den Großen und machte den Grafen v. Goertz ungeduldig, der sich nun dafür an den Ministern von Zweibrücken hielt. Sie hatten auf die Meinung ihres Herrn einen so geringen Einfluß, daß sie seine wahren Absichten nicht besser kannten als die Politiker, die sich bemühten, sie bei ihnen zu entdecken.

Indes, die Zeit drängte. Die Österreicher setzten sich in Marschbewegung, um von Bayern Besitz zu ergreifen, und der König von Preußen versprach, abgesehen von seiner Hilfe, feierlich, seinen Rechten auf die Herzogtümer Jülich und Berg zu entsagen. Er befahl mit dem gleichen Kurier Herrn v. Goertz, sich nach Zweibrücken zu begeben, um den Herzog zu einer Entscheidung zu veranlassen. Das war der Augenblick, auf den der Politiker Karl gewartet hatte. Diese wichtige Mitteilung seiner Minister brachte ihn zu dem Entschlusse, nach München zu reisen und die Rolle aufzugeben, die er seine Minister hatte spielen lassen und selbst gespielt hatte. Unterwegs kreuzte sein Weg sich mit dem des Grafen v. Goertz. Dieser weilte während des kurzen Aufenthaltes Herzog Karls in München in Zweibrücken. Bei der ersten Zusammenkunft Karl Augusts mit dem Kurfürsten Karl Theodor wollte ihm dieser den Vorteil, den er, der Herzog, aus dem Ländertausche ziehen würde, in seinem ganzen Umfange begreiflich machen. Dieser unterbrach ihn, und, die geheimnisvolle Maske lüftend, die er bis dahin getragen hatte, erwiderte er seinem Onkel: „Es handelt sich in diesem Falle nicht um den gegenwärtigen Augenblick, sondern um die Ehre des pfälzischen Hauses, und ich gestehe, daß ich sie viel zu hoch einschätze, als daß sie irgend jemand erkaufen könnte. Ich protestiere daher gegen diesen Tausch und werde niemals den Vertrag unterzeichnen."

Prinz Max von Zweibrücken, jetzt unser geliebter König, ist nicht weniger eifrig für die Ehre und das Interesse seines Hauses eingetreten. Er teilte die Ansicht seines Bruders, obwohl er damals keine Aussicht auf diese reiche Erbschaft hatte, da der Herzog einen Sohn besaß, würdig, einst über so ausgedehnte Länder zu herrschen. Er schrieb dem Grafen Goertz und empfahl ihm diese für den Ruhm seines Hauses bedeutungsvolle Angelegenheit. Obgleich er wußte, daß Frankreich, in dessen Diensten er damals stand, ein schwankendes und

höchst zweideutiges Verhalten in der Frage des Austausches von Bayern zur Schau trug, gab er dennoch laut seine Meinung kund und wahrte seine Würde und Rechte.

Friedrich der Große, der das lebhafteste Interesse hatte, daß der bereits sehr mächtige Kaiser Josef nicht noch mächtiger durch die Erwerbung einer so reichen Provinz wie Bayern werde, und fürchtete, in seinen alten Tagen allein gegen einen jungen, ehrgeizigen, tätigen und fähigen Gegner in die Schranken treten zu müssen, drang durch seinen Gesandten Goertz und eigenhändige Briefe in den Herzog, sich beim Reichstag in Regensburg zu beschweren und zu seiner Hilfe Frankreich, Schweden und sogar Rußland zu rufen. Karl August, um seine Würde besorgt, genügte der ersten Aufforderung, indem er sich an die ihm verbündeten Staaten wandte. Als er jedoch die Lauheit des französischen Gesandten Grafen O'Kelly bei den verschiedenen Beratungen bemerkte, widerstrebte es ihm, bei diesem Hofe einen Schritt zu unternehmen, der nach seiner Ansicht ebenso unnütz als erniedrigend sein würde. Er dachte ebenso über die vermeintliche Hilfe Schwedens und Rußlands, aber der unermüdliche Graf v. Goertz brachte ihn schließlich doch dazu, sie zu erbitten, was, wie er vorausgesehen hatte, vergeblich war.

Der König von Preußen eröffnete allein den Feldzug und drang in Böhmen ein, fand aber nicht mehr die alten Österreicher, die er zu schlagen gewohnt war. Der jugendliche Josef setzte ihm nicht nur ein gewaltiges Heer entgegen, sondern bewies ihm auch durch seine weise und geschickte Führung, durch die Klugheit und Kunst in der Wahl der Lager, daß er zu befehlen und ohne Kampf zu siegen wußte. Man muß zugeben, daß alle die kleinen kriegerischen Begebenheiten (andere hatten sich nicht ereignet) beständig zum Nachteile der Preußen ausfielen. Dieser Krieg, bei dem man nur ins Feld zog, endete mit der Zerstückelung Bayerns, dem Österreich eine seiner fruchtbarsten Provinzen entriß,[31]) trotz der Garantie Friedrichs für seine Integrität.

[31]) Durch den zwischen Maria Theresia und Friedrich II. am 13. Mai 1779 geschlossenen Frieden zu Teschen in Österreichisch-Schlesien kam der Bayerische Erbfolgekrieg zum Abschluß. Das sogenannte Innviertel, der zwischen Donau, Inn, Salzach und Traun gelegene Landstrich mit etwa 40 Quadratmeilen und 115 470 Einwohnern fiel an Österreich. Das übrige Bayern verblieb dem Kurfürsten Karl Theodor und seinem Hause.

Dieser erhielt dafür die Zusicherung der Nachfolge in den Fürstentümern Ansbach und Bayreuth. Der Kurfürst besaß eine Provinz weniger.

Der Herzog, der Bayern gerettet, große Ausgaben während der Verhandlungen gemacht und hochherzig Millionen ausgeschlagen hatte, um die Rechte und die Ehre seines Hauses aufrechtzuerhalten, bekam, wie er es sehr wohl vorausgesetzt hatte, nichts von allem. Ich erinnere mich, daß, während man in Böhmen für Bayern Krieg führte, der General v. Chamborant[32]) dem Herzog in Zweibrücken seine Aufwartung machte und ihn zu seinem großen Verteidiger, dem König von Preußen, beglückwünschte. „Man muß erst das Ende abwarten, mein lieber Marquis", erwiderte ihm der Herzog, „und das Fell des Bären erst dann verkaufen, wenn man ihn erlegt hat; denn streiten sich mächtige Herrscher zugunsten eines Schwachen, so vergleichen sie sich immer auf des letzteren Kosten; an ihm liegt es dann, die Scherben zu bezahlen."

Der Herzog war von den Arbeiten im Luisenhof so befriedigt und fühlte sich so behaglich, daß er täglich das Diner dort einnahm und seine neue Besitzung erst spät am Abend und dann stets mit großem Bedauern verließ, um nach Jägersburg zurückzukehren. Dieses Hin- und Herfahren langweilte ihn schließlich. Er besichtigte eines Tages mit mir das Innere des Hauses und fragte mich, ob man nicht eine Geheimtreppe anbringen könne, sie solle aber so verborgen sein, daß sie niemand zu ahnen vermöge. Dann zeigte er mir das Zimmer, in das sie zu führen habe. Ich ließ also einen Wandschrank mit der Aufschrift „Aktenschrank" anfertigen, dessen Schlüssel man, da es sich um Staatsgeheimnisse handle, niemand anvertraute. Darin befand sich eine Schiebetür, die sich leicht heben ließ, und eine Treppe, die der Mauer entlang in einen anderen Wandschrank führte, der gleichfalls den Blicken der neugierigen Kammerfrauen verboten war. Nur die vertragschließenden Parteien durften um das Geheimnis wissen und den Schlüssel besitzen. Sobald diese Arbeit vollendet war, erklärte der

[32]) André Claude de Chamborant diente bei der französischen Armee in Deutschland während des Siebenjährigen Krieges. 1761 kaufte er sich ein ungarisches Kavallerie-Regiment, das später in der französischen Kriegsgeschichte berühmt wurde. Dieses Regiment ist jetzt das 2. französische Husaren-Regiment.

Herzog, daß er während des nächsten Frühjahres auf dem Berge wohnen wolle, der von nun an „Karlsberg" hieß.

Er teilte in eigener Person die Wohnräume aus: die Herzogin bekam zwei Zimmer, ein Arbeitszimmer und einen Ankleideraum; er behielt für sich selbst das gleiche zurück. Frau v. Esebeck hatte zwei Zimmer und eine Garderobe zu ebener Erde inne; die übrigen Hofdamen bewohnten zu zweien je ein Zimmer, ihre Kammerfrauen die Garderobe. Die Kammerdiener, Lakaien, Neger, Köche usw. wurden auf dem Speicherboden untergebracht, wo man durch Bretterwände Verschläge geschaffen hatte.

Anfangs beklagte sich alles über diese eigentümliche Unterkunft, aber nach und nach gewöhnte man sich daran, und selbst unsere Damen fanden es, da das prächtigste Wetter herrschte, sehr angenehm, die schöne, unverfälschte Natur zu genießen. Man mußte indessen an die Vergrößerung des Hauses denken, denn der Herzog wurde gewahr, daß er zu sehr beengt wohne. Es mußte also rechts am Hause an den neuen Speisesaal ein Flügel angebaut werden, der nun dem Kuhstall gegenüber zu stehen kommen sollte. Der Bau wurde indes durch die Arbeiten für den neuen Garten und dessen Pavillon verzögert. Herzog Karl, der von Natur aus zu einem zurückgezogenen und freien Leben neigte, nahm den Raummangel seines Hauses auf dem Karlsberg als Vorwand, um jedermann den Zutritt zu verweigern. Niemand wagte sich zu zeigen, ohne gerufen zu sein oder die Erlaubnis dazu erhalten zu haben. Der Neubau, an dem man aus allen Kräften arbeitete, und die Anlage des Gartens brachten dem Herzog angenehme Kurzweil.

Aber die Damen, die die Rücksicht für ihren Teint während der scharfen Frühjahrsluft und der Märzensonne auf den Zimmern zurückhielt, die zu ihrer Bedienung oder Unterhaltung weder Pagen noch Kämmerer hatten, die, schlecht untergebracht, tausend kleine Dinge entbehrten, diese armen Damen fanden die Zeit in dieser Einsamkeit sehr lange, wenn sie auch nicht den Mut hatten, es einzugestehen und sich verpflichtet fühlten, das Gegenteil zu versichern. So verstrich der Sommer, und sie wiegten sich in der Hoffnung, diese Art Verbannung enden zu sehen.

Ihre Erwartung wurde indessen aufs grausamste getäuscht, als der Herzog erklärte, er fühle sich auf dem Berge so wohl, daß er auch den Winter dort verbringen wolle. Unsere Damen blieben

stumm, aber ich las in ihren Augen sehr deutlich die Antwort: „Fürwahr, Durchlaucht, Sie rechnen die fürchterliche Krankheit der Seele, an der wir alle leiden — die »Langeweile« — für nichts!" Ich war für meine Person nicht weniger betrübt als sie: sah ich doch zahllose Fahrten von Zweibrücken nach dem Karlsberge während der Strenge des Winters voraus, und meine Furcht sollte sich in der Folge als nur zu begründet erweisen. Die unter dem Schieferdache wohnenden Leute bekamen schon bei der ersten Kälte all das zu kosten, was ihnen für den Winter bevorstand, ohne den Mut zur Äußerung einer Klage zu haben.

Obwohl die Arbeiten wegen des Frostes eingestellt waren, wurde ich zwei- oder dreimal wöchentlich nach Karlsberg gerufen und jedesmal erst nach zehn Uhr abends entlassen. Dann hatte ich bei schneidender Kälte noch drei gute Meilen im offenen Wagen zurückzulegen, der mit einem Paar fast unbezähmbarer Hengste bespannt war, so daß ich jedesmal fürchten mußte, mir den Hals zu brechen. Weniger schüchtern als die Bewohner der Dachkammern, beklagte ich mich mehrmals darüber, ohne freilich etwas anderes als Scherze über meinen Mut einzutauschen; die verwünschten Hengste blieben mir.

Der Prinz Castrioto, mit dem ich häufig zusammenkam, hatte sein Opus drucken lassen: italienische Dichtungen, gewidmet dem königlichen Prinzen von Preußen.[33]) Er brachte mir einige Exemplare, überreichte ebenso viele dem Minister und seinen Freunden und übergab dann die Auflage der herzoglichen Druckerei, um sie zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Es fanden sich mitunter glückliche Verse darin, und die Schmeichelei verriet keine niedrige Gesinnung. Einige Zeit darauf fragte mich der Herzog nach dem Sieur Castrioto, seiner Lebensweise, Redegewandtheit, seinen Finanzen und vor allem, ob er in Zweibrücken viele Schulden habe. Ich antwortete, so gut ich konnte, und rühmte seine geistreiche und originelle Konversation. In die Stadt zurückgekehrt, ließ mich der Minister zum Souper bitten, wobei ich auch Herrn v. Hofenfels, Georg v. Esebeck, einen großen Verehrer Castriotos und den Ex-Kaiser selbst traf. Das Souper verlief sehr heiter und erstreckte sich bis spät in die Nacht hinein, als sich der Minister erhob, seinen Bruder beiseite nahm und ihm im Namen

[33]) Friedrich Wilhelm II., geboren 1744, Prinz von Preußen 1758, König 1786 bis 1797, Neffe und Nachfolger Friedrichs des Großen.

des Herzogs befahl, unseren angeblichen Prinzen noch in diesem Augenblicke verhaften zu lassen, eine Wache vor seine Tür und einen Unteroffizier in sein Zimmer zu beordern, der ihn nicht aus dem Auge verlieren solle. Georg v. Esebeck mußte als Oberst der Garde zu Fuß, wenn auch ungern, Gehorsam leisten.

Unser Gefangener zeigte keinerlei Aufregung. Er fragte in aller Ruhe, warum man ihn seiner Freiheit beraube. „Sie werden das morgen erfahren," erwiderte der Minister. Er ging also, von den Gardisten bewacht, nach Hause. Am folgenden Morgen sah ich ihn am Fenster sitzen und eifrig schreiben, was er den ganzen Tag über fortsetzte. Am Abend führte man ihn zum Minister, wo er einem regelrechten Verhör unterzogen wurde. Dann las man ihm die Schriftstücke vor, die der Minister Hertzberg[34]) über ihn aus Venedig, Neapel und Holland erhalten und soeben dem Ministerium von Zweibrücken mitgeteilt hatte.

Castrioto hörte aufmerksam ohne jede Gemütsbewegung, ohne das geringste Zeichen von Verwirrung zu und sagte dann: „Diese Schriftstücke sind sehr geschickt abgefaßt und haben mich sehr amüsiert. Aber, meine Herren, wenn Sie glauben, daß ich der Held bin, so befinden Sie sich in einem großen Irrtum, denn ich kenne keine der auftretenden Persönlichkeiten und bin ebensowenig darin geschildert." Da man ihm aber im Grunde seit seinem Aufenthalt in Zweibrücken nichts vorzuwerfen und das preußische Ministerium auch seine Gefangenhaltung nicht befohlen hatte, so sagte zu ihm Herr v. Esebeck, der sich klar darüber war, daß man im Interesse der Ordnung einen verdächtigen Menschen in der Stadt nicht länger dulden könne: „Sie sind frei, mein Herr; aber da Sie Ausländer sind und ein Abenteurer zu sein scheinen, auch kein Amt haben, sondern lediglich den Titel, den Sie sich ohne jeden Rechtsgrund selbst beilegten, haben Sie dieses Land binnen drei Tagen zu verlassen. Man läßt Ihnen somit Zeit, Ihre Möbel zu verkaufen und die Gläubiger zu bezahlen." „Das ist schnell geschehen, Herr Baron, und Eure Exzellenz können auf meine Pünktlichkeit rechnen." Mit diesen Worten zog er sich zurück.

---

[34]) 1725 bis 1795; Staatsminister unter Friedrich dem Großen und leitender Minister unter Friedrich Wilhelm II.; außerdem Gelehrter und Schriftsteller. Vgl. Andreas Theodor Preuß, Ewald Friedrich Graf von Hertzberg. Berlin 1909.

Ich besuchte ihn am nächsten Tage. Er war gerade mit der Niederschrift seiner Lebensgeschichte beschäftigt, dem gewöhnlichen Zeitvertreib entthronter Herrscher, die sich in ihrer Verbannung langweilen, sich über ihr Elend hinwegzutäuschen versuchen, indem sie den Wolkengebilden ihrer dahingeschwundenen Größe nachjagen. So lassen sie ihre Heldentaten wieder an ihrem Geiste vorüberziehen, um darüber das schmerzliche Gefühl ihres gegenwärtigen Nichts zu vergessen, aus dem sie das Geschick zum Segen der Menschheit am besten hätte niemals auftauchen lassen sollen. Er empfing mich in bester Laune, während er eben seine Möbel verkaufte. Die Schulden wurden alle bezahlt, und es blieben in der Börse des Verbannten nur noch achtzehn Livres zurück, die er an die Armen, besonders die alten Weiber verteilte, die seine Treppe belagerten, als er sie hinabschritt, um den ihm zur Verfügung gestellten Wagen zur Abreise nach Mannheim zu besteigen. Es traten ihm die Tränen in die Augen, als er mir die Hand drückte, und er fuhr ab. Da ich endlich die Geschichte dieses merkwürdigen Menschen erfahren wollte, begab ich mich zum Minister, der seinen Bruder und mich zum Diner zurückhielt, um uns durch seinen Sekretär die vom Grafen Hertzberg erhaltenen Aufzeichnungen vorlesen zu lassen:

„Zwei Brüder" (an deren Namen ich mich nicht mehr erinnere), „Söhne eines gut situierten Kaufmanns von Budua in Albanien, kamen im Jahre .... mit Empfehlungsbriefen nach Neapel. Talentvoll, jung, liebenswürdig und sehr gut gekleidet, verschafften sie sich in den ersten Häusern Zutritt, unter anderem auch bei dem venezianischen Gesandten Cavalli, der sie oft in seinem und der Republik Dienste gebrauchen konnte. Das Leben in der großen Welt veranlaßte sie zu Ausgaben, die ihr Vater nicht bestreiten wollte und konnte. Bei ihrem Hange zur Abenteurerlust und Intrige schmiedeten sie einen Plan, der sie in den Stand setzen sollte, in großem Stile auf Kosten anderer leben zu können.

„Sie wendeten sich daher an einen Geschäftsfreund ihres Vaters in Holland, meines Wissens Gemelli, und boten ihm eine Schiffsfracht von bestem albanischen Olivenöl zu sehr mäßigem Preise an, unter der Bedingung, daß sie für das Schiff nur bis zum Hafen von Neapel verantwortlich wären, von da bis Amsterdam Sieur Gemelli, der ihnen dann die zweite Hälfte der ausbedungenen Summe zu bezahlen hätte,

während die erste gleich beim Einlaufen des Schiffes in Neapel fällig wäre. Nach abgeschlossenem Handel kam es nur noch darauf an, eine Person zur Bestätigung der Ankunft und des guten Zustandes irgend eines im Hafen von Neapel ankernden Schiffes zu finden, während das besagte Schiff niemals existiert haben würde. Diese fanden sie in Herrn Cavalli, der es mit Vergnügen versprach. Die Schwierigkeit bestand darin, die Unterschrift des Gesandten in die Hände zu bekommen.

„Zu diesem Zwecke warteten sie einen Tag ab, an dem viele Gäste bei diesem zum Diner geladen waren und baten ihn um die Besichtigung des Schiffes ihres Vaters. Er vertröstete sie auf den Abend. Aber sie ersuchten ihn, da der Schiffsherr um jeden Preis mit dem günstigen Winde nach Holland sogleich weiterfahren wolle, ihnen wenigstens einen Vertrauensmann zur Beglaubigung der Tatsache mitzugeben. Er schickte einen zuverlässigen Diener mit den beiden Brüdern, die ihm ein zur Abfahrt bereites Schiff zeigten. Der Ältere stieg an Bord und kam sogleich mit den Papieren zur Unterschrift durch den Gesandten zurück. Dieser war unbesonnen genug, zu unterzeichnen, und die beiden Schurken freuten sich über den glänzend gelungenen ersten Versuch in einem so einträglichen Handwerk. Kurz darauf reiste der jüngere (nach Hertzbergs Meinung unser Castrioto) nach Holland, wo er bei Gemelli seine hunderttausend Gulden einstrich, wovon er einen Teil seinem Bruder nach Venedig schickte, der sich dort wirklich als Offizier im Range eines Obersten unter einem anderen vereinbarten Namen aufhielt. Der jüngere wurde nun Kapitän im gleichen fremdländischen Regimente.

„Durch den Obersten in die geschlossenen Gesellschaften eingeführt, spielte man, und die beiden Brüder verstanden sich bald auf das corriger la fortune. Die Beständigkeit ihres Glückes im Spiel erregte schließlich Verdacht, man überwachte sie genau, und es stellte sich heraus, daß sie eine Karte (sie war mit einem Zeichen versehen) unterschlugen und sich gefälschter Würfel bedienten. Sie hatten einige junge Leute zugrunde gerichtet und die Börsen der Spieler mehr oder weniger geleert, als eines schönen Morgens das Gericht zur Verhaftung dieser tapferen Militärs schreiten wollte. Aber da sie diesen Besuch ahnten und noch dieselbe Nacht mit Waffen und Gepäck abgereist waren, fand die Polizei die Vögel aus dem Neste geflogen. Sie

wurden aber trotzdem in contumaciam zur Erstattung der gestohlenen Summen mit Schadenersatz und Zinsen und zur Tragung der Kosten verurteilt. Der Oberst wurde auf immer des Landes verwiesen, und der weniger schuldige Hauptmann auf zehn Jahre aus Venedig und den Staaten der Republik verbannt.

„Auf dem Festlande scheinen sich die beiden Brüder getrennt zu haben; der Oberst schickte seinen Bruder nach dem Norden, während er sich selbst dem Süden zuwandte. Von da ab folgt der Bericht nur noch den Spuren des jüngeren. Dieser begab sich unter einem neuen Namen nach Polen. Unter der Hand behauptete er, der elfte Enkel des großen Skanderbeg zu sein. Dieser berühmte Name, sein einnehmendes Äußere und seine Geldmittel verschafften ihm überall Aufnahme mit offenen Armen und verhalfen ihm zu vornehmen Eroberungen. Nach einem ziemlich langen Aufenthalte in Polen kam er nach Berlin, wo er den ersten Leibarzt des Königs kennen lernte, der ihn dann überall einführte. Aus der allseits günstigen Aufnahme schloß unser Prinz, daß er auch dem Höchsten zustreben könne. Infolgedessen verfaßte er Episteln in italienischen Versen, bald an Prinz Heinrich,[35]) bald — und das mit Vorliebe — an den königlichen Prinzen von Preußen.

„Um durch einen starken Gegensatz seine Schilderung wirkungsvoller zu gestalten, malte er das Haus Österreich in so schwarzen Farben (obwohl ohne Plumpheit), daß es seiner Dichtung als dunkler Hintergrund diente. Prinz Heinrich, der für die Aufmerksamkeiten des rätselhaften Fremden nicht unempfänglich war, ließ ihn sich vorstellen, desgleichen der königliche Prinz. Castrioto verstand es, ihnen zu gefallen und gewann nach und nach ihr Wohlwollen, selbst ihre Schätzung, die ihm besonders der königliche Prinz lange Zeit bewahrte. Bei einem Gespräche mit Prinz Heinrich wagte er vorzubringen, daß er mit den nötigen Mitteln infolge des ihm als Sprossen Skanderbegs in Albanien gewährten Kredits und der Liebe zu ihm mühelos ein Regiment der kraftvollen und unermüdlichen Jugend dieses Landes ausheben könne. Dem Prinzen gefiel diese Idee, und er verbarg das Vergnügen nicht, ein so tapferes Regiment zu befehligen. Eines Tages sprach er davon mit seinem Bruder, dem großen Friedrich, der

[35]) Bruder Friedrichs des Großen, 1726 bis 1802. Über den „Prinzen von Preußen" vgl. S. 356.

die Beziehungen der beiden Prinzen zu diesem Ausländer wohl kannte und sich über alle Vorschläge und den Plan Castriotos genau unterrichtete.

„Am nächsten Tage ließ der König unseren erlauchten Rekrutenausheber rufen. Im ersten Augenblicke glaubte sich dieser am Gipfelpunkte seiner Wünsche angelangt. Dann aber erschien der König in Uniform, den Dreispitz auf dem Kopfe, mit wütender Miene und durchbohrendem Blick: »Sie sind ein Abenteurer, gestehen Sie es! Ich kenne Sie, unterstehen Sie sich, mir etwas aufzubinden!« sagte er zu ihm mit donnernder Stimme. Die Kühnheit des armen Castrioto hielt diesem jähen Umschwunge nicht stand: seine Maske fiel, in seinem Schrecken gestand er alles und warf sich dem Könige zu Füßen. »Ich erlaube Ihnen, meinen Bruder mit diesen Hirngespinsten von einem Regiment zu unterhalten, aber hüten Sie sich wohl, ihn wie meinen Neffen in anderen Dingen zu täuschen. Ich freue mich, daß sie durch Sie lernen, Schurken zu mißtrauen. Hüten Sie sich gleichfalls, irgend jemand in meinem Staate zu täuschen oder abzureisen, ohne vorher Ihre Schulden bezahlt zu haben. Ich werde Sie von heute ab bei allen Ihren Handlungen überwachen lassen.«

„Castrioto schützte Geschäfte vor und verließ eiligst das Land, worauf einige Monate verstrichen, ohne daß er am Horizont auftauchte. Diese Zeit mag er wohl zu einer Besprechung mit seinem Bruder verwendet haben, in dem Hertzberg den berühmten »Cagliostro«[36]) vermutete. Das ist auch ziemlich wahrscheinlich, da Castrioto nach Zweibrücken von Frankreich her kam, wo damals Cagliostro seine Rolle zu spielen begann."

So glaubwürdig auch die Aufklärungen im Berichte Herrn v. Hertzbergs zu sein schienen, so vermochten sie doch das Gefühl des Mitleids in meiner Seele nicht zu ersticken. Da ich Castrioto mittellos und nach der Erzählung des zurückgekehrten Kutschers krank in einer

[36]) Alexander Graf v. Cagliostro, eigentlich Joseph Balsamo, 1743 bis 1795, Abenteurer, Wundertäter und Schwindler. Durch seine Beziehungen zu Kardinal v. Rohan wurde er 1785 in die „Halsbandgeschichte" verwickelt, die ihm einen Aufenthalt in der Bastille eintrug. Die Inquisition verhängte über ihn wegen Ketzerei die Todesstrafe, die jedoch in lebenslängliche Haft verwandelt wurde. Dichterisch verwertet ist seine Figur in Schillers „Geisterseher" und Goethes „Großkophta". — Als Geburtsort Cagliostros wird Palermo bezeichnet; die Vermutung Hertzbergs mag also irrig sein.

Herberge zu Kaiserslautern wußte, schrieb ich an den Forstmeister Rettig, sich seiner anzunehmen, und erhielt einige Tage später die Nachricht, daß er dort nur eine Nacht zugebracht habe. Wahrscheinlich war er zu Fuß mit seinem Diener weitermarschiert, ohne daß man wußte, wohin. Kurz darauf las ich in einem aus Dürkheim datierten Zeitungsartikel, daß der berühmte Prinz Castrioto von Albanien auf der Straße zwischen Kaiserslautern und Frankenstein mitten im Walde gestorben und durch seinen treuen Diener an der Landstraße bestattet worden sei. Ich suchte mich über sein trauriges Ende zu trösten, als ich einen Brief erhielt, an dessen Adresse ich seine Hand erkannte. Ich war sehr angenehm überrascht, ihn von Mannheim datiert zu sehen, und nicht weniger erstaunt über den fröhlichen und übermütigen Ton. Mein Auferstandener spricht darin von der Schönheit und Regelmäßigkeit der Stadt, seinem Plan einer baldigen Rückkehr nach Zweibrücken, von Geld und vielen Effekten, die er aus seinem Vaterlande empfangen usw. und gibt als seine gewöhnliche Adresse Frankfurt am Main an.

Ich ließ jedoch diesen Brief des nunmehrigen Gabriell Galinatato sowie mehrere andere aus Frankfurt auf den Wunsch meiner Frau unbeantwortet. In dieser Stadt führte Castrioto einen sehr erbitterten Streit mit dem preußischen Geschäftsträger, der einige Einzelheiten über das Vorleben des vermeintlichen Prinzen verbreitet hatte. Der Gesandte beschwerte sich bei der Behörde, die, um ihm Genugtuung zu verschaffen, Castrioto zu verstehen gab, er solle die Stadt und ihr Territorium in aller Stille verlassen. Er reiste also ab, Gott weiß wohin, bis ich nach langer Zeit durch die „Kölner Zeitung" erfuhr, daß er in Amsterdam gefangen gehalten sei. Der Krieg, der zwischen Kaiser Josef und Holland wegen der freien Handelsschiffahrt auszubrechen drohte, und die berüchtigte Halsbandgeschichte, in die Cagliostro verwickelt und deswegen in Paris eingesperrt war, beschäftigten damals ganz Europa und verwischten die Spuren unseres Abenteurers vollständig. Nach unseren Erkundigungen ging es ihm seit dem Mißkredit Cagliostros sehr schlecht. Aus Furcht vor nahendem Elend faßte er den kühnen Plan, die Republik Holland zu hintergehen, die Kaiser Josef, wie schon erwähnt, mit einem Kriege bedrohte, der ihr Geschick entscheiden sollte. In dieser Notlage bot er der Republik einige tapfere Regimenter an, wenn sie ihm die nötigen Mittel dazu gäbe.

Alles schien aufs beste zu glücken, als der Kaufmann Gemelli im Prinzen von Albanien seinen „Öllieferanten" erkannte. Er deckte dies

der Republik auf und ließ ihn trotz heftigen Widerstandes verhaften. Um der sicheren Strafe zu entrinnen, verschaffte er sich durch seinen Wächter zwei Flaschen Wein, die er, offenbar um sich Mut zu machen, austrank. Er zerbrach eine der Flaschen und öffnete sich mit einem Glasscherben die Schlagadern an den Armen und Beinen. Man fand ihn tot auf, und die Briefe, die seine Betrügereien ans Tageslicht bringen sollten, trafen zu spät ein. Obgleich ich kein besseres Ende für diesen Menschen vorausgesehen hatte, packten mich doch Schrecken und Mitleid, denn die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm kamen mir in diesem Augenblicke wieder lebhaft in Erinnerung.

Graf v. Goertz verbrachte während seines Aufenthaltes in Zweibrücken seine Abende gewöhnlich bei Frau v. Cathcart,[37]) einer ebenso liebenswürdigen wie allverehrten Dame, in deren Hause die vornehmste Gesellschaft vom Hofe und aus der Stadt verkehrte. Als ich mich eines Abends etwas später bei ihr eingefunden hatte, sagte zu mir Herr v. Cathcart: „Wären Sie doch früher gekommen! Vor einer halben Stunde hätten Sie Graf Goertz einen charakteristischen Zug Ihres Apostels Jean Jacques erzählen hören, der beweist, daß er auch ein guter Prophet war. Zugleich wiederholte er mir mit den Worten des Grafen die Geschichte: „Sie wissen, daß ich mit der Erziehung des jungen Prinzen von . . . . .[38]) betraut war und ihn auf seiner Reise

[37]) Vgl. S. 319 Anm. 1.

[38]) Graf Johann Eustach Goertz (vgl. S. 350 Anm. 30) war seit 1762 Erzieher des Erbprinzen und späteren Großherzogs Karl August von Weimar gewesen, der seinen Vater bereits 1758 verloren hatte. Aus den „Denkwürdigkeiten“ (erster Teil, S. 11f.) erfahren wir, daß Graf Goertz im Jahre 1774 den Erbprinzen auf einer Reise an verschiedene Fürstenhöfe bis nach Paris begleitete und im Juni 1775 wieder nach Weimar zurückkehrte. „Aber nur wenige Tage nach der Zurückkunft von der Reise, und kaum drei Monate vor dem Regierungsantritt des Erbprinzen (3. September 1775), erteilte die Herzogin dem Grafen die Entlassung von seiner Stelle. Höchst unerwartet und schmerzlich fiel dieses dem Manne, der bisher nur Beweise von Beifall und Zutrauen erhalten hatte und es sich bewußt war, daß er solche verdient habe.“ Über die näheren Gründe dieses Abschiedes schweigen sich die „Denkwürdigkeiten“ aus. Graf Goertz blieb am Hofe von Weimar als Oberhofmeister der jungen Herzogin, legte jedoch diese Stellung schon im folgenden Jahre wieder nieder. Mannlich nennt den Namen des fürstlichen Zöglings des Grafen Goertz nicht; es ist aber wohl trotz der verschiedenen (absichtlichen?) Abweichungen von den historisch beglaubigten Tatsachen an den Erbprinzen Karl August, der später durch seinen Bund mit Goethe so berühmt geworden ist, zu denken.

durch Europa begleitete. Ich hatte unter sehr guten Eigenschaften bei meinem erlauchten Schüler einige Neigungen beobachtet, die bei Vernachlässigung zu einem Laster hätten ausarten können, und machte daher mehrere Versuche, dieses Übel mit der Wurzel auszurotten und im Keim zu ersticken, ohne jedoch, aus Furcht, meinen Schüler zur Verstellung zu verleiten, Gewalt anzuwenden. In Paris wollte ich unverzüglich den berühmten Jean Jacques Rousseau kennen lernen, von dessen Werken mir besonders sein »Emile« große Achtung und Vertrauen eingeflößt hatte. Ich besuchte ihn, ohne ihn jedoch zu treffen. Dies wiederholte ich sieben- bis achtmal. Immer vergeblich. Da ich stets meine Visitenkarte zurückgelassen hatte, war ich über seine Unnahbarkeit ungehalten und beklagte mich meinen Bekannten gegenüber. Diese fingen an zu lachen. »Sind Sie bei diesem Original mit dem Wagen vorgefahren?« »Ja.« »Haben Sie sich durch Ihren Lakai anmelden lassen?« »Ja.« »Dann freilich haben Sie es gerade verkehrt angestellt. Sie müssen selbst wie ein Lakai aussehen, im grauen Überrock zu Fuß kommen, unter dem Arm eine Rolle Musikalien, die Sie abzuschreiben haben. Verlangen Sie so Rousseau zu sprechen, so wird seine Tür, die so hartnäckig dem Grafen v. Goertz verschlossen blieb, sich für Sie auftun!« Ich befolgte also diesen Rat, und Mlle. Levasseur ließ mich eintreten. Nachdem ich meine Rolle auf den Tisch gelegt hatte, begann ich: »Mögen Sie, Herr Rousseau, aus meiner Verkleidung ersehen, wie sehr ich danach verlange, Sie über einen ungemein wichtigen Punkt zu befragen! Ich bin Graf v. Goertz« — bei diesem Worte starrte er mich an und nahm seine Mütze ab, die er trotz meiner Bitten beständig in seinen Händen hielt — und brachte dann mein Anliegen vor. Nachdem mich Jean Jacques geduldig angehört hatte, lautete seine ganze Antwort: »Herr Graf, Ihr Schüler ist ein Prinz?« »Ja.« »Nun gut, Sie werden nie etwas aus ihm machen. Verzeihen Sie, meine Zeit ist kostbar, ich habe viel zu tun.« Über Rousseau und seine Antwort ärgerlich, brach ich sogleich auf. Bald darauf starb der Vater meines Schülers. Untröstlich über diesen Verlust und angsterfüllt über die seiner harrenden Pflichten, beschwor mich der jugendliche Herrscher, ihn nicht zu verlassen, sein Freund und Richter zu sein und ihm niemals die eigenen Fehler zu verbergen. Ich versprach es ihm mit dem festen Entschlusse, treu mein Wort zu halten.

„Der Tod des Herzogs unterbrach den Plan des Prinzen, die verschiedenen Staaten Europas zu besuchen und verpflichtete ihn zur Rückkehr in die seinen. Gleich nach seiner Ankunft umgaben ihn Bittsteller, Schmeichler, Intriganten und Leute, die ihr Glück machen wollten, gleichviel durch welches Mittel. Ich kam meinem Versprechen nach, und während einiger Zeit ging alles gut, man hörte auf mich; aber bald wurde ich unbequem und schließlich so lästig, daß ich eines Abends auf meinem Tische einen, wenn auch sehr liebenswürdig abgefaßten Befehl vorfand, mich vom Hofe zurückzuziehen. Ich war bestürzt, aber in Erinnerung an die Prophezeiung Rousseaus rief ich laut aus: »Ach, göttlicher Jean Jacques!«"

Der Karlsberg bevölkerte sich im Laufe der Zeit immer mehr mit Leuten, deren der Herzog bedurfte, und die Bauten vergrößerten sich zusehends. Ein Flügel des Schlosses war vollendet, und das Stallgebäude mußte, wie ich vorausgesagt hatte, einem neuen weichen. Ich hatte also einen Stall für tausend Pferde und eine ungeheure Reitbahn zu ihrer Dressur und Bewegung zu bauen; Wohnungen für die Stallmeister, Pferdeknechte, Jäger, Köche und Diener; eine Orangerie mit Wohnung für die Kammerherren, Pagen, Offiziere, Ärzte, Kapläne und Gärtner; schließlich mußte eine ganze Stadt erstehen, um alle diejenigen zu beherbergen, deren der Herzog und sein Hof benötigten.

Zu meinem Unglücke erbaute ich auch ahnungslos eine Wohnung für mich, die mich von meiner guten Frau trennen und mich — allerdings nur ganz allmählich und unmerklich — aus meinem hübschen Häuschen in Zweibrücken verbannen sollte. Ich wiegte mich in der Hoffnung, daß der Herzog des Bauens endlich überdrüssig werden würde und ich in meinem lieben Heim still für mich bleiben könne. Wie sah ich mich aber in meiner Rechnung betrogen! Kasernen für sechshundert Gardisten und Wohnungen für die Offiziere mußten errichtet werden; ein Zwinger für tausend Hunde (von den Wölfen abgesehen), die Hirsch- und Wildschweinmeute, Hühner- und Spürhunde, kurz — ohne Übertreibung — für die Hunde aller Erdteile. Da das Hauptgebäude des ungeheuren Schlosses auf dem Karlsberg immer noch das alte Landhaus des Generals v. Closen bildete, das, trotzdem man es aufgebaut und außen verschönt hatte, den Charakter seiner ursprünglichen Bestimmung trug, beauftragte mich der Herzog mit der

Innenausschmückung, die prächtig und von ebenso erlesenem als eigenartigem Geschmacke sein sollte. Infolgedessen mußten für jeden Gegenstand Zeichnungen angefertigt werden, in vielen Fällen nach seinen eigenen Angaben: für die Damasttapeten, die in drei abstechenden Farben mit breiten Bordüren in Platt- und Goldstickerei gedacht waren, die Lehnstühle, Sessel, Parade- und Ruhebetten usw. All das wurde in Paris ausgeführt und hatte einen ungeheuren Kostenaufwand zur Folge.

Da ich als Kammerrat die Lage der Finanzen kannte, so sah ich noch rechtzeitig voraus, daß die Besoldungen bald nicht mehr ausgezahlt werden könnten. Ich folgte daher dem Rate meiner klarsehenden Frau und ließ mir vom Herzoge einen Teil meiner Bezüge in Getreide, Wein, Holz, Fischen usw. nach dem Kostenanschlag der Kammer umwandeln, deren Schätzungspreis nicht ein Drittel ihres Wertes betrug, kaufte Felder, einen großen, schönen Garten, Kühe, Schweine, Hühner und Enten, und nahm einfache Leute dazu in Dienst. Kurz, ich schuf mir ein kleines Ökonomiegut, das nicht nur mich und die Meinen im Überfluß ernährte, sondern mich sogar in den Stand setzte, mehr als die Hälfte zu verkaufen. Auf diese Weise kam ich den Drangsalen zuvor, die meine Kollegen in der Folge erlitten. Sie mußten ihre Gläubiger mit Anweisungen auf ihre Bezüge bezahlen, wodurch sie mehr als ein Drittel einbüßten, abgesehen von den schlechten Waren, mit denen sie sich begnügen mußten. Dieses Mittel und die Zinsen aus einigen Kapitalien halfen mir aus der Verlegenheit. Da ich außerdem zu meinem Vergnügen in einem an Wildbret überreichen Lande jagen durfte, lebte ich trotz dem großen Mangel an Geld in Überfluß. Obgleich ich mein Gehalt, das mir in klingender Münze ausgezahlt werden sollte, sieben Jahre lang nicht erhielt, so litt ich nicht die geringste Entbehrung. Ja, ich hatte zugleich ein ziemlich bedeutendes Guthaben angehäuft, das mir erst ausgezahlt wurde, als der Herzog eine Anleihe von sechs Millionen in Frankreich machte. Diese vermochte jedoch selbst im Verein mit den Einkünften seines Landes die Ausgaben nicht zu decken, die die Residenz und der asiatische Luxus des Karlsberges im Gefolge hatten.

Die Tage, die ich fern vom Karlsberg mit der Erledigung meiner schriftlichen Arbeiten verbrachte, waren natürlich erst recht Festtage für mich. Als ich eines Morgens in meinem Arbeitszimmer wieder

über meinen Rechnungen saß, vernahm ich in meinem Salon Schritte auf- und abgehen, ich kümmerte mich jedoch nicht weiter darum. Endlich öffnete sich meine Tür: es war der Herzog in Begleitung seines Ministers, der meine kleine Bildersammlung im Salon betrachtet hatte. „Er besitzt da," sagte er zu mir beim Eintreten, „sehr schöne Bilder, und man muß wirklich zugeben, daß sie den Beschauer aufs angenehmste anregen und erfreuen. Wisse Er, daß ich auch welche zu besitzen wünsche und gern mit den seinen den Anfang machen möchte." Wenn ich auch die Gemälde schon lange nicht mehr beachtet hatte, so waren sie mir doch sehr ans Herz gewachsen, weil sie schön waren und sich Erinnerungen an Rom, Florenz und Parma daran knüpften, und ich stammelte nur, daß alles, was mein sei, zu seiner vollen Verfügung stehe. „In diesem Falle", erwiderte er voll Freude, „werde ich sie noch heute holen lassen. Ich kann es nicht mehr erwarten, sie zu besitzen. Ich frage Ihn nicht nach dem Preise," fuhr er fort; „Esebeck hat bereits den Befehl, Ihm anzuweisen, was Er auch dafür verlangen möge. Lasse Er Seine Rechnungen liegen und komme Er morgen nach Karlsberg, um mir beim Anordnen der Bilder behilflich zu sein, die in den neuen Salon neben meinem Zimmer kommen sollen. Einstweilen nehme ich zwei kleine Stücke, die mir ganz außerordentlich gefallen, mit in meinem Wagen." Wir betraten nun meinen Salon; Herr v. Esebeck nahm die beiden Bilder von der Wand, und Serenissimus zählte sorgfältig alle übrigen, aus Furcht, ich möchte das eine oder andere aus Vorliebe für mich zurückbehalten.

Meine Frau, die den Herzog in das Haus hatte treten sehen, hatte sich aus Schüchternheit in dem Zimmer meiner Schwester verborgen. Nach seiner Abfahrt kam sie aus ihrem Verstecke, um zu erfahren, was sich begeben habe. Ich erzählte ihr den Handel mit unseren Bildern. Sie hatte keine Freude darüber und sagte schließlich, wie ich mir nach der ganzen Sachlage noch schmeicheln könne, daß man mir die Bilder bezahle. So nahmen wir uns denn vor, sie gegen eine lebenslängliche Rente zu verkaufen. Diese sollte auf uns beide geschrieben und in Colmar auf die Kasse von Lützelstein im Elsaß angewiesen und eingetragen werden, auf die der Herzog nicht so leicht einen Wechsel abgeben konnte, da sie unter der Oberhoheit Frankreichs stand. Auf diese Weise war ich sicher, jedes halbe Jahr den Betrag meiner Lebensrente einzustreichen, deren Fonds ich nun zu bestimmen hatte. Da ich

gegen meinen Gebieter ehrlich und uneigennützig sein wollte, so nahm ich mein Tagebuch, in dem ich den Preis der in Italien gekauften Bilder verbucht hatte, und jene von meiner Hand schätzte ich sehr niedrig ein. Aber trotzdem ergab sich ein Kapital von 10 000 Gulden. Am nächsten Tage überreichte ich dem Herzog meine spezifizierte Rechnung, nachdem ich seinen neuen Saal mit meinen Gemälden geschmückt hatte, und bat ihn um Gewährung einer lebenslänglichen Rente, die ich, da ich selbst noch jung und meine Frau dreizehn Jahre jünger als ich war, für uns beide auf fünfzig Louisdor festsetzte. Der Herzog, der mir vollkommen freie Hand gelassen hatte, war zufrieden damit und lobte meine Uneigennützigkeit mit dem Versprechen, mich eines Tages dafür zu belohnen.

Da sich (zu meinem Leidwesen) mein Porträt in Lebensgröße unter diesen Bildern befand, sagte zu mir der Herzog: „Nachdem Er in mir das Interesse für die Kunst geweckt hat, so soll dieses Zimmer von nun an »Salon Mannlich« genannt werden." Dieses Wahrzeichen der mir erwiesenen Gunst bestand einige Jahre, bis es der Kommissär der Nationalversammlung, Boutay, in mordbrennerischer Raserei unter feierlichen Zeremonien mit seinen Sansculottes in Brand steckte und auch das ganze Schloß, das er mit Stroh und anderen brennbaren Stoffen hatte anfüllen lassen, den Flammen preisgab. — Der Geschmack des Herzogs für die Malerei steigerte sich von Tag zu Tag. Infolgedessen ließ er auch jene Gemälde aus der Erbschaft des Herzogs Klemens von Bayern,[39]) die er in München zurückgelassen hatte, nach Zweibrücken kommen; desgleichen wünschte er sofort die Sammlung des Baudirektors v. Pigage, die er in Mannheim gesehen hatte, zu erwerben, deren Ankauf ich mit Herrn v. Creuzer (der auf Verwendung Frau v. Esebecks Präsident der Finanzkammer geworden war) besorgen sollte. Pigage zog gleich mir aus dem nämlichen Grunde eine Lebensrente vor, aber klüger als ich, schätzte er seine Bilder viel höher ein und faßte vor allem das persönliche Opfer ins Auge, das er brachte. Er verlangte 5000 Livres lebenslängliche Leibrente, ohne trotz unserer Bemühungen und schönen Phrasen auch nur einen Sou nachzulassen. Der Herzog gewährte sie ihm.

[39]) Klemens Franz de Paula von Bayern, 1722 bis 1770, seit 1742 vermählt mit Maria Anna (vgl. S. 350), Tochter des Pfalz-Sulzbachischen Erbprinzen Josef Karl Emanuel. — Über Pigage vgl. S. 100 Anm. 16 und S. 306.

Da nun Creuzer sah, daß sein Herr der Malerei besonders lebhaftes Interesse entgegenbrachte, wollte er sich auch nach dieser Seite hin angenehm machen. In der Erinnerung, sein Glück mit ausgegrabenen Tonscherben und Aschenurnen begonnen zu haben, suchte er es sich jetzt damit zu erhalten, daß er Agenten auf den Plan brachte, die Meisterwerke aller Art ans Tageslicht förderten. Indem er auf diese Weise der keimenden Leidenschaft des Fürsten schmeichelte, richtete er den ihm anvertrauten wichtigen Teil der Verwaltung vollends zugrunde. Man urteile indes nicht zu ungünstig über den Charakter des Herzogs und lege die Unbesonnenheit, mit der er sich leichter Dinge seinen Liebhabereien im allgemeinen hingab, nicht als Gefühllosigkeit, Leichtsinn und Grausamkeit gegen seine Untergebenen aus, denen man ihren Lohn nicht bezahlte. Man schmeichelte ihm und täuschte ihn dabei mit solcher Geschicklichkeit, daß auch jeder andere als er dadurch umgarnt worden wäre.

Abbé v. Salabert[40]) hatte vom Herzoge ein altes Haus in der Nähe der Stadt Homburg mit Stallungen, einem Garten und etwa zwanzig Morgen Wiesen zum Geschenk erhalten. Obgleich dieser Prälat in den freundschaftlichsten Beziehungen zur Gräfin v. der Leyen stand und seit mehreren Jahren in Blieskastel wohnte, so zog er doch die Gunst des Fürsten seiner Freiheit und die Sklaverei des Hoflebens dem ungestörten Genusse zarter Freundschaft vor. Er wurde dem Herzoge bald unentbehrlich, verbrachte seine ganze Zeit auf dem Karlsberg, und da er der geborene Hofmann war, so nahm er jede Liebhaberei seines Gebieters an oder heuchelte Teilnahme für sie. Er ließ sein altes Haus wieder herstellen und ein Hauptgebäude anfügen, mit großen und schönen Gemächern zum Empfange und zur Bewirtung des Hofes. Die Damasttapeten und Möbel wurden in Paris von den Arbeitern, die dem Herzoge lieferten, hergestellt. Er hütete sich indes wohl, sich der nämlichen Muster zu bedienen, um nicht das Mißfallen seines Herrn zu erregen. Der Garten wurde vergrößert und verschönert und die Wiesen in einen englischen Garten umgewandelt. All das leerte nicht nur die Börse des Abbés, sondern brachte ihn sogar in Schulden. Frau v. Esebeck und Creuzer bauten gleichfalls und schufen um die Wette schöne Gärten, wenn auch mit anderen Mitteln. Hatte ich mit großen

[40]) Vgl. S. 19 Anm. 15.

Kosten Schieferplatten, Bauholz und Bretter auf den Karlsberg hinaufgeschafft, so ließ während der Nacht der mit dem Bau beauftragte Werkmeister Schaefer wieder wegbringen, was er für die Bauten der Frau v. Esebeck und Creuzers brauchte; der letztere hieß dann als Finanzminister die Rechnungen gut, und alles war in Ordnung.

Der Artillerieleutnant Koetz benachrichtigte mich von diesem Treiben, wovon ich pflichtgemäß dem Herzoge Meldung erstattete, trotz der Gefahr, die ich solchen Gegnern gegenüber lief. Schaefer wurde entlassen, Koetz bekam die Verwaltung des Magazins, deren er sich als Ehrenmann entledigte. Man fand indes Mittel, dem Herzoge beizubringen, daß die Arbeiten nicht vorwärts gingen, Schaefer überall fehle, und ohne ihn das Gebäude nie fertig würde. Der Fürst, der in seinem Ungestüm nichts erwarten konnte, sagte eines Tages zu mir: „Schaefer ist ein Spitzbube, ich weiß es; aber er ist rührig. Rufe Er ihn zurück und lasse ihn überwachen!“ Er wurde wiedergerufen, aber jene, die ihn zu beaufsichtigen hatten, wurden, da sie den mächtigen Einfluß seiner Beschützer kannten, bald zu seinen Mitschuldigen, teilten den Gewinn mit ihm, und die nächtlichen Transporte kamen nach und nach wieder in Gang, trotz einer zweiten Anzeige meinerseits. Der Herzog, der lieber bestohlen sein als eine Woche länger warten wollte, sah über diesen Mißstand hinweg.

Meine gute, hübsche Frau ging der Stunde ihrer Mutterschaft entgegen. Schon seit längerer Zeit nannte mich der Herzog seinen Gevatter und gab mir damit zu verstehen, daß er der Pate meines Kindes werden wolle. Ich begab mich also sogleich nach dessen Geburt auf den Karlsberg, damit er ihm gnädigst seinen Namen geben möge. Zur Patin erwählte er die Herzogin, ja er führte mich sogar selbst zu ihr, die mir in gewohntem Wohlwollen die erbetene Gnade gewährte. Creuzer und seine Frau vertraten Ihre Hoheiten beim Taufakte, bei dem meine Tochter die Namen Karoline Amalie[41]) erhielt.

Nicht ohne Mühe und Schwierigkeit erlangte ich die Genehmigung für einen kurzen Aufenthalt in Zweibrücken, und ich wäre sicher nicht

[41]) Geboren 16. Februar 1784, gestorben 29. Juli 1830. Sie führte in späteren Jahren den Haushalt des Vaters. Das Grabmonument aus Bronze in den südlichen Arkaden des südlichen Friedhofes in München zeigt sie in wallendem Gewande auf einem Ruhebett schlafend, umrahmt von ihrem langen aufgelösten Haar.

so schnell zum Karlsberg zurückgekehrt, hätte mich nicht das Eintreffen der prachtvollen Möbel aus Paris dazu gezwungen. Unverhofft angekommene Kisten mit Bildern erforderten gleichfalls meine Anwesenheit und gaben mir für einige Tage zu schaffen.

Man machte am Hofe ein Geheimnis aus der um diese Zeit beabsichtigten Reise des Herzogs nach Mannheim, wo sich die Aussöhnung zwischen Onkel und Neffen vollziehen sollte. Karl Theodor hatte eine ziemlich heftige Auseinandersetzung mit den Ständen Bayerns gehabt, bei der die Bürgerschaft Münchens gegen den Fürsten Partei ergriff. Er drohte ihr, seine Residenz wieder nach Mannheim zu verlegen und reiste tatsächlich dahin ab. Nachdem durch den Frieden von Teschen[42]) die Meinungsverschiedenheiten der Höfe zu Wien und Berlin beigelegt worden waren, konnten die beiden Häupter des kurpfälzischen Hauses nichts Besseres tun, als sich ihrerseits zu verständigen und die gemeinsame Einbuße zu beklagen. Es wurde also eine Zusammenkunft in Mannheim vereinbart. Der Herzog hatte die Güte, mich bei dieser interessanten Reise in seinem Gefolge mitzunehmen. Leider war ich nicht Augenzeuge des ersten Zusammentreffens zwischen Onkel und Neffen. Bei der Ankunft des Herzogs war ihm, wie ich erfuhr, der Kurfürst entgegengegangen; sie umarmten sich zur Freude der guten Bürgerschaft und zum Leidwesen der Intriganten, die dieser Szene beiwohnten.

Meine Freunde konnte ich nur während der Mahlzeiten sehen, da ich vom Morgen bis zum Beginne des Theaters im Vorzimmer oder Kabinette des Herzogs zugegen sein mußte. Dabei bot sich mir Gelegenheit, die beflissensten unter den zahlreichen Höflingen kennen zu lernen. Der geduldigste war ein Prälat mit einem großen, goldenen

[42]) Vgl. S. 353. — Mannlich greift hier den Ereignissen vor. Wenn es auch bei dem gegenseitigen Mangel an Verständnis und Liebe niemals an Konflikten zwischen Karl Theodor und der Münchener Bevölkerung gefehlt hat und der Kurfürst im Sommer 1785 auf kurze Zeit nach Mannheim gereist ist, so gab doch erst eine besonders tiefgreifende Meinungsverschiedenheit und das wenig respektvolle Verhalten des Münchener Stadtmagistrats im Jahre 1788 dem Kurfürsten Veranlassung, mit der Verlegung seiner Residenz zu drohen. Karl Theodor reiste im Oktober 1788 mit seinen Garden und dem gesamten Hofstaate nach Mannheim ab und blieb dort bis zum Juni 1789. Die formelle Aussöhnung mit Karl August fand im Dezember 1788 statt.

Kreuz auf der Brust, von gewöhnlichem, wenig einnehmendem Äußeren. Er kam als erster und verließ als letzter die Ecke, in der er sich bescheiden hielt, ohne auch nur ein einziges Mal gerufen zu sein. Die Kavaliere schienen ihn alle zu meiden, bezeigten ihm aber doch große Zuvorkommenheit. Am Tage vor unserere Abreise vermochte das Vorzimmer die Schar der Hofleute nicht mehr zu fassen; sie standen sogar dicht gedrängt im Korridor und schnitten dadurch dem Herzog den gewohnten Rückzug durch die Hintertür ab. Dieser glaubte sich übrigens diesen so beflissenen Leuten noch einmal zeigen zu müssen. Die beiden Flügeltüren öffneten sich: von einigen Personen seines Gefolges (unter denen ich mich befand) umgeben, schritt er heraus und sah sich inmitten des vornehmen Gepränges der kurpfälzischen Edelleute. Kaum hatte er ein paar Worte mit Baron Hacke gewechselt, als sich der schüchterne Prälat einen Weg durch die Menge brach und untertänig vor den Herzog trat. Dieser grüßte ihn tiefer als die übrigen, ließ ihn aber nicht zum ersten Worte seiner Ansprache kommen. „Ist es heute kalt?“ fragte er; „es scheint mir besonders rauh zu sein.“ Ohne jedoch die Antwort abzuwarten, entfernte er sich. Da ihm aber beim nächsten Schritte der Kurfürst entgegenkam, um seinen Abschiedsbesuch abzustatten, zogen sich die beiden Herrscher wieder zurück. Darauf tiefe Stille im Vorzimmer.

Der Prälat näherte sich mir mit zerknirschter Miene: „Sie haben gesehen, daß Seine Durchlaucht der Herzog meine ehrfurchtsvolle, aufrichtige Huldigung mit einer Kälte und Verachtung entgegengenommen hat, die mir das Herz verwunden. Er sieht ebenso wie sein Durchlauchtigster Bruder in mir einen der Urheber des Zwiespaltes im kurpfälzischen Hause. Man tut mir aber Unrecht. Gott der Barmherzige weiß es! Seinem Dienste geweiht, darf ich nur den Frieden und die Nächstenliebe predigen; die Dinge der Welt, Politik und Kabinettsgeheimnisse gehören nicht in mein Bereich. Mit ihnen habe ich mich nur so weit beschäftigt, als es mir die heilige Moral der Religion zur Pflicht machte. Sie mögen daraus ersehen, wie mich die furchtbare Verleumdung schmerzen muß, die mich bei Seiner Durchlaucht anzuschwärzen gewagt hat. Doch hoffe ich, noch einen wohldenkenden Beschützer zu finden, mit dessen Hilfe ich diesem Fürsten meine Unschuld und Ergebung beweisen kann.“ Während ich nach einer Antwort suchte, taten sich die beiden Türflügel geräuschvoll auf: der Kurfürst

und der Herzog traten heraus, und ich ließ meinen Prälaten stehen, um mich dem Gefolge anzuschließen. „Wissen Sie," fragte mich unterwegs Baron Hacke, „wer der Geistliche war, der Sie einzusalben versucht hat?" „Nein." „Es war der berühmte Pater Frank.[43]) Mißtrauen Sie diesem Heuchler, der unter der Maske seiner einfältigen Miene List und Bosheit verbirgt. Der kluge Karl Theodor hat sich von diesem Menschen, der sein Berater ist, umgarnen lassen. Die Folge davon ist ein ganz merkwürdiger Handel zwischen den beiden: ersterer überläßt ihm zuweilen die Geschäfte dieser Welt, und als Gegenleistung sorgt letzterer für ihn im Himmel."

Tags darauf — es war der 2. oder 3. Januar 1785 — fuhren wir vor Tagesanbruch nach Zweibrücken zurück und saßen am Abend wieder in unseren Zimmern auf dem Karlsberg.

Im Laufe dieses Jahres wurden die angefangenen Neubauten vollendet. Von schmuckem Aussehen, in gerader Linie auf dem Plateau des Berges stehend, boten sie von der Homburger Ebene aus das Bild einer ganz ansehnlichen Stadt, deren Umfang im Jahre darauf noch durch eine Kaserne für 1400 Mann und ein großes, schönes Wohnhaus für die Offiziere erweitert wurde.

Die Liebhaberei für die schönen Künste, die ich beim Herzoge geweckt hatte, steigerte sich bald bis zur Leidenschaft, die seine früheren Neigungen, wenn auch nicht vollends verdrängte, so doch zum mindesten sehr merklich abschwächte. Der Pferdestall und der Hundezwinger wurden vernachlässigt. Es erfuhr der Bestand an Tieren keinerlei Einschränkung, aber man unterließ es doch, zu ihrer Ergänzung Stallmeister und Agenten nach England und in der Welt umherzuschicken. Aber die neue Geschmacksrichtung verursachte weitere Ausgaben, während die alten fortbestanden. Das bedauerte ich, und eines Tages fand ich den Mut, dies dem Herzoge offen zu bekennen. Ohne mir diese freie Meinungsäußerung über das zu verübeln, was nicht meine Sache war, antwortete er mir: „Er hat freilich recht, aber da ich vielleicht wieder einmal Gefallen an dem finden werde, was Er mir aufzugeben rät, will ich inzwischen schon lieber alles so lassen, wie es jetzt ist. Der Fehler, den ich hinsichtlich der Bilder meines verstorbenen

[43]) Der badische Exjesuit Ignaz Frank, 1725 bis 1795, war Hofprediger und Beichtvater des Kurfürsten Karl Theodor, der sich zu seinem größten Nachteile von ihm leiten ließ.

Onkel Klemens begangen habe, und den ich mir nie vergeben kann, macht mich vorsichtig.

Obgleich unsere Finanzen durch solche Neuausgaben mehr und mehr erschüttert wurden, so glaube ich trotzdem, daß gerade diese dem Herzoge und besonders seinem Nachfolger einen großen Dienst erwiesen haben. Diejenigen Personen, die die Gelder des Fürsten sich anzueignen wußten und vergeudeten, sahen sich durch die Art und Weise, wie er sie selbst verausgabte, in ihrem Treiben behindert. Er leerte die Kassen, um seine eigene Schatulle zu füllen, für die er selbst und sein Lieblingsjäger Schügens den Schlüssel besaßen. Diese aber erlitt nur tiefe Eingriffe für den Ankauf von Bildern, die heute noch in unserem Besitze sind und zum größten Teil zu so vernünftigen Preisen erworben wurden, daß man beim Wiederverkauf nach jetzigem Kunstwert hundert, zuweilen vierhundert Prozent gewinnen würde. Alle Gemächer und Vorzimmer hatten sich mit Bildern angefüllt. Das war unseren Hofleuten und Dienern unbequem und brachte ihnen oft Zurechtweisungen ein. Denn wenn irgend jemand seinen Lehnstuhl nur ein wenig zu nahe an die Mauer rückte, so rief man ihm zu: „Obacht auf die Bilder!“ Schließlich wurde ich mit dem Bau einer Galerie beauftragt, den ich Mitte Februar begann. Im August war sie zur großen Zufriedenheit des Herzogs und auch seines ganzen Hofes vollendet, der, obgleich er sie nicht zu betreten wagte, wenigstens die Bilder los war und sich von nun an frei in den Vorzimmern bewegen konnte.

Die Mauern waren mit Brettern verschalt, und diese mit grünem, von Arabesken durchzogenem Damast bespannt, der nach meinen Skizzen in Lyon angefertigt wurde. Zwanzig schöne Kristallüster hingen von der Decke hernieder, und zwischen je zweien lehnten sich an die Wände Nipptischchen aus vergoldeter Bronze mit sechsarmigen Leuchtern. Hundertundvier Lehnstühle aus vergoldetem Holz, eine Art kurulischer Sessel, von dem gleichen Damast wie die Wände bezogen und mit Goldfransen behangen, bildeten die Einrichtung dieses geräumigen Saales, der, an hundert Fuß lang, in eine offene, durch eine Kolonnade abgeschlossene Rotunde auslief. Von der Mitte des Saales aus trat man in einen kleinen, reich ausgestatteten Pavillon mit einer anstoßenden Bibliothek kunstgeschichtlicher Werke. Tag und Nacht wurde gearbeitet, und der Herzog sah in seiner Ungeduld wohl zwanzigmal des Tages nach. Als man endlich so weit war, daß die

Bilder angehängt werden konnten, verließ er kaum mehr den Saal, stand selbst während der Nacht drei- bis viermal auf und erschien im Schlafrock, um sich vom Fortgange der Arbeiten zu überzeugen.

Obgleich ich nicht wie die mit dem Aufhängen der Bilder beschäftigten Diener des Herzogs die ganze Nacht blieb, so ermüdeten mich doch die Arbeit und die Nachtwachen sehr. Ich brauchte Ruhe, und mein Freund Rosé verordnete mir zur Kur das Wasser von Birkenfeld. Der Herzog war von seiner Galerie so befriedigt, daß er mir schließlich einen Erholungsurlaub bei Abbé Salabert in Homburg bewilligte. Der Prälat hatte mich oft eingeladen, einige Wochen in seinem schönen Hause zu verbringen, für das ich ebenso wie für den Garten den Plan entworfen hatte. Noch am gleichen Abend fuhr ich mit ihm nach Homburg, und in aller Frühe des folgenden Tages holte ein Wagen meine Frau und mein Töchterchen. Es herrschte das prächtigste Wetter; frei von jedem Zwang fühlte ich mich am Ziele meiner Wünsche.

Salabert war zu sehr für die Ehre, allein die Privatgesellschaft des Herzogs zu bilden, empfänglich, um ihr nicht täglich alle Süßigkeiten seiner unabhängigen, behaglichen und sorgenfreien Stellung zu opfern. Morgens, wenn wir das Frühstück in einem der Gartenpavillons gemeinsam eingenommen hatten, verließ er uns zu seinem eigenen Bedauern, um nach dem Karlsberg zu fahren. Dort hatte er die Ehre, der Schatten des Herzogs zu sein: mußte spazieren gehen, wenn er gern ausgeruht, und stehen bleiben, wenn er sich gern gesetzt hätte, kurz, den ganzen Tag über das tun, was er nicht wollte, ohne jedoch den Mut zur Äußerung des kleinsten gegenteiligen Wunsches zu haben. Während seiner Abwesenheit war ich der unumschränkte Herrscher auf seiner schönen Besitzung. Abends spielte der Abbé gewöhnlich mit dem Herzog bei Frau v. Esebeck, so daß er nach Hause kam, wenn wir schon zu Bette lagen. Um sechs Uhr morgens erwartete er mich in seinem herrlichen Garten, in welchem er bereits eine Stunde spazieren gegangen war. Wir schmiedeten zusammen Pläne für dessen Ausgestaltung und steckten die Plätze für exotische und seltene Bäume ab, die im Herbst gepflanzt werden sollten. Abbé v. Salabert bezog aus seiner Abtei Tholey eine Rente von dreißigtausend Livres; als Erzieher der Prinzen von Pfalz-Zweibrücken war er außerdem im Genusse einer Pension von zweitausend Livres aus den elsässischen Besitzungen. Er war jung, heiter, liebenswürdig, beneidete keinen Men-

schen, da er in der Illusion lebte, daß das, was er besitze, wertvoller sei, als alles andere zusammen, was ihm nicht gehörte. Alles war glücklich und frei bei ihm. Die chinesischen Fasane folgten uns beim Spaziergange und ließen sich oft auf den Bänken neben uns nieder. Die Störche stolzierten gravitätisch um uns her auf der Wiese; die wilden Enten empfingen uns auf ihren Wassertümpeln lustig mit ihrem Geschnatter, und sogar die schönen Karpfen strichen auf unseren Pfiff über die Wasserfläche, um nach den Brotkrümchen zu haschen. Die Vegetation war prächtig; Magnolienbäume und Platanen spendeten kühlen Schatten, in dem ich meine tägliche Siesta hielt. Mehrere Kaskaden rauschten über fünf Fuß hohe Felsen hernieder.

Nach Beendigung meiner Wasserkur nahmen wir von unserem Gastgeber Abschied und kehrten in unser Heim nach Zweibrücken zurück. Der Herzog erwähnte bei meiner Ankunft seiner Galerie mit keiner Silbe. Er allein besaß den Schlüssel und das ausschließliche Benutzungsrecht. Niemand konnte sie besuchen, selbst ich nicht. Diese Eigenheit wunderte mich indes nicht, da auch der erste Stallmeister, Strubberg, niemals die Stallungen ohne ausdrückliche Erlaubnis zu betreten wagte.

Creuzer war nach Böhmen zum Besuche der Schlösser und Besitzungen gesandt worden, die die Zweibrücker Linie von Herzog Klemens von Bayern[44]) geerbt hatte. Er machte seine Sache so gut, daß er den Auftrag erhielt, sie ihrer Gemälde, des Silberzeugs, der Möbel und Wäsche zu berauben. Von all dem schickte er jedoch nur das, was er nicht für sich behalten wollte, und kehrte mit den Beutestücken dieser Expedition beladen wieder zurück. Er war aber unvorsichtig genug, den Gewinn nicht mit der Obersthofmeisterin zu teilen, die ihm in der Meinung, daß er sein Talent zu ihrem Nutzen betätigen würde, zu so hoher Stellung verholfen hatte. Jetzt heimste er aber für eigene Rechnung ein, wie die Ameise, der die Flügel gewachsen sind. Frau v. Esebeck, dadurch aufs äußerste verletzt, ließ einige Bemerkungen fallen, die, ohne etwas Bestimmtes zu behaupten, imstande waren, bei einem so mißtrauischen Menschen wie dem Herzog Verdacht zu erregen. Ihre Brüder und die anderen Höflinge, Salabert nicht ausgenommen, wiederholten, auf die Gunst, das Vermögen und den großen Luxus

[44]) Vgl. S. 368 Anm. 39.

des Finanzministers eifersüchtig, diese ihre Bemerkungen und überboten sie, wenn auch ohne Wirkung.

Creuzer hatte es verstanden, sich dem Herzoge unentbehrlich zu machen, indem er allen seinen Neigungen schmeichelte und Rechnung trug. Einige Millionen Schulden mehr oder weniger waren belanglos im Vergleich zu der in Aussicht stehenden ungeheuren Erbschaft, die mit jedem Tage näher kam. Es verlohnte sich nicht der Mühe, ihretwegen augenblicklichen Genüssen zu entsagen. Die vagen Bemerkungen gegen Creuzer schmälerten ihm wohl ein wenig die Gunst und das Vertrauen des Herzogs, aber sie brachten ihn nicht um Amt und Würde. Er fuhr fort, Gemälde, Stiche, naturgeschichtliche Gegenstände, Medaillen, Tabakpfeifen, Tiere und Vögel aus aller Herren Länder kommen zu lassen. Um so großen Ausgaben gewachsen zu sein, leerte er alle Kassen, sogar die der Witwen und Waisen, und als dies nicht mehr genügte, bezahlte er die einen mit Versprechungen und die Ungläubigen mit lebenslänglichen Pensionen. An Bildern und Stichen kaufte der Herzog nichts, ohne mich vorher befragt zu haben, an mir lag es, die Wahl zu treffen; aus diesem Grunde nannte er mich sein „Auge". Er handelte sie selbst aus und gab dafür kaum mehr, als wie ich sie eingeschätzt hatte. Zuweilen erwarb er sie sogar noch billiger, und wenn er auch das Geld nicht achtete, so freute er sich doch immer, unter dem Werte gekauft zu haben. Sein Lieblingsjäger Schügens zahlte sie bar aus und legte die Quittung des Händlers an die Stelle des Geldes.

Creuzer war aber bald, wie man zu sagen pflegt, am Ende seines Lateins: er hatte alle Mittel erschöpft. Es blieb ihm nur noch eins: der Verkauf unserer schönen Besitzungen in Böhmen. Daß er sich dazu die Stimme der Frau v. Esebeck sichern müsse, durch die er natürlich diejenigen aller unserer Hofleute gewinnen würde, dessen war er sich wohl bewußt. Er trat nun mit dem Prinzen von Waldeck[45]) in

[45]) Christian August, Prinz zu Waldeck, 1744 bis 1798, k. k. General der Kavallerie. 1768 wurde er Oberstleutnant im 2. Dragoner-Regiment und 1789 Feldmarschall-Leutnant. Bei der Beschießung von Thionville am 6. September 1792 tat er sich besonders hervor und verlor den linken Arm durch eine sechzehnpfündige Kugel. Dann beteiligte er sich ruhmvoll beim Kampfe der österreichisch-preußischen Rheinarmee. 1794 wurde er General der Kavallerie und 1796 nach Lissabon zur Organisation der portugiesischen Truppen berufen.

Unterhandlung, einem apanagierten Fürsten, General in kaiserlichen Diensten. Diesen veranlaßte er zu einem persönlichen Erscheinen zur Unterbreitung des Vorschlages, den er befürworten würde und durch andere unterstützen ließe. Die Angelegenheit wurde bald entschieden, denn der geheime Artikel des Vertrages versprach 100 000 Gulden Frau v. Esebeck und 50 000 Gulden Herrn Creuzer, wenn sie vom Herzog die Bestätigung dieses unter sich vereinbarten Abkommens erlangen könnten, Summen, für die der Prinz inzwischen Sicherheit gewährleisten und sich zu ihrer Auszahlung verpflichten würde, sobald er in den rechtmäßigen Besitz der Gesamtheit der erwähnten Güter gelangt wäre.

Man fand und bekannte auch offen, daß diese böhmischen Besitzungen für das kurpfälzische Haus lästig wären, weil sie es in die Abhängigkeit von Österreich, seinem natürlichen Feinde, brächten; sie befänden sich in sehr schlechtem Zustande, und die Instandsetzung würde Millionen kosten; die Gehälter des zahlreichen dort wohnenden Personals würden zwei Drittel des Ertrages aufzehren, und im übrigen dürfe man es bei dem gegenwärtigen Bedürfnis an Geldmitteln nicht so genau nehmen, da es sich jetzt einzig und allein darum handle, die Notlage fernzuhalten und Zeit zu gewinnen, was für das Haus von Zweibrücken alles bedeute. Diese Meinung wurde wenigstens scheinbar von allen unseren Politikern am Hofe geteilt. Unsere alten Räte der Finanzkammer dachten freilich ganz anders, aber sie wurden nicht befragt.

Der Herzog wachte im allgemeinen so eifersüchtig über seine Macht, daß er alle Chefs der verschiedenen Abteilungen beengte, in der Furcht, sie könnten anderer Meinung sein oder irgend etwas ohne sein Wissen gegen seine Absicht anordnen. Aus diesem Grunde durfte ich die Galerie und der Stallmeister die Stallungen ohne seine Erlaubnis nicht betreten. Diese Unruhe in seiner Vorsicht erstreckte sich auf alle Zweige der Verwaltung; der Justiz allein ließ er freien Lauf und behielt sich nur das Recht der Begnadigung vor oder die Gewährung von Aufschub an sonst ehrliche Schuldner, die von hartherzigen Gläubigern bedrängt wurden. Ich erinnere mich nicht, daß er während der zwanzig Jahre seiner Regierung ein einziges Todesurteil unterzeichnet hat. Unsere Gefängnisse waren überfüllt von Verbrechern, die die Todesstrafe verdient hatten, aber zu lebenslänglicher Fronarbeit verurteilt

waren. Diese Milde, die für das gute Herz des Fürsten spricht, sollte indessen verhängnisvolle Folgen für uns nach sich ziehen. Als die Franzosen im Jahre 1793 unsere Gefängnisse aufbrachen und mit offenen Armen ihre Brüder, die angeblichen Opfer der Tyrannei, begrüßten, schwebten diese gewissermaßen über unseren Häuptern wie Geier, die nach ihrer Beute spähen. Wehe demjenigen, gegen den sie irgend eine Klage hatten! Einer der Schuldigsten, der indes nicht ohne Begabung war, wurde sogar Kommissär und übte im Namen der Republik mit aufgepflanztem Bajonett sein ehemaliges Handwerk aus, das er vorher nur in den Hohlwegen unserer Wälder und der Dunkelheit der Nacht zu betätigen wagte.

Die Geschäfte mit dem Prinzen von Waldeck waren bald abgeschlossen, und so reiste er mit allen Schriftstücken, die ihm das Eigentumsrecht unserer böhmischen Besitzungen sicherten, wieder nach Wien ab. Er hatte sich zur Abzahlung von je einer Million zu bestimmten Terminen verpflichtet. Aber dieser apanagierte Prinz, der nämliche, der einige Jahre später bei der Belagerung von Thionville einen Arm verlor, verfügte nicht über einen einzigen Heller, um seiner Verpflichtung nachzukommen. Infolgedessen belegte er einen Teil dieser Güter mit Hypotheken, verkaufte einen anderen und bezahlte beim ersten fälligen Termin. Er hatte damit gerechnet, es bei jedem Ziele ebenso zu machen und schließlich die herrlichen Wälder abzuholzen, um das letzte zu erreichen, worauf ihm immer noch eine sehr schöne Besitzung übrig bleiben würde.

Kaum hatte er den Weg nach Wien eingeschlagen, als unser kleiner Prinz[46]) erkrankte. Anfangs war es nur Fieber, das dementsprechend behandelt wurde; aber plötzlich fiel der kleine Patient in Konvulsionen und starb in diesem Zustande am dritten Tage. Der Herzog, und vor allem unsere verehrte Herzogin, desgleichen alle, die den liebenswerten Prinzen gekannt hatten, waren über diesen Verlust untröstlich. Unsere guten Zweibrücker, die mit dem Verkaufe unserer böhmischen Besitzungen nicht zufrieden waren, beschuldigten den Prinzen von Waldeck, ihn vergiftet zu haben, da es ihnen unfaßlich schien, wie ein junger Prinz unter den Händen so tüchtiger Ärzte eines natürlichen Todes sterben könne. Ich habe oft seinen Unterrichtsstunden beigewohnt, mit denen man ihn den ganzen Tag über abquälte. Er war eines der

[46]) Vgl. S. 130 Anm. 5.

frühreifen Genies und für sein Alter in jedem Fache viel zu weit voraus. Die Eitelkeit seiner Lehrer, die sich alle in ihrem Schüler selbst übertreffen wollten, übertriebene Lernbegierde, sitzende Lebensweise und zu geringe Bewegung in frischer Luft schwächten seinen Körper bei der zu raschen Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten. Die Natur, die bei allen unseren Versündigungen an ihr immer ihren Weg geht, zehrte den Rest der ihm gebliebenen Kraft vollends auf, indem sie ihn mit einem Male kurz vor Beginn des Fiebers erstaunlich hatte wachsen lassen. Dies ist nach meiner Ansicht die Ursache seines frühen Todes.

Dieses traurige Ereignis hatte manche Wandlung in den Lebensgewohnheiten unseres Hofes zur Folge. Die Hoftafel wurde aufgehoben, der Herzog speiste allein auf seinem Zimmer, und die Herzogin begab sich schon am Morgen nach ihrem Landhause, der Fasanerie, wo sie den Tag mit ihren Damen und Kämmerern verbrachte. Frau v. Esebeck hielt einen kleinen Hof in ihrem schönen Hause zu Homburg. Abbé Salabert blieb der einzige Gesellschafter des Herzogs in seiner Zurückgezogenheit. Die Zeit allein vermag den Schmerz über den Verlust eines geliebten Wesens zu heilen. Der Herzog suchte sein Leid zu vergessen, indem er sich mehr als bisher dem Genusse der schönen Künste hingab. Er besuchte täglich seine Galerie und verweilte dort geraume Zeit. Da er die Namen aller Meister nicht im Gedächtnis behielt, so sollte ich einen beschreibenden Gemäldekatalog anfertigen. Schon am Morgen des nächsten Tages schrieb sein Sekretär Schmalz nach meinem Diktat. Jedes Bild mußte erklärt werden. Die Niederschrift dieses Kataloges war um so ermüdender, als der Herzog keinen Augenblick von unserer Seite wich und mich nach der Bedeutung jedes technischen Ausdruckes fragte. Diese Arbeit, die er seinen Unterrichtskursus nannte, fand so sehr seinen Gefallen, daß er sich in der Galerie selbst sein Diner zu drei Gedecken servieren ließ und mich einlud, daran teilzunehmen.

Da war ich nun zu diesem hohen Grade der Gunst gelangt, dem alleinigen Ziele des Ehrgeizes, der Sehnsucht und des Neides unserer Höflinge: in die unmittelbare Nähe Seiner Durchlaucht des Serenissimus zugelassen zu sein, bildete nach ihrer Ansicht den ersten Schritt zu den größten Würden und Reichtümern. Mir persönlich war diese Gunst wie im Traum ohne mein Zutun in den Schoß gefallen. Der

Herzog war sehr gesprächig und guter Dinge, man tauschte Jugenderinnerungen aus, und das Diner verlief aufs heiterste. Nach dem Kaffee fanden wir vor der Kolonnade der Galerie im Garten einen mit vier Pferden bespannten sogenannten Wurstwagen[47]) bereit stehen. Der Herzog brachte uns zur Karlslust, die ich zum ersten Male sah, obgleich ich an den Plänen für die verschiedenen Gebäulichkeiten gearbeitet hatte. Ich war überrascht von der Schönheit dieses Fleckchens Erde, das weltverloren mitten in einem herrlichen Walde lag, umgeben von Höhenzügen, düsteren und wilden Tälern, durchrieselt von zahlreichen sprudelnden Quellen; vor den Gebäuden dehnte sich eine fruchtbare, wohlbebaute Ebene in weite Fernen aus. Eine Schar von Pfauen, Silber- und Goldfasanen, solchen mit Federkragen und den gewöhnlichen chinesischen, halbwilden Hennen, die auf den Bäumen des Waldes saßen und übernachteten, flatterten uns entgegen und umringten uns, bevor wir den eingezäunten Tierpark betraten.

Leider konnte ich nicht nach Herzenslust von einem Käfig zum anderen wandern, um die vielen seltenen Tiere zu betrachten. Aus einem der Pavillons hatte man einen Lehnstuhl für den Herzog gebracht; Salabert und ich standen länger als eine Stunde neben ihm, ohne uns von der Stelle zu rühren. Der Fasanenwärter streute Futter zu Füßen des Herzogs und lockte die Vögel an, die nun in großer Menge herbeiflogen. Da sah ich Tauben jeder Gattung, Hühner, Enten, Gänse, Fasane, Perlhühner, Trappen, Zwergtrappen, Kasuars. Die Pelikane, Möwen und Reiher wurden mit Fischen gefüttert. Ein Pelikan war sehr zutunlich mit mir und lehnte seinen Kopf an meine Brust, als verlange er nach Liebkosungen. Sein ungeheurer Schnabel lud mich zwar nicht allzu sehr dazu ein, da er sich aber ruhig verhielt und keinerlei feindselige Absicht verriet, kraute ich seinen Kopf. Dem Vogel behagte dies, und er schien es sogar zu erwidern, indem er sich fester an mich anschmiegte und die Augen aus Wohlbehagen schloß. Überrascht von dieser Vertraulichkeit befahl der Herzog Salabert, ihn ebenso zu streicheln. Aber kaum war er in seiner Nähe, als ihm der Vogel seinen Schnabel zeigte, sich auf ihn stürzte und ihn sogar einige Schritte weit verfolgte. Dann kam er wieder zu mir und nahm die gleiche Stellung ein.

[47]) D. i. ein langer, schmaler Jagdwagen.

Das war hinreichend, um in dem Herzog den Verdacht zu erregen, daß ich bereits mehrmals ohne sein Wissen und verstohlen seinen Tierpark besucht habe, was in seinen Augen ein Majestätsverbrechen gewesen wäre. Infolgedessen wurden der Fasanenwärter, seine Söhne und Burschen insgesamt befragt, ob sie mich kennten, wie oft sie mich in der Karlslust gesehen und warum mir der Pelikan so zugetan wäre. Sie versicherten, mich noch nie gesehen zu haben, wohl habe aber der Sohn des Händlers, der den letzten Transport besorgt habe, meine Figur gehabt und ein ähnliches Kleid wie ich getragen. Ohne zu sehr von der Wahrheit dieser Antworten überzeugt zu sein, hob der Herzog die Sitzung auf und zeigte uns nichts mehr. Er hatte es zu eilig, mich an seinem Katalog arbeiten zu sehen, und so gingen wir wieder durch den schönen und ausgedehnten Garten zurück, wobei wir keinem Menschen begegneten. Wir sahen nur Vögel und einige Papageien, die uns von den Bäumen herab „Guten Morgen, Margot!" oder „Küssen Sie Käthe!" zuriefen. Es war niemand gestattet, den Garten zu betreten, und zu gewissen Tageszeiten waren auch die Gärtner und Arbeiter daraus verbannt.

Um 9 Uhr abends, nach Beendigung der Arbeiten am Katalog, griff ich ohne weitere Aufforderung nach meinem Hut, um mit meinem Freund Rosé zu Abend zu essen. „Wohin will Er gehen?", fragte mich der Herzog. „Zu Rosé, denn wenn ich abends nicht ein wenig esse, kann ich keinen Schlaf finden." „Ich für meine Person esse niemals zu Abend", erwiderte er, „aber daran soll es nicht fehlen; Er wird hier ein besseres Souper als bei Rosé finden." Man stellte sogleich ein kleines Tischchen für mich bereit, und ich mußte mehr essen, als ich wollte. Um 10 Uhr erbat sich Salabert die Erlaubnis, nach Homburg zurückkehren zu dürfen. Als ich mit dem Herzoge allein war, mußte ich ihm auf mein Ehrenwort versprechen, eine Frage, die er an mich richten wolle, wahrheitsgetreu zu beantworten. „Hat Er heute meinen Tierpark zum erstenmal gesehen?" „Ja, Durchlaucht, zum erstenmal in meinem Leben." „Seine Vertraulichkeit mit meinem Pelikan jedoch hätte mich das Gegenteil glauben lassen." „Sie hat mich selbst überrascht, denn unsere Bekanntschaft datiert erst seit heute, wo ich sie unter Euren Augen machte."

Der Herzog mußte darüber lachen. „Nicht Seinetwegen", fuhr er fort, „will ich die Wahrheit in dieser Sache erfahren, denn ich habe

mir vorgenommen, Ihm alles zu zeigen. Aber ich habe verboten, irgend jemand Zutritt zu geſtatten und laſſe mir über die berichten, die ohne mein Wiſſen einzudringen ſuchen. Denn ich beanſpruche, daß man mir gehorcht, wenn ich etwas befehle.“ Mit dieſen Worten hieß er mich mit ihm in das Manſardenzimmer ſteigen, wo er neben Frau v. Eſebeck wohnte, ließ ſich auskleiden und verabſchiedete mich erſt dann, als er zu Bette lag.

Am nächſten Tage um 8 Uhr überreichte mir der Kammerdiener Gemminger im Auftrage Seiner Durchlaucht des Sereniſſimus ein Brötchen ohne Kruſte zu meinem Frühſtück, mit dem Befehl, mich gegen 9 Uhr bei ihm einzufinden. Der Hofbäcker lieferte täglich nur zwölf derſelben aus einem ganz beſonderen Mehle, das weiß wie Schnee war. Ich wußte durch Salabert, daß dies als Beweis außerordentlicher Huld galt: ein Läufer hatte ihm einmal während meines Aufenthaltes in Homburg ein ſolches überbracht. Er war entzückt davon, ließ mich ein kleines Stückchen koſten und reichte es mir dar, als wäre es geweihtes Brot. So konnte ich wohl daraus erſehen, wie ſehr meine Aktien geſtiegen waren. Um 9 Uhr fand ich den Herzog mit ſeiner Gemahlin beim Frühſtück, die mich mit der größten Güte empfing. Sie erſchien ſehr erfreut darüber, daß mich ihr Gatte in ſeine nächſte Umgebung gezogen hatte, da ihn Frau v. Eſebeck beſtändig auf jede mögliche Weiſe mit ihren Kreaturen zu umgeben ſuchte, zu denen ich, wie ſie wohl wußte, nicht zählte. Die Durchlauchtigſten Herrſchaften bedienten ſich der gleichen Brötchen. Dann begann meine Arbeit in der Galerie.

Salabert traf mittags ein, und gleich nach dem Kaffee führte uns der Herzog wieder nach der Karlsluſt, wo ich den Reſt ſeines prächtigen Tierparks ſah.[48]) Viele einſtöckige Häuschen, durch Gitter voneinander getrennt, ſtanden in gerader Reihe vor uns. Ihre geräumigen Einfriedungen, von breitem Waſſerlauf durchzogen, verloren ſich in einem ſchönen Buchenwald, und über ihnen ſpannte ſich ein elf Fuß hohes Netz aus Garn oder Drahtgeflecht. Zur Winterszeit wurden dieſe kleinen Behauſungen je nach dem Klima der Heimat ihrer gefiederten Bewohner von außen geheizt. Da ſtolzierten und plätſcherten u. a. Truthähne, Hockos und ihre mannigfachen Abarten, Waſſerhühner der nördlichen und ſüdlichen Regionen, die chineſiſche Knäckente

[48]) Von dieſem ſind nur mehr Reſte des Bärenzwingers und der Schwanenteich vorhanden.

mit ihrem farbenprächtigen Gefieder, die sich wie in voller Freiheit bewegte, Meertaucher und der Reiherarten bunte Schar; fremdländische Tauben, die Buffon nicht kannte, flatterten umher, und eine besondere Gattung von Raben mit hellbraunem Gefieder, gelbem Schnabel und ebensolchen Klauen; im übrigen krächzten und schritten sie wie die gemeinen Raben. Ein elsässischer Edelmann, Herr v. Bergheim, hatte sie auf den Gipfeln der Vogesen gefangen, von denen sie, wie er behauptete, äußerst selten und nur in den strengsten Wintern herniederkamen. Unweit davon erhob sich ein Gebäude, das wie ein antikes Amphitheater aussah und die Vierfüßler und Raubvögel beherbergte.

Der Herzog führte uns flüchtig an allen Einzelkäfigen vorüber, nur jener mit den Affen hielt uns länger zurück: die Grimassen und Sprünge dieser Tiere, die hier wie in voller Freiheit von Ast zu Ast, von Baum zu Baum sprangen oder sich an ihren Schweifen herniederbaumeln ließen, vergnügten den Fürsten auf einige Augenblicke. Bei der Rückkehr zu unseren Wagen stießen wir auf eine Schar von Kranichen, Störchen, numidischen Jungfern usw. Ich gestehe, daß ich mit aufrichtigem Bedauern von diesem lebenden Naturalienkabinett schied.

In der Folge spielte sich mein Leben in der gleichen Einförmigkeit ab. Entfernt von meiner Frau und meinem Töchterchen vermochten mich der Überfluß und die hohe Gunst nur schwach für das zu entschädigen, was ich mit Recht so sehr vermißte. Die einzige Gelegenheit, hin und wieder als Mitglied des Hofkammerrates nach Zweibrücken zu kommen und dadurch auch die Meinen zu sehen, machte der Herzog unmöglich, indem er mir das Amt eines Generaldirektors der schönen Künste verlieh, das mich vollständig an den Hof fesselte. Der Baudirektor Hautt, dessen Amt mir übertragen worden war, wurde zurückgerufen und rückte wieder in seine Stelle ein. Mir verblieb nur die Leitung des Gesellschaftstheaters, das seit der Abreise de Bismes' vernachlässigt wurde; man hielt zwar noch oft Proben ab, um über spielbereite Stücke zur Unterhaltung des Hofes zu verfügen. Ich hoffte, meine Anwesenheit in der Stadt würde zur Erfüllung dieser Pflichten notwendig sein, aber kaum hatte ich diese Seite angeschlagen, als mir Serenissimus versicherte, daß er den Schaustücken nicht mehr beiwohnen wolle, und dieser Posten, dadurch überflüssig geworden, Fleury, dem ehemaligen Gouverneur der Pagen, anvertraut werden könne. Wenn ich einerseits sehr froh war, von einer doppelten Last

befreit zu sein, so fühlte ich anderseits die ganze Bitternis der Verbannung von meiner kleinen Familie, die meinen Schmerz teilte.

Der so natürliche Wunsch der Menschen, in ihren Kindern weiterzuleben, war in der Seele Karl Augusts und der Herzogin Amalie seit dem Tode unseres Erbprinzen nur noch lebendiger geworden. Da sie aber die Hoffnung darauf fruchtlos sahen, und das kurpfälzische Haus dem Erlöschen nahe war, so beschlossen der Herzog und der Kurfürst von Pfalz-Bayern, den Prinzen Maximilian zu verheiraten, der seit dem Tode seines Onkels Christian im Sommer in Straßburg und im Winter am französischen Hofe lebte.

Dieser Prinz, der Abgott der Zweibrücker, der unter ihnen aufgewachsen war, kam also nach Karlsberg, um sich mit seinem Bruder darüber zu besprechen. Das war für uns alle ein Fest; aber niemand wagte, ihm den Hof zu machen, aus Furcht, dem Herzog zu mißfallen, und man mußte, wenn man ihn sehen wollte, wie zufällig seinen Weg kreuzen. Gleich am Tage nach seiner Ankunft kam er in das prächtige Naturalienkabinett, wo ich mich eben mit dem Herzoge befand. Sobald er mich sah, umarmte er mich mit der ihm angeborenen Güte, Leutseligkeit und edlen Herzlichkeit, die ihm auch jetzt noch als Bayerns Herrscher alle Herzen gewinnt.

Die Wahl des Prinzen Max, dessen Herz sich bereits für die Prinzessin von Hessen-Darmstadt,[49]) die Zierde ihres Geschlechts, erklärt hatte, fand die Zustimmung Karl Augusts. Trotz der Schwierigkeiten und Intrigen, die das Münchener Kabinett und die Kurfürstin Elisabeth wegen der Religion der Braut dieser Heirat entgegenstellten, fand sie doch im Herbst 1785 statt, wenn ich mich nicht täusche. Denn ich gestehe, daß ich all dies aus dem Gedächtnis niederschreibe und für die Richtigkeit der Daten keine Bürgschaft leiste, obwohl alles, was ich erzähle, von der strengsten Wahrheit ist. Hofenfels führte im Namen des Herzogs und des Prinzen die Verhandlungen. Man bereitete Festlichkeiten in Darmstadt vor. Die beiden Brüder begaben sich dorthin, und ich eilte, sobald sie abgereist waren, nach Zweibrücken, wo ich im

[49]) Prinz Max vermählte sich mit Marie Wilhelmine Auguste (geboren 1765), der jüngsten Tochter des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt, am 30. September 1785. Die Vermählungsfeierlichkeiten in Zweibrücken und auf dem Karlsberge fanden im Dezember 1785 statt; vgl. Westpfälzische Geschichtsblätter II (1898) Nr. 2 u. ff.

Schoße meiner Familie ein paar köstliche Wochen verlebte. Eines Abends, gerade beim Einschlafen, überbrachte mir ein Kurier einen Brief des Herzogs, in dem er von den schönen Hochzeitsfeierlichkeiten in Darmstadt spricht und erwähnt, daß er noch großartigere auf dem Karlsberge zu veranstalten gedenke, für die ich ihm mit dem zurückkehrenden Kurier Pläne schicken solle. Alles müsse aufgeboten werden, um die Festlichkeiten möglichst glanzvoll zu gestalten; die Majore Magnier und Cloßmann aus Mannheim würden das Feuerwerk, die Ballons und dergleichen vorbereiten helfen, und Quaglio mit seinen Gehilfen die Dekorationen malen. „Denn", fügte er bei, „ich beabsichtige bei zweien dieser Festlichkeiten die ganze Bevölkerung zuzulassen. Man muß sie also unter freiem Himmel abhalten und gedeckte Plätze für den Hof und die hervorragendsten Persönlichkeiten vorsehen."

Ich stand also auf und überlegte die ganze Nacht, während ich in meinem Zimmer auf und ab ging. Die Schwierigkeit bestand nicht darin, Motive ausfindig zu machen; aber unsere Bauhütten standen leer, und es fehlte an Material und Kredit. Indes, ich sollte nichts sparen. Als erste Veranstaltung brachte ich also einen Jahrmarkt in Venedig in Vorschlag, dessen Schauplatz der weitläufige Hof der Orangerie sein solle. Die zweite würde man dann in der Karlslust, oberhalb der großen Kaskade, abhalten, und der Hof von dem gegenüberliegenden Pavillon auf dem Berge zuschauen, während sich die Volksmenge auf Stufen längs des Bergabhanges lagern würde. Hinter der großen Kaskade sollte sich eine Kulisse wie ein Vulkan erheben, der zuerst Rauchwolken, dann Flammen und schließlich feurige Massen ausspeien würde, Lava sollte fließen, und unter furchtbarer Explosion schließlich der Berg in sich zusammenstürzen und von der Bildfläche verschwinden und an seiner Stelle aus dem qualmenden Rauche der Tempel Hymens emporsteigen. Liebliche Musik und weihevolle Gesänge zu Ehren dieses Gottes und des erlauchten neuvermählten Paares sollten ertönen, und Priester und Priesterinnen auf dem Altar heilige Feuer anzünden, Hymnen singend. Inzwischen würden zur feierlichen Rückkehr ins Schloß die Kaskade und die großen Waldlichtungen in leuchtendem Glanze erstrahlen. Die dritte Festlichkeit war für den Hofgarten in Zweibrücken geplant.

Creuzer hatte durch den nämlichen Kurier den Befehl erhalten,

sich mit mir zu beraten und alles Nötige zu liefern. Um 6 Uhr morgens fand er sich schon bei mir ein. Ich teilte ihm meine Ideen mit, und er versicherte mir, daß sie sämtlich gebilligt würden. Um keine Zeit zu verlieren, wolle er sogleich nach Paris schreiben, um die Marchandes de Mode, Seiltänzer und Taschenspieler kommen zu lassen, die ich für die Jahrmarktsbuden und -theater brauche. Er bestellte zugleich in Straßburg das Feuerwerk und die Ballons. Ich bat Baron v. Hacke, uns auf Kredit aus den Bauhütten von Lautern das nötige Material an Bauholz und Brettern zu liefern. Creuzer hatte richtig vorausgesagt: der Herzog erklärte sich mit allem einverstanden. Die Arbeiten wurden so sehr beschleunigt, daß das ungeheuere Gebäude für den Jahrmarkt, das den Hofraum der Orangerie füllte, bereits in den ersten Dezembertagen fertiggestellt war. Es übertraf bei weitem meine Erwartungen.

In seiner Mitte erhob sich ein sechzig Fuß breiter und fünfzig Fuß hoher Rundbau, dessen gewölbte Decke mit Wolken und schwebenden Amoretten bemalt war, die den Lüster hielten. Rings um die Rotunde, die zum Tanzen bestimmt war, liefen, zwischen ihre Pfeiler eingebaut, Hallen für die Musikanten, Wirte, Limonadenverkäufer, Garköche und Pastetenbäcker, um die sich dann in dreifachem Kreise die Buden für die Händler schlossen. Den perspektivischen Abschluß der vier Eingänge bildeten Theater, und nach der Seite der Orangerie hin erstand in der Ferne vor den Augen des Beschauers der Markusplatz von Venedig. All diese bunte Jahrmarktswelt war, wie gesagt, in ein einziges ungeheures Gebäude aus Holz und bemalter Leinwand eingebaut, das man durch einen großen Portikus betrat. Seine Seitenflügel beherbergten lebende exotische Vögel und die seltensten Tiere der Karlslust. Tausende kleiner Lämpchen, die auf den Gesimsen und rings an den Kaufläden herum flackerten, erleuchteten das Ganze wie am hellichten Tage. Sie verbreiteten zugleich im Verein mit der Menschenmenge und den Öfen der Orangerie eine wohltuende Wärme, daß man sich, obgleich mitten im Dezember, an einen Frühlingsabend versetzt glaubte, und diese Täuschung war um so überzeugender, als der Duft der blühenden Orangenbäume die Luft erfüllte. Die Händler hatten ihre besten Waren zur Schau gestellt, aus allen Richtungen waren sie zusammengeströmt, aus Mannheim, Straßburg, Metz, ja selbst aus Paris waren Modistinnen gekommen. Der Herzog wünschte

auch die Anwesenheit eines Verkäufers von Bildern und Stichen, die er aus seinen Sammlungen beisteuerte. Zwei von seinen Kammerdienern wurden mit dieser Rolle betraut. Vor der Bude stellte man zwei Grenadiere auf, die dem Publikum wehren sollten, die Gegenstände zu berühren und ihnen zu nahe zu kommen. Die als Inder oder Neger verkleideten Wärter der ausgestellten Tiere zeigten diese dem Publikum, indem sie mit marktschreierischen Worten deren Geschichte zum Besten gaben.

Auf dem einen der vier Theater spielte man eine deutsche Posse, auf dem anderen eine französische Komödie, auf den übrigen produzierten sich Seiltänzer und -tänzerinnen und Taschenspieler. Das Fest nahm einen glänzenden Verlauf: man gab sich der fröhlichsten Stimmung hin, und in allen Dingen herrschte größter Überfluß. Erst in den frühen Morgenstunden brachten die Hofwagen die geladenen Damen wieder in die Stadt zurück. Auch meine gute Frau war zu Gaste gewesen, was für mich ein um so größeres Fest war, als ich sie so selten sah. Prinz Max bat, sie möchte doch ihr Haar seiner Gemahlin zeigen; er löste ihr zugleich den Kamm, dadurch fiel es bis zur Erde und wurde noch mehr als neun Daumen nachgeschleppt. Die Anwesenden, vor allem die Damen, konnten sich über eine solche Fülle und Schönheit nicht genug wundern.

Nachdem sich dieses erste Fest so vortrefflich und ohne den geringsten unangenehmen Zwischenfall abgespielt hatte, erwartete man nicht weniger von dem zweiten, dessen Schauplatz die Karlsluft sein sollte. Da es aber Herrn Constant[50]) noch nicht gelungen war, seinen ungeheuren Vulkan in Bewegung zu setzen, der wie durch Zauberkraft verschwinden sollte, so sah ich wohl ein, daß man ihm Zeit lassen und das Fest an letzter Stelle ansetzen müsse. Nicht ohne Besorgnis über die von Major Magnier beabsichtigte Reihenfolge des Feuerwerks, die meinem Plane und meiner Ansicht entgegen war, erklärte ich meine Anordnung dem Feuerwerker aus Straßburg, der ein solches nach seiner Art abbrennen sollte, während drei Ballons die Namen und Wappen der Neuvermählten bis in die Wolken tragen würden. Er billigte sie vollkommen.

[50]) Constant war seit 1776 Balletmeister und erster Tänzer am kurfürstlichen deutschen Theater in München, wo er zugleich als Pantomimenmeister und Theatermaschinist bis zu seinem Tode 1806 wirkte.

Als er aber die Vorbereitungen des Majors sah, der alle Feuerwerkskörper auf einem einzigen, und zwar dem höchsten Gerüste unterbrachte, dessen Etagen er mit zahllosen Raketen beladen hatte, anstatt sie auf drei zu verteilen, sagte er zu mir in dessen Gegenwart: „Ich möchte nicht dreißig Schritt von diesem Gerüst entfernt sein und es nicht um alles Gold der Welt besteigen." Der Major lachte nur über diese Äußerung, die er als Feigheit auffaßte, und auf meine freundschaftlichen Vorstellungen erwiderte er ein wenig verdrießlich, er brenne heute nicht sein erstes Feuerwerk ab, und ich könne ganz beruhigt sein, daß er Punkt für Punkt mein Programm zur Ausführung bringen würde. Aber der Herzog habe es ihm einmal anvertraut, und es müsse mir gleichgültig sein, mit welchen Mitteln er mich zufrieden stelle.

Da die Hoheiten die ganze Nacht hindurch auf dem Jahrmarktsballe zugegen gewesen waren und die Damen viel getanzt hatten, wurde ein Ruhetag und für den Abend ein Hofkonzert angesetzt, für den folgenden Tag Illumination in Zweibrücken, Aufsteigen der Ballons, Feuerwerk und großer Bal paré. Der Hof verfügte sich also gegen Abend ins Schloß und die gesamte Bevölkerung jubelte ihrem Abgotte, dem Prinzen Max, und seiner liebreizenden Gemahlin in aufrichtiger Begeisterung mit lauten Hochrufen zu. Constant war aber noch immer nicht mit seinem Berge fertig geworden; man mußte sich also gedulden und nahm den Vorschlag des Sieur Pochet[51]) an, der seit einigen Monaten mit einer Kindertruppe aus Rußland französische Komödien in Zweibrücken spielte und selbst die Opéra Comique ganz anmutig zur Aufführung brachte. In Eile wurde ein Prolog mit eingestreuten Liedern abgefaßt, um den Neuvermählten und dem versammelten Hofe zu huldigen. Das Jahrmarktsgebäude erstrahlte

[51]) Diese Kindertruppe, die aus mehr als zwanzig Köpfen bestand, war über Warschau, Dresden, Prag, Wien, München und Regensburg, wo ihre dramatischen Darbietungen mit lebhaftem Beifall aufgenommen worden waren, im Juli 1783 an den Zweibrücker Hof gekommen. Vgl. Westpfälzische Geschichtsblätter XIII (1909) S. 6. Sie wurde jedoch, wie Mannlich erzählt, für den Herzog, der sie ganz für sich verpflichtet hatte, mit der Zeit sehr kostspielig. Die Liebschaften und Zänkereien unter den heranwachsenden, beschäftigungslosen Burschen und Mädchen und die Ansprüche Pochets verleideten dem Herzoge schließlich die Lust an diesem Theater. Die Truppe wurde entlassen und zerstreute sich nach allen Richtungen.

nochmals im Glanze seiner bunten Lichter und im Schmucke künstlicher Blumengirlanden. Nach dem kurzen einleitenden Stücke tanzte man in der Rotunde, bis es Zeit zum Souper war, und dieser kleine, unvorhergesehene Ball wurde allgemein aufs freudigste begrüßt.

Constant war endlich bereit. Nicht ohne Schrecken sah ich das ungeheure Gerüst, das von oben bis unten mit Raketen jedes Kalibers bedeckt war. Da ich jedoch die Gefahr nicht kannte, vertraute ich der Erfahrenheit des Majors und speiste mit ihm im Freien nahe bei einem hell lodernden Feuer, das keine zwanzig Schritte von dem fürchterlichen Gerüst entfernt brannte. Dicht dabei standen nicht weniger als zehn bis zwölf Kanonen, um welche die Kartuschen für sechzig Schüsse lagen. Zwei Finger breit vom Tode aßen wir also fröhlich zu Abend, und die Äußerung des Feuerwerkers schien mir nicht nur übertrieben, ja ich hatte sie vollständig vergessen.

Mein alter Freund, der Feldmarschall Baron Eberhard v. Esebeck,[52]) war ebenfalls nach dem Karlsberge gekommen, da er mich aber dort nicht vorgefunden hatte, zur Karlslust gegangen. Unter dem Vorwande, mir einiges mitteilen zu wollen, zog er mich beim Arm in das Gehölz. „Wie können Sie sich doch so leichtsinnig der größten Gefahr aussetzen? Ich habe gezittert, wie ich Sie sah. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln ereignen sich auf unseren Truppenmärschen verhängnisvolle Unfälle, und Sie wärmen sich ganz sorglos an einem Waldfeuer, das so nahe bei einem ungeheuren Haufen von Kanonenpulver und einem von Raketen starrenden Gerüst hell auflodert. Bleiben Sie ferne! Ich beschwöre Sie." Auf meine Entgegnung, daß der Major schon mehrere Feuerwerke abgebrannt habe, erwiderte er: „Wenn Ihr Major ein Narr ist, so soll er seine Dummheit auch ganz allein bezahlen." Bei diesen Worten führte er mich nach der Karlsberger Straße zu, wo uns die Galawagen des Hofes entgegenkamen, der sich nach dem Pavillon begab. Ich war von Müdigkeit und Kälte vollständig erschöpft. Alles war vorbereitet, und so konnte ich auch zu nichts mehr nütze sein. Da ich zufällig mitten in dem ungeheuren Wirrwarr der

[52]) Ludwig Eberhard Frhr. v. Esebeck, französischer Maréchal de camp, hatte als Oberst des Regiments Zweibrücken im nordamerikanischen Freiheitskriege mitgekämpft, das sich auch an der siegreichen Entscheidungsschlacht bei Yorktown in Virginien am 19. Oktober 1781 beteiligt hat. Er war Ritter des Cincinnati-Ordens.

Neugierigen meinen Wagen fand, entschloß ich mich zum großen Bedauern meines Kutschers, der das Fest gern sehen wollte, nach Zweibrücken zurückzufahren.

Kaum war ich am Fuße des Berges angelangt, als die Kanonenschüsse ertönten, und im nämlichen Augenblick flammte in der Ferne unter furchtbarem Gekrach der ganze Himmel auf, und ich vernahm das Geknatter Tausender von Raketen, die wie eine Feuergarbe emporstiegen. Ich war von diesem wahrhaft imposanten Schauspiel entzückt. Selbst ein Feuerwerk, wie die berühmte Girondola des Kastells St. Angelo, war ja in keiner Weise damit zu vergleichen. Ein flüchtiger Gedanke ließ mich indessen befürchten, der Major möchte die beabsichtigte Wirkung verfehlt haben, die darin bestand, das Feuer bis zum Einsturze des Vulkans immer stärker werden zu lassen, der unter Kanonendonner und dem Gekrache von 20 000 Petarden und großen Raketen erfolgen sollte. Zu Hause legte ich mich gleich zur Ruhe nieder. Aber ich war noch nicht eingeschlafen, als ich das Gerassel der wieder zur Stadt zurückkehrenden Wagen vernahm. Einige hielten vor meinem Hause an, und die Damen, die erfahren hatten, daß meine Frau schon zu Bett gegangen sei, ließen ihr sagen, ich befände mich wohl, würde aber in dieser Nacht nicht mehr zur Stadt zurückkehren. Eine Viertelstunde später erhielt sie die nämliche Botschaft und dann noch mehrere Male. Wir lachten herzlich über die Besorgnis und Dienstfertigkeit dieser Damen, mit der sie niemand beauftragt hatte.

Indessen dachte meine Frau, da es nicht der erste April war, über die Sache nach. Da ich vor Beginn des Festes weggefahren, war es doch auffallend, daß unsere Schaulustigen so schnell wieder zurückkehrten. Constant mochte also wohl, da er mit seinem Vulkan nicht fertig geworden sei, den schönsten Teil des Festes vereitelt haben.

Da mir aber dies nicht zur Last gelegt werden konnte, schlief ich ruhig ein und war sehr überrascht, als Tags darauf beim Morgengrauen der Minister mit ernster Miene die Pläne zu den Festlichkeiten, in erster Linie jenen für die Karlslust, einzusehen wünschte. Er überzeugte sich nun selbst, daß ich das Feuerwerk in drei durch Zwischenräume geschiedenen Abteilungen angeordnet hatte. „Jetzt erst kann ich Sie aufs herzlichste umarmen", sagte er. „Ich freue mich, daß Sie an dem Unglück keine Schuld trifft, das sich gestern ereignet hat. Major

Magnier und elf seiner Arbeiter sind in die Luft geflogen. Man hat ihn weit abseits von seinem verhängnisvollen Gerüst aufgefunden und ihn, da er in Stücke zerrissen war, nur an einem seiner bespornten Stiefel erkannt. Zwei von den Arbeitern sind noch am Leben, aber gänzlich verbrannt und für immer verstümmelt, für zwei weitere besteht keine Aussicht auf Rettung mehr. Wir glaubten Sie tot, da einer von Constants Arbeitern, der uns diese Schreckensnachricht verkündete, Ihren Namen mit jenem Magniers verwechselt hatte. Der Herzog war untröstlich. Ich ließ Sie vergeblich unter den Toten und Lebenden suchen. Schließlich erfuhren wir von Ihrer frühzeitigen Rückfahrt." Es standen mir die Haare zu Berge bei dieser Erzählung, die mir sehr zu Herzen ging.

Der Darmstädter Hof, Prinz Max mit seiner Gemahlin und andere hohe Persönlichkeiten, die an den Festen teilgenommen hatten, reisten kurz darauf ab. Infolgedessen nahmen der Herzog und der Hof die alltäglichen Gepflogenheiten wieder auf, und auch ich erhielt den Befehl zur Rückkehr nach dem Karlsberg.

Einige Zeit darauf sagte der Herzog zu mir: „Heute wollen wir bei Ihm das Diner einnehmen, mein lieber Mannlich." „Um so schlimmer für Eure Durchlaucht, wenn es Ernst sein soll; denn das Essen wird sicherlich sehr schlecht sein." „Nicht so sehr, Er wird es selbst sehen, und ich freue mich schon im voraus darauf." Dann führte uns der Herzog in seine Waffenkammer,[53]) wo wir Degen, Pistolen und Sporen von Gustav Adolf, Karl XII., Prinz Eugen, Friedrich dem Großen und anderen berühmten Feldherren, mehrere Richtschwerter der hochnotpeinlichen Justiz, die schon Hunderten die Köpfe abgeschlagen hatten, und Waffen jeder Gattung, von der Erfindung des Schießpulvers an bis zu den reichverzierten Stücken unserer Tage, zu sehen bekamen. Ohne gerade an dieser Art von Raritäten besonderen Gefallen zu finden, nötigte mir doch diese auserlesene und überaus reich ausgestattete Sammlung Bewunderung ab. Wir verweilten dort, bis man das Diner meldete, worauf uns der Herzog in den sogenannten Salon Mannlich führte.

Beim Betreten desselben geriet ich nicht minder wie Salabert in

[53]) Einige schönverzierte Pistolen, Reste dieser einst weltberühmten Rüstkammer, befinden sich jetzt im Armeemuseum zu München. Vgl. Hans Fahrmbacher, Das Königlich Bayerische Armee-Museum, S. 62.

höchstes Erstaunen. Es war gerade ein sehr schöner Wintertag; in hellstem Sonnenlicht erglitzerte der Schnee, der weithin über der Landschaft vor uns ausgebreitet lag. Wir selbst aber sahen uns mit einem Schlage wie durch zauberische Kunst in den lachendsten Frühling versetzt. Prangende Blüten spendeten köstliche Wohlgerüche, und es herrschte die laueste Frühlingsluft. Rings um den Salon standen dicht aneinandergereiht in stufenweiser Erhöhung duftende Blumen, zwischen den Fenstern hochgewachsene Bäume im Blütenschmucke, und da und dort fruchtbeladene Orangen-, Zitronen- und Kirschbäume, dazwischen Käfige mit etwa zwanzig Nachtigallen. In den Ecken des Saales hüpften und sprangen verschiedene Arten von Affen umher, soweit ihnen die Kette Freiheit ließ. Papageien und Sittiche flatterten von Baum zu Baum, plauderten in verschiedenen Sprachen, und die Nachtigallen sangen um die Wette von ihrem Leid und ihrer Liebeslust. Ja selbst die vier Weltteile waren den Sinnen vorgezaubert: der Ausblick auf die winterliche Landschaft mahnte an die Regionen ewigen Schnees, die Papageien und Affen ließen unsere Gedanken nach Amerika und Afrika, die Orangen- und Kirschbäume nach dem südlichen Europa schweifen. In einem weiten Kupferbecken, das in der Mitte unseres großen runden Eßtisches stand, plätscherte lustig ein 2½ Fuß hoher, springender Wasserquell, der auf die Veilchen, reifen Erdbeeren, Margeriten herniederträufelte, die den Rand des Bassins säumten. In dem kristallklaren Wasser, von dessen Grunde zahllose Kieselsteinchen aufleuchteten, tummelten sich winzige Fischchen aus China mit silbernen Schuppen und haschten gierig nach den Brotkrümchen, die wir ihnen von Zeit zu Zeit zuwarfen. Ich hatte schon vieles in meinem Leben gesehen, aber noch nie etwas so Sinnberauschendes, Wollüstiges.

Mein und Salaberts Entzücken schien dem Herzog zu schmeicheln. Er hatte uns überraschen wollen. „Da seht Ihr", sagte er, „wie man den Jahreszeiten vorgreifen und die Natur mit der Kunst besiegen muß. Das Leben ist so kurz, daß man verstehen muß, es zu genießen und sich angenehm zu gestalten." Unser Diner, das eines Lukullus würdig gewesen wäre, war im Einklang mit der prächtigen Umgebung. Es bestand nur in kleinen, seltenen und köstlichen Gerichten: Fasane, Fettammern, Rebhühner und anderes kleines Wildgeflügel, Karpfenzungen, Austernpastetchen, Spargel, Erbschen, Gansleber-

pastete mit Trüffeln, Seefische kamen auf den Tisch. Desgleichen frische Ananas, Kirschen, Trauben, Erdbeeren und dergleichen Früchte aus den Treibhäusern; sie waren wohl für das Auge sehr schön, aber es fehlte ihnen der Geschmack, den ihnen nur die entsprechende Jahreszeit zu verleihen vermag.

An solch reich besetzter Tafel mäßig zu bleiben, ist nicht leicht. Die erlesenen Weine, das Lied der Nachtigallen, der Blumenduft, das beständige Hin- und Herflattern der Vögel, die Sprünge der Affen: all dies berauschte. Mein Nachbar Salabert kam mir etwas stark gerötet vor, und er beglückwünschte mich seinerseits zu meiner blühenden Gesichtsfarbe. Der Herzog freute sich über diese Wirkung seines Einfalls. Er war aufs allerbeste gestimmt und ermunterte uns dadurch, auch fröhlich zu sein. So verstrich der Winter in ewigem Frühling. Die Blumen und Bäume wurden erneuert, sobald sie zu welken begannen, und auch die Speisen auf unserer Tafel wechselten mit jedem Tage.

Im allgemeinen war Karl August sehr mäßiger Natur, obgleich er im Rufe eines starken Essers stand. Diese Meinung schienen seine häufigen Verdauungsstörungen verursacht zu haben, die sich jedoch nur dann einstellten, wenn Kalbsbrust auf den Tisch kam. Diese mußte aber von einem Kalb herrühren, das mit Eiern und der Vollmilch der Mutterkuh genährt, von Schweizer Rasse und in den Stallungen Seiner Durchlaucht geboren war. Der Herzog schob dann immer die ganze Platte zu sich hin, und wenn er auch nur die Oberschicht des fetten und saftigen Bratens aß, so war doch gewöhnlich eine Unpäßlichkeit die Folge. Sie machte meinem Freund Rosé zu schaffen, der durch mich die ganze Lebensweise des Herzogs kannte. Da er sich schließlich keinen Rat mehr wußte, aus welchem Holze er seine Pfeile gegen die Verdauungsstörungen und Kopfschmerzen Seiner Durchlaucht schnitzen sollte, verordnete er ihm Bewegung, und wäre es nur innerhalb seiner Gemächer selbst. Infolgedessen wurde der Gemäldekatalog wieder fortgesetzt, der seit der Hochzeitsfeier des Prinzen Max unterbrochen worden war, wobei der Herzog in der Galerie auf und ab gehen sollte. Man ließ ihm also diesen weitläufigen Saal heizen, aber der Fürst, der meiner Arbeit beiwohnen wollte, ließ sich einen Lehnstuhl an unseren Tisch bringen und verweilte darin bis zum Abend.

Ich nahm mir einmal die Freiheit, eine Bemerkung darüber zu äußern; denn ich hatte selbst gehört, wie Rosé dem Herzog Bewegung

verordnet hatte. „Er hat recht", erwiderte der Fürst, „ich brauche Bewegung und Er auch. Aber da ich nicht gern zu Fuß gehe, so werden wir sie uns auf andere Art verschaffen." Bei diesen Worten ließ er drei Lehnstühle kommen, die man mittels Drehkreuze fortbewegen, lenken und deren Schnelligkeit man nach Belieben bestimmen konnte. Er setzte sich darauf und hieß uns auf den anderen Platz nehmen. Anfangs waren wir recht unbeholfen und fuhren oftmals nach links, während sich unser Ziel rechts befand. Alle Lüster der Galerie wurden angezündet, und bald rollten wir schnell und geschickt über den Parkettboden dahin. Ein Wettrennen nach dem Ende der Galerie wurde veranstaltet. Wir arbeiteten aus allen Kräften. War nun Seine Durchlaucht tatsächlich stärker als wir, oder Salabert Hofmann genug, um nicht seine ganze Kraft aufzubieten, der Herzog langte stets als erster am Ziele an.

Wenn ich für meine Person nicht als Sieger aus diesem Wettkampf hervorgegangen bin, so war nicht die Ursache, daß ich es nicht versucht hätte. Ein paar dieser Wettfahrten hatten uns in Schweiß gebracht, und obgleich man in diesen Stühlen bequem saß, so waren doch, abgesehen von den Armen, auch alle übrigen Muskeln des Körpers angespannt, und wir mußten uns durch mäßigere Bewegung nach und nach abkühlen. Serenissimus fand an diesen Wett- und Spazierfahrten mit den Rollstühlen Gefallen. Sie waren ihm sehr gut bekommen und wurden infolgedessen bis zum Beginn der schönen Jahreszeit täglich wiederholt.

Dieses Leben, zu dem ich seit langem verurteilt war, bei dem ich jede geistige und körperliche Tätigkeit entbehrte und „frische Luft" und Bewegung nur vom Rollstuhl aus genießen konnte, hatte meine Gesundheit erschüttert. Dazu kam noch die schmerzliche Trennung von meiner Familie, die mich seelisch herabstimmte. Da ich schließlich mehrmals in Gegenwart des Herzogs in seinem Mansardenzimmer von Übelsein befallen wurde, ließ er mir die freundlichste Teilnahme und Besorgnis angedeihen und erteilte mir die Erlaubnis, während seines Aufenthalts bei seiner Tante in Oggersheim[54]) eine Trinkkur in Birkenfeld durchzumachen. Ich zog jedoch Salaberts Landsitz vor, wohin

[54]) Das Lustschlößchen Oggersheim stammt aus dem Nachlasse des 1767 verstorbenen Prinzen Friedrich Michael (vgl. S. 17), wurde dann vom Kurfürsten Karl Theodor gekauft und seiner Gemahlin Elisabeth Auguste überlassen.

man wöchentlich das frische Wasser von Birkenfeld kommen ließ, und erholte mich schnell in dieser köstlichen Freiheit. Eines Morgens, als ich eben daran war, im Garten des Abbés meinen Krug zu leeren, sah ich meinen Diener auf mich zueilen. Seine strahlende und wichtige Miene ließ mich etwas Gutes ahnen. „Sie haben einen Sohn bekommen!“[55]) rief er mir von weitem entgegen. „Kommen Sie, man erwartet Sie in Zweibrücken.“ Freudebewegt bestieg ich sogleich den Wagen, mit dem er angelangt war, und fuhr, ohne an einen Abschied von meinem Gastgeber zu denken, von dannen. Meine Frau hielt mir meinen Sohn voll Wonne und Seligkeit entgegen, die zu empfinden nur eine gute Mutter und ein zärtlicher Vater fähig sind.

Schon seit einiger Zeit hatte mich Seine Durchlaucht wie auch vor der Geburt meines Töchterchens häufig seinen Gevatter genannt. Das wollte in der geheimnisvollen Sprache des Hofes besagen, daß Seine Durchlaucht nochmals der Pate meines Kindes zu sein wünschte. Als er bald darauf nach dem Karlsberg zurückkam, erhielt ich denn auch den Befehl, daß mein Sohn Karl August getauft werden solle; der Herzog und die Herzogin würden die Patenstellen übernehmen. Ich besaß also eine Karoline und einen Karl, und würde ich noch zwei weitere Kinder bekommen haben, so hätte ich sie August und Amalie nennen müssen; denn es gehörte zu den Liebhabereien des Herzogs, Pate zu sein. Infolgedessen gab es auch in Zweibrücken während seiner Regierung eine zahllose Menge von Karls und Karolinen.

Der Rest des Sommers verstrich ohne nennenswertes Ereignis, wenn man nicht die Ungnade, in die Creuzer fiel, als solches erwähnen will. Der Finanzminister wurde seines Amtes enthoben und sollte vor einer Prüfungskommission Rechenschaft ablegen. Der Zutritt bei Hof wurde ihm verboten. Da er beizeiten von der ihm drohenden Ungnade des Herzogs verständigt worden war, verbrannte er noch schnell einige Stöße von Papieren und hätte in seiner Eile beinahe das Haus in Brand gesteckt. Andere übergab er sicheren Händen, und da er

[55]) Karl August Christian, geboren 15. Juli 1787, gestorben 13. Mai 1832 als Königlich Bayerischer Rittmeister a. D. im 1. Chevaulegers-Regiment und Königlicher Forstmeister zu Zweibrücken. Mannlich erzählt von ihm in der Folge an verschiedenen Stellen und berichtet eingehend von seinem Anteil am russischen Feldzuge. Vgl. auch die Biographie in: „Neuer Nekrolog der Deutschen“ X. Jahrgang (1832) 1. Teil, S. 376 ff.

einen schlimmen Ausgang seiner Angelegenheit mit Sicherheit voraussah, täuschte er seine Wächter und entfloh während der Nacht. Husarenpatrouillen ritten die großen Straßen in jeder Richtung ab, ohne eine Spur von ihm zu entdecken. Seine Schriftstücke wurden sämtlich versiegelt, und sein Eigentum beschlagnahmt. Man gab Steckbriefe aus, aber alle Mühe war umsonst. Das Land erhoffte sich eine baldige Besserung der Finanzlage, und die Gläubiger die Deckung ihres Guthabens. Der Kredit stellte sich infolgedessen wieder ein. Er festigte jedoch nur das Vertrauen auf Bezahlung, schaffte aber keine neuen Hilfsquellen, ja er deckte vielmehr mit einem Schlage die Veruntreuungen Creuzers und somit die ganze Misere unserer Finanzen auf; zugleich aber auch unsere maßlosen Schulden, da sich die Gläubiger scharenweise einfanden, in der Hoffnung, daß man nun den verschiedenen Verpflichtungen gerecht werden würde.

Diese Tatsache öffnete dem Herzoge die Augen: er sah den Abgrund, in den ihn die Finanzwirtschaft Creuzers gestürzt hatte, der durch trügerische Mittel die zur Befriedigung all seiner Liebhabereien erforderlichen Gelder herbeigeschafft hatte. Man mußte also Zuflucht zu Reformen nehmen, von denen manche dem guten Herzen des Fürsten widerstrebten, so zum Beispiel die Verminderung und Einziehung von Pensionen, in deren Genusse Ausländer und Einheimische standen. Die Maßnahmen, zu denen man sich entschloß, reichten indes alle zur Deckung des Gesamtdefizits nicht aus. Da unsere Erbfolge in der Kurpfalz und in Bayern noch in weitester Ferne lag, so griff man zu dem einzigen übrig bleibenden Mittel, nämlich mit wenigem lange Zeit hindurch auszukommen, nur die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen und alles weitere der Gnade Gottes anheimzustellen. Denn die Steuerlasten des Volkes, die Karl August seit seiner Regierung nicht um einen Sou erhöht hatte, zu vermehren, dies widersprach ihm zu sehr, als daß er es über sein Herz hätte bringen können.

Major Ronius[56]) zählte zu jenen, die über den Sturz Creuzers die aufrichtigste Freude zeigten: „Da ist nun wieder einer, der sich das Genick gebrochen hat," äußerte er vergnügt im Vorzimmer des Herzogs. Da er jedoch kaum weniger als Creuzer verhaßt war, so ant-

[56]) Major Ludwig Runge wurde 1784 vom Herzog Karl August als v. Ronius (Rungius) in den Adelsstand erhoben. Er stand seit 1777 im Dienste des Herzogs und war Kommandeur der Leibgarde zu Fuß.

wortete ihm niemand. Nach dem Diner nahm mich der Herzog mit in den Garten. Bald darauf überbrachte ihm sein Leibjäger einen Brief, der auf ein großes, ziemlich beschmutztes Papier gekritzelt war. Mit gespanntester Aufmerksamkeit las ihn der Herzog und bat mich dann, unverzüglich den Major Ronius rufen zu lassen. Als ich zurückkam, stand er beinahe noch auf derselben Stelle, den Brief in der Hand und in ernste Gedanken versunken. Schweigend schritt er neben mir einher.

Endlich erschien Ronius außer Atem, als hätte er sich so sehr beeilt, dem Befehle von Serenissimus Folge zu leisten. „Lese Er dieses Schreiben!" sagte zu ihm der Herzog. Jener las ohne sichtliche Bewegung, sprach dann leise und ziemlich lange. Am Ende sagte der Herzog sehr laut und nachdrucksvoll: „Was Er mir da rät, mag wohl Ihm gut dünken, meiner aber wäre es unwürdig. Die Klagen dieser Leute müssen wohl gerecht sein, da sie sich freiwillig stellen und den Beweis für ihre Behauptungen erbringen wollen, wenn ich ihnen Gehör schenken und die Sache untersuchen lassen werde. Gut, ich gewähre ihnen beides und will nur den Schuldigen bestrafen, verstehe Er wohl, Herr Major — den Schuldigen. Adieu!" Dieser zog sich zurück, und nicht sein gutes Gewissen, sondern nur der Kredit der grande maîtresse, seiner Beschützerin, schien ihm für seine Sicherheit zu bürgen.

Die Soldaten der Garde desertierten gleich halbdutzendweise auf einmal, und deswegen hatte man vor dem Garten Salaberts einen militärischen Galgen aufgepflanzt, an dem bereits die Namen mehrerer aufgegriffener Deserteure angeschrieben waren. Sechs der schönsten Gardegrenadiere hatten sich eben durch ihre Flucht der Tyrannei des Majors entzogen. Der Brief, den sie von einer lothringischen Schenke aus an den Herzog gerichtet hatten, besiegelte nun Ronius' Verderben. Die Gardisten wurden zurückgerufen, und Karl August, infolge der Betrügereien Creuzers noch argwöhnischer geworden, beschloß, die Angelegenheit trotz der Protektion der Oberhofmeisterin aufs gründlichste verfolgen zu lassen. Alle Bemühungen Frau v. Esebecks, den widerwärtigen Prozeß gegen Ronius zu verhindern oder diesem wenigstens einstweilen Freiheit zu erwirken, waren fruchtlos und bewiesen, daß nun ihre Macht gebrochen sei. Sie war weder am Hofe noch in der Stadt beliebt, und ihr Verhalten gegenüber der allverehrten Herzogin

Amalie hatte ihr schon längst alle Herzen entfremdet. Man wünschte also ungeduldig den Sturz dieser hochmütigen Frau und den ihrer beiden vertrautesten Anhänger herbei. Die Beweisführung ergab, daß Ronius die Soldaten durch barbarische Behandlung zum Desertieren gezwungen, ja sie selbst um ihr Brot und ihre Löhnung betrogen hatte. Man brachte so viele Klagen gegen ihn vor, daß Ronius einstimmig degradiert und zu zwei Jahren Gefängnis auf Schloß Lichtenberg verurteilt wurde. Er verbrachte indes nur den Winter dort, denn die invaliden Wächter dieses baufälligen Gemäuers tranken alle gern Schnaps, und so war es seinen Freunden und Beschützerinnen nicht schwer, ihm die Flucht zu ermöglichen.

Ronius flüchtete nach Wien, um gemeinsame Sache mit Creuzer zu machen. Dieser hatte gegen den Herzog einen Prozeß beim Reichshofrat angestrengt, da alle Finanzoperationen von größerer Tragweite, derentwegen er in Ungnade gefallen und mit solcher Strenge behandelt worden war, seinerzeit die Zustimmung des Herrschers gefunden hatten, wofür er die mit dem Namen des Herzogs unterzeichneten Schriftstücke als Beweis in Vorlage brachte. Er hatte sich nämlich mit seinem Portefeuille stets beim Diner eingefunden in dem Augenblick, wo man den Kaffee servierte. Da dies die Zeit für die Spazierfahrt war und die Wagen bereits vor der Galerie warteten, unterschrieb der Herzog in Eile, was man ihm eben unterbreitete und erfuhr nur mit wenigen Worten den Inhalt des Schriftstückes. Ronius streute auch seinerseits Verleumdungen gegen Karl August aus. Man schenkte ihnen in Wien, wo die Volksstimmung für den Herzog von Zweibrücken wegen des vereitelten Austausches von Bayern gegen die Niederlande und das Mailändische nicht günstig war, Gehör, beklagte und betrachtete sie als Opfer eines Tyrannen, überbot ihre Verleumdungen und verbreitete sie weiter. Creuzer, von seinen eingebildeten Fähigkeiten stark eingenommen, hielt es unter seiner Würde, mit einem so untergeordneten Kopfe wie Ronius gemeinsame Sache zu machen. Er sagte zu ihm: „Adler und Elster scharen sich niemals zusammen, denn diese ist eine ganz gewöhnliche Diebin, während sich jener seine Beute erobert. Verteidigen Sie Ihre Sache selbst, ich werde für die meine eintreten."

Um den Herzog nicht bloßzustellen, mußte man sich wirklich mit diesem geriebenen Menschen abfinden, dessen Glück mit Tonscherben be-

gonnen hatte, die wir ihm nun so teuer bezahlen mußten. Er ließ sich zu Wolmünster im Lothringischen nieder. Als die französische Revolution ausbrach, hatte er eine Rolle zu spielen gedacht, war aber wegen seines Reichtums verdächtig geworden. Durch seinen rechtzeitigen Tod war er zu seinem Glücke der Guillotine entronnen. Um dem Wohlfahrtskomitee zu beweisen, daß er wirklich tot und nicht ausgewandert sei, grub man seinen Leichnam einige Tage nach seiner Beerdigung wieder aus. Auf diese Weise rettete seine Witwe einen Teil des Vermögens. Der Herzog, um zwei bittere Enttäuschungen reicher, nannte nie mehr die Namen dieser beiden ehemaligen Günstlinge, die sein Vertrauen so schmählich zu Schanden gemacht hatten; er war längere Zeit sehr verstimmt und wurde nur noch mißtrauischer.

Im übrigen traten in unserer Lebensweise keinerlei Wandlungen ein, und auch die Karlslust blieb nach wie vor das ausschließliche Ziel unserer Spaziergänge. Eines Abends bemerkten wir beim Nachhausekommen einige rötliche Flecken auf der Stirn des Herzogs. Er hatte sie selbst wahrgenommen; da er aber versprochen hatte, den Abend in Homburg zu verbringen, wo sich gerade die Gräfin v. Forbach aufhielt, suchte er sie zu vertreiben und verfiel auf den unglücklichen Gedanken, auf jeder der entzündeten Stellen ein Stückchen Eis schmelzen zu lassen. Dieses Mittel beseitigte allerdings die Flecken, aber es hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der Herzog kam mit heftigen Kopfschmerzen von Homburg zurück, verbrachte eine sehr unruhige Nacht und mußte Tags darauf das Bett hüten. Gegen Abend stellte sich heftiges Fieber ein. Ich hielt es für meine Pflicht, Rosé die Ursache der Erkrankung aufzudecken, in der Überzeugung, daß der Herzog niemals seine unkluge Handlungsweise eingestehen würde. Voll Verzweiflung sah Rosé, wie sich die Krankheit trotz all seiner Maßnahmen verschlimmerte, und am dritten Tage erklärte er der Herzogin, Salabert und mir im geheimen, er könne nicht mehr für das Leben seines Gebieters einstehen und erbitte zu seiner Hilfe die Ärzte von Zweibrücken und den Heidelberger Professor und kurpfälzischen Leibarzt May.[57])

[57]) Franz Anton May, 1742 bis 1814, war seit 1773 ordentlicher Professor der Medizin an der Heidelberger Universität; sein besonderes Gebiet war die Geburtshilfe. May leistete für seine Zeit Außerordentliches. Vgl. Julian Marcuse: Franz Anton May, in: Mannheimer Geschichtsblätter. IV (1903), Sp. 109ff.

Niemand hatte den Mut, einen Fremden beim Herzoge ohne dessen Erlaubnis einzuführen, und man war der Ansicht, daß es nur Rosé selbst tun könne. Sereniſſimus erklärte jedoch, keinen weiteren Arzt zu Rate ziehen zu wollen, da er vollſtes Vertrauen auf ihn ſetze. Die Krankheit verſchlimmerte ſich jedoch mit jedem Tage. Morgens und nachmittags pflegte ſich der ganze Hof im Vorzimmer des Kranken zu verſammeln. Die Herzogin zeigte die größte Teilnahme. Rosé, traurig und ſorgenvoll, hatte uns niemals etwas Tröſtliches zu ſagen und beſchwor jedesmal die Anweſenden, ſie möchten doch den Herzog beſtimmen, Hilfe zuzulaſſen. Dieſer geſtattete es endlich, da er ſich immer elender fühlte. Die gerufenen Ärzte hießen alle Anordnungen Rosés gut. May jedoch, der in die Geheimniſſe unſeres Hofes nicht eingeweiht war, behauptete, daß, ſolange der Kranke in einem ſo wenig gelüfteten und kleinen Zimmer verbleibe, keine Hoffnung auf Beſſerung beſtünde. Rosé wußte dies ſchon lange; aber in ſeiner Zaghaftigkeit hatte er dieſen ebenſo heilſamen wie vernünftigen Rat nicht auszuſprechen gewagt, aus Furcht vor der Macht und dem Haß der grande maîtresse. Der Herzog, den ſeit geraumer Zeit nur noch die Gewohnheit an dieſe Frau feſſelte, glaubte an ihr eine Freundin zu haben und fürchtete, daß ihr die geringſte Veränderung in ihren vertraulichen Beziehungen und der bisherigen Lebensweiſe ſchmerzlich ſein würde.

Verlegte man alſo das Gemach des Herzogs, ſo enttäuſchte man ihn und beraubte zugleich die grande maîtresse ihres Einfluſſes. Sie war ſich deſſen wohl bewußt. Daher behandelte ſie auch May als Charlatan und ſuchte zu beweiſen, daß die Luft in den Manſarden viel reiner ſei als im erſten Stockwerk, was freilich ſcheinbar richtig, in der Tat jedoch falſch war. Man hatte dem Kranken Blutegel an die Beine geſetzt, um die ſchlechten Säfte nach dorthin abzulenken. Tags darauf hatte ſich an dieſer Stelle eine brandige Wunde gebildet, die den verſammelten Ärzten den größten Schrecken einflößte. Die Hofkavaliere hatten ſich wie gewöhnlich im Vorzimmer eingefunden, als die Herren Doktoren aus der Stube des Patienten traten, und ihre Mienen ließen keine günſtigen Nachrichten erwarten. May wandte ſich an die Herzogin, die ſich dort in Begleitung ihrer Damen und der Oberhofmeiſterin befand. „Ich habe Eurer Durchlaucht nichts Gutes zu melden," ſagte er. „Der Herzog ſchwebt in großer Ge-

fahr: er hat das Wundfieber und trotz aller Kunst kann er in der verbrauchten Luft seines Zimmers nicht gerettet werden, das nur sieben Fuß hoch und beständig von Menschen angefüllt ist, die Kammerdiener, Neger, über fünfzig Vögel und mehrere Hunde gar nicht gerechnet. Ein kräftiger Mensch müßte darin erkranken, und ein Kranker kann nicht genesen. Ich beschwöre also Eure Durchlaucht und alle, die sich dem Herzoge nähern können, das Möglichste zu versuchen, um ihn zum Verlassen der Mansarde als dem einzigen Mittel zu seiner Rettung zu überreden."

Die Herzogin wurde zum Kranken gerufen; unter Tränen verließ sie sein Zimmer wieder. Nach ihr durfte ihn Salabert besuchen. Hatte mich nun dessen Anblick dem Herzoge in Erinnerung gebracht oder wünschte er mich zu sehen, er sagte dem Abbé, daß ich zu ihm kommen solle. Ich fand den Fürsten ungemein verändert. „Er sieht mich nun schwer krank, mein lieber Mannlich. Ich habe schon einen Fuß in der Grube, und der andere ist nicht mehr weit weg davon," sagte er mit matter Stimme. „Wir hoffen alle, daß Eure Durchlaucht bald wieder genesen wird, und es hängt von Euer Gnaden ab, diesen Zeitpunkt zu beschleunigen." „Ah, Er muß also den gleichen Ton anschlagen! Das ist ein Komplott; wer hat Ihn überredet, sich daran zu beteiligen?" „Die aufrichtige Verehrung für Eure Durchlaucht und die eigene Überzeugung. In diesem Augenblicke darf ich wohl gestehen, was ich vorher niemals gewagt habe zu sagen: so oft mich Eure Durchlaucht des Abends in dieses Zimmer führten, machte ich im Geiste mein Testament, da ich bei meiner zarten Gesundheit von vornherein wußte, in dieser so verderbten Luft Todesangst zu erleiden. Kräftig und gesund, bemerkte es Eure Durchlaucht damals nicht, aber jetzt sind Durchlaucht um so empfänglicher dafür." „Adieu, mein lieber Mannlich, schicke Er mir Schügens!" Ich speiste bei Salabert zu Mittag, und als wir um 5 Uhr wieder zurückgekehrt waren, fanden wir das Vorzimmer leer. Der Herzog hatte sich in sein schönes Gemach im ersten Stockwerke schaffen lassen, ohne jemand etwas davon zu sagen.

Frau v. Esebeck, die für das Leben des Herzogs fürchtete, und sich auch bei dessen Nachfolger beliebt zu machen suchte, hatte einen Eilboten an den Prinzen Max geschickt, der am Tage nach der Übersiedelung eintraf. Da sich jedoch der Patient in der reinen Luft tatsächlich wohler fühlte, besuchte ihn der Prinz, der den argwöhnischen Geist

seines Bruders kannte, nicht und reiste, sehr froh, ihn außer Lebensgefahr zu wissen, wieder nach Straßburg ab. Mit jeder Stufe der Treppe, über die man den Herzog in seinem Bette hinabgetragen hatte, war Frau v. Esebeck um einen Grad ihrer Macht ärmer geworden. Sie hatte es wohl geahnt und sich auch nicht getäuscht. Seit dieser Trennung war eine merkliche Umwandlung im Wesen des Herzogs vor sich gegangen: er war ruhiger und sanfter gegen seine Untergebenen und gleichmäßiger in seinen Ideen und Ansichten geworden, Eigenschaften, die er sich von da ab bis zum Ende seiner Tage treu bewahrte. Da er nicht mehr von Intriganten überlaufen, durch falsche Berichte beängstigt, von Schmeichlern getäuscht und von Geldgierigen bestohlen war, wurde er wieder das, was er von Natur aus war: gut.

Frau v. Esebeck, die ihren ganzen Einfluß eingebüßt hatte, wurde aufs schonendste behandelt. Es kam niemand zum Bewußtsein, daß man ihr den Zauberstab entwunden habe. Nur sie und ihre Kreaturen bemerkten mit Ärger diesen Verlust. Nachdem sie die landläufigen Mittel erschöpft hatte, um sich von neuem Einfluß zu verschaffen, griff sie zu dem für ihren Ruf verhängnisvollsten: den Herzog durch Eifersucht wieder an sich zu fesseln. Ihr Neffe, der durch ihren Kredit nach dem Sturze Ronius' das Patent zum Gardemajor erhalten hatte, war der von ihr erwählte Ritter, mit dem sie dieses Abenteuer in Szene setzen wollte. Er war ein liebenswürdiger junger Mensch, sehr schön gewachsen und wie geschaffen, um Frauen verliebt zu machen. Sie brachte sich also mit ihm ins Gerede; er durfte nicht mehr von ihrer Seite weichen; anfänglich nur deshalb, um durch ihn ihre Absicht zu erreichen. Allmählich aber fand sie Gefallen daran, und am Ende verliebte sie sich sterblich in ihn. Von nun an verfügte der junge Mann über Pferde, prächtige Equipagen und schwamm im Überfluß. Aus dem sanften, bescheidenen und guterzogenen Jungen wurde zum großen Leidwesen seiner ehrenwerten Eltern, denen er kein Gehör mehr schenkte, ein Modegeck.

Der Herzog, der dies alles mit ansah, ohne sich im geringsten darüber zu grämen, bedauerte den jungen Mann. Hatte er sich bis dahin verpflichtet gefühlt, Schonung und Rücksicht einer Frau gegenüber walten zu lassen, an die ihn einst leidenschaftliche Neigung gefesselt hatte, so glaubte er sich nach einem solchen Verhalten im Recht, und ließ

es daran nicht fehlen, ihr Verachtung und Entfremdung zu zeigen. Während seiner langsam vorwärts schreitenden Genesung fielen die kleinen gemeinschaftlichen Mahlzeiten aus. Zu strenger Diät gezwungen, nahm er sie allein ein. Wenn wir uns um 11 Uhr morgens und 6 Uhr abends nach seinem Befinden erkundigt und ihm unsere Aufwartung gemacht hatten, waren wir für den Rest des Tages und für die Nacht frei. Ich ließ mich also in Homburg bei Abbé Salabert häuslich nieder und fuhr mit ihm zweimal des Tages nach dem Karlsberg und abends zuweilen nach Zweibrücken, um dort die Nacht zu verbringen.

Als wir eines Morgens gerade im Garten spazieren gingen, sahen wir einen großen Burschen mit flehender Miene auf uns zukommen. Die Hosen reichten ihm nur bis halb über die Schenkel, sein Rock diente ihm als Weste und seine Schuhe als Pantoffel, und wir konnten uns des Lachens über diesen Aufzug nicht erwehren. „Wer bist Du denn?“ fragte ihn Salabert. „Der Zwerg Seiner Durchlaucht.“ Über diese Antwort mußten wir nur noch herzlicher lachen, denn der lange, sehr schmächtige Kerl überragte uns an Größe. „Wie! Du bist also der nämliche, der auf dem Karlsberg als Heiduck im Vorzimmer des Herzogs stand? Du warst damals nicht drei Fuß hoch und sollst zweiundzwanzig Jahre alt gewesen sein, und Deine Schwester, noch kleiner als Du, neunzehn Jahre.“ „Ja, meine Herren, der bin ich, und jetzt ist meine Schwester fast ebenso groß als ich.“ „Wo ist sie denn? Warum ist sie nicht mit Dir gekommen?“ „Sie wohnt mit mir bei einem Bäcker, bei dem wir in Pension sind. Sie kann ihrer Röcke wegen nicht auf die Straße, da sie ihr nicht mehr die Kniee bedecken. Nun flehe ich Sie an, sich unser zu erbarmen. Seit der Abreise Creuzers, der uns nach dem Karlsberg gebracht hat, will uns unser Wirt nicht länger behalten und uns nichts mehr zu essen geben. Wir haben nichts gelernt und können nichts verdienen.“ Bei diesen Worten begann er bitterlich zu weinen.

Salabert versprach ihm Hilfe und schickte ihn weg. Creuzer, der, um seinen Herrn besser hintergehen zu können, stets nach irgend einem neuen Amüsement für ihn fahndete, hatte nach Zweibrücken einen Polen kommen lassen, der behauptete, zwei Zwerge, einen Sohn und eine Tochter, zu besitzen. Dieser Mann maß selbst nur etwa vier Fuß und drei Daumen und versicherte, seine verstorbene Frau sei nicht größer als drei Fuß gewesen. Glaubte nun Creuzer wirklich daran

oder nicht, kurz, er kaufte diese beiden Geschöpfe, die wie Kalmücken aussahen, um hundert Dukaten, ließ sie prächtig kleiden und brachte sie als Rarität nach Karlsberg. Man fand zuerst an ihnen als an einem Spiel der Natur Gefallen. Aber bei der kräftigen Kost schossen die beiden Geschöpfe im Laufe des ersten Jahres zusehends in die Höhe. Creuzer, der dies bemerkte und sie beiseite schaffen wollte, verdächtigte sie, krätzig zu sein, und nahm sie deshalb mit sich nach Homburg, wo er sie zu einem Bäcker in Pension gab. Er sorgte einige Jahre für sie. Als er jedoch in Ungnade gefallen war und sich flüchtete, überließ er sie ihrem Schicksal. Wir erzählten den Vorfall am nächsten Tage dem Herzoge, der diese angeblichen Zwerge völlig vergessen hatte und nun befahl, für sie Sorge zu tragen. Der Knabe wurde Ornament-Bildhauer, das Mädchen eine kräftige Küchenmagd.

Mit fortschreitender Genesung des Herzogs stellten sich auch unsere kleinen Privatdiners wieder ein. Meine Freiheit war von da ab umsomehr eingeschränkt, als der Herzog zu den Spielabenden bei Frau v. Esebeck nicht mehr nach Homburg ging. Er gab sie überhaupt auf und verbrachte die Abende mit Abbé Salabert und mir. Da die Ärzte einstimmig Bewegung verordneten und er viel durchgemacht hatte, so glaubte er, ihren Rat befolgen zu müssen. Er ging jedoch nicht gern spazieren, und deswegen entschloß er sich, die Parforcejagd aufzunehmen. „Ich habe eine Meute, Hirsche und Wildschweine, Jagdpferde und Piköre und benütze sie niemals. Ich will von nun ab täglich auf die Jagd gehen; das wird mir gut tun. Sie werden Ihre Wechselpferde bekommen und mit mir jagen.“ So ging es also wider unsern Willen Tag für Tag in den Wald. Seit Glucks Anwesenheit hatte ich keiner Parforcejagd mehr beigewohnt, und schon die erste brachte mir diesen berühmten Mann und seinen wiederholten Ausruf: „Ah, che gusto!“ ins Gedächtnis zurück. Unsere Jagdausflüge erstreckten sich bis zu Winters Anfang. Der Herzog fühlte sich bei der täglichen starken Bewegung sehr wohl, hatte den besten Appetit und schlief gut.

Der Winter verstrich wie die vorhergehenden in einem beständigen Frühling, und an Stelle der Parforcejagd traten wieder unsere Fahrten in den Rollstühlen.

Der Herzog ließ den großen Park öffnen, der sich um den Zweibrücker Bezirk erstreckte und dessen Einzäunung von dreißig bis vierzig

Meilen im Umkreis ungeheuren Kostenaufwand erfordert hatte.[58]) Dieser Gedanke, ein Ausfluß der menschenfreundlichen Gesinnung des Fürsten, war um so glücklicher, als er der Revolution vorausging, also zu einer Zeit gefaßt wurde, wo man nicht sagen konnte, er wäre von der Furcht eingegeben. Nur das Stück gegen Lothringen hin, dessen Wälder von Wölfen wimmelten, blieb bestehen. Im übrigen wurde der unermeßliche Zaun weggerissen, nachdem man das Wild zum großen Teil abgeschossen, verkauft und an den Meistbietenden veräußert hatte. Die dafür gelösten Summen flossen in die Staatskasse. Diese Handlungsweise, die die Bauern von einer schweren Geißel und unsere Kassen von Zahlungen für die verschiedenen Wildschäden befreite, war nicht nur sehr klug, sondern verband die Untertanen noch mehr mit ihrem Herrscher. Sie erkannten dankbar an, daß diese Neuerungen, die man einführte, nur auf ihm selbst lasteten und seinen Vergnügungen Abbruch taten. Die Anleihen im Auslande hatten Geld in das Herzogtum gebracht. Die großen Aufträge gaben den Einwohnern Beschäftigung und bereicherten sie, und dabei wurden die Steuern um keinen Heller erhöht. Man darf also wohl glauben, daß sie ihm von Herzen zugetan waren, wenn auch sein Wesen und Charakter in ihren Augen etwas Bizarres haben konnte, und er sich in Erwartung seiner reichen Erbschaft sehr wenig um das sorgte, was man ihm schuldig blieb.

Kurze Zeit nach der Eröffnung des großen Parkes begann sich die Unzufriedenheit des Volkes in Frankreich zu regen. Zuerst dumpf, dann vernehmlicher. Die Fürsten, auf ihren Thronen gewissermaßen eingeschlummert, schenkten ihr geringe Beachtung. Wir, die vor dem Rachen des Wolfes standen, machten es ebenso: unser Winter verstrich wie sonst in beständigem Frühling, belebt durch das Lied der Nachtigallen. Desgleichen bot der Sommer keine neue Erscheinung im Privatleben des Herzogs: die Parforcejagden im kleinen Parke und unsere Ausflüge zur Karlslust bildeten die Beschäftigung der Nachmittage. Den Morgen füllten geheime und private Audienzen und Befehle an die Chefs der verschiedenen Abteilungen der Verwaltung.

Ein Ereignis aus dieser Zeit, das dem guten Herzen Karl Augusts

[58]) Die Bürger und Bauern der Ämter Zweibrücken und Homburg ließen aus Dankbarkeit für diese Tat des Herzogs sogar eine Denkmünze prägen.

Ehre macht und sogar ein unwiderlegbarer Beweis dafür ist, möchte ich doch nicht unerwähnt lassen. Salabert und ich hatten ihn bei einem Spaziergange im Park begleitet; ins Schloß zurückgekehrt, setzte man sich an die Tafel. Wir bemerkten, daß der Herzog weniger heiter als gewöhnlich war. Bei diesen Diners in kleinem Kreise pflegte er den Kaffee höchst eigenhändig einzugießen.

Sein alter, vertrauter Diener brachte also nach dem Nachtische die Kanne. Als er sie vor den Herzog hinstellen wollte, verwickelte er sich unglücklicherweise in das bis zum Boden herabhängende Tischtuch, machte einen Fehltritt und goß den kochenden Kaffee über den Leib des Fürsten, der, da er nur ein kurzes Wams aus geköpertem Barchent über dem Hemde trug, schrecklich verbrüht wurde. Der dadurch verursachte Schmerz prägte sich sogleich in seinen Gesichtszügen aus, zugleich aber auch grimmigster Zorn. Er machte eine krampfhafte Bewegung, indem er die beiden geschlossenen Fäuste auf den Tisch stemmte, als wolle er sich erheben, um sich auf den unglücklichen Urheber seiner Schmerzen zu stürzen, den er in seiner Wut mit einem fürchterlichen Blicke durchbohrte.

Wie er ihn aber bleich, zitternd und außer sich sah, beruhigte er sich sofort. „Du siehst wohl, mein lieber Loofinck," sagte er zu ihm gütig und sanft, „daß Du uns von neuem Kaffee holen mußt." Dieser ging wankend von dannen, und erst jetzt klagte der Herzog über seine Schmerzen und stand vom Tische auf, um sich behandeln zu lassen. „Ich habe gesehen," sagte er beim Weggehen, „daß dieser arme Mensch vielleicht mehr litt als ich. Das ist ein Unglück, worüber ich ihm nicht einmal Vorwürfe machen kann." Er verbot sogar Plongueur, der seine Wunden verband, davon zu sprechen, und erwähnte sie selbst nicht mehr, obgleich mir jener versicherte, daß der ganze Unterleib und ein Teil der Schenkel mit Brandblasen bedeckt war. Dieser Unfall, der den Herzog eine Zeitlang am Reiten hinderte, machte unseren Parforcejagden ein Ende. Wir verbrachten unsere Nachmittage in der Galerie, in der Naturaliensammlung, im Waffensaale oder im physikalischen Kabinett, wo Mr. Hollandre Experimente vorführte.

Die Unruhen in Frankreich wuchsen mit jedem Tage mehr; die Nationalversammlung bildete sich und nahm feste Gestalt an. Einige Apostel der Revolution, die sich nach und nach vorbereitete, erschienen heimlich, um in den Wirtshäusern der Dörfer die Freiheit des fran-

zösischen Volkes zu verkünden. Sie wagten zwar nicht, das unsere zur Auflehnung aufzureizen, aber sie versuchten ihm wenigstens den Gedanken dazu einzuflößen, indem sie ihm ein verführerisches Bild von der Freiheit vorzauberten, die sie von nun an in Frankreich genießen sollten. Bald kühner geworden, brachten sie so ganz zufällig, wie unterwegs verloren, schändliche Stiche mit barbarischen Versen unter das Volk. Mein Diener las einen von der Straße auf. Dieser stellte einen auf einem Joche kauernden Löwen vor, auf dessen Haupte ein Hahn stand, der mit den Flügeln schlägt und das Wort „Freiheit" kräht.

Ich zeigte diese plumpe Allegorie dem Herzoge. Er gab mir weitere Flugblätter zu sehen, die ihm bereits von den verschiedenen Provinzen des Landes zugegangen waren. Der Fürst, der vertrauensvoll auf die Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes rechnete, geriet deshalb keineswegs in Unruhe und betrachtete all diese Erscheinungen als ohnmächtige Anstrengungen des Pöbels gegen die eingesetzte Ordnung und Macht. Einige Zeit nachher gelangten zu uns die Vorläufer des zahllosen Schwarmes von Auswanderern, die ihr Vaterland aus Zwang, Furcht, Leichtsinn und Mode verließen. Sie waren willkommen, da sie viel Geld brachten und es in der sicheren Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Heimat verschwenderisch verausgabten. Bald vermehrte sich ihre Zahl. Es kamen Marquisen, Gräfinnen, junge und alte, schöne und häßliche. Man empfing bei Hofe nur die vornehmsten, obgleich alle behaupteten, das gleiche Recht auf Zutritt zu haben. Der Minister ließ sie sich in Zweibrücken vorstellen, und Salabert machte in Homburg die Honneurs. Einige von den französischen Damen suchten meine Frau als ihre Landsmännin auf. Sie hatte jedoch als gute Mutter und Hausfrau keine Stunde für diese vornehmen Flüchtlinge übrig, die sich nur die Zeit zu vertreiben und zu vergnügen suchten.

Der Parteihader und die Verwirrung in Frankreich, die bald darauf folgten, wurden mit jedem Tage für die diesem Vulkan benachbarten Staaten beunruhigender. Der Herzog verfolgte mit gespanntem Interesse die Berichte in den Zeitungen dieses Landes. Er hielt es für notwendig, daß sich die Fürsten des Römischen Reichs in Verteidigungszustand setzten und vermehrte trotz unserer zerrütteten Finanzen sein Garde-Regiment um einige hundert Mann, ließ mit allen Kräften ihre Waffen instand bringen und Kartuschen für die Ka-

nonen und Musketen anfertigen. Er hoffte, die übrigen Fürsten würden, ein jeder nach seinen Mitteln, in gleicher Weise handeln. In Frankreich trat die Armee auf die Seite der Bürger; die Soldaten revoltierten, verließen die Sache des Königs und ergriffen die der Nation. Sie vertrieben ihre Offiziere, wählten sich andere und gehorchten diesen nur so lange, als es ihnen eben beliebte.

Das Regiment Royal Deux-Ponts[59]) wurde von diesem Beispiel mit fortgerissen. Die Soldaten legten durch eine Deputation ihrem Oberst und dem Offizierskorps nahe, sich zurückzuziehen oder sich für das Volk zu erklären; beinahe alle entschlossen sich, Frankreich zu verlassen. Die Soldaten wagten nicht, für den König einzutreten; besonders jene, die als Untertanen des Herzogs geboren waren, desertierten in Menge und kehrten in ihre Heimat zurück. Durch sie erhielt unser Garde-Regiment weiteren Zuwachs. Die beiden Grafen v. Forbach, Christian und Wilhelm, der erstere Maréchal de camp, der andere Oberst des Regiments Royal Deux-Ponts, trafen mit ihren Familien bei uns ein.

Der Herzog empfing sie mit offenen Armen und gewährte ihnen in seinem Schlosse auf dem Karlsberge Unterkunft. Die Offiziere, die mit ihnen auswanderten, waren die Herren v. Zoller, die beiden Brüder Ribeaupierre, Stroehl, Massenbach, Berger, Stark, Pillement u. a. Sie wurden alle dem Garde-Regiment zugeteilt und dienen, zwei von ihnen ausgenommen, noch heute in der bayerischen Armee. Die Herren v. Forbach und ihre Gemahlinnen, denen es auf dem Karlsberg bald zu eng wurde, baten, sich in Zweibrücken und Ingweiler niederlassen zu dürfen, wo Baron Christian ein großes und schönes Haus mit Garten mietete. Wilhelm wurde im großen Schlosse von Zweibrücken untergebracht. Während ihres Aufenthaltes im Karlsberger Schlosse änderte der Herzog in keiner Weise seine gewohnte Lebensart. Man servierte diesen Herren auf ihren Zimmern. Nur Baron Christian wurde zuweilen zu unserer Tafelrunde geladen, was zu kleinen Wortwechseln zwischen den Gemahlinnen der beiden Grafen von Forbach Veranlassung gab, von denen die eine eine geborene Béthune, eine

[59]) Dieses 1757 gegründete französische Infanterie-Fremdenregiment, dessen Inhaber Christian IV. und Karl II. August waren, wurde 1791 zum 99. französischen Infanterie-Regiment umgewandelt. — Über die beiden Grafen von Forbach, Christian und Wilhelm, Freiherren von Zweibrücken, vgl. S. 205

Nachkommin des großen Sully, und die andere eine Gräfin v. Polignac war, die damals in hoher Gunst am französischen Hofe stand.

Mit den Wirren nahmen auch die Auswanderer täglich zu, die meist nur Zweibrücken passierten, um nach Worms, ihrem Sammelpunkte, weiterzureisen.

Der Herzog las damals in einer Zeitung von einer Gemäldeversteigerung in Frankfurt. Er übergab mir einen Kreditbrief und hieß mich mit einer Postchaise dorthin fahren, um zu kaufen, was ich für seine Galerie geeignet fände. Ich reiste unverzüglich ab und traf nur mit Mühe zur rechten Zeit ein. Die Straßen waren dicht gedrängt von einer unabsehbaren Menge von Wagen mit französischen Edelleuten und ihren Familien. Sie trugen die beste Laune und eine seltene Anmaßung zur Schau, die man nicht bei obdachlosen Flüchtlingen zu finden vermeint. Bei jeder Poststation mußte man sich um Pferde streiten. Sie benahmen sich, als wären sie bei sich zu Hause in Paris, und taten sehr verwundert, wenn man ihnen nicht immer gehorchte. In ihrer Flucht sahen sie nur einen vorübergehenden Besuch, mit dem sie das Ausland zu beehren geruhten, und schienen von diesem alle Rücksichten zu fordern, die ihnen die Pariser Maulaffen des ancien régime gezollt hatten. Da alle diese Herrschaften über Kuriere verfügten, die, ihren Wagen vorauseilend, Pferde für sie in Beschlag nahmen, so wurde ich bei jeder Post aufgehalten und langte erst am zweiten Tage bei einbrechender Nacht in Frankfurt an.

Nachdem ich von Wirtshaus zu Wirtshaus gefahren war und selbst die unscheinbareren nicht verachtete, war ich schließlich gezwungen, mich zum „Goldenen Löwen" zurückbringen zu lassen, dessen Wirt mir wenigstens aus besonderer Gunst einen Platz in seinem Hause in Aussicht gestellt hatte, wenn einer der Flüchtlinge abreisen sollte. Mein Wagen blieb also auf der Straße, und nach dem Abendessen mußte ich aus Mangel an einem anderen Zufluchtsort in ihm die Nacht verbringen. Um 5 Uhr morgens meldete man mir, daß ein Zimmer frei geworden sei, und riet mir, allerschnellstens davon Besitz zu ergreifen. Wie war ich aber erstaunt, als man mich auf den Dachboden führte, wo einfache Bretterverschläge eine Reihe von Zellen bildeten, die mein Wirt Zimmer zu nennen beliebt hatte! Aus einem Strohstuhl, kleinem Tische und einem elenden Bette, das noch warm war von dem fahrenden Ritter, der es soeben verlassen hatte, bestand das ganze Mobiliar.

Vom Schlafe übermannt, warf ich mich auf dieses Lager; aber der Lärm meiner Nachbarn, die Pharao spielten, ließ mich kein Auge schließen. Das Geld klirrte rollend, und durch die Spalten meines Verschlages hindurch sah ich von meinem Bett aus den mit Goldstücken bedeckten Tisch. In der Voraussicht, in Bälde siegreich nach Frankreich heimzukehren, vergeudeten sie es mit vollen Händen.

Gegen Abend beeilte ich mich, meinen alten Freund v. Wrede aufzusuchen. Er hatte, als er von meiner Anwesenheit in Frankfurt erfuhr, ohne mein Wissen mein Gepäck samt meinem Wagen vom „Goldenen Löwen" zu sich schaffen lassen und nahm mich nun mit offenen Armen auf. Frau v. Wrede, eine junge und sehr hübsche Dame, überhäufte mich gleichfalls mit Beweisen von Freundschaft. Man geleitete mich in ein Gemach, das würdig gewesen wäre, von einer vornehmen Modedame bewohnt zu werden. Wie stand es im Gegensatze zu der Bretterzelle unter dem Dache und dem harten und schmutzigen Lager, das ich eben verlassen hatte. Ich empfand mit dankbarem Herzen den Wert dieses Dienstes, ohne zu ahnen, wie viel ich eigentlich der zarten Freundschaft meiner Wirte schuldete.

Der alte Baron v. Bienenthal war soeben gestorben und hinterließ Frau v. Wrede außer einem beträchtlichen Vermögen sein Haus, den sogenannten „Junghoff".[60]) Dieser bot das Bild einer kleinen Stadt von Kaufläden, Lagerräumen, weitläufigen Wohnungen, Gärten und Stallungen; ja sogar ein großes Theater fand sich dabei. Die Miete, die der alte Baron, besonders zur Zeit der Messe, daraus zog, war ungeheuer. Nur das Allernotwendigste ließ er ausbessern; im übrigen war die Verteilung der Räume noch die gleiche wie im sechzehnten Jahrhundert, und auch die Möbel und Fenster stammten noch aus dieser Zeit seiner Ahnen. Jetzt, da er gestorben war, nahm nun dieser alte Edelsitz eine andere Gestalt an. Nichts sollte stehen bleiben. Arbeiter aller Art waren gerade am Werke, aus dem Alten etwas Neues erstehen zu lassen. Der einzige bewohnbare Raum dieses ausgedehnten Häuserblockes war bei dieser allgemeinen Unordnung das Zimmer des Barons und der gnädigen Frau. In diesem hatte man mich also untergebracht, während der Hausherr die Stube seines Jägers bewohnte. Ich ahnte nicht das geringste von seiner hochherzigen Hand-

[60]) Vgl. S. 48 Anm. 57.

lung und genoß mit Entzücken die Gesellschaft und die mir gebotenen Annehmlichkeiten. Obgleich ich schon in den ersten Tagen der Versteigerung meine Einkäufe für die Galerie des Herzogs — freilich nur drei Bilder — erledigt hatte, zeigte ich keine Eile, Frankfurt zu verlassen, und hätte trotz eines Briefes vom Herzog, der mich an die Heimkehr mahnte, die Abreise noch weiter verzögert. Aber ein Zufall setzte mich von der Großmütigkeit dieser Gastfreundschaft in Kenntnis, und so verließ ich nach vierzehntägigem Aufenthalte an einem frühen Morgen mit dankbarem Herzen den Junghoff.

Auf dem Umwege über Mannheim traf ich nach zwei Tagen auf Schloß Karlsberg ein, wo Herbst und Winter in herkömmlicher Weise verstrichen. Dieses untätige, gleichförmige, beengte, weichliche und meinen Neigungen so widersprechende Leben erschütterten von neuem meine Gesundheit. Düstere Melancholie und Schwindelanfälle packten mich wieder. Rosé, der die Ursache meiner Erkrankung erriet, verordnete mir Bäder, hoffend, daß ich dadurch wieder zu meiner Familie zurückkehren würde. Der Herzog sah an meinem bleichen, traurigen Gesicht, daß meine Krankheit nicht auf Befehl wegzutreiben sei, und bekundete aufrichtigste Teilnahme. Er versprach, meiner Frau täglich Nachrichten zukommen zu lassen, aber wünschte durchaus nicht, daß ich mich von Rosé und dem Karlsberge entferne. Die Fürsorge des Herzogs rührte mich, ohne mich jedoch über die Trennung von meiner Familie zu trösten.

Einige Stunden später, als ich gerade in düstere Gedanken versunken war, tat sich die Tür meines Zimmers jäh auf. Meine gute Frau eilte mit offenen Armen auf mich zu. Ihr unverhofftes Erscheinen beseelte mich mit innigster Freude. Der Kammerdiener, der sie zu mir geleitet hatte, sollte den Eindruck beobachten, den das Wiedersehen auf mich hervorrufen würde, und dem Herzoge darüber berichten. Meine Frau erhielt das Zimmer neben mir zugewiesen; sie erzählte mir, daß sie der Herzog durch ein eigenhändiges Schreiben habe holen lassen. Auf die Nachricht von ihrer Anwesenheit stellten sich meine Freunde ein, und in dieser Gesellschaft schwanden zu meiner Freude nach und nach meine schwarzen Grillen. Während wir noch zusammen plauderten, brachte man auch meine beiden Kinderchen auf Wunsch des Herzogs. In einem kleinen Zimmer hatte man ein Lager für Karolinen zurechtgemacht, und das Kinderbettchen unseres verstorbenen

Prinzen war für Karl bestimmt. In meinem Vorzimmer servierte man ein köstliches Souper, bei dem man die Lieblingsgerichte für Kinder, wie Creme, Konfitüren und Bonbons, nicht vergessen hatte. Karl war außer sich vor Vergnügen, als er in einem so schönen und reichen Bette lag. Er konnte kaum einschlafen. Die goldgesäumten Vorhänge aus grünem Taft nahmen ihn ganz gefangen, bis ihm endlich doch der Schlaf, allerdings gegen seinen Willen, die Augen schloß.

Ich habe mich in diesen kleinlichen Einzelheiten verloren, um damit ein wahrheitsgetreues Bild vom Wesen des Herzogs zu geben, dessen Eigenheiten man vielfach als Härte und Tyrannei auslegte. Er war edel und hochherzig. Aber er verstand auch zu strafen und zwar, wie es für Herrscher vielleicht notwendig ist, mit einem einzigen Blick oder einer eisigen Gleichgültigkeit, die den in Ungnade Gefallenen vernichtete, der sich dann wie ein Aussätziger von allen gemieden sah. Nie bediente er sich meines Wissens am Hofe einer anderen Strafe. Es ist wahr, daß er dies mit einer Spitzfindigkeit auszuführen wußte, die den armen Höfling zu Boden schmetterte. Genau so verhielt es sich, wollte er jemand sein Wohlwollen bezeigen. Dann ließ er nicht den kleinsten Umstand unberücksichtigt und tat es mit jener aus der Seele kommenden Wärme und jenem feinen Taktgefühl, die dem Wohltäter allein ein Recht auf unsere Dankbarkeit einräumen.

Die Freude, mich im Kreise der Meinen zu befinden, ließ mich in drei Wochen so weit gesunden, daß ich dem Herzoge meine Aufwartung machen und meinen Dank zum Ausdruck bringen konnte. Die Nachricht von der Abreise des Fürsten zu seiner Tante nach Oggersheim beschleunigte indes diesen Schritt noch mehr. Würde ich dadurch doch länger meine Freiheit genießen! Am Tage vor seiner Abreise ließ der Herzog die Kinder rufen, plauderte einen Augenblick mit ihnen und schickte sie wieder hochbeglückt weg. Ein Diener folgte ihnen mit einer Menge Spielzeug verschiedenster Art; darunter war auch eine große Trommel, die alle Bewohner der Orangerie um ihre Ruhe brachte. Dieser Lärm und die Meldung des Tierwärters der Karlslust, daß er meinen Sohn mit dem kleinen Georg v. Esebeck ertappt habe, wie sie die Bären, Jaguars, Wölfe und kanadischen Füchse neckten und ihre Händchen durch die Eisengitter streckten, raubten der guten Mutter, die von Natur aus furchtsam war, die Ruhe auf dem Karlsberg. Auf ihr

Drängen brachte ich sie mit den Kindern nach Zweibrücken, wo im übrigen der Haushalt ihre Gegenwart erheischte.

Nach ihrer Heimkehr forderte mich Abbé Salabert auf, meine Kur bei ihm fortzusetzen. Sein Haus bildete nun den Sammelpunkt aller zu uns ausgewanderten Französinnen; zu ihnen gesellten sich oft die Hofdamen der Herzogin, die seit der Abreise der Hoheiten frei über ihre Zeit verfügten, desgleichen die Gräfin v. der Leyen mit ihrer Umgebung. Die Damen veranstalteten kleine Feste und verliehen ihnen besonderen Reiz durch ihre Anwesenheit; einige waren sehr hübsch, und fast alle trugen die tollste Ausgelassenheit zur Schau, trotz der Wirren, von denen ihr Vaterland heimgesucht war, der Einäscherung ihrer Schlösser und des Unglückes ihrer Verbannung.

Um diese Zeit kam Herr Pfeffel[61]) zu uns nach Zweibrücken. In seiner Eigenschaft als erster Geschäftsträger der auswärtigen Angelegenheiten hatte er sich unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. dem kurpfälzischen Hause gar oft nützlich erwiesen. Er war ein Mann von Verdienst, in seinem Berufe ergraut, kannte Frankreich und die Franzosen, ihre Regierung, deren Absichten und Hilfsquellen. Da er schon längst die bevorstehenden Ereignisse heraufkommen sah, legte er beizeiten sein Amt nieder und zog sich nach dem Elsaß, seinem Vaterlande, zurück, wo er unbekannt und ohne jegliche Parteistellung zu leben gedachte. Aber kaum war er in Straßburg angekommen, als ihn der Stadtrat zum Obersten der Nationalgarde ernannte. Trotz seines vorgerückten Alters und seiner Unkenntnis im Kriegshandwerk mußte er — es wäre gefährlich gewesen, diese Ehre zurückzuweisen — die Uniform anlegen, die dreifarbige Kokarde anstecken und auf Wache ziehen.

---

[61]) Christian Friedrich Pfeffel, 1726 bis 1807, Historiker und Diplomat, Bruder des Dichters Gottlieb Konrad Pfeffel, begann seine Laufbahn als rechtsgelehrter Beirat des sächsischen Gesandten v. Loos in Paris. 1758 trat er in französische Dienste und verblieb darin bis zu seiner Entlassung im Jahre 1792. Seine diplomatische Tätigkeit vom Jahre 1758 bis 1784 galt im besonderen den Beziehungen Frankreichs zu den Höfen einiger deutscher Kleinstaatfürsten, in erster Linie zu jenem von Pfalz-Bayern. Eingehend handelt darüber die Schrift Ludwig Bergsträßers: Christian Friedrich Pfeffels politische Tätigkeit in französischem Dienste 1758 bis 1784. Heidelberg 1906. Als Historiker trat er, abgesehen von selbständigen Veröffentlichungen, durch seine Beteiligung an der Herausgabe von Schöpflins Alsatia illustrata und der Monumenta boica hervor.

Er empfand bald das Lächerliche und Gefahrvolle seiner neuen Würde und flüchtete sich nach Zweibrücken, wo ich ihn in Uniform vor dem Hause des Ministers v. Esebeck aus dem Wagen steigen sah. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf, und auch Karl August, der bald darauf von Oggersheim zurückkehrte, war entzückt, einen in der Politik so erfahrenen Mann bei sich zu sehen, unter dessen klarblickenden Augen die Revolution ausgebrochen war.

Die Nachbarschaft Lothringens und des Elsasses gestaltete unsere Lage mit jedem Tage kritischer und unsicherer. Für eine solche war die Weisheit unseres Ministers Esebeck völlig unzureichend. Es genügte nun nicht mehr, die Befehle des Herrschers ganz einfach zu vollstrecken; im Gegenteil, man mußte Mittel ausfindig machen, die ihn selbst bewahren sollten, Befehle vom Auslande entgegenzunehmen, und ihn vor der erniedrigenden Notwendigkeit schützten, sich ihnen zu unterwerfen. Der Herzog glaubte in Pfeffel den richtigen Mann gefunden zu haben, befragte ihn über den kleinsten Schritt in Sachen der Politik, setzte sein ganzes Vertrauen auf ihn, gab ihm ein Haus in Zweibrücken und ernannte ihn zu seinem Geheimen Staatsrat. Anfangs ließ er ihn gemeinsam mit dem Minister zu den Konferenzen kommen, schließlich allein. Er wurde zur kleinen Tafelrunde auf dem Karlsberge zugelassen und erfreute sich der höchsten Gunst. Die Freunde Esebecks gerieten dadurch in Unruhe, und seine Schützlinge bangten vor einem Wechsel in diesem Ministerium, der indessen nicht eintrat.

Pfeffel, der die Zurücksetzung des Ministers bemerkt hatte, erriet die Ursache und bat den Herzog, so oft es sich um Amtsgeschäfte handelte, ihm Herrn v. Esebeck beizugeben und durch ihn die Befehle ausführen zu lassen. Ich war mehrmals Zeuge dieses Aktes der Ehrlichkeit des guten Pfeffel und wußte ihm Dank dafür. Aber der Fürst wollte nichts davon hören. „Seit dem Tode von Hofenfels sind meine auswärtigen Angelegenheiten über alle Maßen vernachlässigt worden. Esebeck versteht nichts davon. Er hat im übrigen in der gegenwärtigen Krise vollauf zu tun, um die Ruhe im Innern meiner Staaten aufrecht zu erhalten. Lassen Sie ihn also mit seinen Angelegenheiten sich abfinden und erledigen wir die unsrigen!“ Pfeffel war bei der herzoglichen Tafelrunde nicht nur liebenswürdig und heiter, er war mehr: sein Kopf war eine ganze Bibliothek; er gab die Jahreszahlen aller bemerkenswerten Ereignisse aus der alten und neuen Geschichte mit er-

staunlicher Richtigkeit an. Der Minister büßte in dem Maße ein, als sich der Kredit des Staatsrates befestigte.

Die Verführung und das Wort „Freiheit", mit dem sie zu ködern sucht, machten täglich mehr Proselyten in den uns benachbarten Provinzen. In Bergzabern hatte man eben feierlichst einen Freiheitsbaum aufgepflanzt; in Tholey war man nahe daran. Infolgedessen beschloß der Staatsrat, sich fest zu zeigen, um die Aufständischen und ihre Apostel einzuschüchtern. Man schickte also unverzüglich den Kapitän Stroehl (jetzt Stadtkommandanten von München) mit fünf- bis sechshundert Mann des Garde-Regiments ab, die den Baum der Rebellion in Bergzabern fällen und die Urheber dieser Meuterei gefangen nehmen sollten. Der Generaladjutant Kinkel[62]) marschierte zu gleicher Zeit mit einer anderen Abteilung nach Tholey, um nötigenfalls Gewalt mit Gewalt zu verdrängen. Herr Pfeffel begleitete in einer bequemen Postkutsche das Detachement Stroehls. Man marschierte in Bergzabern ein; dem Volk wurde eine Standrede gehalten, der Baum niedergehauen und die rote Mütze von unseren Soldaten mit Füßen getreten. Die Ruhe stellte sich scheinbar wieder ein. Aber die neuen Franzosen hatten unter der Hand eine Deputation um Hilfe nach Landau geschickt und warteten nur diese ab, um sich von ihren Bedrückern zu befreien. Herr v. Stroehl, der den amerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht hatte, war sich des vollen Ernstes der Lage bewußt. Da er die Vorsicht kannte, die einem überlegenen Feinde gegenüber notwendig ist, hatte er Späher ausgeschickt und Vedetten aufgestellt, um sich wenigstens im Falle des Anmarsches zu großer Streitkräfte den Rückzug zu sichern. Man meldete ihm bald, daß ein Infanterie-Regiment und eine Eskadron Kavallerie regulärer Truppen der Landauer Garnison im Anzuge gegen ihn seien. Er benachrichtigte davon den guten Pfeffel, der sogleich den klugen Teil erwählte, mit der Post abzufahren, ohne seine Rhetorik auf eine weitere Probe zu stellen.

Stroehl marschierte mit seinen Gefangenen ab, nachdem er seinen

[62]) Georg August Frhr. v. Kinkel, 1741 bis 1827, Königlich bayerischer Generalleutnant, kurfürstlicher Oberst während der französischen Revolutionskriege, später Militärgouverneur des Herzogtums Berg. Als Leiter des Generalkommandos in Innsbruck fiel Kinkel nach der Einnahme dieser Stadt am 12. April 1809 in die Hände der Tiroler und wurde Kriegsgefangener. Nach Friedensschluß im Oktober 1809 kehrte er wieder in die Heimat zurück.

Befehl pünktlich zur Ausführung gebracht hatte. Da er jedoch mit seiner Truppe nicht in einer Postkutsche fuhr, wurde ihm der Rückzug vom Feinde abgeschnitten. Ohne den Kopf zu verlieren, verlangte er mit dem Kommandanten des Landauer Detachements zu verhandeln. Dieser versicherte, daß ihm alle feindlichen Absichten ferne lägen, und er nur zum Schutze von Menschen gekommen sei, die aus eigener Wahl frei und nun aus eigenem Willen die Verbündeten und Brüder der Nation sein wollten; er würde ihn keineswegs am Rückzuge seiner Truppe hindern, vorausgesetzt, daß er unverzüglich die Gefangenen von Bergzabern freiließe, was auf der Stelle geschah. Dies war also die Folge unserer Festigkeit und kriegerischen Haltung, die wir einzunehmen gedachten.

Kinkel hatte bei seiner Expedition nach Tholey kaum mehr Glück. Er hielt zwar einige Tage lang die Ordnung aufrecht, wurde aber unaufhörlich von zehnmal überlegeneren Streitkräften bedroht. Man sah schließlich die Zwecklosigkeit dieses Schrittes ein und rief ihn zurück.

Kurz nach dieser verfehlten Maßnahme bildete sich eine Partei gegen Pfeffel zugunsten des Ministers, der sich durch seine Selbstlosigkeit, Popularität und Gutherzigkeit Bürgerschaft und Volk gewonnen hatte. Man beschuldigte ersteren, diese lächerliche Aufschneiderei gegen die Franzosen nur deshalb angeraten zu haben, um sie aufzureizen und uns ihrer Gnade und Ungnade auszuliefern. Es ist wohl denkbar, daß diese vagen Gerüchte und vielleicht einige, wie absichtslos hingeworfene Äußerungen Salaberts dem Herzog zu Ohren gekommen sind und auf seinen argwöhnischen Geist einen Eindruck gemacht haben. Es kam mir wenigstens vor, als legte er in der Folge eine größere Zurückhaltung an den Tag. Herr Pfeffel empfing die Ausgewanderten bei sich; er rechnete gleich ihnen auf eine royalistische Partei in Frankreich und die loyale Absicht der deutschen Mächte, den König auf seinem Thron zu halten. Seine Ehrlichkeit und sein Verstand überzeugten ihn, daß es in ihrem eigenen Interesse läge, der in Frankreich immer mehr um sich greifenden Anarchie und Zügellosigkeit Grenzen zu ziehen.

Als der Herzog durch geheime Boten erfuhr, daß sich Ludwig XVI. mit der Königin geflüchtet habe, ließ er Vorbereitungen zu ihrem Empfange und Schutze treffen, für den Fall, daß sie Frankreich auf dem Wege über Lothringen verlassen würden. Das Paradebett,

in dem noch niemand geschlafen hatte, wurde für den König hergerichtet. Man ließ darüber nichts verlauten. Aber Salabert und ich blieben die ganze Nacht im Vorzimmer des Herzogs auf, und er selbst hatte sich auf sein Bett im Schlafrocke gelegt, um bereit zu sein, sobald uns einer von den auf den Landstraßen aufgestellten Posten die Nachricht von der Ankunft des Monarchen melden würde. Er kam indes nicht, und wir erfuhren bald, daß er durch den gemeinen Verrat des Postmeisters Drouet und seine eigene Unvorsichtigkeit verhaftet und als Gefangener nach Paris gebracht worden war. Von da an predigte das Berliner Kabinett den Krieg, um jenes in Wien dazu zu veranlassen, und wußte die Sache sehr einfach hinzustellen, versprach viel und tat wenig. Die Emigranten priesen ihre Truppen und geheimen Verbindungen mit den wichtigsten Grenzfestungen so übertrieben, daß der Kaiser eine Armee von nur 17 000 bis 18 000 Mann schickte, in der Meinung, daß man mit dieser und einer ungefähr ebenso starken preußischen unter dem Kommando des Königs und des berühmten Prinzen von Braunschweig, die sich in Mainz mit ihr vereinigen solle, leicht eine große Nation besiegen könne, die, berauscht von dem Trugbilde der Freiheit, diese mit den Waffen in der Hand unter eigener Lebensgefahr zu verteidigen bereit war.

Die Ereignisse haben nur allzu klar bewiesen, wie falsch diese Rechnung war. Diese 18 000 Österreicher lagerten in der Homburger Ebene und verweilten dort mehrere Tage. Zum Empfange der Generale, Fürsten und Seigneurs mußte auf dem Karlsberge Hof gehalten werden. Im übrigen verbrachte unsere Hofgesellschaft gar manchen Nachmittag in diesem Feldlager, das nie etwas anderes bot als Festlichkeiten aller Art. Ich erhielt unschwer die Erlaubnis, Salabert in Homburg besuchen zu dürfen. Er bewirtete täglich fünfzehn bis zwanzig Offiziere, die nicht hoffähig waren. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Feldmarschall Fürsten v. Wrede[63]) kennen, der bei der kaiserlichen

[63]) Karl Philipp Fürst Wrede, 1767 bis 1838, Feldmarschall, seit 1793 pfälzischer Landeskommissär bei dem österreichischen Korps Hohenlohes und 1795 bis 1798 bei jenem Wurmsers, Oberst in den Feldzügen 1799 und 1800; 1800 Generalmajor, beteiligte er sich an der Reorganisation des bayerischen Heeres. 1804 Generalleutnant, 1805 führte er eine bayerische Division gegen die Österreicher und 1812 zog er nach Rußland. Bei Hanau wurde er 1813 von Napoleon geschlagen und schwer verwundet, 1814 zum Feldmarschall ernannt. Vgl. „Marschall Wrede" von Karl Theodor Heigel in den „Neuen historischen Vorträgen und Aufsätzen". München 1883, S. 99 ff.

Armee das Amt eines Marschkommissärs bekleidete. Er war damals ein junger, sehr schön gewachsener Mann, voll Geist und Feuer, heiter und rührig, der bei diesem Probestücke versprach, was er seitdem so ruhmreich gehalten hat. Pfeffel verlebte seine ganze dienstfreie Zeit in dessen Lager und besprach sich mehrmals mit dem General Brentano, wenn ich mich nicht täusche. Diese, wenn auch nur vorübergehende Verbindung gab zu neuem Argwohn Anlaß. Seit unserem Widerstande gegen den beabsichtigten Austausch von Bayern standen wir beim Wiener Kabinett in keinem guten Geruche, und auch wir hegten kein besonderes Vertrauen zu ihm. Die Flüchtlinge wünschten einerseits wohl, die deutschen Waffen möchten sie triumphierend in ihr Vaterland zurückführen, aber andernteils schien ihnen der Gedanke unerträglich, ihr Heil Ausländern zu schulden.

Die kaiserliche Armee marschierte endlich nach Frankreich ab. Die preußische, begleitet von dem französischen Emigrantenheere, tat desgleichen. Die Grafen v. Forbach gesellten sich dazu und machten diesen unglücklichen Feldzug mit, dessen Ausgang nur zu bekannt ist. Wir beherbergten also nur mehr französische Damen in den Mauern Zweibrückens: ihre Männer sollten bald ruhmbedeckt als „Retter von König und Vaterland" (diesen Ruhmestitel dachten sie schon im voraus sich ausschließlich anzueignen) heimkehren, um sie nach Frankreich zurückzubringen. Während wir also ganz in leeren Hoffnungen und den Gebilden unserer Phantasie schwelgten, ging es mit unserer Sache immer mehr abwärts. Seit 1791 waren wir unserer schönen Besitzungen im Elsaß verlustig gegangen, die Beamten des Herzogs vertrieben und ihre Kassen und Häuser geplündert. Meine Lebensrente wurde seitdem nicht mehr ausbezahlt, und es bestand keine Aussicht, auch nur einen Heller meiner Rückstände und der laufenden Bezüge zu erhalten.

Nach der Abreise des kaiserlichen Generalquartiers mußte ich nach dem Karlsberg zurückkehren. Schon am zweiten Tage konnte ich mich überzeugen, daß Pfeffel beim Herzog an Wertschätzung eingebüßt hatte. Er wurde gerufen und kam wenige Stunden darauf. Seine Antworten waren tröstend; trotz des Mißverhältnisses der Streitkräfte, die man gegen die Volksaufwiegler ausgesandt habe, erhoffe er sich alles von den Anhängern des Königtums und dem im Lande zurückgebliebenen Adel, die nur einen festen Stützpunkt abwarteten, um sich um ihn zu scharen und die Demokraten zu Boden zu werfen. Nach

seinem Weggange sagte der Herzog zu mir: „Ich weiß nicht, was ich von dem gierigen Vorwitz Pfeffels denken soll. Seit einiger Zeit bemerke ich, daß, während ich mit ihm von ernsthaften Dingen spreche, seine Augen in allen Winkeln meines Zimmers herumwandern. Ich habe mein Vertrauen in ihn gesetzt und teile ihm alle Briefe für sein Ressort mit. Warum sucht er denn in das einzudringen, was ich ihm verborgen halten will? Während des Gespräches waren seine Augen beständig auf die Papiere meines Schreibtisches gerichtet; Sie haben dies wohl selbst beobachtet." „Ja, Durchlaucht, aber er hat nicht das geringste gesehen und auch nicht einen einzigen Buchstaben unterscheiden können. Denn er ist so überaus kurzsichtig, daß er oft mit der Nasenspitze auf dem Papier anstößt. Eure Durchlaucht können sich gleich bei der nächsten Beratung davon überzeugen." In meiner Stellung hatte ich freilich im Laufe der Zeit gelernt, daß man beim Betreten des herzoglichen Gemaches keinen Gegenstand fest ins Auge fassen durfte, nicht einmal den Fußboden. Denn selbst dieser war mit Mineralien, Stichen, Büchern und dergl. bedeckt, die täglich ankamen. Die Tische, Stühle und Kanapees waren mit Stößen von Papieren, Bittschriften beladen, die niemand anzusehen, geschweige denn zu berühren wagte, um nicht als „Naseweis" oder „Spion" zu gelten.

Die Armee der Sansculottes drang, nachdem sie die fremden Truppen und französischen Flüchtlinge vertrieben hatte, in Flandern und Deutschland ein. Man machte dem Könige den Prozeß, und der unglückliche Monarch hauchte auf dem Schafott sein Leben aus. Die Bestürzung erreichte ihren Höhepunkt, als diese Nachricht bei uns eintraf. Der Herzog blieb indessen ruhig mit seinem ganzen Hofe auf dem Karlsberg. Der Geschäftsträger der großen Republik versicherte uns, daß wir nichts zu befürchten hätten, forderte jedoch in einem Tone, den wir an Mr. Desportes[64]) bisher nicht gewöhnt waren, alle in Zweibrücken und im Herzogtum ansässigen Flüchtlinge müßten den Franzosen ausgeliefert werden. Man verständigte sie also von diesem Ver-

[64]) Nicolas Felix Desportes, geboren 1763, Großneffe des Dichters Philippe Desportes, war bevollmächtigter Minister der französischen Nation am Pfalz-Zweibrücker Hofe. Über seine Tätigkeit als diplomatischer Agent im Dienste des Wohlfahrtsausschusses vgl. Heinrich von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795. 3. Aufl. Düsseldorf 1866. Bd. 2. S. 271 und La Révolution française. XVIII. S. 238 ff.

langen und gewährte ihnen Zeit, um sich auf das rechte Rheinufer flüchten zu können. Wir waren von nun an der Gnade und Ungnade einer Armee französischer Schurken preisgegeben, und man mag sich leicht die Angst vorstellen, in der wir beständig lebten. Tag für Tag kamen solche zu uns und verkündeten in Städten und Dörfern ihre Unordnung und Zügellosigkeit, die sie „Freiheit" nannten, und das Glück, das ihnen nun, wenn sie das Joch der Tyrannei abgeschüttelt hätten, winken würde. Ich muß es hier zur Ehre meiner Mitbürger bekennen: sie blieben standhaft, trotzdem man sie zu verführen und mit Freiheit, Unabhängigkeit, Abschaffung des Zehnten und jedes Grundzinses zu ködern suchte. Diese Apostel fanden so wenig Anhänger, wurden so sehr im Zaume gehalten und verachtet, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, noch weiter von ihnen zu sprechen.

Mehrere Wochen verstrichen in banger Sorge und Erwartung des Geschickes, das uns in dieser allgemeinen Umwälzung treffen sollte. Die Nachrichten aus Paris, das Gemetzel und die Greueltaten, die im Namen des Gesetzes, aus Blutgier und geheimer Rache ein barbarisches Volk verübte, das blutdürstig wie ein Tiger war und lustige Sprünge und Grimassen machte wie ein seiner Kette entkommener Affe, vermochten uns über unsere Zukunft nicht zu trösten. Der Herzog blieb indessen noch immer ruhig (äußerlich wenigstens) auf dem Karlsberge, um die Bevölkerung zu beschwichtigen und in der Ordnung und Anhänglichkeit an ihr Vaterland zu festigen. Die Vorkehrungen für den Fall einer Überrumpelung beschränkten sich auf die Diamanten und Juwelen, deren Bergung ohne Lärm und im geheimen vor sich gehen konnte. Salabert, Oberst v. Montigny und ich verpackten sie unter seinen Augen nächtlicherweile in Kassetten. Dann kam die prächtige, reichhaltige Münzsammlung mit ihren auserlesenen und seltenen Stücken an die Reihe; sie füllte mehrere große Kisten. Man machte darauf vorsichtigerweise eine Fuhrmannsfracht zurecht und fügte ihr das Silberzeug und andere leicht transportable Wertobjekte bei; das ganze wurde als Ware an die Adresse eines Kaufmanns nach Mannheim geschickt. Die Gemäldegalerie nahm einen hervorragenden, wenn nicht den ersten Rang unter den Gegenständen ein, die der Herzog aus dem Schiffbruch zu retten wünschte. Da sie jedoch aus zweitausend Bildern bestand, konnte sie nur sorgfältig in Kisten verpackt weggebracht werden. Ihr Fortschaffen hätte außerdem viele Arbeiter erfordert und

großen Lärm verursacht. Man mußte also den Zeitpunkt abwarten, wann das Reich zu Hilfe kommen würde, das sich gegen den gemeinsamen Feind sammelte, der in seiner Raserei an allen Thronen rüttelte.

Mit solchen Beschäftigungen, die uns unsere Angst vorgeschrieben hatte, verstrich der Winter, scheinbar ebenso ruhig wie seine Vorgänger. Die Nachtigallen sangen im Schatten der blühenden Bäume, die Affen machten ihre Gaukelsprünge, und die Papageien flatterten wie ehedem. Aber all das barg nicht mehr den früheren Reiz für den Herrn und die Genossen seiner Tafelrunde. Von den Fenstern des Saales aus schauten wir die Hügellandschaft zu Füßen des feuerspeienden Vulkans, der uns zu verschlingen drohte, und wir sahen dem verhängnisvollen Augenblick entgegen, der nicht auf sich warten ließ.

Wenn ich mich recht entsinne, gelangte zu uns gegen Ende Februar 1793 durch mehrere unserer Vertrauten die Nachricht, daß man in der Nationalversammlung beschlossen habe, sich des ganzen linken Rheinufers zu bemächtigen, und dieser Beschluß unverzüglich verwirklicht werden solle. In der Tat erhielt der Herzog die Meldung, daß sich ein Schwarm von Sansculottes und entsprungenen Kerkersträflingen an der Grenze in Begleitung einiger Infanterie- und Kavallerie-Regimenter ehedem regulärer Truppen zusammengerottet habe. Ihre Absicht sei, die Landstriche bis zum Rhein in ihre Hände zu bringen, aufzuwiegeln und der Republik einzuverleiben, woraus sie durchaus keinen Hehl machten und womit sie sich sogar laut rühmten. Auf diese Nachricht hin verdoppelte man die Vorsichtsmaßregeln. Posten wurden an allen großen Straßenzügen aufgestellt, die Reisewagen bereitgehalten, bepackt und Relais auf dem Wege nach Mannheim vorausgeschickt. Der Herzog litt seit einigen Tagen an starkem Schnupfen mit etwas Fieber. Trotz der unangenehmen Nachrichten, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, bewahrte er seine Ruhe, während die Herzogin bebte und in Tränen aufgelöst war. Man hatte Pfeffel rufen lassen, der selbst sehr beängstigt schien, aber auch keinen Rat wußte.

Während der Fürst einen Augenblick über die Äußerungen Pfeffels nachdachte, trat sein Leibjäger Schügens ein und meldete, daß ein Bauer atemlos angelangt sei und berichtet habe, daß die französische Kavallerie in sein Dorf durch die Wälder hindurch, ohne der Landstraße zu folgen, eingedrungen sei. Sie hätten dort ihre Pferde

rasten lassen und einen Führer verlangt, der sie auf Umwegen nach dem Karlsberg bringen sollte, wo sie erst nachts einzutreffen wünschten. Unter dem Vorwande, einen solchen im Dorfe zu suchen, habe er sich durch seinen Garten in den Wald geschlichen und sei über den Zaun des Parkes geklettert, um schneller ans Ziel zu kommen.

Nachdem der Herzog seinen Jäger angehört hatte, sagte er: „Diese Nachricht scheint mir unglaubwürdig; der gute Mann will einige Taler verdienen, das ist alles. Gib ihm einen Dukaten, und er ziehe in Frieden!“ Pfeffel bat um die Erlaubnis, ihn noch vorher ausfragen zu dürfen. Rosé, den man gerufen hatte, da der Herzog stark hustete, wollte ihn überreden, zu Bette zu gehen und Tee zu trinken. Pfeffel, der wieder eintrat, beschwor den Herzog, auf der Stelle abzufahren; es sei nur zu wahr, daß diese Schurken einen perfiden Anschlag gegen die Person des Herzogs geplant hätten. Darauf schickte ihn Karl August weg, um seine Maßnahmen zu treffen, desgleichen seinen Arzt, der noch beim Weggehen Bett und Tee empfahl. „Da wir abreisen müssen, so wollen wir es tun!“ sagte der Herzog; „aber, Abbé, Ihn nehme ich mit mir.“ „Das ist ein neuer Beweis von Güte, Durchlaucht,“ erwiderte dieser mit einer Miene, aus der die Freude an dieser neuen Gunst nicht allzusehr sprach. „Aber geruhen Durchlaucht die Bemerkung, daß ich nur bei mir habe, was ich am Leibe trage. Ich sollte wenigstens Wäsche holen und mein Geld, das ich den Sansculottes nicht gerne überlassen möchte.“ „Hole Er sich Hemden, da Er sie nun einmal braucht; ich gebe Ihm eine halbe Stunde Zeit dazu. Gehe Er!“ Der Abbé entfernte sich in Eile; sein Wagen wartete am Schloßtore schon lange auf ihn.

Ich blieb nun allein mit dem Herzog. Zuerst ging er an seinen Schreibtisch, um Papiere herauszunehmen, die er zu sich steckte. Dann setzte er sich in seinen Lehnstuhl; er schien mir ruhig und unentschlossen über das, was er tun solle. Einen Augenblick nachher läutete er und ließ der Herzogin sagen, sie solle sich für jedes Ereignis bereithalten. Seine Unentschlossenheit kam bei diesem Befehle deutlich zum Durchbruch. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Ich lasse Ihn hier, mein lieber Mannlich, um über meine Galerie zu wachen und sie zu retten, wenn es Ihm möglich ist. Ich weiß, wem ich sie anvertraue; desgleichen empfehle ich Ihm mein Naturalienkabinett, meine Bibliothek und alles, was ich nicht habe mit mir nehmen können. Sorge Er für die unglück-

liche Perglas,[65]) die seit einiger Zeit den Verstand verloren hat; verlasse Er sie nicht in der Verwirrung, die nun auf dem Karlsberg herrschen wird. Ich werde Befehl erteilen, daß Er einen Wagen bekommt." Nach einigen weiteren Minuten des Schweigens nahm er ein kleines Jagdmesser, das auf dem Tische lag, steckte es an seine Seite, kam auf mich zu und sagte, indem er mir in zärtlichster Freundschaft um den Hals fiel: „Adieu, mein lieber Mannlich, ich hoffe Ihn bald wiederzusehen. Bleibe Er stets mein Freund! Entrichte Er dem Abbé, mich bei der Herzogin aufzusuchen!"

Mit diesen Worten schied er von mir, um in das Gemach der Fürstin hinabzugehen, und ließ mich in trostloser Verfassung zurück. Bis zu Tränen gerührt über seine Güte und sein Unglück, galt mein einziger banger Gedanke dem Geschicke, das meiner Familie, meinen Freunden und Mitbürgern bevorstand. Es war beinahe 10 Uhr, als der Abbé von Homburg zurückkam; ich begleitete ihn zur Herzogin. Man bestieg den Wagen und fuhr ab. Meine Wünsche folgten den Scheidenden nach.

[65]) Hofdame in Zweibrücken und eine Verwandte des Präsidenten der kurfürstlich-pfälzischen Hofkammer zu Mannheim, Freiherrn v. Perglas.

III.

Sturmbewegte Jahre.

1793 bis 1818.

Siebentes Kapitel.

Die französische Revolution.

1793 bis 1799.

Die Sansculottes auf dem Karlsberg und in Zweibrücken. — Kriegerische Zwischenfälle. — Flucht Mannlichs nach Kaiserslautern. — Wieder in Zweibrücken. — Bei Herzog Karl August in Mannheim. — Erkrankung und Tod von Mannlichs Frau. — Kämpfe der Preußen und Österreicher mit den Franzosen. — Abbé Salabert herzoglicher Staatsminister. — Mannlich kriegsgefangen. — Kämpfe bei Zweibrücken. — Umständliche Fahrt nach Mannheim. — Einnahme und Besetzung Mannheims durch die Franzosen (September 1795). — Rückkehr nach Zweibrücken. — Fahrt nach Mannheim. — Salabert verhaftet (November 1795). — Am Hofe Herzog Maximilians in Rohrbach. — Der Dalbergsche Kreis. — Herzog Maximilian wird Kurfürst von Pfalz-Bayern (Februar 1799). — Die Franzosen wieder in Mannheim (März 1799). — Rettung der Gemäldegalerie.

Nach ihrer Abfahrt stieg ich traurig in das Gemach des Herzogs hinauf, um meinen Hut zu holen und schlug dann den Weg nach meiner Wohnung in der Orangerie ein. Kaum hatte ich das Schloßgebäude im Rücken, als im Galopp Landremont und seine Jäger mit gezogenen Säbeln heranſprengten.[1]) „Was bedeuten denn die Feuer, die ich dort unten im

[1]) Die Flucht Karl Augusts und das unmittelbar darauf erfolgte Eintreffen des französischen Generals Landremont, des bisherigen Kommandanten von Saarbrücken, ereigneten sich in der Nacht des 9. Februar 1793. Unter diesem Datum sind sie auch von dem Zweibrücker Regierungsrat Ludwig Philipp Horstmann (1736 bis 1818) verzeichnet, dessen kurze tagebuchartige Notizen von den kriegerischen Ereignissen in der Pfalz aus den Jahren 1789 bis 1817 berichten (mitgeteilt von Rudolf Buttmann in den Westpfälzischen Geschichtsblättern, 1906, Nr. 5ff.). Vgl. auch Remling, Franz Xaver, Die Rheinpfalz in der Revolutionszeit von 1792 bis 1798. Speyer 1865/66. Bd. I. S. 182 Note 232 und S. 305ff. — Über die Tagesereignisse der Jahre 1793 und 1794 unterrichten auch die Aufzeichnungen des uns als Hauswirt der Mme. de Saint-Germier (S. 247) bekannten Hofgärtners August Petri (Westpfälzische Geschichtsblätter II [1898] Nr. 6ff.).

Der Kavallerie Landremonts folgten schon tags darauf mehrere tausend Mann Franzosen unter General Destournelles.

Walde habe leuchten sehen?" fragte der General mit dräuender Stimme einen vorübergehenden Handwerker. „Das sind Kalköfen," erwiderte dieser, ruhig seines Weges ziehend. Landremont ließ sofort unsere Wachen entwaffnen, die von vornherein den Befehl hatten, keinerlei Widerstand entgegenzusetzen.

Unser Regiment, durch seine Vedetten bei Zeiten benachrichtigt, hatte sich in aller Stille durch den Wald in der Richtung nach Kusel[2]) zurückgezogen. Dorthin waren ihm sämtliche Bewohner des Karlsberges und bald darauf alles, was von Zweibrücken und Homburg zu fliehen imstande war, nachgefolgt. Da sich der Rückzug des Regimentes nächtlicherweile vollzogen hatte, bemerkten die Offiziere erst bei Tagesanbruch, daß ein Drittel der Truppe im Schutze der Dunkelheit desertiert war. Alle Flamländer, Schweizer und sonstigen Deserteure, die bei unserem Regiment in Dienst gestellt waren, hatten diesen Teil erwählt, um sich der disziplinlosen Armee der französischen Briganten beizugesellen, was zweifelsohne weit bequemer war. Die Erwiderung des Handwerkers an Landremont freute mich in gleichem Maße, als mich dessen barsche Frage in Angst versetzt hatte. Kaum war ich in meinem Zimmer angelangt, als überall Schildwachen postiert wurden. Niemand konnte das Schloß betreten oder verlassen. Patrouillen wurden auf die großen Straßenzüge ausgesandt, um die vom Berge kommenden Personen anzuhalten. Man machte zweimal die Runde im ganzen Schlosse und durchstöberte mit blankem Säbel jeden Winkel, um Karl August und die Herzogin zu finden und gefangen zu nehmen. Glücklicherweise war kein einziger Verräter unter der zahlreichen Dienerschaft des Karlsberges; alle versicherten den Jägern Landremonts und diesem selbst, daß der Herzog bereits am Nachmittag vor 2 Uhr abgefahren sei.

So schwand ihnen also die Aussicht, ihn noch einzuholen. In dieser Nacht ging es sehr lärmend zu. Schwärme von Sansculottes kamen an, andere folgten ihnen nach. Alle wollten an dem Ruhme teilhaben, einen deutschen Tyrannen gefangen nach Metz zu führen. Da sie sich in ihrer Erwartung betrogen sahen, stießen sie mit heiserer Stimme (wie sie dem gemeinen Volke in Frankreich eigen ist) Läste-

[2]) Oberamtsstadt im Herzogtum Zweibrücken, nördlich vom Karlsberg, deren grausame und ruchlose Einäscherung durch die republikanischen Soldaten am 26. Juli 1794 erfolgte.

rungen und furchtbare Flüche hervor, rannten in den verlassenen oder versperrten Häusern die Türen ein, rissen alles an sich, was ihnen dort in die Hände fiel und schliefen schließlich ein.

Meine Frau war wegen meines Loses in größter Aufregung gewesen; sie hatte mich verloren geglaubt und zeigte die herzlichste Freude, als sie mich wiedersah: „Aber weshalb diese Angst?" sagte ich zu ihr, um sie zu beruhigen. „Du bist ja unter Deinen Landsleuten und mußt sie doch kennen." „Gerade deswegen, weil ich sie kenne, fürchtete ich mich so sehr. Du weißt nicht, wie abscheulich sie sind," erwiderte sie mir.

Gleich nach ihrem Einmarsche in Zweibrücken brachen die Sansculottes alle Gefängnisse auf, geleiteten die Verbrecher Arm in Arm im Triumph durch die Straßen der Stadt und nannten sie (freilich nicht ohne Grund) ihre Kameraden, Brüder und Opfer eines grausamen Tyrannen. Die Fähigsten unter ihnen erhielten bald irgend ein Amt in dieser Armee und jener, der dem Urteilsspruch der Strafrichter zuwider lediglich infolge der Abneigung des Herzogs vor der Todesstrafe dem Galgen entronnen war, wurde Unterkommissär der Republik und übte frech sein früheres Handwerk aus, bedrückte, beraubte und bestahl ungestraft alle, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen.

Auf den Straßen vernahm man an allen Ecken das Klagegeschrei von mißhandelten und ausgeplünderten Leuten, von weinenden Frauen, die um Hilfe riefen. Ohne sich im mindesten darum zu kümmern, übertönten diese Verruchten jene Rufe und Jammerlaute mit ihrem schauerlichen Lied: „Ça ira",[3]) das sie mit schrecklichen Stimmen herausbrüllten. Die Offiziere, unter denen es zuweilen noch anständige gab, schritten mitten unter diesen Freveln und Verwirrungen einher, ohne den Mut, ihnen Einhalt zu gebieten, aus Furcht vor

[3]) Ah! ça ira, ça ira, ça ira
Le peuple en ce jour sans cesse répète;
Ah! ça ira, ça ira, ça ira
Malgré les mutins, tout réussira . . . . .

Der Refrain dieses 1789 entstandenen Liedes von Ladré wurde auf die Melodie des damals sehr beliebten Kontertanzes „le Carillon national" gesungen, den Marie Antoinette oft auf dem Klavier spielte, ohne zu ahnen, daß er sie zum Schafott führen werde. Vgl. Dumersan et Noël Ségur, Chansons nationales et populaires de France. Paris 1866. I. Bd. S. 71.

dieser Kanaille, die sie befehligten und die ihnen nur bei der Parade und vor dem Feind gehorchte.

Meine arme Frau litt vor Angst und Schrecken Todesqualen. Zu allem Unglück wurde mein Sohn Karl auch noch gefährlich krank. Sie wich weder bei Tag noch Nacht vom Bette des geliebten Kindes, und alle meine Bitten, Nahrung zu sich zu nehmen und sich einige Stunden der Ruhe zu gönnen, blieben fruchtlos. Sie war so verändert, daß man sie kaum wieder erkannte, und ich bangte, Mutter und Kind zugleich zu verlieren. Der Arzt, der mir die Gefahr nicht verbarg, in der der Kleine schwebte, erklärte ihn jedoch zur Beruhigung der Mutter außer jeder Lebensgefahr. Durch diese List erreichte ich meine Absicht. Die Natur machte schließlich ihre Rechte geltend: meine Frau sank in tiefen Schlaf und vernahm nichts von dem höllischen Lärm unserer Besatzung, als diese den unseligen Freiheitsbaum ganz nahe bei unserem Hause aufpflanzte. Zuerst hatte man ihn in feierlicher Zeremonie, gekrönt von der roten Mütze eines Galeerensträflings, dem Symbol ihrer Freiheit, durch die Stadt getragen. Die Kommissäre, unter denen ich auch unsere Galgenkandidaten bemerkte, die Generale und Generalstabsoffiziere mit goldgestickten Uniformen und der Trikolorenschärpe ritten zu Pferde einher; ihnen folgte die Musik, die das berühmte, von den Sansculottes mitgesungene „Ça ira" spielte. Die Kavallerie- und Infanterie-Regimenter, denen die Sansculottes in wirrem Durcheinander vorausschritten, schlossen diese Feierlichkeit, die sie „auguste" nannten.

General Custine[4]) kam zur Besichtigung dieser Division der Rhein-Armee nach Zweibrücken. Während seines Aufenthaltes war es uns in unseren Mauern nicht viel behaglicher zumute; alles ging seinen Gang wie vorher.

Nachdem ich den Befehl des Herzogs hinsichtlich der schönen Per-

[4]) Adam Philipp Graf v. Custine, 1740 bis 1793, französischer General, kämpfte im Siebenjährigen Kriege und nordamerikanischen Freiheitskriege. Bei Ausbruch der Revolutionskriege 1792 erhielt er das Kommando der Rheinarmee, nahm Speier (30. September 1792), Worms, die Reichsfestung Mainz (21. Oktober 1792) und Frankfurt, das er jedoch bald den Preußen und Hessen wieder räumen mußte. 1793 Oberbefehlshaber der Nordarmee, wurde er nach der Kapitulation von Condé und Mainz (22. Juli 1793) verbrecherischer Beziehungen mit den Feinden der Republik verdächtigt, verurteilt und am 28. August 1793 hingerichtet.

glas[5]) ausgeführt hatte, die wohlbehalten in Mannheim anlangte, stand mir noch das Schwierigste bevor: die Rettung der Gemäldegalerie. Zu meiner Freude hatte ich bemerkt, daß man alle Türen im Schlosse versiegelt hatte. Sie sollten sich erst bei der Ankunft des Volksrepräsentanten wieder auftun, den man von Woche zu Woche erwartete. Ich kehrte also auf den Karlsberg zurück; er war von wenig Truppen besetzt und ziemlich verlassen. Die Kommoden in meinem Zimmer fand ich sämtlich erbrochen, und Wäsche, Kleider, Bücher, kurz, meine ganze Habe war mit dem Interimsmieter verschwunden. Ich hoffte, noch einige von den Beamten anzutreffen, die immer am eifrigsten die Interessen ihres Herrn wahrzunehmen schienen, wie die Räte Colson und Ehrlenholtz.

Aber alle hatten beim Nahen des Feindes das Weite gesucht. Rheinwald[6]) allein war zurückgeblieben. Mit Lebensgefahr hatte er sich den Schlüssel zum Keller und zu den Vorratskammern angeeignet und die Notwendigkeit dieser Maßnahme schon in der ersten Nacht Landremont und später dem Kommandanten begreiflich gemacht, auch versprochen, der Garnison ihren täglichen Bedarf zu liefern. Der alte Burger, ein vertrauter Diener des Herzogs, war gleichfalls noch anwesend. Rheinwald hatte überall Zutritt, wo das Siegel nicht angebracht war; man betrachtete ihn als Nährvater und nannte ihn auch so. Er geleitete mich nun ohne Schwierigkeit zum Citoyen Burger, der gleich mir von der geheimen Falltür wußte, die aus der Bildergalerie in die Werkstätte des herzoglichen Büchsenmachers führte. Diese war nicht verschlossen, und der Arbeiter hatte vorsorglich alle Utensilien und Instrumente bei sich zu Hause versteckt. Wir beide, Burger und ich, entschlossen uns also, durch die Falltür selbst am hellen

[5]) Vgl. S. 424.

[6]) Johann Ludwig Rheinwald, gestorben 1811 in München als Geheimer Legationsrat. Kurfürst Maximilian hatte ihn nach München in seine Nähe gezogen und zur Erledigung seiner Korrespondenz und der militärischen Angelegenheiten in seinem Privatkabinett verwendet, wodurch Rheinwald eine sehr einflußreiche Persönlichkeit wurde. Das Bild, das Mannlich an anderer Stelle von Rheinwalds Amtsführung und seinem zügellosen Privatleben entwirft, wozu ihn die unverhoffte hohe Gunst verleitete, ist ebensowenig schmeichelhaft, wie jenes in den „Memoiren des Karl Heinrich Ritters v. Lang". München 1881. 2. Band, S. 37 ff. — In Zweibrücken war Rheinwald Erzieher der Pagen gewesen.

Tage, aber in aller Stille die schönsten Stücke der Galerie, die wir zu tragen imstande waren, in die Werkstätte zu schaffen und so gut als möglich hinter und auf den leeren Wandschränken des Büchsenmachers zu verstecken, in der Hoffnung, später einmal Mittel zu ihrer Rettung zu finden. Nach dieser Expedition eilte ich nach Zweibrücken zurück, um meine Frau und mein erkranktes Söhnchen zu beruhigen.

Die beiden Offiziere, die bei mir im Quartier lagen, waren sehr anständige Leute, die seit langem im Regiment Nassau dienten. Schon nach wenigen Tagen gestanden sie mir, daß sie sich bis in die tiefste Seele schämten, einer Armee von Briganten und Galgenkandidaten anzugehören. Sie versicherten uns, daß sie lieber ihr Leben lassen als die geringfügigste Gewalttätigkeit dieser Kanaille an uns dulden würden. Drei Wochen verstrichen verhältnismäßig ruhig. Die Zänkereien und Metzeleien spielten sich nur zwischen den Linientruppen und den Sansculottes ab, von denen man täglich Leichen oder Verwundete in den Straßen fand. Man machte kurzen Prozeß und scharrte sie in eine Grube an der Landstraße ein. Ich hatte einmal Gelegenheit, zu beobachten, daß man den rechten Arm des Toten in die Höhe streckte, so daß die Hand aus der Erde ragte; das sollte wahrscheinlich bedeuten: Treu der Republik, selbst nach dem Tode! Diese Denkmale der Sansculottes wurden von unseren Hunden und Schweinen nicht respektiert, die schließlich auch noch den Leichnam ausgegraben und verzehrt haben würden, wenn man ihnen nicht gewehrt hätte.

Karl war wieder vollkommen hergestellt. Es beseelte ihn wie alle während der Kriegswirren geborenen oder aufgezogenen Kinder eine ausgesprochene Vorliebe für das Militär. Meine beiden Offiziere fertigten ihm Husaren- und Grenadiermützen und Patrontaschen. Sie schenkten ihm einen Blechsäbel und ein Gewehr, exerzierten ihn ein und lehrten ihn, anmutig sein Holzpferd reiten. Mitten aus diesen friedlichen Spielereien riß sie der Befehl, vorwärts zu marschieren. Wir sahen sie mit aufrichtigem Bedauern von uns scheiden. Sollten sie doch nur durch einen Schwarm neuer Sansculottes abgelöst werden!

Noch am selben Tage wurde bei mir ein Major der Jäger zu Pferd mit seiner Frau, seinen Kindern und Dienstboten einquartiert. Der Major war ein ungebildeter Bauer und seine Frau Gemahlin eine ehemalige Kellnerin; die Kinder, die wohl eine Verbeugung zu

machen verstanden, ohne jede Erziehung, und der Sohn, ein Altersgefährte Karls, Tag für Tag vollständig vom Branntwein betrunken, den ihm sein Vater zu trinken gab. Unter seinen Dienstboten bemerkte ich einen jungen Mann von vornehmem Äußeren und, wenn er es auch zu verbergen suchte, von gediegener Bildung. Daher nannte ihn der Major seinen Sekretär. Ich erfuhr bald von ihm selbst, daß er der Sohn eines ehemaligen Parlamentsrates sei und sein Vater für ihn vom Major die ehrenvolle Stellung, während des Krieges dessen Diener sein zu dürfen, gekauft habe, was als Militärdienst bei der Truppe angerechnet wurde und ihn der Notwendigkeit enthob, die Waffen gegen einen Feind zu tragen, von dem sie ihr Heil erhofften.

Der übereilte Abmarsch meiner ersten Gäste war durch einen Besuch veranlaßt worden, den eine Eskadron von Husaren Wurmsers[7]) dem Karlsberg abstatten sollte, um sich des Kommandanten mit seiner Abteilung zu bemächtigen. Dieser hatte sich jedoch, durch seine Kundschafter benachrichtigt, noch am nämlichen Abend nach Homburg zurückgezogen. Die Eskadron traf tatsächlich in der Nacht ein und fand die Vögel ausgeflogen. Gleich bei Tagesanbruch schickte der kommandierende Offizier eine Patrouille von sieben Mann gegen Homburg, um rekognoszieren zu lassen. Die Franzosen hatten ihrerseits eine solche nach dem Karlsberg ausgesandt, um die Meldung ihrer Spione auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Diese beiden Patrouillen stießen auf halbem Wege aufeinander. Ein dichter Nebel ließ ihre Stärke nicht erkennen. Auf das „Qui vive?“ der Franzosen antworteten die Husaren mit Säbelhieben, verfolgten die Dragoner (ehedem das Regiment der Königin) bis nach Homburg hinein, ritten in dieser allgemeinen Bestürzung alles nieder, nahmen auf dem Marktplatze dreißig gesattelte Pferde, die ihre Gefangenen nach dem Karlsberg bringen mußten, und

[7]) Dagobert Siegmund Reichsgraf v. Wurmser, elsässischer Abstammung, k. k. Feldmarschall, 1724 bis 1797. Nach rühmlichem Anteil am Siebenjährigen Kriege als Oberst und Kommandeur eines Husaren-Regiments, wurde er 1793 Befehlshaber der Ober-Rheinarmee und entfaltete während der Revolutionskriege eine äußerst rege und ruhmvolle Tätigkeit als Feldherr. 1795 wurde ihm von neuem der Oberbefehl über die nun verstärkte Ober-Rheinarmee übertragen. Er erstürmte die „Weißenburger Linien“ (13. Oktober 1793), wurde jedoch von Hoche zurückgedrängt; war siegreich bei Mannheim im Oktober und November 1795, wurde aber von Napoleon bei Castiglione (5. August 1796) geschlagen. Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser. Wien 1869.

vertrieben die Besatzung, die nicht Zeit gehabt hatte, zu den Waffen zu greifen, aus der Stadt. Der Oberst selbst, namens La Coste, wenn ich mich nicht täusche, gleich seinen Soldaten von panischem Schrecken gepackt, floh und ließ Pferde und Gepäck im Stich. Als sich der Nebel verzogen hatte, wurde die kleine Zahl der Angreifer offenbar. Beschämt über ihre Flucht machten die Republikaner kehrt und zwangen die Husaren zum Rückzug.

Ein einziger der tapferen Reiter bezahlte diese kühne Heldentat mit seinem Leben; die anderen kamen mit heiler Haut und ihrer Beute auf dem Karlsberge an. Die Eskadron setzte sich dort fest, und Freund Rheinwald hatte neue Gäste zu bewirten, was er diesesmal mit Vergnügen tat. Beunruhigt durch die Tapferkeit des Feindes, über dessen Stärke sie im unklaren waren, fühlten sich die Franzosen in Homburg nicht mehr in Sicherheit und riefen die Garnison von Zweibrücken zu Hilfe. Desgleichen ließen sie in aller Eile Kanonen von Bitsch und Kavallerie als weitere Verstärkung kommen.

Die Husaren Wurmsers wurden von einer preußischen Division unter Szekuly[8]) abgelöst. Eine Kompagnie Hessen kam noch dazu. Diese standen nun einem sechsfach stärkeren Feind gegenüber. Szekuly verfügte nur über drei Kanonen vom kleinsten Kaliber, sogenannte „Amüsetten", die er in vollem Ernste mit der Bezeichnung „Artillerie" beehrte. Seine größte Stärke und Tapferkeit bestand in seiner Umsicht und den weisen Vorsichtsmaßregeln, die er zu treffen wußte, um den Ruhm der preußischen Waffen nicht bloßzustellen. Nachts nahm er sich kaum Zeit zum Schlafen, sondern kontrollierte sorgfältig seine Vorposten. Die Franzosen erhielten, nachdem sie Truppen zusammengezogen hatten und ihre Kanonen eingetroffen waren, den Befehl, den Feind anzugreifen und den Karlsberg zu nehmen.

Ich sah meinen Major mit seiner Truppe ziehen, der unsere Besatzung nachfolgte, und zitterte für unsere Galerie, das Naturalienkabinett, die Bibliothek und alle zurückgebliebenen Kostbarkeiten, die

[8]) Johann Friedrich v. Székely (Szekuly), polnischer Husarenoberst, 1739 bis 1794, seit 1758 beim preußischen Heere, erfreute sich beim Ausbruch der Revolutionskriege des Rufes eines außerordentlich tüchtigen Führers und wurde infolgedessen von König Friedrich Wilhelm II. zur Rheinarmee berufen. Er enttäuschte jedoch im Laufe der kriegerischen Operationen und benahm sich gegen Offiziere wie Soldaten so herrisch und roh, daß er Dezember 1793 vom Rhein abberufen wurde.

ich im Geiste bereits den Flammen preisgegeben sah. Die am Fuße des Berges vereinten Franzosen drängten mit dem ihnen eigenen Ungestüm unsere Vorposten zurück. Nur die Hessen machten ihnen das Terrain im Walde streitig, wo sie eine Art natürlicher Verschanzung auf einer Anhöhe besetzt hielten. Die Kanonen wurden abgefeuert. Aber da man schlecht zielte, so fielen die Kugeln auf der Schloßterrasse nieder oder strichen über das Gebäude hinweg. Szekuly wählte aus Furcht vor einer Umzinglung den klügeren Teil und zog sich mit seiner Abteilung und seinem Geschützpark zurück, trotz der Meinung des hessischen Obersten und der Bitten des Adjutanten Majors v. Zoller,[9]) der von unserem Garde-Regiment detachiert war, um auf seiten der Preußen zu kämpfen.

Nur die hessischen Jäger hielten stand und wehrten sich tapfer. Zoller eilte dem General Szekuly nach und drang solange in ihn, bis ihm dieser endlich eine seiner Kanonen anvertraute, die er zur rechten Zeit noch ins Gefecht brachte. Ein Schreinergeselle vom Karlsberg, der lange bei der Artillerie gedient hatte, zielte so genau mitten in ein Gros der feindlichen Kavallerie, und die Hessen gaben zu gleicher Zeit eine so mörderische Salve auf die Heranstürmenden ab, daß sie diese in Verwirrung zurückdrängten, und unser Schreiner mit seiner Amüsette, die er noch auf die längs der Landstraße in die Ebene Flüchtenden spielen ließ, nahm ihnen die Lust an einem weiteren Angriff. Zoller sprengte Szekuly mit verhängtem Zügel nach, um ihm den glücklichen Erfolg seiner Amüsette zu melden. Dieser schickte unverzüglich eine Eskadron ab, die sich in der Homburger Ebene tummeln sollte, was so trefflich wirkte, daß die Feinde nicht mehr in Homburg zu verweilen wagten, sondern es vollständig räumten, um die Nacht unter den Waffen in den Straßen Zweibrückens zu verbringen.

Die österreichische und preußische Armee hielt sich, zu einem wirksamen Vorgehen zu schwach, in Erwartung von Verstärkungen in der

[9]) Friedrich Freiherr v. Zoller, Kgl. bayerischer Generalleutnant, 1762 bis 1821. Als Page am Zweibrücker Hofe erzogen, nahm er am nordamerikanischen Kriege gegen England im Regimente Royal Deux-Ponts teil, in dem sein Vater Oberst war. Beim Ausbruch der Revolutionskriege kam er 1793/94 zum Stabe des preußischen Generals Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen. Seit 1799 in kurpfalz-bayerischen Diensten beteiligte er sich an den Kämpfen von 1805 bis 1814.

Defensive. Es schien uns, als würde die preußische zuerst anrücken. Sie hatte einige Vorposten weggenommen und sich in Homburg und auf den Höhenzügen in der Richtung nach Zweibrücken festgesetzt. Das beunruhigte unsere Franzosen, und obgleich sie Verschanzungen auf allen die Stadt beherrschenden Hügeln aufgeworfen hatten, indem sie die Gärten und die besten Felder aufwühlten, glaubten sie den Platz unhaltbar, räumten ihn und zogen sich plötzlich in großer Hast, nachdem sie die Brücken abgebrochen hatten, auf die Hornbacher Höhen zurück, wo sie sich verschanzten.

Nun hatte ich freies Feld bekommen, und so begab ich mich unverzüglich nach dem Karlsberge, um die Galerie und die übrigen Sammlungen in Kisten verpacken zu lassen. Das Siegel der Republik wurde weggerissen. Dreißig Handwerker waren Tag und Nacht an der Arbeit. Dann kam die Bibliothek an die Reihe. Das Ganze wurde auf Wagen geladen und vorläufig nach Kaiserslautern gebracht. Das Naturalienkabinett nahm weit mehr Zeit in Anspruch. Ich wollte auch die herrlichen Wandschränke, deren Vorderseite einen Spiegel aus einem Stück aufwies, fortschaffen lassen. Jeder Vogel mußte an seinen Zweig angebunden und angeklebt werden, und da zwölfhundert aufs trefflichste ausgestopfte Gattungen (ohne die Abarten) vorhanden waren, so erforderte diese Arbeit einen beträchtlichen Zeitaufwand.

Einige Wochen vor dem Abzug der Sansculottes aus Zweibrücken konnte man eines schönen Morgens beobachten, wie das Haus des Ministers v. Esebeck von Soldaten umstellt wurde.[10]) Diese Leute Robespierres nahmen sogar von meinem Hause Besitz und ließen sich auf den Mauern meines Gartens nieder, um dem Minister jede Möglichkeit des Entkommens abzuschneiden. Er verbarg sich nicht. Einige Minuten darauf sah ich ihn mit seinem Sekretär Ringel (jetzt Geheimer Rat in München) einen Wagen besteigen und hatte nur so viel Zeit, ihm zum Abschied mit der Hand zuzuwinken. Er fuhr sogleich — Sansculottes vor und hinter ihm bildeten seine Eskorte — in

[10]) Nach Horstmann und Petri a. a. O. am 25. Februar 1793. Die Geschäfte Esebecks wurden am 3. April 1793 dem Geheimen Staatsrat Christian Pfeffel (vgl. S. 414) übertragen; Esebeck kam erst am 8. September wieder glücklich nach Zweibrücken zurück und starb daselbst am 27. September 1798 „an den Folgen eines zurückgetretenen Katarrhalfiebers".

die Gefängnisse von Metz ab, von wo er in jene von Paris verbracht wurde, aus denen man täglich eine bestimmte Anzahl (die den Neuangekommenen Platz machen sollten) herausschleppte, um sie der Guillotine zu überliefern. Ich glaubte ihn verloren, meinen alten Freund Ludwig, und beklagte ihn bitter. Jede Korrespondenz war untersagt, und so wußte ich lange nicht, welches sein Los gewesen war.

Die mannigfachen Verpackungsarbeiten hatten häufige Fahrten nach dem Karlsberge zur Folge, dessen Besatzung inzwischen eine beträchtliche Verstärkung durch die Preußen erhalten hatte. Diese fanden es höchst lächerlich, daß ich mich mit dem Wegschaffen der Gegenstände so sehr beeilte, da doch alles unter dem Schutze ihrer Waffen stünde. Das änderte jedoch meine Absicht nicht, und ich hätte am liebsten das Schloß selbst weggeschafft, wenn es möglich gewesen wäre. Abgesehen von einigen Infanterie-Regimentern, hatte man das der Wolfrath-Husaren geschickt. Ihre Vorposten standen am Kreuzberg, der den Teil der Stadt beherrschte, in dem mein Haus lag. Von da aus schickten sie oft Patrouillen zur Beunruhigung des Feindes und zur Auskundschaftung seiner Bewegungen aus. Dieser tat desgleichen, so daß die feindlichen Patrouillen oft in der Stadt selbst aufeinanderstießen und sich bis aufs Blut bekämpften.

Bei der Rückkehr des ersten Patrouillenrittes der Wolfrath-Husaren nach dem feindlichen Lager spazierte mein kleiner Karl in seinem Soldatenanzuge als Schildwache vor unserer Haustür auf und ab. Der Unteroffizier, ein gutmütiger und lustiger Bursche, sagte zum Leutnant: „Wir wollen sehen, ob der kleine Geselle Mut hat," und er stürmte, sein Pferd tummelnd, gegen Karl vor, mit dem Säbel in der Hand. „Ha, Königsmörder, verteidige Dich!" rief er ihm zu. Diese Worte und der Lärm der Pferde ließen uns glauben, daß man sich schlage, und das Geklirr der blanken Waffe bestärkte uns darin. Trotz ihrer Furchtsamkeit lockte die Neugierde meine Frau an das Fenster. Aber wie erschrak sie, als sie ihren Vielgeliebten von Husaren umringt sah, deren einer auf ihn eindrang, als wolle er ihn durchbohren. Obgleich sie wohl wußte, daß es nur ein Spiel sei, so geriet sie in ihrer mütterlichen Zärtlichkeit beim ersten Blick nichtsdestoweniger in Angst und stieß einen Schrei aus, der die Schlacht beendete.

Ich freute mich meinerseits sehr, zu beobachten, wie der Kleine, weit

entfernt zu fliehen, seinen Blechsäbel zog, nachdem er das Gewehr weggeworfen, und sich tapfer schlug, trotz dem Vorteile und der Überlegenheit der Angreifenden. Sein Kopf war so rot wie ein Hahnenkamm und er wich um keinen Schritt zurück, bis durch den Schrei seiner Mutter der Unteroffizier den Säbel senkte und sagte: „Ich bin verwundet und ergebe mich; ich bin Ihr Gefangener, und Sie können mir befehlen, was Sie wollen." „Nun gut," sagte der Junge mit fester Stimme, „ich will auf das Pferd steigen." „Auf das meinige," sagte der Leutnant, setzte ihn vor sich auf und kehrte in die Stadt zurück, wo er ihm bei einem Konditor zwei große Düten Bonbons kaufte und ihn uns dann wie im Triumph nach Hause brachte.

Unsere Lage wurde, da wir keine Unterstützung fanden und den befreundeten und feindlichen Patrouillen preisgegeben waren, sehr beängstigend. Meine arme Frau tat mir leid; sie fürchtete nur für mich und die Kinder. Ich erwog und versuchte alle Mittel, um sie mit mir und den Kindern nach Mannheim zu bringen. Aber wie dort leben, wenn wir unser eingerichtetes Haus und unsere Ökonomie, die uns ernährte, aufgaben? Seit 1791 hatte man mir meine Lebensrente nicht mehr ausbezahlt und noch viel länger nicht mehr meine Besoldung. Meine Schuldner stellten sich nicht ein; es war unmöglich, ein Kapital zu kündigen oder eines aufzunehmen. Unsere gute Stadt war, ganz abgesehen von den Lasten durch Freund und Feind, mit zwei Millionen Kriegskontribution belegt worden, die unter Androhung von Plünderung und Brandschatzung aufgebracht werden mußten. Kurz, wir waren alle am äußersten und aller Hilfsquellen bar.

Die günstigen Nachrichten von dem Erfolge der kaiserlichen Armee in Flandern[11]) belebten wieder unsere Hoffnung und unseren Mut. Der alte Waffenruhm der Preußen nahm uns schließlich jede Besorgnis, als sich das dumpfe Gerücht in der Stadt verbreitete, daß eine Armee von 200 000 Franzosen zum Angriff gegen den Fürsten von

[11]) Die Österreicher waren bei Jemappes von dem französischen General Dumouriez im November 1792 geschlagen worden und hatten deshalb Belgien preisgeben müssen. Am 18. März 1793 hatten jedoch die Kaiserlichen unter Prinz Friedrich Josias von Koburg Dumouriez bei Neerwinden besiegt. Dumouriez selbst flüchtete in das Lager der Österreicher. Dieser Sieg hatte die Wiedergewinnung des verloren gegangenen Landes zur Folge.

Hohenlohe[12]) unterwegs sei. Ich schenkte diesem Gerede keinerlei Glauben und versuchte meine Familie zu beruhigen, als gegen 11 Uhr nachts der Sohn des Herrn Pfeffel[13]) bei mir eintrat und mich insgeheim einen Brief seines Vaters lesen ließ, der besagte, daß am Mittag des folgenden Tages kein einziger Preuße mehr in unserer Nähe sein würde, und er sich um 6 Uhr morgens mit aller Bestimmtheit auf dem Karlsberge einfinden solle, um mit ihm wegzufahren. Zugleich ließ er mir einen Platz in seinem Wagen anbieten.

Meine Frau hatte an der verstörten Miene Pfeffels wohl bemerkt, daß seine Mitteilung nichts Erfreuliches bedeute. Sie horchte an der Tür. Nachdem ich das Anerbieten Pfeffels ganz entschieden abgelehnt hatte, trat sie mit meiner Schwester ein und beschwor mich, dem Vorschlage Folge zu leisten. Auf meine wiederholte Weigerung begann sie so bitterlich zu weinen, daß ich schließlich nachgab. Wir erwogen noch unser Verhalten für jegliche Lage, in die uns die kritischen Ereignisse bringen könnten, und schnürten ein kleines Bündel der unentbehrlichsten Dinge zusammen. Ich nahm nur sechs Louisdor mit mir und ließ meiner Frau den Rest unserer Barschaft.

Vor vier Uhr trat Pfeffel bei mir ein, um mir zu sagen, daß er trotz alles Suchens und der Versprechungen, das Doppelte und Dreifache zu bezahlen, keinen Wagen für uns habe auftreiben können; daß alle Leute vor dem Wiedereinmarsch und der Wut der Sansculottes zitterten und sie nicht abzuwarten wagten. Ich hatte auch tatsächlich bereits vor Tagesanbruch das Vorbeirollen der Wagen, den Hufschlag der Pferde und die Schritte der Flüchtlinge vernommen. Nachdem wir noch eine Tasse Kaffee getrunken und etwas Wäsche zu uns gesteckt hatten, schlugen wir wehmütigen Herzens den Weg nach dem Karlsberge ein. Kaum hatten wir die Anhöhe erreicht, als uns ein Jäger entgegenritt und uns meldete, daß das Generalquartier den Karlsberg bereits verlassen habe, um sich in der Richtung nach Kaiserslautern zu verfügen. Es wäre unklug gewesen, dort allein zurückzubleiben, und so erwarte uns Herr Pfeffel in Bruchmühlbach oder Landstuhl.

[12]) Fürst Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, preußischer General, 1746 bis 1818, war seit 1792 Befehlshaber einer Division und erwarb sich durch seinen Sieg bei Kaiserslautern am 20. September 1794 besonderen Ruhm. Bei Jena am 14. Oktober 1806 wurde er besiegt. Seine Stellung befand sich in Kaiserslautern und dessen Umgebung.

[13]) Vgl. S. 414.

Wir mußten unseren Marsch fortsetzen, mitten im Gewirr zahlloser Flüchtlinge, die ihr Schicksal bejammerten. Die Wolfrath-Husaren galoppierten nach vorwärts und rückwärts wie in wilder Flucht. Sie sollten den Rückzug des Heeres decken, und es sah aus, als ob sie vor dem Feinde flüchteten, der ihnen auf den Fersen zu folgen schien. Ihre offensichtliche Unruhe vergrößerte die unsere; wir beschleunigten den Schritt, um nach Bruchmühlbach[14]) zu gelangen, das noch in weiter Ferne vor uns lag. Als Jäger daran gewöhnt, Wald und Feld zu durchstreifen, ertrug ich mühelos die Anstrengung dieser überstürzten Flucht. Anders war es mit meinem Begleiter, der in Paris aufgewachsen war. Seine größten Wanderungen hatte er in den Tuilerien und den Champs-Elysées zurückgelegt. Bald gebrach es ihm an Kraft, er fühlte sich übel und wäre zusammengebrochen, wenn ich ihn nicht gestützt hätte. Ich setzte ihn auf das Gras neben dem Wege, rief eine vorüberziehende Marketenderin herbei und gab ihm einen Tropfen Branntwein zu trinken, die einzige Stärkung, die ich ihm darzubieten vermochte.

Während ich mit dieser Hilfeleistung beschäftigt war, ritt General Wolfrath[15]) vorbei. Er erkannte uns wieder (wir hatten einige Male mit ihm auf dem Karlsberge beim Prinzen Hohenlohe gespeist) und fragte uns: „Wo gehen Sie hin, meine Herren?“ „Wir fliehen mit Ihnen,“ sagte Pfeffel mit matter Stimme. „Sie hätten bleiben sollen!“ entgegnete jener ein wenig mißmutig; „wir werden dorthin bald wieder zurückkehren.“ Wir setzten unseren Weg fort, der von Flüchtlingen jedes Geschlechts und Alters versperrt war, von Wagen, beladenen Karren und Tieren, die die Einwohner vor sich hertrieben, um sie der Raubgier des Feindes zu entreißen. Da sich diese ganze ungeheure Karawane schneller als wir fortbewegte, überholte sie uns, und so fanden wir bei unserer Ankunft jede Herberge bereits von ihr besetzt. Trotz der Ermüdung und des quälenden Hungers mußten wir also erbarmungslos weiter ziehen. In Landstuhl[16]) hatte sich die preußische

[14]) Nordöstlich der Stadt Homburg, an der Heeresstraße nach Kaiserslautern.

[15]) Generalmajor Wolfrath war der Avantgarde der Armee des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen zugeteilt und nahm auch an der Schlacht bei Kaiserslautern rühmlichsten Anteil.

[16]) Gehörte damals zur reichsunmittelbaren Herrschaft der Grafen v. Sickingen.

Infanterie aller Herbergen und Häuser bemächtigt. Wir befanden uns mitten auf der Straße, in einem Gedränge von Soldaten und Emigranten, als ich meinen Namen rufen hörte. Es war der Gärtner des Herzogs, der mit seiner vielköpfigen Familie schon lange vor Tagesanbruch geflohen war und noch immer auf das Essen wartete, das er bestellt hatte; er lud uns ein, es mit ihm zu teilen. Unsere Mahlzeit bestand aus einer großen Schüssel Wassersuppe, in die etwas Milch und sehr schwarzes Brot gerührt war. Dann folgte eine Omelette (zu deutsch: Pfannkuchen), die wie elastischer Gummi nach Belieben auseinandergezogen werden konnte, um dann, wenn man losließ, wieder in ihre frühere Form zusammenzuschrumpfen. Wir würgten sie indes hinunter, da wir nichts Besseres bekommen konnten. Die Armee hatte sich wieder in Bewegung gesetzt, die Karawane schloß sich ihr an, und mit ihr machten auch wir uns auf den Weg.

Kaum hatten wir den Wald von Kaiserslautern betreten, als uns ein Husar anhielt und zu seinem Leutnant führte, der uns aus der Schar herausgegriffen hatte, um unseren Leidensgefährten und uns selbst seine Macht als Kommandant der Nachhut zu zeigen. Er lag seiner ganzen Länge nach ausgestreckt da und fragte uns in dieser Stellung aus: „Wer sind Sie; woher kommen und wohin gehen Sie?" Nach Beantwortung all dieser Fragen verabschiedete er uns mit gnädigem Kopfnicken. Wir bemitleideten diesen arroganten jungen Gecken, dessen Hochnäsigkeit sich entgegen seiner Absicht zu unseren Gunsten wendete. Denn inzwischen hatte uns der Präsident v. Fürstenwärther[17]) mit seinem Wagen eingeholt. Er bot uns nun Plätze an, die wir bereitwilligst einnahmen. Aber die armen Mähren, die die Vergrößerung der Last spürten, versagten kurzweg den Dienst. Sie waren auch nicht um einen Schritt mehr vorwärts zu bringen. Kaum saß Pfeffel in der Kutsche, als er in tiefen Schlaf sank; Fürstenwärther und ich setzten unseren Weg zu Fuß an der Seite des Weges fort.

[17]) Friedrich Christian Karl v. Fürstenwärther, aus kurpfälzischem, reichsritterschaftlichem Geschlecht, war Präsident der Zweibrücker Regierung und stand auch 1797 jener durch einen Erlaß des französischen Generals Hoche neugebildeten Regierung vor. Aus seiner Feder stammt eine Schilderung der aus Anlaß der Vermählung des Prinzen Max von Zweibrücken auf dem Karlsberg gegebenen Festlichkeiten (vgl. S. 386 ff.) unter dem Titel „Gedächtniß der Maximilian und Wilhelminen geheiligten Abende" (Mitteilungen des historischen Vereines der Pfalz VII [1878], S. 63).

Der Tag ging zur Neige, als wir in Kaiserslautern einzogen. Wir waren zehn Meilen marschiert, und da wurden wir nun, vollständig erschöpft, ohne zu wissen, was aus uns werden solle, auf der Straße von den Flüchtlingen herumgestoßen, die sich in der gleichen Lage wie wir befanden. Pfeffel gab die Hoffnung auf, seinen Vater zu treffen, und ich jene, irgend ein Nachtlager aufzutreiben. Ich war zwar in Kaiserslautern bekannt und konnte auf die mir sehr befreundete Familie des Forstmeisters Rettig[18]) zählen. Aber in diesem Augenblicke mochte sie wohl ihres eigenen Hauses nicht Herr sein. Wir irrten also, von der auf- und abwogenden Menge umhergetrieben, in den Straßen umher, von dem einzigen Wunsche beseelt, Herrn Pfeffel ausfindig zu machen, über den uns niemand die geringste Auskunft zu geben vermochte, da er nicht bekannt war.

Die Nacht überraschte uns in dieser traurigen Lage, als mich jemand am Arme faßte mit den Worten: „Gott sei Dank, daß ich Sie endlich finde! Kommen Sie mit mir, ich habe Ihnen noch ein Zimmerchen und ein Bett gerettet, ergreifen Sie eiligst davon Besitz!“ Ich glaubte die Stimme eines himmlischen Boten zu vernehmen. Es war die meines Freundes Rettig, der während seiner Studienzeit in Zweibrücken mit dem jungen Baron von Gagern[19]) bei mir wohnte.

---

[18]) Vgl. S. 362.

[19]) Sohn des auf S. 321 erwähnten herzoglich pfalz-zweibrücker Oberhofmeisters und Geheimrates Freiherrn Karl Gottlieb v. Gagern. Hans Christoph Ernst v. Gagern, 1766 bis 1852, war nassauischer Staatsmann, der sich auch als Schriftsteller auf geschichtlichem und politischem Gebiete betätigte. In dem Werke „Mein Antheil an der Politik“, Band 1 bis 4 Stuttgart 1823 bis 1833, Band 5 Leipzig 1844, hat Gagern seine Tätigkeit als Diplomat in großen Zügen geschildert. Des Mannlichschen Hauses gedenkt er auf S. 10 dieses Buches mit folgenden Worten: „Ich war, nicht ohne dankbare Erinnerung, Pensionär Mannlichs, der später Gallerie-Inspektor zu München, auch an der Verfeinerung und Ausbreitung der Lithographie, die unter seiner Obsicht war, großen Antheil hatte. Als Mahler und Künstler hatte er zu Paris und Rom viele Jahre der Jugend zugebracht. Sein Haus war ächte Schule der Urbanität. Die Summe meines Wissens war indessen nicht viel größer, als ich in Pfeffels Erziehungsanstalt zu Colmar gebracht wurde.“ (Damit ist die sogenannte Kriegsschule des Dichters und Pädagogen Gottlieb Konrad Pfeffel, vgl. S. 414 Anmerk. 61 gemeint). Auf S. 15ff. spricht er von Herzog Karl August und wirft interessante Streiflichter auf die Zustände am Zweibrücker Hofe und einige von seinen Persönlichkeiten (Salabert, Pfeffel u. a.).

Ich sagte ihm, daß ich nicht allein sei, aber dankbarst sein Anerbieten annehme, wenn ich es mit meinem Freunde teilen dürfe. Wir befanden uns nicht mehr weit von seinem Hause, wo das Gedränge am stärksten war. Der Fürst von Hohenlohe[20]) wohnte mit seinem ganzen Generalquartier dort; man hatte außerdem ein Gemach für die Fürstin, die man erwartete, zurückbehalten. Alle übrigen Zimmer waren von Zweibrücker Flüchtlingen angefüllt, durch welche Rettig von meiner Anwesenheit Kunde erhalten hatte. Allen diesen Auswanderern, etwa dreißig an der Zahl, tischte man ein gutes Abendbrot auf. Nach dem Mahle machte sich Pfeffel auf die Suche nach seinem Vater und kam erst am Morgen des folgenden Tages zurück. Da er weder die Wohnstätte seines Vaters noch das Haus Rettigs finden konnte, setzte er sich, von Müdigkeit übermannt, in einen der leeren Wagen, die man nachts über in den Straßen hatte stehen lassen.

Rettig hatte, ebenso wie seine Brüder, die Nacht auf dem Heuboden verbracht, seine Schwestern auf Stühlen, deren Kissen als Kopfstütze den Flüchtlingen dienten, die man zum Teil auf Stroh betten mußte; mehrere schliefen auf den Matratzen ihrer mitgebrachten Betten. Nach einem guten Frühstück setzten diese Unglücklichen ihren Weg fort, die einen gegen Meisenheim, andere nach Dürkheim, Frankenthal und Mannheim, wo sie Freunde oder Verwandte hatten. Nach erneutem Suchen fanden wir bald Pfeffels Vater im Hause eines Kaufmannes. Er hatte uns in seiner Besorgnis ebenso fruchtlos suchen lassen wie wir ihn. Kaum zu mir selbst gekommen, packte mich eine qualvolle Unruhe und Furcht wegen des Loses meiner Frau und meiner Kinder. Dazu gesellte sich infolge der Übermüdung Fieber und heftiger Schmerz in den Hüften, der mich zwang, das Bett drei Tage lang zu hüten.

Ich lag gerade im Banne düsterer Vorstellungen über das Geschick meiner Familie, die mir meine krankhafte Phantasie vorspiegelte, als mir Fräulein Rettig einen Brief meiner Frau brachte. Beim Öffnen zitterte mir die Hand, aber bald erholte ich mich von meiner Niedergeschlagenheit. „Wir sind bis zum heutigen Tage mit dem Schrecken davongekommen. Die einzigen Franzosen, die uns zu Ge-

[20]) Vgl. S. 439.

sicht kamen, sind die Patrouillen, die uns seit langem täglich besuchen. Sie trinken an der Schenke, ohne irgend jemand etwas zu leide zu tun, und haben sich über unseren Schrecken wegen der heranrückenden 200 000 Mann lustig gemacht, von denen sie selbst nicht die geringste Ahnung hatten. Sie fügten bei, daß das wahrscheinlich eine von ihren Freunden, den Preußen, erfundene Kriegslist sei." Ich teilte dies meinem Freunde Rettig mit, der zu mir sagte: „Ich glaube, daß dieser übereilte Rückzug wirklich nur ein Vorwand war, »ein bloßer preußischer Pfiff«." Das erinnerte mich an den Rat des Generals Wolfrath: „Sie hätten bleiben sollen!"

Man hatte sich bei Kaiserslautern bis an die Zähne verschanzt, als ob man wirklich die vom Monde gefallenen 200 000 Mann erwartete. Ja, es sollte sogar eine kriegerische und offensive Haltung eingenommen werden; infolgedessen wurde Szekuly neuerdings zur Besitzergreifung des Karlsberges abgesandt, die er ohne Pistolenschuß vollzog. Denn nach dem Abmarsch der Preußen hatte sich kein einziger Franzose mehr blicken lassen. Ich äußerte Herrn v. Pfeffel gegenüber meinen lebhaften Wunsch, mich dorthin zu begeben, um noch einige Gegenstände und das Naturalienkabinett zu retten. Da sich auch seine Schwägerin, Fräulein Stertz, anschließen wollte, so entschloß er sich, selbst mit uns zu fahren. Wir kamen dort frühzeitig an. Zu meiner Freude überzeugte ich mich, daß das Kabinett beinahe vollständig verpackt war. Die Beschießung des Karlsberges[21]) hatte keinen weiteren Schaden zur Folge gehabt als eine zerbrochene Fensterscheibe und den Kopf eines Kolibris, den die gleiche Kugel mit fortgerissen hatte. In geringem Vertrauen auf den Schutz des Herrn v. Szekuly hätte ich alle zur Abfahrt bereiten Kisten wegschaffen lassen, aber es war nicht möglich, genügend Wagen aufzutreiben.

Ich war zu nahe an Zweibrücken, und die Sehnsucht, meine Familie wiederzusehen, stürmte zu gewaltig auf mich ein. Wir schlugen den Weg über den Berg ein und verließen den Wagen eine Viertelmeile vor der Stadt, um zu Fuß einzuziehen, in der Furcht vor einer feindlichen Patrouille. Meine Seligkeit beim Wiedersehen meiner Frau und meiner Kinder vermag ich nicht zu beschreiben. Wie eine Ewigkeit war mir meine kurze Abwesenheit vorgekommen. Ich hielt

[21]) Der Karlsberg war von dem Homburger alten Schlosse aus am 16. April 1793 beschossen worden. Vgl. Remling, a. a. O., S. 323.

mit meiner Frau und meiner Schwester Kriegsrat, was nun in diesen unsicheren Zeitläuften zu tun sei. Es wurde beschlossen, meine Bücher, Zeichnungen, Stiche und Gemälde nach dem Karlsberg zu schicken, um sie mit den Möbeln des Schlosses nach Mannheim wegschaffen zu lassen. Dann sollten meine Frau und Kinder zu mir dorthin kommen, wo ich mich bis zum Abschlusse des Krieges niederzulassen gedachte, während meine Schwester, Nichte und mein Diener im Hause zurückbleiben würden, um es, wenn möglich, vor der Plünderung zu bewahren. Dieser Entschluß wurde einstimmig angenommen, und vom nächsten Tage ab sollte Hand ans Werk gelegt werden.

Während wir noch sprachen, sah ich die Gräfin v. der Leyen[22]) als Bäuerin verkleidet vorübergehen. Zehn Schritte hinter ihr marschierten einige unserer Damen, alle in der Richtung nach dem Berge. Kaum waren sie um die Ecke des letzten Hauses gebogen, als eine Patrouille französischer Jäger herangeritten kam, aber statt sie zu verfolgen, wie ich befürchtete, vor der Schenke hielt und zu trinken begehrte. Die Verkleidung der Gräfin sagte mir deutlich genug, daß sie auf der Proskriptionsliste Robespierres stand. So war es auch in der Tat, und der Oberst, der bei ihr in Blieskastel mit einigen seiner Offiziere in Quartier lag, und den sie länger als einen Monat mit Höflichkeit überschüttet hatte, erklärte ihr eines Tages ziemlich schroff, daß sie seine Gefangene sei und mit ihm unverzüglich nach Metz abreisen müsse. Weder ihre Tränen, Vorstellungen noch Bitten konnten diesen arglistigen und undankbaren Menschen bestimmen, den geringsten Aufschub zu gewähren. Er gestattete ihr nur, sich in ein Reisekleid zu werfen; sie benutzte diese Erlaubnis, um sich auf einer Geheimtreppe in das Erdgeschoß, von da in den Garten und den Marktflecken zu flüchten, von wo sie unter dem Schutze der Dunkelheit das benachbarte Dorf erreichte. Hier hielt sie eine gute Bauersfrau mehrere Tage lang hinter einem Wandschrank verborgen. Schließlich gelangte sie als Bäuerin verkleidet glücklich nach Zweibrücken, wo ihr befreun-

[22]) Vgl. S. 319; über die Einzelheiten ihrer Flucht vgl. Ludwig Eid, Marianne v. der Leyen. Zweibrücken 1896, S. 93ff. Durch die französische Proklamation vom 2. Juni 1793 wurden die Güter des Fürsten von Nassau-Saarbrücken und der Gräfin v. der Leyen sowie ihrer Familien in den von den französischen Heeren besetzten Ländern oder auf dem Gebiet der Republik mit Beschlag belegt. Vgl. Remling, a. a. O., S. 563ff.

dete Damen von weitem bis zum Kreuzberg folgten. Dort harrte ihrer ein Wagen, der sie nach Frankfurt am Main bringen sollte, wo sie nach einigen friedlichen Jahren im besten Lebensalter starb.

Dann ging es über den Karlsberg wieder zurück nach Kaiserslautern, wo mittlerweile die Kisten und meine Koffer angekommen waren, die ich mit dem Rest der Karlsberger Galerie nach Mannheim weiterschaffen ließ. Kurz darauf erhielt ich den Befehl, mich mit einem der vom Karlsberg geretteten Wagen des Herzogs nach Mannheim zu begeben.

Dort angekommen, mußte ich mich um drei Uhr am Hofe vorstellen und von den Ereignissen in Zweibrücken seit der Abreise Seiner Durchlaucht berichten, bis zum Beginn des Theaters bleiben, um den Herzog bis zur Tür der Kurfürstin zu begleiten; dann war ich frei. Um neun Uhr morgens hatte ich neuerdings im Vorzimmer zu erscheinen, gegen ein Uhr wieder mit bis zur gleichen Tür zu gehen, und mich um drei Uhr von neuem auf meinem Posten einzufinden. So verstrich Tag für Tag wie ehedem. Innerhalb kurzer Zeit hatte sich die ganze Karlsberger Hofgesellschaft in dieser Stadt zusammengefunden. Ich hatte außerdem viele alte Bekannte und Freunde, die ich nicht vernachlässigen durfte. Dieser Überfluß brachte mich in Verlegenheit, besonders da mir nur wenig Zeit dazu übrig blieb. Prinz Max, der nicht mehr in Straßburg bleiben konnte,[23]) hatte seine Hofhaltung gleichfalls nach Mannheim in das Haus des Barons v. Benningen[24]) verlegt, das er gekauft hatte. Es wurde mir des öfteren die Ehre zuteil, ihm sowie der Prinzessin aufzuwarten und an ihrem Tische zu speisen.

Auch eine Menge Auswanderer beiderlei Geschlechts hatte sich

---

[23]) Prinz Max, Herzogs Karl II. August Bruder, hatte seit 1777 bis zum Ausbruch der Revolution in Straßburg gelebt, wo er Oberst des Regiments Royal Alsace war und im sogenannten Zweibrücker Hof wohnte. Der fröhlichen Straßburger Zeit erinnerte sich der spätere König noch immer mit größtem Vergnügen.

[24]) Karl Baron v. Venningen, Kämmerer, Geheimrat und Regierungspräsident zu Mannheim. Prinz Max hatte dieses Palais, das vor Baron v. Venningen im Besitze des Freiherrn v. Dalberg war, im Jahre 1790 um 60 000 fl. gekauft. Sein Bruder Karl August besaß in Mannheim das sogenannte Zweibrückische Hotel oder Castellsche Haus, das er im Jahre 1794 für 37 500 fl. von Baron v. Castell erworben hatte.

dort eingestellt, die ich von Zweibrücken her kannte. Da ging es freilich sehr fröhlich und glänzend zu, aber solange ich meine Familie den Wechselfällen der Kriegswirren ausgesetzt wußte, konnte ich zu keinem Genuß kommen. Nach verschiedenen Hindernissen sah ich sie endlich zu meiner Freude eintreffen. Wir bezogen eine Wohnung bei meinem alten Studienkameraden Lamine,[25]) der nach Verschaffelts Tod zum Direktor der Zeichen- und Bildhauerakademie ernannt worden war. Da er das ganze Gebäude dieses Institutes bewohnte, hatte er mir vorgeschlagen, es mit ihm zu teilen und gemeinsamen Haushalt zu führen. Sein Anerbieten hatte mir umsomehr zugesagt, als sich das Antikenkabinett im gleichen Hause befand. Meine Frau war damit zufrieden.

Der Aufforderung meines Freundes Pigage[26]) Folge leistend verbrachten wir noch zehn herrliche Tage des ausgehenden Sommers bei ihm in seiner Einsamkeit zu Schwetzingen in süßem Nichtstun und im Schoße der Freundschaft. Der Krieg mit all seinen Schrecken geriet im Verkehr mit diesem liebenswürdigen und wohlwollenden Manne in Vergessenheit. Ein Befehl aus Mannheim brachte diese Festtage zum Abschluß.

Mittlerweile war unsere Galerie großenteils von Kaiserslautern aus eingetroffen. Aus Mangel an Fuhrwerk konnte sie nur nach und nach transportiert werden; die Bauern waren durch die Frondienste für die Armeen erschöpft. Der Herzog wünschte seine Gemälde in den Räumen der Mannheimer Galerie aufgehängt zu sehen, die man nach München geschafft hatte. Als leidenschaftlicher Kunstliebhaber wohnte Karl August der Öffnung der Kisten in höchsteigener Person bei und half den Bildern ihre Plätze anweisen. So unbedeutend diese Arbeit auch war, so gab sie mir wenigstens einige Beschäftigung und verschonte mich mit der Langweile eines untätigen und einförmigen Lebens.

Zur österreichischen Armee stießen Tag für Tag weitere Verstärkungen. Einige Kavallerie-Regimenter passierten unsere Stadt. Schließlich griff Wurmser die berühmten Verschanzungen bei Weißenburg an, die für uneinnehmbar galten, und stürmte sie in wenigen

[25]) Vgl. S. 105 Anm. 20.
[26]) Vgl. S. 100 Anm. 16 und S. 306.

Tagen.[27]) Er eroberte das Fort Louis und drang im Elsaß bis Straßburg vor, in der sicheren Voraussicht, daß die Preußen ihrerseits heranrücken und seinen rechten Flügel decken würden. Auf preußischer Seite führte man gegen die Franzosen so gemütlich Krieg, daß diese ihre gesamten Streitkräfte auf den entblößten Flügel der Armee Wurmsers warfen und ihn zu einem überstürzten Rückzug zwangen. Er verlor viele Leute und ging bei Mannheim[28]) wieder über den Rhein zurück, wohin er Trostlosigkeit und mörderische, epidemische Krankheiten brachte.

Man machte sich auf eine Beschießung gefaßt. Die ganze Stadt war in Aufregung. Wer die Möglichkeit hatte, flüchtete sich und suchte sein Heil anderwärts. Vom Schrecken gepackt, machte mir meine arme Frau den gleichen Vorschlag; aber da ich ihr den bescheidenen Rest unserer Barschaft zeigte, sah sie dessen Undurchführbarkeit ein und ergab sich in unser Geschick. Alle Straßen Mannheims waren mit Flüchtlingen aus den Städten und Dörfern des linken Rheinufers angefüllt; ihr Elend bot einen herzzerreißenden Anblick. Das gute Herz meiner Frau litt umsomehr darunter, als sie ihnen nicht helfen konnte. Um das Unglück vollzumachen, trat das bösartigste typhöse Fieber auf und verbreitete sich in der ganzen Stadt. Unseligerweise wohnten wir neben dem Militärhospital, dem Herde der Ansteckung, und sahen täglich fünf bis sechs Leichenzüge an unseren Fenstern vorbeiziehen.

Dieser traurige Anblick, die allgemeine Bestürzung, und mehr als

[27]) Die „Weißenburger Linien", eine 12 Kilometer lange Verschanzung auf dem rechten Ufer der Lauter, zwischen dem Rhein und dem Gebirge, hatte Wurmser am 13. Oktober 1793 angegriffen und genommen. Sie waren von 53 000 Mann besetzt, während Wurmser über 43 000 Mann verfügte, die in sieben Kolonnen den Angriff unternahmen. Wurmser verlor 40 Offiziere und 1500 Mann, die Franzosen 3000 Tote und Gefangene. Infolge der Uneinigkeit zwischen den Preußen und den Kaiserlichen und der Untätigkeit der ersteren konnte jedoch Wurmser den Erfolg nicht ausnützen, sondern mußte sich zurückziehen. Das Fort Louis wurde von den Österreichern am 17. Oktober eingeschlossen und am 14. November erobert. Vgl. H. Frhr. Langwerth v. Simmern, Österreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. Berlin 1880. 1. Bd. S. 434 ff.

[28]) Der Rückzug über den Rhein erfolgte am 30. Dezember 1793 bei Mannheim und Philippsburg, südlich von Mannheim. Vgl. Langwerth v. Simmern, a. a. O. S. 444.

dies alles, die quälende Sorge um meine Frau, die ich leiden und sich merklich verändern sah, verursachten mir so viel Kummer, daß ich erkrankte. Es befiel mich eine äußerst heftige Gelbsucht, die von Niedergeschlagenheit und Schwäche begleitet war. Ich konnte kaum noch das Bett verlassen, als unsere kleine Karoline von einer Lungenentzündung heimgesucht wurde. Ihre arme Mutter, die bis dahin nicht von meiner Seite gewichen war, mußte nun ihre zärtliche Sorgfalt uns beiden angedeihen lassen und tat dies mit einem rührenden Eifer, der ihre Kräfte weit überstieg, und von dem sie weder meine Bitten noch Vorstellungen abzubringen vermochten. Auf die Gewissenhaftigkeit des Dienstmädchens nicht vertrauend, wollte sie alles selbst tun und gönnte sich weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe. Ohne Unterlaß mit uns beschäftigt, vergaß sie sich selbst, und nur ihre Seelengüte und ihre Liebe zu uns verliehen ihr die Fähigkeit, so viel Mühe zu ertragen.

Der Herzog, die Herzogin und alle unsere Mannheimer Freunde beglückten uns täglich mit Beweisen ihrer Güte und Freundschaft. Als nun die Kleine außer Gefahr war und ich mich in voller Genesung fühlte, gelang es uns, meine Frau zu überreden, an ihre eigene Gesundheit zu denken und sich niederzulegen. Wehe! Es sollte zu spät sein! Bald fiel sie in unruhigen Schlaf; dunkle Röte folgte ihrer Bläße. Am folgenden Tage schlief sie noch immer diesen ruhelosen Schlaf und atmete schwer. Von Zeit zu Zeit brachte sie etliche unverständliche Worte hervor. Gegen 11 Uhr erwachte sie. Die Kinder eilten herbei, um sie zu küssen; dies schien sie zu freuen, ohne ihr jedoch irgendwelche Äußerung zu entlocken. Auf meine Fragen hatte sie nur ein Lächeln als Antwort; sie klagte über starken Kopfschmerz und schlief von neuem ein, mit meinem und ihrer Kinder Namen auf den Lippen. Der Arzt erklärte mir möglichst schonend, daß die Kranke von der Ansteckung befallen sei; er hoffe jedoch sie zu retten, da ihr Fieber weniger heftig und ihre Bewußtlosigkeit bedeutend geringer wie bei vielen anderen seiner Patienten seien, die sich in voller Genesung befänden.

Das Wort „Ansteckung“ allein traf mich wie ein Blitzschlag, und ich wagte nicht zu glauben, das Liebste, das ich auf der Welt mein eigen nannte, dieser furchtbaren Geißel entkommen zu sehen. Ich meinte selbst zu beobachten, daß es besser mit ihr ginge. Sie hatte oft lichte Augenblicke, in denen wir zusammen plaudern konnten, und die Kinder, die ihr die Hände küßten, ihre zärtlichen Liebkosungen emp-

fingen. Dieser Zustand währte vierzehn Tage; sie klagte nur über ihre Kopfschmerzen, und die Ärzte versicherten mir, die Kranke befinde sich außer Gefahr; ich solle mich zur Ruhe legen, um nicht wieder in die kaum überwundene Erschöpfung zurückzufallen.

Ich legte mich also gegen 11 Uhr nieder und war gerade am Einschlummern, als ich die Kranke mit schwacher Stimme klagen hörte. In der Meinung, daß dies von der Wirkung des Senfpflasters herrühre, blieb ich ruhig. Nach wenigen Minuten rief sie zweimal mit starker, dann erlöschender Stimme: „Mannly! Mannly! Caroline! Charles!" Ich eilte sofort an ihre Seite. Auf meine Frage, ob ihr etwas fehle, erhielt ich keine Antwort und glaubte, daß sie geträumt habe und nun weiterschlafe. Gespannt horchte ich auf das geringste Zeichen, das sich vernehmen ließe. Alles war ruhig. Voll Freude über ihren langen und ruhigen Schlaf, stehe ich endlich auf und gebiete den Kindern Schweigen; öffne den Vorhang ihres Bettes und finde sie mit halbgeschlossenen Augen. Ich spreche zu ihr. Sie antwortet nicht. Ich küsse ihr die Hand, die sie auf die Brust gelegt: Sie war kalt. In diesem Augenblicke verwandelte sich meine hoffnungsvolle Freude in die grausamste Verzweiflung. Ein Schrei entrang sich meinen Lippen.

Die Bewohner des Hauses stürzten herbei; man holte die Ärzte. Sie versuchten alles, um sie, und wäre es nur für einen Augenblick, wieder ins Leben zu rufen; — verlorene Mühe — sie war nicht mehr! Der Gedanke, daß sie ihre ganze Kraft in der Sorge um uns erschöpft habe, während wir sie nicht zu retten vermochten, zerriß mir das Herz und warf mich in einen Zustand von Betäubung und Ratlosigkeit, der meine Freunde für meinen Verstand fürchten ließ. Mein Auge blieb trocken und unstät, und so mußten Unbeteiligte glauben, daß ich jedes Gefühles bar sei, aber mein Schmerz, der in tiefster Seele wurzelte, entging meinen Freunden nicht. Unter ihnen allen war ich selbst der einzige, der herzlos schien und keine Träne vergoß. Pigage wollte mir die traurigen Vorbereitungen zur Bestattung ersparen: er schleppte mich in seinen Wagen, und da er mich wegen der Ansteckungsgefahr nicht in das Schloß zu nehmen wagte, brachte er mich nach Schwetzingen, wo ich noch vor wenigen Monaten so glückliche Stunden verlebt hatte. — Und jetzt, da ich diese Zeilen niederschreibe, öffnet sich die alte Wunde in meinem Herzen wieder, und die Tränen fallen wieder auf

ihr Grab, das ihr zu meinem Unglück der Tod so frühzeitig geöffnet hatte.

Von den zwölf Tagen, die ich in Schwetzingen bei meinem Freunde Pigage zugebracht habe, weiß ich nichts zu berichten. Die Betäubung, in der ich dahinlebte, hatte mich für alles unempfindlich gemacht, nur nicht für das schmerzliche Gefühl meines Verlustes. Die guten Nachrichten, wodurch mir Graf Sarazone[29]) bei seinem Besuche in Schwetzingen meine Kinder wieder ins Gedächtnis zurückrief, wirkten auf meine niedergeschmetterte Seele wie ein elektrischer Schlag. Von diesem Augenblicke an war mein Herz zwischen meinem Leide und der zärt-

[29]) Mannlich fügt der Schilderung seines Mannheimer Aufenthaltes eine kurze Biographie des Grafen Sarazone ein, wie er sie aus dessen Munde gehört hat. Daraus entnehmen wir folgende Züge seiner abenteuerlichen Lebensgeschichte: Auf einem Landgute bei Modena im Hause des herzoglichen Leibarztes erzogen, entflieht Dominique Paggiari mit 12 Jahren vor dem strengen Hauslehrer und kommt nach Nizza und Marseille, wo ihn ein Perückenmacher als Lehrjungen aufnimmt. Seine Geschicklichkeit bringt ihn vorwärts und erwirbt ihm große Berühmtheit in Paris, wohin er sich wendet. Die Krönung Karls VII. lockt ihn nach Frankfurt. Durch einen Zufall lernt er dort Herzog Christian IV. von Zweibrücken kennen, der ihn in seine Dienste nimmt. Er begleitet den Fürsten auf allen Reisen, kommt nach Mannheim und heiratet die erste Kammerfrau der Kurfürstin Elisabeth Auguste, die darob in Ungnade fällt, aber gleichfalls am Zweibrücker Hofe Stellung findet. In Versailles, wo Herzog Christian oft zu Gaste weilt, erregt Paggiari den Gefallen der Marquise von Pompadour. An den Hof von Mannheim zurückberufen, wird Paggiaris Frau wieder Kammerfrau der Kurfürstin, Paggiari selbst ihr Geheimsekretär (vgl. Almanach Électoral Palatin für das Jahr 1770) und hat auch für die Toilettengegenstände der Kurfürstin zu sorgen. In der Folge wird er zum Rat der Finanzkammer und Geheimen Rat ernannt, bis er eines schönen Tages eine Einladung vom regierenden Herzog von Modena erhält. In Modena aufs herzlichste empfangen, wird er zum Ritter geschlagen, in den Adelsstand erhoben, Kämmerer, Generalmajor, Malteserritter und Graf v. Sarazone — denn er ist der illegitime Sohn des regierenden Fürsten, an dessen Hof er jedoch wegen seiner nicht ebenbürtigen Frau nicht aufgenommen werden kann, die er zu sehr liebt, um sie zu opfern. Nach Mannheim zurückgekehrt, stellt sich Paggiari im vollen Pomp seiner neuen Würden vor; die Kurfürstin legt es ihm als Eitelkeit und lächerliche Prätension aus und verabschiedet ihn; der Kurfürst aber lacht dazu und sagt in Anspielung auf Paggiaris früheres Gewerbe zu den Generalen, die über den neuen Kameraden die Nase rümpfen: „Traitez ce nouveau général avec plus de ménagement; car, dans le fond, il a plus souvent senti la poudre que vous."

lichen Sorge geteilt, die ich meinen Kindern, dem einzigen Vermächtnis ihrer unvergleichlichen Mutter, angedeihen zu lassen der Sterbenden versprochen hatte. Ich erklärte also Pigage, in die Stadt zurückkehren zu wollen, um meinen Kindern zu leben. Das war der erste Wunsch, die erste Willensäußerung seit meinem Verluste, und der erste Schritt zu einer vernünftigen Ergebenheit. Die Fürsprache ihrer Mutter machte sie mir noch teurer und liebenswerter. Am nächsten Tage fuhren wir nach Mannheim. Beim Betreten der Zimmer wurde ich von neuem vom Schmerze niedergebeugt: denn alles erinnerte mich an das, was ich verloren hatte. Pigage ließ meine Kinder holen und blieb bei mir bis zu ihrer Ankunft. Sie warfen sich in meine Arme, aber nach dieser ersten zärtlichen Regung suchten sie ihre gute Mutter und begannen zu weinen. Ich beneidete sie um die Tränen, die ihnen heiß über ihre Wangen flossen; meine Augen hatten bisher noch keine einzige geweint.

Am nächsten Tage ließ mir der Herzog sagen, daß er sich freuen würde, mich wieder zu sehen, wenn es meine Gesundheit erlaube. Zu gewohnter Stunde begab ich mich also auf meinen Posten. Er hatte die Güte, nicht von meinem Unglück zu sprechen, führte mich in die Galerie und half mir seine reiche Sammlung von Stichen wieder zu sichten, die bei den verschiedenen Transporten über alle Maßen in Unordnung gebracht worden war. Diese Beschäftigung sollte mich zerstreuen. Ich konnte die Absicht meines Herrn nicht verkennen, der sie mir aus reinem Mitleid angewiesen hatte und mir dabei half. Sie tat mir wirklich gut, und einige Tage darauf kam es mir auch deutlich zum Bewußtsein.

Der Herzog hatte sich nach Weinheim[30]) begeben, wo sich die Kurfürstin aufhielt, seitdem sie Oggersheim nicht mehr bewohnen konnte. Ich benutzte seine Abreise, um zu meinen Kindern zu eilen. Sie sprangen mir voll Freude entgegen, um mich mit ihren Liebkosungen zu überschütten. Mit einem Strom von Tränen antwortete ich darauf, mit lautem Seufzen und Schluchzen, so daß Lamine, in dem Glauben, ein neues Unglück sei mir zugestoßen, aus dem angrenzenden Zimmer

[30]) Nordöstlich von Mannheim, am Fuße des Odenwaldes, kurpfälzisches Schlößchen. Die Kurfürstin Elisabeth Augusta starb in Weinheim am 17. August 1794. Über Oggersheim vgl. S. 395. Über Lamine vgl. S. 105 Anm. 20.

herbeieilte. Da er die Kinder von meinen Tränen benetzt und auch selbst in Tränen aufgelöst in meinen Armen fand, wußte er nicht, was er von dieser Szene denken solle, und fand keine Worte dafür. Er hatte mich für gefühllos gehalten, da ich zur Zeit, wo es am Platze war, nicht weinte, und schien über den späten Tribut sehr verwundert, den ich den Manen meiner Frau zollte. Nach seiner Meinung hatte eben jedes Ding seine Zeit.

Durch meine Schwester erfuhr ich, daß die Sansculottes mein Haus geplündert und sie und die Magd mißhandelt, ja sogar, mit dem Säbel auf sie eindringend, von ihr gefordert hatten, alles Geld auszuliefern. Außerdem hatten sie Betten mitsamt den Decken und Tüchern fortgeschleppt und mehrere Spiegel eingeschlagen. Dann ließ General Ney,[31]) wenn ich mich recht entsinne, nachdem er die Preußen zur Räumung von Kusel gezwungen hatte, mit Trompeten ausposaunen, daß die Einwohner, die beschuldigt seien, falsche Assignaten gefertigt zu haben, die Stadt spätestens in einer Stunde zu verlassen hätten, und er ihnen aus Gnade und Menschlichkeit gestatte, was sie an Kostbarstem besäßen, mit sich zu nehmen. Nach diesem Zeitpunkte jedoch würde er die Stadt an allen vier Ecken anzünden und bis auf den Grund niederbrennen lassen.

Vergeblich warfen sich die biederen Leute dem Barbaren zu Füßen und beteuerten ihre Unschuld. Er war unerbittlich. Sie eilten also nach Hause; ein jeder bepackte sich mit seinem baren Geld, Silberzeug, Schmuck, seinen Papieren und seiner Wäsche, kurz alle, selbst die Kinder schleppten klagend und weinend einher, was ihre Schultern zu tragen vermochten. Durch diese teuflische List enthoben sich die Barbaren der Mühe, nach dem Gelde und Silberzeug spüren zu müssen, das ihnen beim Plündern hätte entgehen können. Sie gewährten den Einwohnern freien Auszug aus der Stadt, aber vor den Toren umringten sie die Unglücklichen, raubten sie unter Beschimpfungen völlig aus und rissen ihnen selbst die Kleider vom Leibe, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht und das Wehklagen der Kranken. Dann jagten sie

[31]) Über die Einäscherung Kusels am 26. Juli 1794, die mit der Anfertigung von falschen Assignaten durch dessen Bewohner begründet wurde, vgl. die ausführliche Schilderung bei Remling, a. a. O. Band 2, S. 84ff. Der Befehl hierzu ging von dem Kommissär Hentz aus, General Renauld führte ihn aus.

jene weit von der Stadt weg auf das freie Feld hinaus, und einen Augenblick später sahen die Heimatlosen mit Schrecken ihre Häuser und ihre Habe in hellen Flammen auflodern.

Mehrere der Bewohner dieser unseligen Stadt waren mir bekannt und befreundet. Ihr trauriges Los lastete um so schwerer auf meinem Herzen, als ich außerstande war, ihnen ein Asyl anzubieten, das ich selbst in der Fremde hatte suchen müssen. Die Bürger von Kusel lebten alle in geordneten Verhältnissen, ein guter Teil war sogar sehr wohlhabend. In dieser Stadt hatten sich die Sitten am reinsten bewahrt, ja, sie war vielleicht die einzige im ganzen Herzogtum Zweibrücken, in welche Luxus und Sittenverderbnis noch nicht eingedrungen waren. Beinahe die gesamte Einwohnerschaft bekannte sich zum Pietismus, der sie durch ihre Sanftmut, Menschlichkeit, Bescheidenheit und durch ihren Fleiß verehrungswürdig machte. Der Herzog war bei der Nachricht von dem schweren Mißgeschick dieser tüchtigen Leute aufs tiefste erschüttert und von Schrecken ergriffen; obgleich er selbst fast seines ganzen Landes verlustig gegangen war, und alle Quellen für ihn versiegt waren, ließ er ihnen eine Summe von 80 000 Gulden aus seiner Privatschatulle anweisen.

Die vereinigten Armeen rückten nunmehr gegen die Franzosen vor. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen[32]) kam nach Mannheim. Karl August wich nicht von seiner Seite. Nach einem Besuche beim Grafen Sarazone sah ich die beiden Herrscher von Weinheim zurückkommen, um sich in das Theater zu begeben. Die Fahrt ging in gestrecktem Galopp. Da der Postillon den Bogen um die Straßenecke nicht weit genug genommen hatte, schlug der Wagen um, und die beiden hohen Herren wurden höchst unsanft aus dem Wagen geschleudert, glücklicherweise ohne weiteren Schaden zu erleiden. Sie faßten den Plan, ein Diner auf dem Karlsberge einzunehmen, der von nun an vor jeder französischen Invasion bewahrt bleiben sollte, und fuhren auch tatsächlich dorthin, nachdem sie die Sansculottes von Zweibrücken und dessen Umgebung vertrieben hatten.

Beim Durchschreiten der Gemächer des Schlosses bemerkten sie die

[32]) Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, 1786 bis 1797, nahm an den Feldzügen von 1792 und 1793 persönlich teil. Er sah sich jedoch unter dem Drucke der Verhältnisse bald gezwungen, den Frieden von Basel 1795 zu schließen.

reisefertigen Kisten mit unserem herrlichen Naturalienkabinett. Die Wagen, die sie fortschaffen sollten, waren bereits in Kaiserslautern bestellt; der König gab jedoch dem Herzog die bestimmtesten Versicherungen, daß die Franzosen den Karlsberg nicht mehr betreten würden, und dieser glaubte nun Gegenbefehl erteilen und unsere prachtvolle Sammlung den Zufällen der Ereignisse anheimstellen zu müssen.

Nach seiner Rückkehr hatte ich wieder mein Amt anzutreten. Wenn auch mein Schmerz mit der Zeit etwas ruhiger geworden war, so war er deswegen doch nicht von meiner Seele gewichen; er wurde besonders lebendig, so oft ich mein Zimmer betrat. Meine Stellung fesselte mich an das Schloß und zwang mich, mein Leben außerhalb meines Hauses zu verbringen. So waren meine armen Kinder vereinsamt und ohne Hilfe. Karl erkrankte aufs heftigste an Ruhr. Die herbeigerufenen Ärzte verhehlten mir die Gefahr nicht, in welcher er schwebte. Diese Krankheit war gleichfalls eine Folge von Wurmsers Rückzug und richtete in der Stadt die gleichen Verheerungen an als das Faulfieber, das mir so teuer zu stehen gekommen war. In dieser verzweifelten Lage wendete ich mich an meinen alten Freund Baron Christian v. Zweibrücken,[33]) der mir sein zweites Kindermädchen zur Verfügung stellte, das französisch und deutsch sprach.

Da ich Karl am gleichen Orte, wo ich seine Mutter verloren hatte, auf den Tod erkrankt sah, so steigerte sich bei dieser schmerzlichen Erinnerung mit jedem Augenblicke die Furcht, auch ihn zu verlieren. Es gibt keine Worte, die meinem in tiefster Seele wurzelnden unaussprechlichen Elend jener Zeit Ausdruck zu verleihen imstande wären. Meine seelische Erkrankung war zu gewaltig, um mir auch jener des Körpers bewußt zu werden, und ich unterlag diesem Übermaß von Leiden erst, als mein Sohn außer Gefahr war.

Als ich dann das Bett nicht mehr verlassen konnte, schickte mir der Herzog seine Ärzte und ließ mir jegliche Hilfe angedeihen, mit Beweisen von Teilnahme und Güte, wie ich sie von seinem Wohlwollen, seiner Menschenfreundlichkeit erwarten konnte. Meine Ärzte waren zu klug, um mir viel Arzneien zu geben; denn die Apotheke verfügt nicht über Mittel, um Krankheiten der Seele zu heilen, und sie kannten die meine. Während meiner Genesung komponierte ich die Idylle

[33]) Vgl. S. 205 Anm. 5.

„Äskulaps Hahn" und einige Fabeln[34]) als Folge der Märchen, die ich Karl an seinem Krankenlager erzählt hatte; vollständig hergestellt, spielte und sprang er nun um mich her und fragte mich oft, wo ich bei meiner Geschichte stände.

Die Belagerung von Mainz[35]) nahm ihren Fortgang; man hatte bereits begonnen, die Stadt zu beschießen. Der Herzog stieg jede Nacht auf die Sternwarte, wo sich alle Mannheimer Damen einfanden, um das Schauspiel zu genießen, wenn die Bomben in die unglückliche Stadt geschleudert wurden und aus ihr herausflogen. War ich bis zu dieser traurigen Zeit nur tagsüber an die Person des Herzogs gefesselt, so mußte ich von da ab einen großen Teil der Nacht auf dem Observatorium zubringen und meine Kinder völlig der Obhut eines Dienstmädchens überlassen, die sie nicht liebten, und die sich auch von ihnen keine Liebe und Achtung zu erwerben wußte. Ich empfand die Notwendigkeit, sie zu meiner Schwester nach Zweibrücken zurückzubringen, selbst auf die Gefahr aller Wechselfälle hin, denen diese arme Stadt Tag für Tag preisgegeben war.

Meine Finanzen widersetzten sich anfangs der Ausführung dieses Planes; ich fand keinen geeigneten Weg, um in meiner Not Hilfsquellen aufzudecken. So entschloß ich mich also, die beiden Chefs unserer Finanzen, Ehrlenholtz und Colson, zu bestürmen, mir einige Abschlagszahlungen auf meine Rückstände zu gewähren, indem ich ihnen die

---

[34]) Dieses Erzeugnis der Mannlichschen Muse ist im Jahre 1812 veröffentlicht worden. Die beigegebenen Bilder stellen einen Versuch dar, ob die Lithographie auch kleine Gegenstände in Kreidemanier liefern könne. Die Dichtung ist seinem Sohne Karl August Christian gewidmet und soll ihn „Vorsicht und Enthaltsamkeit in den Jahren der aufbrausenden Leidenschaft" lehren. Sie trägt den Titel „Aeskulaps Hahn und Amors vergiftete Fackel. Eine Idylle in fünf Fabeln. Ein poetisch- und lithographischer Versuch". München 1812. Großfolio. Die Original-Aquarellskizze zum ersten Blatte liegt in der Maillinger-Sammlung zu München.

[35]) Die Reichsfestung Mainz, der Sammelpunkt der französischen Royalisten, war von Custine am 21. Oktober 1792 genommen worden, der eine Besatzung von 20 000 Mann zurückließ. Die vereinigten Armeen der Kaiserlichen und der Preußen schlossen die Stadt immer enger ein, und es gelang Wurmser, die Stadt zur Kapitulation zu zwingen am 22. Juli 1793. Die Festung wurde dann wieder von den Franzosen umlagert. Clerfayt entsetzte sie, indem er die dreifachen Kontravallationslinien der Franzosen am 29. Oktober 1795 durchbrach.

traurige Lage schilderte, in der ich mich mit meinen Kindern befand. Ich beschwor sie mit solcher Inbrunst, daß ich jeden anderen hätte rühren müssen, nur nicht diese eitlen und eifersüchtigen Menschen, die mir meine Gunst törichterweise neideten. Was ich einheimste, waren nichts als Entschuldigungen, Komplimente und ein hämisches Lächeln, das ihnen die Schadenfreude, mich in der Not zu wissen, auf die Lippen drängte. Der Fall war dringend: es handelte sich um das Wohl und Wehe meiner Kinder, und ich war entschlossen, meinen letzten Sou hinzugeben, um sie zu meiner Schwester zu bringen.

Während dieser Zeit speiste ich jeden Abend bei Abbé v. Salabert. Freiherr Christian v. Zweibrücken gesellte sich ebenfalls zu uns. Wir waren Freunde aus alter Zeit und hatten viele glückliche Stunden zusammen verlebt. Eines Abends, als ich mich bei Salabert wie gewöhnlich wieder einstellte, fand ich sein Vorzimmer gedrängt von Leuten: es waren nicht nur unsere Zweibrücker vollzählig erschienen, sondern auch mehrere sehr angesehene Mannheimer Persönlichkeiten anwesend. Colson, Ehrlenholtz, Cetto, Montgelas[36]) und andere warteten im Galakostüm auf das Erscheinen des Prälaten. Ich konnte keine Lösung zu diesem rätselhaften Anblicke finden. Im übrigen nicht gewöhnt, bei meinem Freunde zu antichambrieren, trat ich verstohlen bei ihm ein und unmittelbar nach mir auch Christian v. Zweibrücken.

„Was soll denn dieser glänzende Hof bedeuten, der in Ihrem Vorzimmer versammelt ist?" fragte der General den Abbé. „Lassen Sie mich meine Toilette beenden, und ich werde es Ihnen sagen", antwortete der Prälat, und sobald er seine Orden um den Hals gehängt und seine Ringe angesteckt hatte, überreichte er uns das Diplom des Herzogs, das ihn zum Staatsminister ernannte. Bei dieser Botschaft glaubte ich, daß man mir einen Keulenschlag auf den Kopf versetzte. Ich liebte den Abbé und war ihm in herzlicher Freundschaft zugetan. Da mich aber eine Ahnung von dem ihm bevorstehenden Geschick beschlich, so konnte ich mich nicht über eine Standeserhöhung freuen, die sein Verderben zur Folge haben sollte. Es gehörte wahrhaftig eine gewisse Torheit dazu, um das Ministerium in einem fremden Lande anzunehmen, dessen Sprache er nicht einmal verstand, bei einem Herrscher,

[36]) Über Colson und Ehrlenholtz vgl. S. 431, über Montgelas S. 335. — Anton Freiherr v. Cetto, 1756 bis 1847, Staatsrat in außerordentlichem Dienste, zur Zeit Napoleons bayerischer Gesandter in Paris.

der seiner Staaten beraubt und aller Hilfsquellen bar, von Tausenden Verhungernder umringt war, die von ihm Brot und rückständigen Sold forderten. Ja, man mußte sogar noch mehr als unvernünftig sein, um durch Ränke und Intrigen nach einer ebenso unsicheren, für eine fein empfindende Seele unangenehmen wie bei unserer damaligen Lage gefährlichen Stellung zu trachten.

Nach beendigter Toilette zeigte sich der neue Minister seinen Klienten mit Würde und nahm mit ungezwungen höflicher Miene ihre Huldigung entgegen. Wir blieben während dieser Szene im Zimmer, dessen Türflügel offen standen. „Was sagen Sie dazu?" fragte mich Christian v. Zweibrücken.[37]) „Er ist verrückt geworden; jetzt ist er verloren", antwortete ich. Nach der Aufwartung kam der neue Minister zurück, entledigte sich seines Schmuckes und wurde wieder Abbé Salabert. Wir aßen die frischen Eier und unser Kompott wie gewöhnlich, und es wurde von dem Ministerium gar nicht gesprochen.

Ein beweglicher und leichtlebiger Charakter, die Sucht, emporzukommen und zu glänzen: das waren die einzigen Fehler des Abbés. Er war gutmütig und im Verkehr für seine Freunde um so ergötzlicher, als die Kritiken, die er sich zuweilen erlaubte, stets mit Scherzen gewürzt und vor allem deswegen so köstlich waren, weil sie, niemals bösartig, hart oder verletzend, selbst dem ein Lachen entlockten, der ihnen als Zielscheibe diente. Meine Beziehungen zu ihm erfuhren keinerlei Einbuße: der Abbé blieb der gleiche, und unsere intimen Soupers dauerten ebenfalls unverändert fort.

Seit langem stand ich so sehr unter dem Einflusse des mich allein beherrschenden Schmerzes über meinen Verlust, daß mir, obgleich ich Tag für Tag beim Herzog mit dem Abbé verkehrte, die Intrigen gar nicht zum Bewußtsein gekommen waren, durch die sich unser Prälat zu solcher Höhe emporgearbeitet hatte. Wohl war mir schon längst bekannt, daß Salabert den Herzog zu überzeugen verstanden hatte, wie man durch eine unmittelbare und freundschaftliche Korrespondenz mit den Herrschern anderer Staaten besser und schneller sein Ziel erreiche, als durch die Bureaus dieser alten Perückenköpfe von Ministern, vor allem an den Höfen Deutschlands. Infolgedessen erteilte ihm der Herzog seine Aufträge und ließ ihn dafür Sorge tragen, seine Ideen aus-

[37]) Vgl. S. 205 Anm. 5.

Peter v. Salabert,
Herzoglich Pfalz-Zweibrückischer Staatsminister.

Gezeichnet von Ph. Le Clerc, gestochen von Anton Karcher, Mannheim 1796.

zuschmücken und in schönen, wohlgedrechselten Phrasen wiederzugeben. Diese Art verfehlte in sehr vielen Kleinigkeiten ihre Wirkung nicht, und so glaubte der Abbé alles Ernstes, daß es nichts weiter bedürfe, um ein großer Minister zu sein. Von diesem Zeitpunkte zielte er darauf ab, der unsere zu werden, und er wurde es zu seinem Unglück.

Der gute alte Pfeffel[38]) wurde nach und nach unter diese Perückenköpfe gezählt, da ihn seine umfassende Geschäftskenntnis dem neuen Minister als einen gefährlichen Konkurrenten erscheinen ließ. Er verblieb zwar in seiner Stellung als Staatsrat und im Fortgenusse seiner Bezüge, aber man befragte ihn nicht mehr. Es fehlte sogar nicht an Versuchen, ihn wegen eines kleinen Grundstückes zu verdächtigen. Dies hatte ihm einst Herzog Christian zum Lohn für seine Dienste geschenkt, die er dem pfälzischen Hause von Zweibrücken in seiner Eigenschaft als erster Geschäftsträger der auswärtigen Angelegenheiten in Frankreich geleistet hatte. Man legte nun dieses Geschenk und diese Dienste als Bestechlichkeit aus, und dieser klar sehende Politiker wurde beiseite geschoben. Es war indes weit weniger Abbé Salabert selbst als vielmehr seine Unterbeamten, die solche Gerüchte in Umlauf brachten, da sie sich in jeder Hinsicht vor dem sachkundigen Pfeffel fürchteten und alles von der Unerfahrenheit, der geschäftlichen Oberflächlichkeit und der Unkenntnis der deutschen Sprache des neuen Ministers erhofften. Sie sahen voraus, daß er nur der Strohmann sei, und sie selbst einst die Macht unter sich aufteilen würden. Alle diese Erscheinungen waren mir während der Zeit, wo ich unfähig war, die Dinge um mich her zu beobachten und etwas anderes als mein Elend zu empfinden, entgangen, und erst die Folge ließ mich in diesem hinterlistigen Gebaren klar sehen.

Ich wollte noch die wenigen schönen Tage des Spätsommers benutzen, um meine Kinder nach Zweibrücken zurückzubringen. Im Laufe unseres gemeinsamen Soupers eröffnete ich also diesen Plan unserem neuen Minister, und er versprach, mir eine kleine Abschlagssumme auf meine Rückstände ausbezahlen zu lassen. Tags darauf schilderte ich auch dem Herzoge meine Lage, in der ich mich meiner Kinder wegen befände, und bat ihn um die Erlaubnis zur Reise nach Zweibrücken mit dem Versprechen, spätestens in acht Tagen wieder zurück zu sein.

[38]) Vgl. S. 414 Anm. 61.

Er willigte ein und überreichte mir zugleich eine Mappe mit Stichen, die ich auf seinem Tische in Ordnung bringen sollte.

Während ich nun mit dieser Arbeit beschäftigt war, entfernte sich der Fürst, kam dann wieder und stützte sich des öfteren auf den Lehnstuhl, in dem ich saß. Beim Aufstehen fühlte ich meine Tasche beschwert, griff danach und zog eine Rolle mit 50 Louisdor heraus; ich zeigte sie dem Herzog und wollte ihm dafür danken. „Pfui doch, mein lieber Mannlich; dieses Geschenk wäre weder meiner noch Seiner würdig!" sagte er zu mir mit Wärme. „Es wird noch der Tag kommen, an dem ich Ihm meine ganze Wertschätzung werde beweisen können. Beeile Er sich, abzureisen! Die Sansculottes werden keine Anstrengung scheuen, um Mainz bald wieder in ihre Hände zu bekommen. Die Straßen werden nicht lange frei sein. Glückliche Reise; komme Er bald zurück!" Ich ließ es mir nicht zweimal sagen und bestellte einen Wagen für den Morgen des kommenden Tages. Salabert übergab mir beim Abschied gegen Quittung noch 25 Louisdor, die er als Minister Ehrlenholtz abgezwungen hatte.

Tags darauf in aller Frühe vernahm man Kanonendonner in der Ferne. Es wäre unklug gewesen, den Rhein bei Mannheim zu überschreiten. Wir fuhren also auf seinem rechten Ufer entlang bis in die Nähe von Worms, wo wir ihn überquerten. Die Stadt Worms war von Soldaten der preußischen Armee überflutet. Nur mit großer Mühe bekam ich einen Winkel im Gasthause und etwas Essen für mich und meine Kinder. Da ich den Rückzug der Armee befürchtete, so beeilte ich mich, einen Vorsprung zu gewinnen. Beim Morgengrauen fuhr ich also wieder weg und sah mich bald mitten unter den preußischen Gepäckwagen, die sich in großer Eile auf der Mainzer Landstraße zurückzogen. Von Meisenheim herkommend, und weil ich gegen den Strom schwimmen mußte, um diese Stadt zu erreichen, lief ich wohl zwanzig Mal Gefahr, durch die Flüchtlinge in den Straßengraben gedrängt zu werden. Gegen Abend langte ich endlich vor dem Wirtshause „Zum Engel" an, das mit Offizieren und Soldaten angefüllt war. Die Tochter des Wirtes sagte mir, daß es im Hause keinen Platz mehr gebe, und ich auch schwerlich in der Stadt unterkommen würde. Die Kinder streckten dann die Köpfe zum Wagenschlag hinaus. „Ah, die schönen Kinder!" rief sie aus; „ich kann sie unmöglich wegschicken." Sie räumte uns nun ihr eigenes Zimmer ein und brachte uns zu essen.

Am nächsten Tage waren wir bereits vor Sonnenaufgang wieder auf der Fahrt. Die Landstraße war derart zugrunde gerichtet, daß dieser zeitige Aufbruch wohl am Platze war. Ich war zu Fuß dem Wagen vorausmarschiert. Die Morgenröte verkündete einen schönen Tag und enthüllte zugleich die Denkmäler fürchterlichster Barbarei, unerhörtester Grausamkeit und des überlegtesten Verbrechens, als ich in der einstigen Stadt Kusel eintraf. Von Schrecken und Mitleid gepackt hielt ich bei jedem Schritt inne. Trümmer von verbranntem Mauerwerk, Schutt von verkohlten, übereinandergestürzten Balken hemmten den Fuß auf den abgelegenen Wegen, wo ich vergeblich das Haus meines ehemaligen Arztes Koch[39]) suchte. Unbeweglich, versunken in meine schwermütigen Gedanken stand ich, von düsterem Schweigen umgeben, mitten unter diesen traurigen Ruinen — den jämmerlichen Resten einer noch vor kurzem so reichen, bevölkerten und blühenden Stadt, und von neuem griff mir der Schrecken und zugleich der Haß gegen die verruchten Frevler ans Herz. In dem Augenblicke, als die Sonne majestätisch emporstieg, holte mich der Wagen mit meinen Kindern ein.

Einige Meilen weiter fiel mein Blick auf das Schloß Petersheim, wo ich ehedem so glückliche Tage verlebt hatte: es war verödet, verfallen. Bald darauf zeigten sich die weitläufigen Ruinen von Jägersburg und jene des einst so prächtigen Schlosses Karlsberg. Es war den Flammen preisgegeben worden mit einem des barbarischen Volkes würdigen Apparate, das die schauerlichsten Verbrechen mit Raffinement auszuführen wußte. Man hatte bis von Lothringen Stroh herbeischleppen lassen, um damit alle seine Gemächer zu ebener Erde auszustopfen. Dann setzte es der Kommissär im Namen der Nation mit brennender Fackel in Flammen, unter dem Beifall einer tausendköpfigen Schar von Sansculottes und dem Gesange ihres schrecklichen: Ça ira! . So lag also dieser schöne Sitz in Trümmern und Asche und mit ihm unser herrliches Naturalienkabinett, das diese Barbaren,

[39]) Der Bericht des kurpfälzischen Rates Dr. Koch über seine Erlebnisse bei der Zerstörung Kusels ist zu lesen bei Remling, a. a. O. Band 2, S. 87. Über die Einäscherung Kusels vgl. S. 453. Die Franzosen hatten nach den Aufzeichnungen Horstmanns auf dem Rückzuge der Moselarmee hinter die Blies das Schloß Petersheim am 24. Juli und das Schloß Karlsberg am 28. Juli 1793 zerstört.

unwissend genug, um seinen Wert zu erkennen, zu ihrer Schmach und unserem Leidwesen zerstörten. Der Anblick der ungeheuren vom Berge herniederschauenden Ruinen, an dessen Fuß ich vorbeiwanderte, stimmte mich traurig: die Erinnerung an all die Leiden und Freuden, die ich dort oben empfunden hatte, ließ mir die Tränen in die Augen treten und zwang mich, den Blick vom Berge abzuwenden und in die Ebene hinausschweifen zu lassen.

In Homburg mußte ich meinen Pferden kurze Rast gönnen und meinen Kindern einen kleinen Imbiß geben. Da ich dort sehr bekannt war, so kamen die Leute von allen Seiten herbei, um mich zu begrüßen und ihr Erstaunen über meine Rückkehr in ein so unglückliches, vom Feinde heimgesuchtes Land auszudrücken. Man erzählte mir, daß Salaberts schöner Wohnsitz nunmehr in ein Hospital für die Sansculottes umgewandelt und sein prächtiger Garten einer schrecklichen Verwüstung anheimgefallen sei. Von dem Hause der Frau v. Esebeck[40]) standen nur noch einige Mauerreste.

Gegen vier Uhr langte ich an der Tür meines Hauses an. Meine Schwester kam uns, aufs freudigste bewegt, entgegen; sie war seit meiner Abwesenheit um zehn Jahre gealtert; mit ihrem zitternden Haupt und ihrem bleichen Antlitz, einer Folge des bei der zweimaligen Plünderung meines Hauses ausgestandenen Schreckens, sah sie für ihr Alter so verfallen aus, daß ich aufs tiefste erschrak. Die Kinder, die sich wieder ins väterliche Haus an die Seite ihrer guten Tante zurückgekehrt sahen, umringt von ihren herbeieilenden Kameraden, waren auf dem Gipfelpunkt höchster Glückseligkeit. Ich selbst empfand für einen kurzen Augenblick eine gewisse Befriedigung, mich im eigenen Heim, im Schoße meiner Familie zu wissen, mit der ich einen gemütlichen Abend verbrachte. Den folgenden Tag gedachte ich noch bei ihr zu verweilen, um dann, meinem Versprechen gemäß, nach Mannheim zurückzukehren. Da ich mich jedoch im Rücken der Armee der Sansculottes befand, konnte ich ihre Vorposten nur mit regelrechten Pässen passieren. Der Stadtrat, lauter biedere Zweibrücker Bürger, stellte sie mir in bester Form aus, riet mir aber, sie zur größeren Sicherheit durch den französischen Stadtkommandanten beglaubigen und unterzeichnen zu lassen.

---

[40]) Vgl. S. 316.

Dieser empfing mich sehr höflich und versprach mir seine Unterschrift, ohne mir jedoch seine Befürchtung über die Unzulänglichkeit dieser Maßnahme zu verbergen. Bevor er unterzeichnete, besah er sich flüchtig die Pässe des Stadtrates, blickte mich an, ging an seinen Schreibtisch, blätterte in seinen Papieren und sagte zu mir mit bedächtiger Miene: „Bürger! Sie stehen auf der Liste der Auswanderer; ich kann Ihre Pässe nicht unterschreiben, sondern muß Sie verhaften und nach den Gefängnissen von Metz schaffen lassen.“ Ich glaubte mich wie von einem Blitzschlag getroffen. Robespierre übte damals seine schreckliche Gewaltherrschaft aus und ließ Blut in Strömen fließen. Das Geringste, was mir bevorstand, war, jahrelang, vergessen von diesem Scheusal, in schauerlichen Kerkern zu schmachten. Aus meiner Verwirrung wieder zu mir gekommen, versuchte ich dem Kommandanten zu beweisen, daß ich nicht der Auswanderung beschuldigt werden könne, da ich weder Franzose von Geburt sei, noch aus einem französischen Lande komme. Im Dienste eines fremden Fürsten, sei es meine Pflicht gewesen, ihm auf seiner Reise zu folgen.

Er stimmte allen meinen Ausführungen bei und sagte zu mir, um mich zu beruhigen: „Ich zweifle ja nicht, daß das Tribunal des Wohlfahrts-Ausschusses von Metz Ihre Gründe gültig finden wird. Ich für meine Person bin kein Richter; Sie stehen auf der Liste der Emigranten, und so ist es meine Pflicht, Sie zu verhaften, wenn ich mich nicht aussetzen will, für Sie — — —“ bei diesen Worten fuhr er mit der Schneide seiner Hand über seinen Nacken. Der Gedanke, in einem Gefängnisse verderben zu müssen, war mir fürchterlich. Die Verzweiflung löste mir die Zunge; ich erreichte vom Kommandanten, daß er sich mit mir zum Stadtrat begab und mich, falls dieser für mich haften wolle, freilassen würde. Dieser beschloß einstimmig, mich unter seine Bewachung zu nehmen. Dies rettete mich; ich hatte nun die Stadt und ihre Umgebung zum Gefängnis. Die Pantomime des Kommandanten war nur zu bedeutungsvoll und zu wahr. Man köpfte in Paris, Metz und anderswo aus weit nichtigeren Gründen als jene waren, weswegen man mich beschuldigte. Diese Tatsache erklärt, was eine Dame einer ihrer Freundinnen geschrieben hatte: „Man gewöhnt sich übrigens auch an die Guillotine, ja selbst daran, guillotiniert zu werden.“

Ich kehrte also in meinem neuen Stande als Gefangener auf

Ehrenwort unter der Bewachung der Stadtbehörde nach Hause zurück. Den Wagen, mit dem ich wieder nach Mannheim zu fahren gerechnet hatte, schickte ich zurück und beruhigte mich so gut wie möglich über meine Wortbrüchigkeit und meine neue Lage, in der Hoffnung, der Herzog würde wohl wissen, daß es mir im Rücken der Armee nicht möglich sei, den Rhein zu überschreiten und mich zu ihm zu begeben.

Meine guten Freunde von Zweibrücken waren wegen meines Loses nicht frei von Besorgnis. Auf der Liste der Ausgewanderten zu stehen, ob mit Recht oder Unrecht, bedeutete so viel wie ein Todesurteil, das um so sicherer vollstreckt wurde, wenn der Verurteilte der Nation oder vielmehr deren Repräsentanten ein mehr oder weniger großes Vermögen zu hinterlassen hatte. Sie befaßten sich also ohne mein Wissen selbst schon mit den Mitteln für meine Verteidigung, die vielleicht für den Fall dienen könnten, daß man den Prozeß gegen mich anstrenge und sie vernehmen wolle. Was sie, ebenso wie mich, noch vollends beunruhigte, war die Verhaftung des jungen Forstmeisters Rettig von Lautern.[41]) Wir sahen ihn von Schutzleuten wie einen Verbrecher eskortiert unter meinen Fenstern vorbeiziehen, um in die Gefängnisse von Weißenburg zu wandern. Da er noch immer in seiner Stellung war, und der Volksvertreter Merlin[42]) bei ihm gewohnt hatte, der aufs trefflichste behandelt wurde, so konnten wir uns sein Mißgeschick nicht erklären. Zu meinem Unglück rief es mir die Verhaftung unseres guten Ministers Ludwig v. Esebeck ins Gedächtnis zurück, der noch immer in den Pariser Kerkern zurückgehalten wurde, jene der Gräfin v. Strahlenheim und die Strafe der Mme. de Montigny dafür, daß sie ihre Kinder in Zweibrücken besucht hatte, obgleich sie einige Tage nachher auf ihr Gut in Bitsch zurückgekehrt war.

Derartige Beispiele waren wenig geeignet, mich zu beschwichtigen,

---

[41]) Vgl. S. 362, 442.

[42]) Antoine Christophe Merlin de Thionville, 1762 bis 1833, ursprünglich Gerichtsvollzieher in seiner Vaterstadt Diedenhofen, 1791 Deputierter des Moseldepartements in der Gesetzgebenden Versammlung. Er war es, der die Einziehung des Besitztums der Emigranten beantragt hatte. 1794 war er Kommissär bei der Armee Custines und später bei jener Pichegrus. Merlin war Jakobiner und von größtem Einflusse auf die Umgestaltung der Republik. Vgl. Jean Reynaud, Vie et correspondance de Merlin. Paris 1860.

und ich war alles eher wie ruhig. Herr v. Gersdorf,[43]) ein ehrenhafter Mann und mein Freund, bemühte sich am eifrigsten, Mittel zu meiner Verteidigung ausfindig zu machen. Da er im geheimen den Gang der Revolution und ihre Verordnungen und Gesetze verfolgt hatte, entdeckte er schließlich unter ihrer unermeßlichen Anzahl eines, das zu meinen Gunsten sprach, ein Gesetz, das der berühmte Maler David[44]) seinem Freunde, dem schrecklichen Robespierre, suggeriert hatte: „Nicht gerechnet zu den Emigranten wird jeder Künstler, der zur Vervollkommnung oder Ausübung seiner Kunst in fremdem Lande reist." Dieses Gesetz war klar und sprach mich von jeglicher Anklage frei. Aber da ich diese schon erfahren hatte, so mußte ich den Prozeß abwarten, um das Gesetz geltend zu machen, und inzwischen unter der Aufsicht des Stadtrates bleiben. Dieser radierte meinen Titel als „Rat der Finanzkammer", den er mir leider auf meinem Passe ausgestellt hatte, aus, um an dessen Stelle den des „Ersten Malers des Herzogs" und „Professors der Akademien zu Parma, Düsseldorf und Mannheim" zu setzen. Beruhigt, geschmeichelt und gerührt über den Anteil, den so viele wackere Leute an meinem Schicksal nahmen, entschied ich mich, zu bleiben, der Erziehung meiner Kinder zu leben und meinen Garten und meine Felder zu bebauen. Glücklich, wenn ich das alles hätte tun können, ohne unaufhörlich von den zur Ergänzung der Armee nachgeschobenen Rekruten und ihren Offizieren belästigt zu werden, die man beherbergen und ernähren mußte.

Ruhiger geworden, bemerkte ich mit Wehmut, daß die Zügellosigkeit und Sittenverderbnis unter meinen Mitbürgern über alle Maßen Platz gegriffen hatten, besonders unter den Damen der sogenannten guten Gesellschaft. Ich lebte in der Zurückgezogenheit, verkehrte nur mit meinen alten Freunden, nahm meine früher begonnenen Arbeiten an meinem „Vogelbuch" wieder auf und fertigte einige Gemälde, die in diesem Werke Aufnahme fanden. Diese Beschäftigung fesselte mich oft in dem Maße, daß ich über ihr für den Augenblick meine Verluste

[43]) Kapitän, dann Oberstleutnant in Zweibrücken, in dessen Händen die Leitung der S. 204 Anm. 4 erwähnten Häuserlotterie lag.

[44]) Jacques Louis David, 1748 bis 1825, Porträtist und Historienmaler, gilt als der Begründer der neueren französischen Malerschule. Ein begeisterter Schwärmer für die Revolution, eifriger Jakobiner und Freund Robespierres, übte er einen starken Einfluß im Wohlfahrts-Ausschusse aus.

und meine traurige Lage vergaß. So verstrich der Winter. Die Einnahme von Luxemburg und Trier durch die Franzosen, die von den Preußen zum Schaden der Kaiserlichen, ihrer Verbündeten, geschickt vorbereitet war;[45]) dann der Besuch einer österreichischen Patrouille in unserer Stadt, und der überstürzte Rückzug der Sansculottes auf die Höhen von Hornbach brachten allein Abwechslung in die Eintönigkeit der täglichen Plackereien. Auf diese Patrouille folgten bald eine Division österreichischer Kavallerie und einige Kompagnien von Rotmänteln.

Zuweilen erhielt ich Nachrichten von Abbé Salabert durch einen Spion, der mit Lebensgefahr über den Rhein bis zu uns drang. Seine Briefe waren mit „Peter der Gärtner" gezeichnet, und der Herzog führte darin die Bezeichnung eines „Bäckers". Es waren seit den letzten Nachrichten bereits mehrere Monate verstrichen, als in Zweibrücken das Gerücht vom Tode Karl Augusts in Umlauf kam. Zu meinem Glück schenkte ich ihm keinerlei Glauben. Als ich aber einige Tage darauf bei Mme. Frölich mit dem Grafen v. Esterhazy,[46]) dem Kommandeur dieser kleinen Abteilung der kaiserlichen Armee zu Abend speiste, bestätigte mir dieser jene Botschaft, ohne jedoch für ihre Richtigkeit die Bürgschaft zu übernehmen. Die Ungewißheit quält kaum weniger als das Übel selbst. Schmerzlich kam mir meine Verhaftung und mein gegebenes Wort, mich nicht zu entfernen, zum Bewußtsein. Wäre ich frei gewesen, würde ich alles aufs Spiel gesetzt haben.

Die Abteilung des Grafen Esterhazy, die sich etwas zu weit vor-

[45]) Die Festung Luxemburg hatte sich nach mehrmonatiger Einschließung am 7. Juni 1795 den Franzosen ergeben, Trier bereits am 9. August 1794. Mannlich spielt auf das in seinen Augen treulose Verhalten der Preußen an, das er im Abschlusse des Friedens von Basel erblickt. Infolge des Abzuges der Preußen sahen sich die Österreicher außerstande, die Festung Luxemburg zu behaupten und die Stadt Trier wieder in ihre Hände zu bekommen.

Unter den später genannten „Rotmänteln" ist die irreguläre leichte Infanterie der österreichischen Armee zu verstehen, die nach ihren roten Mänteln so benannt wurde.

[46]) Paul Graf Esterhazy v. Galantha, Generalmajor, etwa 1768 bis 1808, war seit Juli 1794 Rittmeister des Ulanenfreikorps.

Der bei dem folgenden Scharmützel erwähnte Kommandeur war Karl Ritter Schmuttermayer v. Asten, etwa 1766 bis 1836, seit 1790 Rittmeister des Ulanenfreikorps, 1800 Major, 1809 Oberst.

gewagt hatte, wurde plötzlich von so überlegenen Streitkräften angegriffen, daß sie sich zurückziehen mußte, um nicht abgeschnitten zu werden. Sie bestand nur aus achthundert Ulanen und vierhundert Rotmänteln. Zum Unglück für uns verteidigte sich diese kleine Truppe tapfer und lange gegen die dreizehntausend Mann des Generals Gouvion Saint-Cyr.[47]) Die Österreicher gingen langsam in erbittertem Kampfe durch die Stadt hindurch zurück. Sie befanden sich noch in Marschordnung, die Kavallerie in der Mitte, die Infanterie in einer Linie auf den beiden Flügeln, und schossen ihre Feuerwaffen ab. Die Franzosen hingegen drängten in wirrem Durcheinander nach: Jäger zu Pferde, Reiter und Schützen zu Fuß. So sah ich die Kämpfenden an meinen Fenstern vorüberziehen. Wenn die Franzosen zu nahe herankamen, kommandierte der Ulanenoberst, Baron v. Schmuttermayer, ein sehr schöner Mann, in aller Ruhe, als ob es nur ein Spiel gälte, zum Angriff. Im nämlichen Augenblicke senkten sich sämtliche Waffen; man stürzte sich mit Ungestüm auf den Feind, der, weit entfernt standzuhalten, sich jedesmal flüchtete und der Infanterie Zeit ließ, den Weg in guter Ordnung fortzusetzen. Obgleich man auf beiden Seiten Tausende von Schüssen abgegeben hatte, so blieb auf der Straße nur ein einziges totes Pferd. Man hatte wirklich so ungeschickt geschossen, daß die Kugeln der Franzosen beinahe alle in das erste und zweite Stockwerk des Hauses von Minister Hofenfels[48]) gingen, das wie ein Sieb durchlöchert, und dessen sämtliche Fensterscheiben zerbrochen waren.

Eine dieser Kugeln streifte die geöffnete Jalousie des Fensters, an dem ich stand, und warnte mich, die Neugierde nicht zu weit zu treiben. Es wurden auch in der Tat einige Personen in ihren Zimmern verwundet und eine Bäckerstochter getötet. Die Linientruppen

[47]) Laurent Marquis Gouvion Saint-Cyr, Marschall, 1764 bis 1830, Miniaturmaler, seit Ausbruch der Revolutionskriege im französischen Militärdienste, 1794 Divisionsgeneral. Vgl. seine „Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin et de Rhin-et-Moselle, de 1792 jusqu'à la paix de Campo-Formio". Paris 1829. 4 Bände und Atlas.

Die hier erzählten Episoden fallen in den Dezember dieses Jahres. Mannlich greift den Ereignissen vor; sie spielten sich nicht im Sommer 1795, sondern erst nach seiner im November 1795 erfolgten Rückkehr aus Mannheim ab.

[48]) Vgl. S. 349 Anm. 28.

der Franzosen verfolgten den Feind bis „Einöde“,[49]) wo dieser im Kirchhofe festen Fuß faßte und sich bis in die Nacht erfolgreich verteidigte. Dann kam das Gros der Armee, drang wie rasend in die Stadt, schlug die Türen ein, plünderte und mißhandelte die Einwohner: Männer, Frauen und Kinder; es galt ihnen alles gleich. Ich hatte fünfzig dieser Galgenkandidaten bei mir im Quartier. Sie waren schon betrunken angekommen, verschlangen alle unsere Vorräte, nachdem sie die Türen des Kellers eingestoßen hatten; berauschten sich von neuem, gerieten schließlich unter sich in Streit und schlugen sich krumm und lahm.

Zu unserm Glück hatten die österreichischen Bäcker, die vorher bei uns gewohnt hatten, durch die anrückenden Franzosen zum Abmarsch gedrängt, hundertundfünfzig Laib Kommißbrot in ihrem Zimmer zurückgelassen. Mit diesem wurden nun unsere gefräßigen Sansculottes zum Teil befriedigt. Sie machten einen höllischen Lärm und sanken schließlich auf ihrem Stroh in Schlaf. Ich hatte die Kinder in mein entlegenes Mansardenzimmer eingeschlossen und wich so wenig wie möglich bei diesem fürchterlichen Durcheinander von ihrer Seite. Die Offiziere vermochten nichts über dieses Gesindel, ja sie fürchteten sich sogar selbst vor ihm. Der kommandierende General Gouvion Saint-Cyr besaß nicht viel mehr Macht über seine Soldaten in dem Zustande ihrer Trunkenheit. Man versetzte sie absichtlich in solchen Rausch, indem man Drogen in den Branntwein mischte und vor der Schlacht an sie verteilte. Ich verbrachte die Nacht, ohne ein Auge zu schließen, und befürchtete vor allem den Ausbruch eines Feuers. Bei Tagesanbruch ließ der General zum Abmarsch blasen. Ich hatte bemerkt, daß diese Leute, die Tags zuvor so frech waren, am Morgen bleich, verfallen, schwach und erschöpft aussahen. Einer ihrer Ärzte sagte mir dann, daß dies von dem Branntwein herrühre, den man ihnen verabreichte, um sie im Augenblicke des Ansturmes rasend zu machen.

Das Generalquartier blieb in Zweibrücken, während die französische und österreichische Armee nichts anderes taten, als sich gegenseitig zu beobachten. Der Bürger Gouvion Saint-Cyr war ein Freund der Künste und Wissenschaften. Er malte meisterhafte Miniaturen und liebte das Theater. Einer seiner Sekretäre rühmte sich, ein guter

[49]) Nordwestlich von Zweibrücken, auf der Straße nach Homburg.

Schauspieler zu sein und immer die ersten Rollen auf den Gesellschaftstheatern in Paris gespielt zu haben. Der General glaubte ihm auf sein Wort, und da man keine Schauspielerinnen und weitere Darsteller fand, schlug er vor, den „Pygmalion“ von Jean Jacques Rousseau[50]) aufzuführen. Ein junges, der Kindheit kaum entwachsenes Mädchen gab die Partie der Statue. Der General ließ also ein kleines Theater im Redoutensaal einrichten, und da der neue Pygmalion das Stück in peinlich stilgerechtem Kostüm darzustellen gedachte, so brauchte er Statuen und Büsten aus Gips, um sein Atelier auszuschmücken. Er überredete seinen Herrn, mich mit einigen Worten um solche für die Aufführung des Stückes zu bitten, zu der dieser mich ebenso wie zu dem darauffolgenden Souper einlud. Das war der Anfang meiner Bekanntschaft mit diesem Manne, der später so berühmt geworden ist.

Man versammelte sich also am festgesetzten Tage beim General. Alle unsere Damen waren gleichfalls dazu eingeladen. Keine wagte, der Aufforderung nicht Folge zu leisten. Der Kreis war glänzend; mehrere Generale und der Generalstab in großer Galauniform empfingen sie mit jener Zuvorkommenheit und Höflichkeit, die bei den ehemaligen Gentilshommes Brauch gewesen. Als alles bereit stand, betrat man den Saal. Die Militärmusik, die weniger gut als lärmend war, spielte auf. Die Damen nahmen in den ersten Reihen Platz.

Endlich teilt sich der Vorhang. Der obere Teil eines Körpers und gleichzeitig ein kurzer, unterdrückter Schrei unserer Damen, das war der erste Eindruck des Schaustückes. Darauf ein Gemurmel des Unwillens von den übrigen Zuschauern, das unserem übertriebenen Schwärmer für stilgerechte Kostüme keinen günstigen und seiner tollen Erwartung angemessenen Erfolg versprach. Unser Pygmalion war nämlich vollständig nackt. Ein brauner Fetzen, der ihm von seiner Schulter herabfiel und seine Lenden umhüllte, Sandalen, die sehr ungeschickt an seine Beine geschnürt waren, bildeten sein ganzes Kostüm. Er war sehr behaart, sonnenverbrannt und schlecht gewachsen, mit einem Wort: seine Figur war ebenso häßlich und anwidernd als unanständig.

[50]) Melodrama, 1770 gedichtet. Rousseau gab Anweisungen für die Musik, komponierte aber selbst nur zwei Nummern. Die übrigen stammen von Horace Coignet, 1775. Rousseaus Dichtung behandelt die Sage von Pygmalion, der sich in die von ihm geschaffene Statue eines Mädchens verliebt. Auf sein Flehen wird sie dann von der Venus belebt.

Dieser schlechte Empfang vom Auditorium hinderte ihn indessen nicht, seine Rolle mit der Stimme und Eintönigkeit eines Schuljungen herunterzuleiern und sie mit den lächerlichsten und übertriebensten Gesten zu begleiten. Als sich die Statue des Kindes belebte, machte sie ihm Grobheiten, anstatt ihr „moi" auszusprechen, weil er sie so lange auf ihrem Postament hatte stehen lassen. Trotz ihrer Eigenschaft als Statue hatte sie mehr als einmal versucht, herabzusteigen.

Lachsalven und Gebrüll, während des Stückes selbst nur durch die finsteren Augenbrauen des Generals zurückgedämmt, brachen nach Schluß der Vorstellung elementar los. Herr Saint-Cyr war über diese erbärmliche Aufführung um so ärgerlicher, als er den Grafen Esterhazy mit seinem Stabe durch einen Trompeter hatte einladen lassen, und diese Herren erschienen waren. Daher rächte er sich grausam an dem armen Teufel für seine Anmaßung, sich als den besten Schauspieler der Pariser Liebhabertheater ausgegeben zu haben. Er ließ ihn in die Nationaluniform stecken, ihm ein Gewehr geben, bestrafte ihn und schickte ihn weg, um noch in derselben Nacht mit den Sansculottes, seinen nunmehrigen Kameraden, auf den Höhen des Kreuzberges zu kampieren. Das Souper war sehr gut und schön serviert. Man trank sehr viel Champagner, und sogar unsere Damen wurden lustig und schlugen ihren alten Bekannten, dem Grafen Esterhazy und seinem Gefolge, einige Walzertouren nicht ab. Dieses Fest, das unserem Stadtrat sehr teuer zu stehen gekommen sein mag, dauerte bis zwei Uhr morgens.

Die Nachricht von dem Tode Herzog Karls[51]) wurde bald bestätigt, bald bestritten. Auf diese Weise schwebte ich zwischen Furcht und Hoffnung bis zum 17. Juni 1795, wo mir unser geheimer Bote nächtlicherweile einen Brief des Ministers Salabert überbrachte, in dem mich Prinz Max auffordern ließ, über Basel nach Mannheim zu kommen. Dieses Schreiben verwandelte, ohne mir den Tod des Herzogs zu melden, nichtsdestoweniger meine Furcht in traurige Gewißheit. So hatte ich also diesen Fürsten zum letztenmal in dem Augenblick gesehen, wo ich ihm für die Rolle der fünfzig Louisdor dankte, die er in meine

[51]) Herzog Karl II. August starb am 1. April 1795, wurde in der Gruft der Karmeliterkirche zu Heidelberg beigesetzt und von da 1805 in die Michaelshofkirche nach München überführt. Seine Gemahlin Amalie erhielt das Schloß zu Neuburg an der Donau als Witwensitz.

Tasche hatte gleiten lassen. Wie viele Versprechungen und Wohltaten, wie viele Aussichten auf Glücksgüter waren mit ihm begraben, für mich und meine Kinder!

Er hatte mich in seiner Art glücklich gemacht, und wenn sie auch nicht der meinen entsprach, so schuldete ich ihm doch Dank für seine gute Absicht. Ich beweinte ihn nun, ihn und nicht die Hoffnung auf Vermögen, die mit ihm erloschen war. Durch den Überbringer des Briefes erfuhr ich, daß der Herzog bei Frau Sartorie vom Schlage gerührt wurde, man ihn bewußtlos in sein Zimmer getragen und er bis zu seinem Tode nicht mehr zu sich gekommen sei. Obgleich alle Zweibrücker stets den Prinzen Max in höherem Grade liebten als den Prinzen Karl und sicher waren, durch den Wechsel in der Regierung zu gewinnen, so betrauerten sie letzteren doch aufrichtig.

Mancherlei Versuche, meiner Gefangenschaft in Zweibrücken zu entrinnen, scheiterten, und ich mußte noch lange ausharren. Ungefähr am 11. September überbrachte mir unser geheimer Bote wiederum ein Schreiben des Ministers Salabert, dem ein Brief des Bürgers Desportes,[52]) unseres ehemaligen französischen Gesandten, beigeschlossen war. Desportes war seitdem der Mann der Revolution geworden, er war ein Mitglied des Wohlfahrts-Ausschusses und stand als Bevollmächtigter dem Kongreß in Basel vor.

Salabert, von Herzog Maximilian dorthin abgesandt, sprach über mich mit Desportes, der sich meiner erinnerte und ihm einen Brief an die Volksvertreter am Rhein und an der Mosel übergab, in dem er mich von jeder Anklage freisprach und sie bat, mich unbehindert den Rhein zu meinem Herrn passieren zu lassen. Dieses Schriftstück, das ein bewegliches Siegel trug, zeigte ich nur wenigen meiner Freunde, darunter auch einem Mitglied des Stadtrates. Sie glaubten alle, daß ich keiner weiteren Pässe benötigen würde und mich die Volksvertreter

---

[52]) Vgl. S. 420. Die Baseler Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und Preußen kamen am 5. April 1795 zum Abschlusse: 1. Frankreich bleibt bis zum endgültigen Frieden mit dem Deutschen Reich im Besitz des preußischen Gebietes am linken Rheinufer. 2. Eine Demarkationslinie setzt die Neutralität des nördlichen Deutschlands fest. — Die geheime Bedingung lautete: Preußen willigt in die Abtretung des linksrheinischen Deutschland an Frankreich und erhält eine Entschädigung aus rechtsrheinischem Gebiete zugesichert. Vgl. Langwerth v. Simmern, a. a. O., Bd. 2, S. 143ff.

als die Herren der Republik und der Armeen ohne die geringste Gefahr über den Rhein lassen könnten. Einer meiner Freunde bestellte einen Wagen, als wäre er für ihn selbst, ließ meinen Koffer darauf packen und brachte ihn auf die Höhe des Berges, auf dem ich Felder besaß. Mit meinen beiden Kindern an der Hand, ging ich fort, wie wenn ich einen Spaziergang mit ihnen machen wollte. Beim Wagen angelangt, küßte ich die Kinder zum Abschiede, vertraute sie den Händen meines Freundes an, der sie nach Hause bringen sollte, und fuhr nach Mannheim ab.

In Kaiserslautern sagte man mir, daß Merlin[53]) seinen Gerichtshof in Frankenthal abhalte. Am Abend des nächsten Tages traf ich dort ein und war höchst erstaunt, nur etwa sechzig Reiter und hundert Sansculottes vorzufinden. Man erzählte mir, daß die Franzosen Mannheim belagerten, das von einer Besatzung von zehntausend Bayern und Österreichern verteidigt werde. Ich gestehe, daß ich die Nacht, die meiner Audienz vorausging, ziemlich ruhelos verbrachte. „Dieser Merlin," so sagte ich mir, „könnte dich, obgleich er nicht der Zauberer des Erzbischofs Turpin[54]) ist, sehr wohl durch einen einfachen Schlag seines Zauberstabes in ein Kerkerloch werfen lassen, bis es dem Herzog Max gefällt, dich durch ein der Habgier des Zauberkünstlers entsprechendes Lösegeld zu entzaubern. Man mußte sich indes bei diesem allmächtigen Manne vorstellen und ein verunglücktes Abenteuer mit in Kauf nehmen. Beim Betreten seines Hauses entwaffneten mich zwei an der Tür postierte Sansculottes meines Stockes mit Goldknopf, den ich verloren glaubte. Sie ließen mich dann heraufgehen.

Merlin saß da, rauchte seine Pfeife und hatte auf jedem seiner Kniee ein junges Weib sitzen. Ich überreichte ihm meinen Brief, und er las ihn, wobei er den Schoß dieser Mädchen als Pult benutzte. „Ah," sagte er, „unser Freund Salabert hat mir von Ihnen gesprochen; es hat nicht die geringste Schwierigkeit. Sie werden über den Rhein gehen, jedoch erst in einigen Tagen. Wo wohnen Sie?"

---

[53]) Vgl. S. 464 Anm. 42.

[54]) Anspielung auf die Gestalt des Zauberers Merlin, der mit prophetischer Gabe ausgestattet, eine große Rolle am Hofe des sagenhaften Britenkönigs Arthur spielt. Er ging aus der Historia Britonum des Nennius in die englischen Chroniken und von da in die romantischen Dichtungen des 12. Jahrhunderts über.

Ich nannte ihm meinen Gasthof. „Das genügt; ich werde Sie benachrichtigen lassen.“ Die zwei nächsten Tage wartete ich in größter Langweile. Die Gespräche der Franzosen über das Vergnügen, wann sie nun Mannheim an allen vier Ecken anzünden würden, wurden mir unerträglich. Jeden Morgen sah ich sechs Kanonen von großem Kaliber nach den Schanzen abfahren, die man am Rheinufer, der Stadt gegenüber, aufgeworfen hatte. Das beunruhigte mich anfangs; als ich sie jedoch nachts in Frankenthal wieder einfahren sah, um wieder frühmorgens am nächsten Tage nach den Schanzen zu ziehen, erriet ich die List und dachte wohl, daß dieses Spiel noch länger dauern könne. Ich wollte mich also beim Volksvertreter wieder in Erinnerung bringen. „Ah,“ sagte er lachend, „Sie werden ungeduldig, aber in diesem Augenblicke kann ich Sie unmöglich den Rhein passieren lassen. Ich will noch schnell eine kleine Angelegenheit erledigen, dann werden Sie mit mir über den Fluß setzen.“ Meine Bitte, mittlerweile meinen Freund Rettig in Lautern besuchen zu dürfen, gestattete er und gab mir tausend Grüße an ihn auf. Auf dem Wege dahin begegneten mir viele, kaum aus dem Hospital entlassene Sansculottes, die die Belagerer von Mannheim verstärken sollten.

Am achten Tage abends ließ mich Citoyen Merlin durch einen Eilboten auffordern, mich am kommenden Morgen gegen 9 Uhr bei den Rheinschanzen einzufinden. Dort angekommen, fanden wir das Rheinufer von einer ungeheuren Menschenmenge beiderlei Geschlechts belagert, die auf die Fertigstellung der Brücke und die Erlaubnis zum Passieren wartete. In dem nämlichen Augenblick, als Merlin eintraf, überreichte ihm eine Deputation von Mannheim die Schlüssel der Stadt. Die Eile, mit der man die Übergabe betrieben hatte, brachte ihn in Verlegenheit. Denn er verfügte nicht über genügend viel Leute zur Bewachung der drei Stadttore. Er empfing die Mannheimer Herren als Diktator, führte sie in das Innere der Verschanzungen und machte sie auf die sechs großen Kanonen aufmerksam, die auf die Kathedrale, die Jesuiten- und reformierte Kirche, die Sternwarte und das Schloß gerichtet waren; forderte sie dann auf, zu visieren, ob sie auch ganz genau nach ihrem Zielpunkte gestellt wären, und jagte ihnen Angst ein mit einem kleinen Ofen, in dem die Kugeln glühend gemacht werden sollten, um die Stadt in Asche zu legen. Unglücklicherweise befand sich unter den Abgesandten kein

einziger Militär. Er hätte sicherlich über die Mittelchen lachen müssen, mit denen man die Kapitulation einer Stadt jenseits des Rheins erzwingen wollte, die von einer zehntausend Mann starken Besatzung verteidigt war. Da ich einen Augenblick in traurige Betrachtungen versunken war, hatte ich nicht bemerkt, daß Merlin und die Gesandten aus den Verschanzungen weggegangen waren. Ich beeilte mich, sie wiederzufinden, und erblickte sie zu meinem großen Schmerz in einem sechsruderigen Boot auf der Überfahrt nach Mannheim. Sie waren schon zu weit entfernt; ich wagte nicht zu hoffen, daß man zurückkehren würde, mich zu holen.

Da war ich nun dem gleichen Geschicke wie die ganze übrige Menge ausgeliefert, die auf die Erlaubnis wartete und sie von der ersten, zweiten und dritten Schildwache erkaufte, um dann von der vierten zu ihrem ursprünglichen Standorte wieder gewaltsam zurückgestoßen zu werden. Man vollendete die Brücke absichtlich nicht und ließ keinen Menschen passieren aus Furcht, man möge in Mannheim erfahren, daß keine Truppen vorhanden seien, um von der Stadt Besitz zu ergreifen.

Ich hatte die Nacht schlaflos im Wagen zugebracht und noch nichts gegessen. Es war 3 Uhr nachmittags, und die Hitze unerträglich. Am Ende meiner Kraft entschloß ich mich, nach Oggersheim zurückzufahren, wo ich mein Gepäck beim Gärtner der Kurfürstin, einem alten Bekannten, gelassen hatte. Nach dem Essen legte ich mich zu Bett, beklagte meinen Unstern und kehrte erst am folgenden Nachmittag in der Hoffnung auf freien Übergang zur Rheinbrücke zurück. Es war aber die alte Geschichte wie am Tage vorher, und man betrieb noch die gleiche Schurkerei. Aber nur mehr die Neuankömmlinge fielen darauf herein. Ich stand mitten unter dieser Menge, die man zurückdrängte, je nachdem neue Haufen von Sansculottes, sei es von Dürkheim oder Landau anrückten. Es befanden sich Bucklige, Krummbeinige und Einäugige darunter und solche, die dem Lazarett entronnen waren. Alles war eben in diesem Augenblicke gut genug, in dem es sich nur um die Bewachung der Tore handelte. Da ihre Zahl jedoch selbst für diesen Zweck noch immer ungenügend war, und sie sehr langsam zunahm, sah ich mit Kummer voraus, daß man vielleicht noch zwei Tage am gleichen Platze bleiben müsse und in Mannheim erst nach den Truppen, die davon Besitz ergreifen sollten, einziehen

werde. Tantalus vergleichbar, sah ich zwei Tage lang die Stadt vor meinen Augen liegen, nur durch die Breite des Flußbettes von ihr getrennt, und durfte nicht hinüber.

Um meine quälenden Gedanken auf etwas anderes zu bringen, wollte ich wieder nach Oggersheim zurück, als mich jemand mit den Worten: „Ich suche Sie schon seit ein paar Tagen," beim Arme faßte. Es war Kummerer, jetzt Schatzmeister des Königs. „Kommen Sie, man erwartet Sie ungeduldig in Mannheim." „Aber wie werden wir über die Brücke kommen? Man stößt alle Leute brutal zurück." „Man weist uns nicht ab," erwiderte er, „und Sie werden sehen, daß der kommandierende Offizier uns selbst bis an das andere Ende der Brücke geleiten wird." Das war auch wirklich der Fall, da mein Retter mit einem Befehle Merlins versehen war. Die Brücke war zwar noch nicht vollständig fertiggestellt; es fehlte jedoch so wenig, daß man auf zwei Brettern von ihr an das Ufer treten konnte. Ich verfügte mich unverzüglich zum Minister Salabert und wollte dann meinem neuen Herrscher die Versicherung meiner Ergebenheit entbieten. Von dem Abbé erfuhr ich jedoch, daß dieser am Tage vorher mit seiner ganzen Familie nach Neckarelz,[55]) das sich im Rücken der Reichsarmee befand, abgereist sei, eine Maßnahme, welche die volle Billigung Seiner Exzellenz nicht gefunden zu haben schien. Er wünschte, daß ich bei keinem Diner fehlen und täglich meinen Platz an seinem Tische einnehmen sollte.

Freund Salabert brachte sich mit dem Volksvertreter Merlin ins Gerede; er führte ihn überall ein, und ihre Beziehungen wurden erst dann abgebrochen, als jener wieder über den Rhein ging, um seinen Platz dem Volksvertreter Rivaud zu überlassen. Ich ärgerte mich sehr über diese Vertrautheit. Nicht, daß ich die verhängnisvollen Folgen für Salabert vorausgesehen hätte, sondern aus Abneigung gegen die Sansculottes und die Schwärmerei für diese. Am zweiten Tage zog ein Regiment Karabiniers, Husaren, Küraſſiere ein, denen nach und nach Infanterie und Jäger folgten.[56])

[55]) Südlich von Mannheim, an der Mündung der Elz in den Neckar.

[56]) Die Übergabe der wichtigen Festung Mannheim an die Franzosen erfolgte am 20. September 1795. Die Aufforderung dazu war von General Pichegru ergangen. Über die wenig ehrenvolle Kapitulation der Festung und die Rolle Salaberts, der der Begünstigung der Franzosen verdächtig war und deswegen beim Einzuge der Kaiserlichen in Haft genommen wurde, vgl. Karl

Pichegru, Montaigu[57]) und mehrere andere französische Generale speisten täglich bei Minister Salabert, und ich mußte die Honneurs diesen Gästen machen, die ich am liebsten hundert Meilen weit weggewünscht hätte. Pichegru besaß nichts von französischer Heiterkeit. Er schien mir traurig, sorgenvoll und niedergeschlagen. Die anderen tranken froher Dinge den Champagner des Prälaten und machten zuweilen viel Lärm.

Nach zwei Tagen kam dann Merlin mit dem Rest der Truppen wieder zurück. Die Österreicher hatten sich auf die Höhen von Heidelberg zurückgezogen. Merlin befahl der Armee, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben, und bestellte bereits für diesen Tag ein großes Diner für sich und die Generale in Heidelberg. Man verteilte also den berühmten Tapferkeits-Branntwein und rückte auf verschiedenen Wegen dem Feinde entgegen. Unterwegs plünderte man die Dörfer, brach in die wohlgefüllten Keller ein, berauschte sich und marschierte unter fürchterlichem Geschrei und dem Rufe: „Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen!“ gegen den Feind.

Der österreichische General wollte die Ebene räumen, da seine Infanterie zum Widerstande gegen so überlegene Streitkräfte zu schwach sei, als ihn ein Dragonerleutnant bat, ihm den Angriff zu er-

---

Theodor Heigel, Die Übergabe der pfalzbayerischen Festung Mannheim an die Franzosen am 20. September 1795 und die Verhaftung der Minister Graf Oberndorff und Salabert am 23. November 1795. München 1893.

Über die wechselvollen Geschicke der schwer heimgesuchten Stadt Mannheim unterrichtet uns vortrefflich Friedrich Walters Jubiläumsschrift: Geschichte Mannheims von den ersten Anfängen bis zum Übergang an Baden (1802). Mannheim 1907.

[57]) Charles Pichegru, General, 1761 bis 1804, erhielt bei Ausbruch der Revolution ein Kommando bei der französischen Rheinarmee, 1793 warf er im Verein mit Hoche die Österreicher zurück, brachte die Weißenburger Linie in seine Hände und kämpfte 1795 siegreich in den Niederlanden. — Anne Charles Basset de Montaigu, Generalleutnant, geboren 1751, kämpfte in den Niederlanden und erhielt dann das durch Pichegrus Wegzug nach Mainz frei gewordene Kommando über die besetzte Stadt Mannheim, die er gegen die Österreicher im Oktober und November 1795 aufs tapferste verteidigte. Schließlich mußte er die Stadt am 22. November doch übergeben.

Die im folgenden erzählte kriegerische Episode stellt das Gefecht bei Handschuhsheim vom 24. September 1795 dar. Dieses für die Österreicher siegreiche Treffen war für das Schicksal der Festung Mannheim entscheidend.

lauben, und wäre es nur mit sechzig Mann. Er billigte ihm hundert zu, um die Sansculottes im Rücken zu packen. Der Neckar war sehr seicht und infolgedessen seine Ufer sehr hoch. Der Leutnant stürzte sich in den Fluß und gelangte, durch dessen Ufer gedeckt, in den Rücken der französischen Armee. In dem Augenblicke, wo er unter lautem Hurra dem Flusse entstieg, griff sie der General in der Front an. Die Betrunkenen sahen sich umzingelt, warfen ihre Waffen weg und brachten ihre Kavallerie, die vor und hinter sich den Feind sah, in Verwirrung. Diese ergriff gleichfalls die Flucht, aber von den Fliehenden aufgehalten, von denen sie viele niederritt, wurde sie von der österreichischen Kavallerie eingeholt, die sie unbarmherzig zusammenhieb. Der Weg von Heidelberg bis Mannheim beträgt vier Meilen, und das Gemetzel setzte sich bis unter die Wälle dieser Stadt fort, wo das Feuer der Festungswerke die Sieger endlich zum Rückzuge zwang. Wenn sie gewagt hätten, im Getümmel der Flüchtenden mit einzureiten, so wäre die Stadt sicherlich wieder in ihre Hände gekommen. Alle Einwohner Mannheims waren auf die Straßen geeilt und erwarteten dieses Ereignis. Ich befand mich unter ihnen in den „Planken". Wir sahen die Überbleibsel dieser geschlagenen und aufgelösten Armee zurückkommen. Sieben Husaren warfen sich in dieser Allee auf den Boden und schwuren, den Tod ihrer Kameraden an diesen Lumpen von Volksvertretern zu rächen, die sie preisgegeben hatten. Sie sagten uns, daß sie als die einzigen ihres Regimentes dem Blutbade entkommen seien. Reiter des ehemaligen Regiments der Königin stießen zu ihnen. Dann zogen sie gemeinsam zum „Pfälzerhof", um die beiden Volksvertreter zu zerstückeln, durchsuchten nach ihnen das ganze Haus mit dem Säbel in der Hand und beehrten sie mit den gemeinsten Schimpfwörtern. Aber diese hatten sich wohlweislich bei der ersten Nachricht von der verlorenen Schlacht auf die andere Seite des Rheins geflüchtet. Pichegru hatte ihn schon am Tage vorher passiert, da er gegenteiliger Ansicht war und an dieser von den Volksvertretern angeordneten Sache keinen Anteil haben wollte. Man brachte sechshundert Verwundete, die man unterhalb der Festungswälle der Stadt aufgelesen hatte, in das Lazarett. Wie viele mögen also erst auf der Strecke von Heidelberg bis eine halbe Meile vor Mannheim in die Hände der Deutschen gefallen sein. Die Entmutigung war eine allgemeine. Man versuchte indes eine letzte Anstrengung, um diesen Ver-

luft wett zu machen: entblößte die Garnisonen von Straßburg, Landau und Zweibrücken zur Rekrutierung jener von Mannheim und errichtete ein Feldlager auf den Glacis der Stadt. Es gelang, sich Neckaraus zu bemächtigen, das man befestigte und mit einigen Regimentern und den Karabiniers belegte. Vom Pavillon meines Freundes Pigage aus, der dort einen vortrefflichen Tubus aufgestellt hatte, konnten wir das alles so genau verfolgen, als befänden wir uns an Ort und Stelle.

Die Österreicher waren Herren der Heidelberger Bergpässe, und deshalb konnte ich ohne Paß nicht zu Herzog Maximilian gelangen. General Wurmser verweigerte ihn mir. So mußte ich also gegen meinen Willen in Mannheim bleiben. Unsere Galerie war noch vor aller Augen in den Sälen aufgehängt; das beunruhigte mich. Ich sprach darüber mit dem Minister, der mir versicherte, daß von Seite der Franzosen keine Gefahr drohe, und er einen diesbezüglichen Artikel in die Kapitulation aufgenommen habe. Aber eines schönen Morgens hatten die Österreicher den Kopf der Neckarbrücke weggesprengt und waren bis zu den diesseitigen Stadtglacis vorgedrungen. Da sah ich voraus, daß die gute Stadt Mannheim ihre leichtfertige Unterwerfung unter die Herrschaft der Franzosen teuer bezahlen würde. In dieser Meinung wurde ich bestärkt, als ich vom Pavillon Pigages aus beobachtete, daß das Feldlager und die Vorposten in den Verschanzungen von Neckarau während der Nacht von der österreichischen Kavallerie genommen worden waren. In der gleichen Nacht hatte man begonnen, den Laufgraben zu ziehen. Die Bauern arbeiteten daran um so eiliger, als sie den Kugeln von unseren Wällen herab ausgesetzt waren. Keine Patrouille wagte sich mehr vor die Stadttore hinaus, und ich sah wohl, daß, wenn auch der geheime Artikel in der Kapitulation unsere Galerie vor der Habgier der Franzosen rettete, er sie nicht gegen die Kugeln der Kaiserlichen schützen würde. Deshalb ließ ich sie in die solid gebauten Gewölbe des Archivs schaffen, die einige Fuß tief unter der Erde lagen und gegen Feuersgefahr gesichert waren.

Während dieser Arbeit verfolgte ich täglich mehrere Stunden lang mit Pigage von unserer Sternwarte aus die Fortschritte der Belagernden. Man beschoß sie während ihrer Arbeit mit Tausenden von Kanonenkugeln, ohne daß ich jemals einen einzigen Toten oder Verwundeten im Graben gesehen hätte. Die Husaren Wurmsers, die

die Arbeiten bewachten, rauchten ruhig ihre Pfeife und tummelten sich in der Ebene, stets bereit, den Feind zu empfangen, sollte er einen Ausfall wagen. Pichegru ließ sich ebensowenig wie Merlin in Mannheim wieder blicken. Der Volksvertreter Rivaud war der einzige, der nach der verlorenen Schlacht dorthin zurückkehrte.

Nach Bergung der Galerie machte ich einen zweiten Versuch, zum Herzoge nach Neckarelz zu gelangen. Der Stadtkommandant, General de Montaigu, hatte die Liebenswürdigkeit, einen Trompeter zu Wurmser zu schicken, um für mich die Erlaubnis zu erwirken, hinter seiner Armee nach Neckarelz zum Herzog von Zweibrücken gehen zu dürfen. Seine Antwort war verneinend, und dieses Mal noch weit entschiedener. Es bedeutete für mich verlorene Zeit, noch länger in Mannheim zu bleiben, dessen ganze Einwohnerschaft in Todesangst schwebte und gegen ihr sonst heiteres Naturell ein trauriges, träumerisches und kummervolles Wesen zeigte. Da ich mich täglich bei Salabert mitten unter ihren Bedrängern, wenn auch freilich gegen meinen Willen, befand, so lief ich Gefahr, nach und nach ihre alte Freundschaft einzubüßen und von meinen Landsleuten als Vaterlandsverräter betrachtet zu werden. Mein Aufenthalt in Mannheim wurde mir also unerträglich. Nach weiteren drei Wochen und vergeblichen Versuchen äußerte ich dem Minister den Wunsch, zu meinen Kindern zurückzukehren. Er widersetzte sich meinem Plane heftig und überredete mich, noch acht Tage zu bleiben, worauf wir dann zusammen über die Schweiz und Schwaben zum Herzog reisen würden. Da es kalt zu werden beginne, so habe er sich, fügte er hinzu, einen Überrock für die Reise bestellt, und wir würden uns, sobald er fertig sei, auf den Weg machen. Da dieser jedoch zur vereinbarten Zeit nicht abgeliefert wurde, wollte ich Seine Exzellenz bestimmen, sich eines alten aus seiner reichhaltigen Garderobe zu bedienen. Zu seinem Unglücke aber konnte ich ihn durchaus nicht dazu bewegen. Während er sich so unnötiger- und unklugerweise in die Kapitulation von Mannheim gemischt und mit den Franzosen, seinen Landsleuten, vergnügt hatte, die lustig seinen Wein tranken, waren die Herren Cetto und Montgelas,[58]) die er seine „jungen Leute" nannte, dem Herzoge nach Neckarelz gefolgt. Weniger liebenswürdig, aber schlauer als Salabert, verstanden sie es,

[58]) Über Cetto vgl. S. 457, über Montgelas S. 335.

sich beim Fürsten einzuschmeicheln und auf verschiedene Weise unentbehrlich zu machen. Ohne den verfluchten Reiserock hätte Montgelas zu unserm Unglück Bayern vielleicht niemals umgewälzt.

Ich reiste also nicht ab. Aber nach ein paar Tagen bat ich meinen Tischnachbar, General Montaigu um einen Paß zur Rückkehr nach Zweibrücken. „Sie werden ihn noch heute erhalten," sagte er zu mir, „und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Sie auf dieser Reise begleiten könnte." Nach dem Essen überreichte mir der gute Salabert schmollend doch noch 50 Louisdor auf meine Rückstände und warf mir meinen Mangel an Gefälligkeit vor, da ich nicht noch einige Tage zugeben wollte. Während ich von meinen alten Freunden Abschied nahm, stellten die Österreicher die ersten Versuche über die Tragweite ihrer Kanonen und Geschosse an. Einige Kugeln drangen in die Stadt und beschädigten Türme und Häuser. Bestürzung bemächtigte sich der ganzen Einwohnerschaft. Alles, was fliehen konnte, flüchtete über den Rhein. Ich hatte zwar meinen Paß, konnte aber keine Pferde bekommen. Erst am nächsten Tage fuhr ich ab, während bereits die Geschosse von Zeit zu Zeit in den Straßen der Stadt aufschlugen. Das war aber nur ein Vorspiel zu dem, was der guten Stadt Mannheim noch bevorstand. Meine Postpferde waren durch die täglichen, forcierten Fahrten und die grundlos gewordenen Straßen so erschöpft, daß ich nur langsam vorwärts kam. Daher wurde ich auch in den Pässen zwischen Dürkheim und Kaiserslautern mitten im Walde von einer Truppe Sansculottes eingeholt, die Ochsen, Kühe, Hammel und Ziegen vor sich hertrieben und gegen Lautern in großer Eile marschierten. Es folgte ihnen eine Schar von weinenden Bauersleuten, denen sie die Tiere weggenommen hatten. Diese edle Brigade besaß keine Feuerwaffen, ja vielfach nicht einmal eine Kopfbedeckung. Bei ihrem Nahen hatte ich die Vorhänge des Wagenfensters vorgezogen; bald sah ich mich von ihnen umringt. „Wen fährst Du da?" schrien sie meinen Postillon an, indem sie die Pferde anhielten. „Einen Offizier," war dessen kluge Antwort. Dieses Wort rettete mich. Mit Peitschenhieben trieb er die letzte Kraft seiner Pferde an; wir überholten sie und kamen kurz vor ihnen in Kaiserslautern an. Ich konnte mir den Rückzug und die Waffenlosigkeit dieser mindestens sechshundert Mann starken Truppe nicht erklären. Am Abend bei Freund Rettig erfuhren wir, daß die Belagerungsarmee von Mainz geschlagen

und ins Weite verstreut worden und ihre Artillerie wie das Gepäck in die Hände des Feindes gefallen seien.

Ich hatte also gerade noch rechtzeitig das arme Mannheim verlassen! Einen Tag später, und ich wäre, wie Freund Salabert, mit eingeschlossen worden, der durch seinen unbegreiflichen Leichtsinn ungezählte Leiden über sich heraufbeschworen hatte. Mannheim wurde von beiden Seiten durch Wurmser und Clerfayt[59]) bombardiert. Montaigu verteidigte sich wie ein Verzweifelter und ohne Schonung für die Stadt, die durch das Feuer zum Teil bereits eingeäschert war. Wurmser hatte von der Heidelberger Seite her eine Bresche geschlagen, um die Stadt im Sturm zu nehmen. Eine Bombe, die in die mit großem Pulvervorrat für Kartuschen angefüllten Kasematten eingeschlagen hatte, sprengte den Wall, die Kanonen und die unter den Waffen stehende Truppe in die Luft, deren Leichname und abgerissene Gliedmaßen man in einer Entfernung von hundertundfünfzig Schritten in den Straßen fand. Eins der schweren Geschütze fiel von der Anhöhe herab und drückte das Dach des Münzgebäudes und die Fußböden der verschiedenen Stockwerke ein, bis es im Keller liegen blieb.

Durch diese Explosion war die Bresche geschlagen, und wenn General Wurmser die Stadt und ihre Einwohner nicht hätte schonen wollen, so konnte er sie im Sturme nehmen. Er begnügte sich, die Kapitulation vorzuschreiben: die Besatzung wurde kriegsgefangen und verlor ihre Waffen, Artillerie, Gepäck und Militärkassen. Am zweiten Tage nach dem Einzuge der Kaiserlichen in Mannheim begab sich der Graf v. Grünne[60]) zum Minister v. Salabert, kündigte ihm seine Ver-

[59]) Graf Karl Josef de Croix Clerfayt (Clairfayt), österreichischer Feldmarschall, 1733 bis 1798, hatte 1792 glücklich gegen die Franzosen in den Niederlanden gekämpft und 1793 den Sieg bei Neerwinden entschieden. 1795 siegte er bei Höchst. Vgl. Vivenot, Thugut, Clerfait und Wurmser. Wien 1869. — Clerfayt hatte sich, nachdem er die französische Belagerungsarmee vor Mainz am 29. Oktober vertrieben und dadurch die Stadt entsetzt hatte, nicht entschließen können, sich mit Wurmser vor Mannheim zu vereinigen. Er setzte seine linksrheinischen Operationen fort und schlug in Frankenthal sein Hauptquartier auf.

[60]) Philippe Grünne, Graf v. Pinchard, österreichischer Feldmarschall, 1762 bis 1854, war damals Generaladjutant von Clerfayt und Adjutant des Feldmarschalls Wurmser, 1796 Generaladjutant des Erzherzogs Karl. Er war später in besonderem Maße an der Neuorganisation der österreichischen Armee beteiligt und wurde nach der Schlacht von Wagram Oberhofmeister des Erzherzogs Karl.

haftung auf Befehl des Kaisers an,[61]) beorderte einen Offizier in sein Zimmer, der seinen Gefangenen nie aus dem Auge verlieren sollte, einen Unteroffizier an dessen Tür, einen Grenadier an das Tor des Schloßhotels, wo Salabert wohnte, und belegte alle Papiere mit dem Siegel. Der Befehl lautete, keinen Menschen beim Gefangenen einzulassen. Man muß gestehen, daß noch niemand die Absicht und das Vergnügen, in einem neuen Überrock durch die Schweiz und Schwaben nach dem kaum zehn Meilen entfernten Neckarelz reisen zu wollen, so teuer bezahlt hatte. Das war sicherlich nicht der kürzeste Weg. Aber wenn der Minister meinem Rate gefolgt wäre, so hätte er sich später viel traurigere Reisen in seinem Zimmer und weit längere hinter den Armeen erspart.

In Zweibrücken erfuhren wir erst zehn bis fünfzehn Tage später die Nachricht von der Einnahme Mannheims mit einiger Bestimmtheit. Die Franzosen verheimlichten sie sorgfältig, verschanzten sich auf den Hügeln und sprengten einen der Brückenbogen. Ich erhielt bald den Befehl, nach Mannheim zu kommen. Den dazu nötigen Paß stellte mir der Stadtrat ohne Schwierigkeit aus, da er mir jedoch zum Passieren der französischen Vorposten ohne jenen des kommandierenden Generals nichts nützte, wurde ich bei Gouvion Saint-Cyr vorstellig.[62]) Zuerst vergeblich; aber schließlich gewährte er ihn mir, nach dem Diner gut gelaunt, allerdings nicht für Mannheim, sondern zur Erledigung von Familienangelegenheiten für Kaiserslautern. Er riet mir, weder Kutsche noch Wagen, sondern einen einfachen, mit Leinwand bespannten Karren zu nehmen, um nicht die Gier der Sansculottes wachzurufen.

Bald stand das Vehikel bereit, in dem für mich ein Strohlager hergerichtet war. Eine darin verborgene Kassette sollte meinem Haupte

[61]) Mannheim wurde am 22. November 1795 von den Österreichern genommen. Vgl. Armand Baumann, Die Belagerung Mannheims durch die Österreicher im Oktober und November 1795. Mannheim 1885; über den zwischen den beiden Kapitulationen liegenden Zeitraum vgl.: „Trauriges Schicksal der churpfälzischen Residenz-Stadt Mannheim von deren Einnahme durch die Franzosen, den 20. September 1795 bis zur Wiedereroberung von dem Kaiserlich. General-Feldmarschal-Lieutenant Herrn Grafen von Wurmser den 22. November 1795 und was nachher darauf erfolget ist. In einem Tagebuch zusammengetragen." 1795.

[62]) Vgl. S. 467. — In diese Zeit des Zweibrücker Aufenthaltes fallen die von Mannlich auf S. 466 ff. erzählten Ereignisse.

als Stütze dienen. Ich fühlte mich ganz behaglich und fuhr in diesem glänzenden Gefährt ab. Wir schlugen den Weg über den Berg ein, wo wir auf freiem Felde auf die letzten französischen Vorposten stießen. Sie fielen über uns her wie ausgehungerte Geier über einen Leichnam und wollten trotz meiner Pässe alles in meinem Wagen durchsuchen und durchwühlen. Daß ich ihrer Sprache mächtig war, half mir nur, Zeit zu gewinnen. Denn mittlerweile kam zu meinem Glück der sie kommandierende Offizier herbei. Ich zeigte ihm meine Pässe, er fand sie in Ordnung und ließ mich trotz des Geschreies der Sansculottes ziehen. Während dieser ganzen Zeit hatte ich meinen Kutscher beobachtet; er war bleich und zitterte am ganzen Leibe. Zweihundert Schritte von da begegneten wir den österreichischen Vorposten, denen ich nun meinen deutschen Paß zeigte. Sie ließen mich meinen Weg ohne Schwierigkeit fortsetzen. Nur langsam ging es vorwärts. Ich legte beinahe die ganze Strecke zu Fuß zurück. Die horizontale Lage im Wagen und das beständige Rütteln waren mir sehr unbequem geworden.

In der Nähe von Hauptstuhl sprengte ein berittener Jäger von einem Hügel herab im Galopp auf mich zu, um mich auszufragen. Neuer Schrecken für meinen Fuhrmann. Mein französischer Paß half mir nichts. Der Posten brachte mich und mein Gepäck mit gezogenem Säbel in den nächsten Flecken zu dem Oberst Schwartz, der an Fieber daniederlag. Nach Besichtigung meines Passes ließ er mich weiterziehen. Eine Viertelmeile später hielten mich von neuem Chamborant-Husaren an. Nach eingeholtem Befehl des kranken Obersten setzten wir unseren Weg wieder fort. Die Nacht begann sich im dichten Walde von Lautern herabzusenken. Mein armer Kutscher atmete nach dieser dritten Beunruhigung auf, aber schon eine halbe Meile weiter erwartete ihn die schrecklichste. Es herrschte tiefste Dunkelheit; unser niedriger Karren fuhr langsam dahin.

Eine französische Patrouille, die in ihr Quartier nach Hauptstuhl zurückkehrte, hielt unsere weiße Bedachung und den Huftritt unserer Pferde für österreichische Kavallerie. Sie warf sich also rechts und links vom Wege in das Gehölz und schrie aus vollem Halse: „Qui vive? Qui vive?“ Ich vernahm deutlich, wie die Franzosen ihre Pistolen luden. So oft sie ihr „Qui vive?“ riefen und wiederholten, schrie und wiederholte ich ebenso laut mein: „Citoyen, citoyen!“ Unverzüglich

kamen sie an unseren Karren heran. Ich fühlte da und dort wühlende Hände und ließ klugerweise in die zudringlichsten einige Vierundzwanzig-Kreuzerstücke gleiten, während ich mit ihnen französisch sprach. Das machte sie human; sie wünschten mir eine gute Reise und ließen mich weiterziehen. Mein armer Kutscher zitterte dermaßen an allen Gliedern, daß er nicht mehr imstande war, sein Roß zu besteigen. Er klammerte sich an einen der Zugstränge und ließ sich mehr fortziehen als er selbst marschierte. Gegen 10 Uhr nachts langten wir in Kaiserslautern an. In aller Frühe des nächsten Tages fuhren wir, da wir keine Franzosen mehr in der Stadt bemerkten, weiter, wobei wir freilich immer wieder hinter uns sahen. Nach einer Viertelmeile stießen wir auf eine Abteilung Kinsky-Dragoner, deren Offizier mich sehr höflich fragte, ob Franzosen in Lautern seien. „In diesem Augenblicke wohl nicht, aber in Landstuhl sind welche." „Wir reiten eben auf zwei Wegen dorthin, um Schwartz mit uns zu nehmen."

Als wir dieses Detachement im Rücken hatten, hielt mein Fuhrknecht an, zog seinen Hut und sprach ein kurzes Gebet. „Jetzt sind wir gerettet!" sagte er dann. „Sie ahnten selbst nicht, mein Herr, welcher Gefahr wir bis zu diesem Augenblicke ausgesetzt waren. So mögen Sie denn wissen, daß die kleine Kasse unter dem Stroh, auf welche Sie sich stützten, 25 000 Gulden in Gold und Silber enthält! Wenn die Schurken, die uns so oft angehalten haben und uns durchsuchen wollten, diese gefunden hätten, so wären sie nicht nur verloren gewesen, sondern man hätte uns wegen dieser Schmuggelei sicherlich massakriert und in irgend einen Busch geworfen." Da es mit meinem Karren nur sehr langsam vorwärts ging, und ich von nun ab anständiger reisen durfte, nahm ich die Post nach Frankenstein.

Um 10 Uhr morgens des folgenden Tages war ich in Mannheim und begab mich zu Lamine. Er hatte mittlerweile jene Räume bezogen, die ich vordem bewohnte, und während der Beschießung meine Möbel und den ganzen Hausrat in ein entlegenes Zimmer am Ende des ungeheuren Gebäudes schaffen lassen.

Ich hatte meinen neuen Herzog von meiner Ankunft benachrichtigt, der noch nicht in die Stadt zurückgekehrt war. Seine liebenswürdige Antwort begleitete ein vierspänniger Wagen, der mich zu längerem Aufenthalte nach dem schönen Rohrbach bei Heidelberg bringen sollte, wo Herzog Max gerade Hof hielt. Gleich nach meiner Ankunft

in Mannheim war ich zu Minister Salabert geeilt und war erstaunt, vor der Tür seines Hauses eine Schildwache postiert zu finden, die mich indes ungehindert die Treppe hinaufgehen ließ. Vor seinem Gemache schritt eine andere mit gezogenem Säbel auf und ab, die mir den Eintritt wehrte. Nach einigem Warten begab ich mich zum Grafen Sarazone,[63]) von dem ich nun erfuhr, daß am Tage nach dem Einmarsche der Kaiserlichen Salabert verhaftet und seine Papiere mit dem Siegel belegt worden seien, da man ihm in erster Linie die Schuld an der lächerlichen Kapitulation der Stadt beigemessen habe. Wenigstens hätten sein Verhalten und die vertraulichen Beziehungen zu Merlin und den französischen Generalen bei allen Leuten den Glauben erweckt, daß er mit ihnen im Einvernehmen gestanden und an der Sache des Reiches Verrat geübt habe. Ich war über das Unglück meines alten Freundes betrübt, dessen Leichtfertigkeit und unüberlegtes Handeln die einzigen Verbrechen bei dieser Sache waren.

Zwei Tage darauf befand ich mich an der Hoftafel in Rohrbach bei Herzog Maximilian.[64]) Er empfing mich mit größter Güte, stellte

[63]) Vgl. S. 451 Anm. 29.

[64]) Herzog Max hatte nach Horstmann am 4. Dezember 1795 das von seinem Bruder Karl 1770 erbaute Schlößchen zu Rohrbach bezogen. Hier verlor er seine Gemahlin Wilhelmine Auguste am 30. März 1796. Am 9. März des darauffolgenden Jahres vermählte er sich zu Karlsruhe in aller Stille mit der Prinzessin Karoline Friederike Wilhelmine, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, deren Zwillingsschwester Amalie Luise hieß.

Frhr. Wolfgang Heribert v. Dalberg, 1750 bis 1806, badischer Staatsminister, von 1778 bis 1806 Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, das während seiner Amtsführung eine hohe Blüte erreichte und berühmte Darsteller (Iffland, Beil, Beck, Marchand u. a.) aufwies. Unter ihm gingen die ersten Aufführungen von Schillers Dramen (Räuber) über die Bühne. Abgesehen von einigen eigenen Stücken bearbeitete er viele, namentlich aus dem Englischen (Shakespeare). — Sein Sohn Emmerich Joseph, Herzog v. Dalberg, 1773 bis 1833, war Diplomat; er trat 1809 in französische Dienste und wurde 1810 von Napoleon I. zum Herzog und Staatsrat ernannt, nachdem er dessen Heirat mit Marie Luise in die Wege geleitet hatte.

Die Fürsten v. Liechtenstein waren wohl Johann, k. k. Feldmarschall, 1760 bis 1836, der in den Niederlanden gekämpft hatte, und Moriz Josef, k. k. Feldmarschall-Leutnant, 1775 bis 1819, 1796 Major und Flügeladjutant des Erzherzogs Karl.

Von Rohrbach aus sieht man das Nordende der Vogesen, das Hardtgebirge und die Edenkoben—Deidesheimer Bergstraße.

mich der Herzogin und ihrer Schwester, der Prinzessin Amalie von Baden, vor. Die Nähe Mannheims und Heidelbergs gestaltete seine Hofhaltung äußerst glänzend. Herr v. Dalberg und sein Sohn Emmerich, die Fürsten von Liechtenstein usw. und österreichische Generale kamen täglich, ihm aufzuwarten und in Rohrbach zu speisen. Der eigentliche Hof Seiner Durchlaucht war wenig zahlreich. Im Dienste der Herzogin standen zwei Hofdamen; die Herren v. Gohr, Keßling, Pantz, Rumling und einige andere Kavaliere in jenem des Herzogs; sie bildeten seine gewöhnliche Umgebung. Abends, wenn sich die fremden Gäste zurückgezogen hatten, beteiligten sich Rumling und Montgelas am Spiele des Herzogs.

Am ersten Tage meiner Ankunft nahm mich Seine Durchlaucht nach dem Diner zu einem Spaziergang in seinen schönen Garten mit. Der Ausblick auf die prächtige Kette der Vogesen, die sogenannte „Bergstraße" und auf eine durch Wälder und Dörfer belebte Ebene, die sich vor unseren Augen bis ins Endlose erstreckte, entzückte mich, ja es kam mir fast vor, als ob ich nie ein lieblicheres Bild geschaut hätte. Auf einer Ruhebank sitzend, befragte mich der Herzog über die Geschicke der armen Stadt Zweibrücken und ihrer Bewohner, an die er sich zum großen Teil noch persönlich erinnerte.

Schließlich erkundigte er sich, ob ich Salabert gesehen habe. „Nein, Durchlaucht, und nicht aus eigener Schuld. Ein großer Schnurrbart und ein blanker Säbel wehrten mir den Eintritt bei ihm." „Dieser Mann," erwiderte der Fürst, „hat mich durch seine Unbesonnenheit und unfaßliche Leichtfertigkeit in eine sehr unangenehme Geschichte mit dem Hause Österreich gebracht, auf das ich unter den gegenwärtigen Umständen aus eigenem Interesse Rücksicht zu nehmen hatte. Der Kaiser hat meinen Minister (denn schließlich war er es noch) verhaften lassen, ohne mich davon zu verständigen oder Klage gegen ihn zu erheben. Dieser Eingriff in meine Rechte als Herrscher verletzt meine Würde zu sehr, als daß er mich nicht schwer kränken sollte. Daher werde ich mich auch beim Reichstage darüber beschweren. Es handelt sich hier um eine Angelegenheit, die alle Souveräne Deutschlands in gleicher Weise betrifft, und so werden sie sämtlich gemeinsame Sache mit mir machen. Sobald Salabert in Freiheit gesetzt ist, hoffe ich, daß er seine Entlassung aus dem Ministerium verlangen wird. Denn einen Minister zu haben, der nichts

von den Geschäften in einem Lande versteht, dessen Sprache er nicht genügend beherrscht, das ist der Gipfel des Widerspruchs. Es ist auch der einzige Fehler, den ich meinen guten Bruder Karl in der Politik habe begehen sehen."

Ohne in die Politik der Höfe eingeweiht zu sein, hatte ich doch schon zu viel mit den Großen gelebt, um nicht bemerkt zu haben, wie sie mit dem Starken oder Schwachen umgehen. Ich sah bereits voraus, wie der Kaiser gegen uns verfahren würde. Die Ränke der Anwärter auf das Ministerium, die mir nicht entgangen waren, deckten mir zugleich jene auf, durch die man Abbé v. Salabert, wenn auch nicht für immer, so doch wenigstens für geraume Zeit von der Person des neuen Herzogs fernzuhalten wünschte. Man fürchtete die Liebenswürdigkeit dieses Mannes, seine gesellschaftlichen Vorzüge; man wollte ihm alle Unannehmlichkeiten zur Last legen, die unsere Klagen beim Reichstag für den Herzog im Gefolge haben würden, den Fürsten gegen ihn erzürnen, sich während der Zeit seiner Gefangenhaltung einschmeicheln und unentbehrlich machen.

Zwei Anwärter teilten indessen Salaberts Stelle vertretungsweise unter sich. Die Wage schien sich zugunsten Cettos neigen zu wollen. Aber weniger schlau wie sein Konkurrent, ließ er sich durch den Titel eines Ministerresidenten bei der neuen französischen Republik blenden. Er reiste nach Paris ab und Montgelas blieb allein beim Herzoge zurück. Den guten Pfeffel[65]) hatte man derart beim Herzoge angeschwärzt, daß er sich ihm nie mehr nähern konnte. Die acht Tage meines Aufenthaltes in Rohrbach verliefen aufs angenehmste. Der Zwang, der am Hofe Karl Augusts geherrscht hatte, ließ mich als Schüler an jenem seines Nachfolgers erscheinen, von dem jede Etikette verbannt war, wo Freiheit herrschte und ehrfurchtsvolle Liebe, die ein jeder freiwillig dem liebenswürdigen Herrscher zollte und die ihn in den durch dessen Würde gezogenen Grenzen hielten. Bei meiner Abfahrt nach Mannheim bekam ich den Befehl, einen neuen Katalog unserer Galerie zu verfassen, da der erste auf unserer Flucht vom Karlsberge verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Er sollte in französischer Sprache geschrieben werden, da es sich darum handelte, die Gemäldesammlung in England zu verkaufen. Graf

[65]) Vgl. S. 414 Anm. 61.

v. Rumford[66]) hatte es auf sich genommen, diese Angelegenheit zu verhandeln. Ehrlenholtz und Colson wünschten es und drängten in mich, keinen Widerstand zu leisten, mit der Zusage, daß mir alle meine Rückstände aus dem Erlös dieser Versteigerung bezahlt würden. Dies entsprach nun freilich nicht meiner Ansicht, und ich hoffte, Zeit zu gewinnen, um auf diese Weise dem Herzog die schöne Sammlung zu retten, und wäre es sogar auf meine Kosten und die Gefahr hin, mein Elend noch länger ertragen zu müssen. Der Verkauf unserer Stiche, der während meiner Haft in Zweibrücken vor sich gegangen war, hatte so wenig eingebracht, und Artaria[67]) hatte dabei um vier Gulden wieder ersteigert, was er an den verstorbenen Herzog um vierundvierzig und fünfzig Gulden verkauft hatte, daß ich mich nicht entschließen konnte, meinen Herrn zu täuschen und ihm auf ähnliche Weise neue Geldmittel zu verschaffen.

Die so prächtige und auserlesene Münzsammlung wurde nach dem Gewichte des Goldes, Silbers und Metalls veräußert. Bald darauf reiste Ehrlenholtz nach Frankfurt, um dort die Diamanten, Perlen und Kleinodien an den Mann zu bringen. Das alles wurde unter dem Preise weggegeben, als verstünde sich dies in den unruhigen Kriegszeiten von selbst. Das einzige, was man damals günstig losschlug, war die Sammlung von Stöcken und Pfeifen, welche die österreichischen Offiziere sehr in die Höhe trieben; der Erlös bezifferte sich auf 30 000 Gulden.

Beim Abschiede von Rohrbach forderte mich der Herzog gütigst auf, von nun an in seinem Hotel in Mannheim Wohnung zu nehmen, wozu er bereits die nötigen Befehle erteilt habe. Das hieß meinen

[66]) Benjamin Thompson, Graf v. Rumford, 1753 bis 1814, wurde 1784, nachdem er den nordamerikanischen Freiheitskrieg mitgemacht hatte, als Staatsrat nach München berufen und leitete die Neuorganisation der bayerischen Armee. Seit 1799 lebte er in England seiner schriftstellerischen Tätigkeit auf dem Gebiete der Physik.

[67]) Jetzt noch blühendes Haus für Kunsthandel in Wien, wo es gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts begründet wurde. Von 1792 bis 1867 befand sich eine Niederlassung (Artaria und Fontaine) auch in Mannheim.

Auch die schöne Bibliothek des Karlsberges wurde versteigert und ein eigenes „Verzeichniß von der zur Verlassenschaft weyland Herrn Herzog Karls zu Pfalzzweybrücken Hochfürstl. Durchlaucht gehörigen Bücher-Sammlung" Mannheim 1796 gedruckt. Die Reste dieser Bücherei kamen in die K. Bibliothek zu Bamberg.

Wünschen zuvorkommen. Denn ich brachte es nicht länger über mich, noch weiter in einem Hause zu bleiben, das mir ohne Unterlaß mein Elend und meine Verluste ins Gedächtnis rief und in einem trübseligen, ungesunden Stadtviertel zwischen Lazaretten und Friedhöfen gelegen war.

In Mannheim beeilte ich mich also, aus dem Hause meines Freundes Lamine meine zusammengeschwundene Habe (vieles war mir gestohlen worden) in das Palais des Herzogs am Theaterplatz schaffen zu lassen und richtete mich in dem für mich bestimmten Zimmer ein.

Im Hause des Herrn v. Dalberg,[68]) Nachfolgers des Ministers v. Oberndorff, fand ich Aufnahme wie ein alter Bekannter, der nach langer Abwesenheit wieder zurückgekehrt ist. Frau v. Dalberg, die in der Blüte ihrer Jahre stand, trug eine wahrhaft königliche Vornehmheit zur Schau, zugleich aber auch jene ungekünstelte Höflichkeit und jene wohlwollende Gesinnung, die nur Frauen von reinem Seelenadel und auch dann selten in gleich hohem Grade eigen sind. Ihr Haus bildete den Sammelpunkt von allen jenen, die Mannheim als die ersten nach Rang, Geist, Talent und Liebenswürdigkeit in seinen Mauern barg. Daher galt es auch gewissermaßen als „titre de noblesse", in diesem Kreise zugelassen zu sein. Mir war das Glück hold. Ich gefiel und wurde mit Güte und Freundschaftsbeweisen überschüttet. Der Generalfeldmarschall Latour, die Fürsten von Liechtenstein, General Baader, Oberst Jouve, Graf v. Nobili, v. Grünne und Bellegarde[69]) und viele andere Offiziere der Armee, der Fürst und die Grä-

[68]) Vgl. S. 485. Seit der Übersiedlung des Kurfürsten Karl Theodor nach München war Reichsgraf Franz Albert v. Oberndorff Statthalter der Pfalz gewesen. Nach seiner Verhaftung durch die Österreicher hatte der Kurfürst die Leitung der Regierungsgeschäfte einer Kommission aus drei Mitgliedern übertragen, mit Frhrn. v. Dalberg an der Spitze. Über den Anteil des Ministers Grafen Oberndorff an der Kapitulation Mannheims vom 20. September 1795 und seine spätere Verhaftung durch die Österreicher vgl. Karl Theodor Heigel, Die Übergabe der pfalzbayerischen Festung Mannheim an die Franzosen und die Verhaftung der Minister Graf Oberndorff und Salabert am 23. November 1795. München 1893.

[69]) Maximilian Graf Baillet v. Latour, 1737 bis 1806, aus altadliger österreichischer Familie, kämpfte 1789 und 1790 gegen die Niederländer; 1796 wurde er Befehlshaber der österreichischen Ober-Rheinarmee. — Über die Fürsten v. Liechtenstein vgl. S. 485. — Josef Johann Baader, k. k. Feldmarschall-Leutnant, 1733 bis 1810, machte den Siebenjährigen Krieg mit und

sinnen von Leiningen, Baron Gagern[70]) u. a. fanden sich allabendlich im Salon der Frau v. Dalberg zu einer Partie L'hombre ein. Gegen ½10 Uhr setzte man sich zu Tische, und täglich blieben abwechselnd acht dieser Herren beim Souper zu Gaste. Was mich selbst betrifft, so war ich dank einer mir unvergeßlichen Güte ein für allemal zu den Diners und Soupers geladen. „Für Sie wird jeden Tag auf meinem Tische gedeckt sein," sagte zu mir verbindlich Frau v. Dalberg, „und ich gestehe Ihnen, daß ich Ihre Abwesenheit schmerzlich empfinden würde. Ihr Freund Salabert hatte Sie vollständig in Beschlag genommen, aber jetzt sind Sie wieder der unsere. Ich hoffe sogar, daß Sie uns den Vorzug vor Ihren anderen Freunden schenken werden." Ein solches Übermaß an Güte beseelte mich mit aufrichtigem Danke, und ich suchte sorgfältig nach Gelegenheiten, mich ihrer würdig zu erweisen.

In früher Morgenstunde begab ich mich gewöhnlich in die Galerie, um am Gemäldekatalog zu arbeiten. Mittags war ich abwechselnd bei meinen Freunden zu Gaste. Um 3 Uhr unternahmen wir einen Spaziergang oder besuchten das Theater; abends fanden wir uns zum Souper ein, und erst zu mitternächtiger Zeit kehrte ich in das zu meinem Leidwesen so sehr entlegene Hotel zurück. Dies war im großen ganzen der Kreislauf meines Lebens bis zu meiner Abreise nach München im April 1799.

Es ereigneten sich indes in jenen einförmig verflossenen vier Jahren Geschehnisse, die ich in meiner Erzählung nicht übergehen darf. Da ich täglich mit den Heerführern der Kaiserlichen im Dalbergschen Kreise verkehrte, knüpften sich mit ihnen jene gesellschaftlichen Beziehungen an, die zuweilen, abgesehen von der Ehre und Annehmlichkeit des

bewährte sich vortrefflich bei Bodenthal, Bergzabern und beim Rückzuge von der Riedheimer Höhe. — Anton Jouve, Dragoner-Rittmeister, 1758 bis 1796, kämpfte in den Niederlanden (Jemappes) und starb den Heldentod bei Sulzbach am 18. August 1796. — Graf Johann Nobili, gestorben 1823, Major im Ingenieurkorps während des Krieges gegen die Türken, wurde dann Feldmarschall-Leutnant und kämpfte in den Niederlanden (Valenciennes) und Italien 1799. — Über v. Grünne vgl. S. 481 Anm. 60. — Heinrich Graf v. Bellegarde, k. k. Feldmarschall, 1756 bis 1846, diente als Generalstabschef bei der Ober-Rheinarmee Wurmsers und arbeitete die Pläne für die Schlacht bei Mannheim am 18. Oktober 1795 und die Bestürmung der Neckarschanze aus.

[70]) Graf v. Leiningen war Oberstthofmarschall unter Kurfürst Karl Theodor. Über Baron Gagern vgl. S. 442 Anm. 19.

Verkehrs, Vorteile mit sich bringen. Einer der häufigsten Gäste im Hause Dalberg war General Baader, Kommandant von Mannheim. Ihm schloß ich mich mit besonderer Vorliebe an; denn es hing von ihm ab, ob mein Freund Salabert mehr oder weniger Freiheit genießen sollte. Ich wußte Salabert unglücklich und hegte den sehnlichsten Wunsch, ihm seine Lage etwas erleichtern zu können. General Baader wurde nun zum Vermittler, und man gewährte mir Einlaß bei dem Gefangenen. Menschen, die sich selbst unglücklich fühlen, sind teilnehmender und empfinden feiner wie andere: ich war gerührt, als ich im Vorzimmer Salaberts stand, das jetzt verödet, noch vor kurzem von wahren und falschen Freunden, von Höflingen, Gästen, Klienten und Lakaien dicht gefüllt war.

Laut pochte mir das Herz, und ich mußte vor dem Eintritt in seinen Salon erst wieder meine Fassung gewinnen. Kaum sah er mich, so kam er mir mit offenen Armen entgegen. „Wie haben Sie es gemacht, um bis zu Ihrem unglücklichen Freunde zu dringen?“ fragte er, nachdem wir uns geküßt und in die Arme geschlossen hatten. „Wenn ich erst heute komme, so liegt die Schuld gewiß nicht daran, es nicht früher versucht zu haben. Heute hat man mich passieren lassen.“ „Gebe Gott, daß man es Ihnen alle Tage erlaube!“ rief er aus; „die fürchterliche Einsamkeit, der Kummer und die Langweile sind mein sicherer Tod, wenn es noch länger so weitergeht.“ Der Leutnant, der eben die Wache hatte, war ein Italiener von höchst unfreundlichem Aussehen und des Französischen unkundig. Er wich keinen einzigen Augenblick von unserer Seite. Da ich wohl wußte, daß er alle Einzelheiten unserer Begegnung berichten würde, vermied ich, von den Tagesneuigkeiten zu sprechen. Unsere ganze Unterhaltung erstreckte sich nur auf Ereignisse der Vergangenheit; wir plauderten von seinem schönen Garten in Homburg und unserem Leben auf dem Karlsberg, das im Grunde genommen auch eine Art von Gefangenschaft war. Ich verweilte bei ihm bis zur Mittagszeit, und es gelang mir, ihn etwas aufzuheitern und ihm sogar von Zeit zu Zeit ein Lächeln abzuringen.

Was ich vorausgesehen, hatte sich nur allzusehr bewahrheitet: immer glücklich, war durch das Unglück dieser einst von Gesundheit strotzende Mann gebrochen. Er sah bleich und verfallen aus, hatte stets Tränen im Auge, seine Miene war düster wie die eines Verurteilten. Der Bericht des Italieners muß günstig gelautet haben, denn ich fand

Salaberts Türe nicht nur jeder Zeit für mich geöffnet, sondern erhielt sogar bald darauf die Erlaubnis, mit dem Gefangenen und dem wachhabenden Offizier in den Straßen Mannheims bis 10 Uhr abends spazieren gehen zu dürfen. Das währte fast den ganzen Sommer hindurch; Salabert gewöhnte sich nach und nach an seine Lage, erholte sich, erlangte seine alte Heiterkeit wieder, die sich ja beim Franzosen gleich wieder einstellt, sobald ihm nur das Glück zu lächeln beginnt. Es wurde ihm sogar gestattet, Wagenfahrten innerhalb der Stadt zu unternehmen. Aber infolge seiner unfaßlichen Unbesonnenheit sah er sich schon nach kurzer Zeit neuerdings in seine vier Mauern eingeengt.

Eine einfache Kutsche ohne Lakai und ein Leutnant als Begleiter genügten der Eitelkeit des Ministers nicht. Er mußte seinen Galawagen mit drei reichbetreßten Lakaien dahinter haben, sich von seinen schönsten, prächtig geschirrten Pferden in allem Pomp durch die Mannheimer Straßen ziehen lassen. Vom Wagen aus unterhielt er sich mit den Damen und Herren seines Bekanntenkreises, kurz er tat alles, um das Entgegenkommen des Gouverneurs v. Baader bloßzustellen. Dieser erfuhr natürlich bald von diesem lächerlichen Streiche, verhängte über den Offizier Arrest, schloß die Türe Salaberts wieder und machte mir bei unserem nächsten Zusammentreffen im Hause der Frau v. Dalberg die lebhaftesten Vorwürfe, daß ich ihm einen so unzuverlässigen Mann wie Salabert empfohlen habe, und nur mit Mühe erlangte ich von ihm die Erlaubnis, meinen Freund wie früher besuchen zu dürfen.

Da Salaberts Wache nach jeder Woche abgelöst wurde, so verfiel der Abbé auf den Gedanken, alle diese Offiziere porträtieren zu lassen, um sich in glücklicheren Zeiten jener zu erinnern, die ihn so lange seiner Freiheit beraubt hatten. Neureuther,[71]) der Maler des Herzogs, führte diesen Plan aus, und viele Jahre später zeigte Salabert in seinem schönen Gartenhaus im Englischen Garten zu München seinen Gästen mit Wohlgefallen die lange Reihe dieser Militärs.

Herr v. Dalberg, der zugleich die Oberaufsicht über die Theater führte, entschloß sich, mit Rücksicht auf die Anwesenheit der Generale und des stattlichen Kavalleriekorps der kaiserlichen Armee ein großes,

[71]) Ludwig Neureuther, 1775 bis 1830, dessen sich Herzog Karl II. August angenommen hatte, lernte bei Wirth (vgl. S. 328) und Mannlich in Zweibrücken. Vor den Wirren der französischen Revolution flüchtete er nach Mannheim und kam dann mit Kurfürst Maximilian 1799 nach München.

prunkvoll inszeniertes Stück aufführen zu lassen, und wählte dazu die Oper „Palmira“,[72]) die damals noch eine Neuheit war. Die Kostüme für die Perser, Inder, Skythen und Ägypter wurden nach meinen Entwürfen und Angaben gegen alles Herkommen und trotz dem Widerstande der Schauspieler in ihrer historisch getreuen Einfachheit ausgeführt und sicherten der Oper bei ihrer Erstaufführung einen durchschlagenden Erfolg. Herzog Maximilian war mit seiner Gemahlin zugegen, und Herr v. Dalberg verheimlichte ihnen meinen Anteil an demselben nicht, was mir auch von ihrer Seite manch lobendes Wort eintrug. Von Frankfurt, Mainz und Karlsruhe aus wurden für die folgenden Vorstellungen die Logen vorausbestellt und Maler geschickt, die unsere Kostüme abzeichnen sollten. Da es ihnen jedoch Beck,[73]) der Direktor des Lustspiels, in der Garderobe verweigerte, so entwarfen sie ihre Kostümskizzen vom Parterre aus während der Vorführung.

Die Abteilung der österreichischen Armee, welche Mannheim und Umgebung besetzt hielt, bekam den Befehl zum Abmarsch. Infolgedessen wurde Salabert mit dem ihn bewachenden Offizier in einen Wagen gebracht und von sechs Husaren mit gezogenem Säbel eskortiert. Sein Kammerdiener Noël, sein Koch und eine Dienerin folgten ihm nach. Er war niedergeschmettert, als man ihm den Befehl zur Abreise mit der Armee verkündete, und es gelang mir nicht, ihn zu trösten. Wohin man ihn nun bringen würde, das wußte er nicht, und mit Schmerz sah er sich wie ein gewöhnlicher Gefangener und Verbrecher hinter der Nachhut bewacht und transportiert. Ich nahm herzlichen Anteil an seinem Mißgeschick und bemitleidete ihn, da er von nun an jeglicher Behaglichkeit und alles freundschaftlichen Verkehrs beraubt war. Auf die Nachricht hin, daß er seit der Besiegung der bis an die böhmische Grenze vorgedrungenen Franzosen in der Zitadelle von Würzburg gefangen gehalten werde, wagte ich ihm zu schreiben. Mit Genehmigung des Kommandanten entwickelte sich zwischen uns ein

---

[72]) Italienische Oper mit zwei Akten von Antonio Salieri, 1795 zum erstenmal in Wien aufgeführt. Text von Chamera. In Mannheim ging die Oper am 24. Juli 1798 in Szene.

[73]) Heinrich Beck, 1760 bis 1803, seit 1777 bei der Bühne seiner Vaterstadt Gotha, 1779 in Mannheim, trefflicher Darsteller von Liebhaber- und Heldenrollen; seit Ifflands Wegzug nach Berlin Regisseur in Mannheim, 1800 Regisseur in München.

regelmäßiger Briefwechsel, und da ich ihm während dieser langen Gefangenschaft auf keine andere Weise dienen konnte, schrieb ich ihm mit jedem Kurier, um ihn wenigstens etwas zu zerstreuen.

Diese Korrespondenz währte so lange ohne Unterbrechung fort, bis meine Briefe unbeantwortet blieben. Meine Besorgnis steigerte sich, als sich das Gerücht verbreitete, Minister v. Salabert sei vom Schlage gerührt und sterbend als Gefangener nach Baden-Baden gebracht worden. Ich trauerte bereits über seinen Tod, da kam ein Brief aus Baden vom 13. November in meine Hände, in dem es u. a. hieß: „Der Friede ist zweifelsohne schon geschlossen, und ich befinde mich immer noch in fremdem Lande. Ich werde als letzter der Wohltaten dieses Friedens teilhaftig werden, nachdem ich das am schwersten betroffene Opfer des Krieges gewesen bin. Ich vertröste mich also noch, fürwahr! Und zwei Jahre sind es, daß ich leide und warte. Wenn Sie in Erfahrung bringen können, wie lange ich noch meine Ketten zu tragen habe, so bitte ich Sie, es mir zu sagen."

Einige Monate später, als sich Erzherzog Karl[74]) für ihn verwendete, erhielt er seine Freilassung wieder. Er kam mit einem blauen Auge und verzerrtem Munde zu uns nach Mannheim. Ich war entzückt, ihn wieder frei zu sehen und um öfter bei ihm zu sein, nahm ich in seinem Hotel Wohnung. Unter dem Vorwande der Rücksicht auf seine Gesundheit gab man ihm die laufenden Geschäfte nicht zu erledigen und ich sah täglich seine „jungen Leute" an seinem Tische, die ihm seine Leiden verursacht hatten und auf seinen Untergang sannen.

Es mochte gegen Ende des Jahres 1798 gewesen sein, als ich in einer Nacht gegen 12 Uhr Lärm auf dem Korridor unseres Hotels hörte. Man pochte heftig an der Türe meines Nachbars Rheinwald.[75]) Gleich darauf ließ sich die Stimme von Montgelas deutlich vernehmen, der sich dann dem Bette des Sekretärs näherte und ihm, um ihn aus dem Schlafe zu wecken, in das Ohr brüllte: „Allons, vorwärts! dicke Sau, schnell aus dem Bett und schreiben, es eilt; vorwärts, schicken Sie sich

[74]) Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen, 1771 bis 1847, dritter Sohn Kaiser Leopolds II., jüngerer Bruder des Kaisers Franz I., einer der hervorragendsten Heerführer der neueren Zeit. Kämpfte in den Niederlanden (Jemappes, Neerwinden) und später gegen Jourdan, Moreau und Bernadotte.

[75]) Vgl. S. 431 Anm. 6.

doch!" Der andere fluchte und verwünschte die mitternächtigen Amtsgeschäfte. Sie gingen in ein anderes Zimmer, und es wurde wieder still. Da sich seit dem Abzuge der Kaiserlichen nach der Schweiz die Franzosen wieder dem Rhein genähert hatten und Mannheim bedrohten, das nur schwach von Truppen aus Würzburg verteidigt war, so glaubte ich, daß es sich um eine neue Beschießung handle und konnte, besorgt um das Geschick unserer noch immer in der Galerie untergebrachten Gemäldesammlung, nicht mehr schlafen.

Da Salabert gleichfalls nicht Bescheid wußte, fragte ich den Herzog selbst, welch neuer Unstern uns erwarte, und teilte ihm meine Sorge mit. „Sei Er ganz beruhigt, mein lieber Mannlich! Es handelt sich um etwas ganz anderes. Obgleich ich Schweigen darüber befohlen habe, will ich Ihn doch in das Vertrauen ziehen. Ein Kurier hat mir heute nacht einen Brief der Kurfürstin von Bayern überbracht: sie beeilt sich, schreibt sie, mir als erste mitzuteilen, daß mein Onkel Karl Theodor vom Schlage gerührt worden ist[76]) und hoffnungslos daniederliegt; daß sie nicht Mutter wird, und ich unverzüglich nach München abreisen soll. Solange ich die Bestätigung dieses unglücklichen Ereignisses durch meine Vertrauten und die Minister meines Onkels nicht erhalten habe, wünsche ich nicht, daß man dieses Gerücht in der Stadt verbreite. Aber lasse Er immerhin die Galerie verpacken; denn früher oder später muß sie doch nach München gebracht werden!" Als ich die Treppe hinabstieg, kam mir ein zweiter Kurier entgegen, auf den bald ein dritter folgte. Darauf fuhr der Herzog sogleich ab. Ich legte also Hand an das Werk und ließ die schönsten Gemälde an erster Stelle aufs sorgfältigste verpacken.

Nach Bestätigung der Todesnachricht mußte die Herzogin, jetzt pfalz-bayerische Kurfürstin, mit den Prinzen und Prinzessinnen, ihren Kindern aus erster Ehe,[77]) ebenfalls nach München abreisen. Der gesamte Adel und alle Richterbeamten wurde ihr am Tage vor ihrer Ab-

[76]) Karl Theodor starb am 16. Februar 1799, sein Nachfolger war Herzog Maximilian, der spätere König Max I. von Bayern.

[77]) Aus der ersten Ehe des Kurfürsten Max mit Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt stammten 5 Kinder, 2 Prinzen und 3 Prinzessinnen. Der älteste Sohn war der spätere König Ludwig I. von Bayern (geb. 1786), die älteste Tochter Auguste (geb. 1788), seit 1806 die Gemahlin des Prinzen Eugen von Beauharnais, Herzogs von Leuchtenberg.

reise vorgestellt. Die Kurfürstin hatte die Güte, mich mitten unter dieser glänzenden und zahlreichen Menge zu bemerken und mir zu sagen, daß ich mein möglichstes tun solle, um ihr bald nachzufolgen. Diese allseits verehrte Fürstin reiste tags darauf ab, verabschiedet von einer ungeheuren Menschenmenge, die sich von ihrem Palais bis zum Heidelberger Tor angesammelt hatte. Einerseits, um den Befehlen des Herzogs zu willfahren, andernteils aber auch, um endlich das verheißene Land zu schauen, von dem ich mir Wunder versprach, beschleunigte ich nach Kräften die begonnene Arbeit. Mein damaliger Schüler Deurer[78]) vertrat mich an den Nachmittagen.

Es waren bereits sieben Kisten verpackt, die ich in den Korridor hatte schaffen lassen; sie waren sehr groß und bargen mehr als 200 unserer schönsten Gemälde. Zur Vervollständigung einer Wagenladung sollte noch eine weitere Kiste am kommenden Tage eingepackt werden. Als aber der Morgen graute, zog der alte Burger die Vorhänge meines Bettes zurück, um mir zu melden, daß die Franzosen gegen die Stadt heranrückten und schon vor dem Rheintore seien. Eiligst warf ich mich in die Kleider, um mich selbst davon zu überzeugen. Da sah ich eine Kolonne Franzosen durch das erste Tor einmarschieren und unsere schwache Garnison in guter Ordnung durch ein anderes hinausziehen. Dieses Mal war es jedoch eine zahlreiche, aus Linientruppen und vieler Kavallerie bestehende Armee, die von unserer Stadt Besitz nahm. Sie drang vor und verschanzte sich bis nach Neckarau und besserte die Befestigungen der Stadt in Eile und mit Sorgfalt aus.[79])

Sie bemächtigte sich vor allem des kurfürstlichen Schlosses und belegte alle Türen mit dem Siegel. Als ich zur Bibliothek und Galerie

[78]) Peter Ferdinand Deurer, 1779 bis 1844, Historien- und Porträtmaler, wurde zur Belohnung für seine Dienste bei Bergung der Galerie Inspektor der Königlichen Gemäldesammlung zu Augsburg. Der später genannte Schreinergeselle konnte, wie Mannlich erzählt, trotz aller Nachforschungen und Mühe nicht mehr ausfindig gemacht werden und ging so seines Lohnes verlustig.

[79]) Am 2. März 1799 hatte sich General Bernadotte mit seinem Korps Mannheims bemächtigt. Die Kapitulation erfolgte in der Frühe um 5 Uhr. Die Stadt hatte wieder unter der französischen Besatzung zu leiden, bis am 19. September 1799 die Österreicher unter Erzherzog Karl, von den Bewohnern als Erretter begrüßt, einrückten.

kam, fand ich dort dieses verwünschte Zeichen bereits angebracht, und eine Schildwache patrouillierte neben meinen Kisten auf und ab. Ich glaubte alles verloren und entfernte mich, von Wut erfüllt. Unterwegs fiel mir eine Geheimtür am Ende des letzten Saales in einem kleinen Kabinett ein, welche auf eine Treppe zu den angrenzenden Remisen führte, im übrigen jedoch mit dem Schlosse in keinerlei Verbindung stand. Ich bangte bei dem Gedanken an das abscheuliche Siegel, aber zu meiner nicht geringen Freude war dieser Ausgang ihrer Gier entgangen. Also Teil zwei unserer List auf dem Karlsberge, sagte ich mir. Aber wem mich anvertrauen? Eine Indiskretion könnte mir teuer zu stehen kommen. Ich brauchte Leute mit Mut und kräftigen Armen; meine Bekannten hatten aber beinahe alle nur Titel und was man „Geburt" nennt.

Der Zufall führte mir Deurer in den Weg: einen jungen Mann von vollkommenster Ehrlichkeit. Ich erschloß mich ihm. Er nahm den Gedanken mit Begeisterung auf und sagte mir, daß er mit Vergnügen seine Freiheit, selbst sein Leben aufs Spiel setze, um diesen Dienst dem Kurfürsten Maximilian zu erweisen. Seinen Eifer lobend, erwähnte ich zugleich, daß ohne starke, mutige Beihilfe nichts anzufangen sei, wenn er nicht einen gleichgesinnten Genossen, der zudem verschwiegen sei, auftreibe; er allein könne nur kleine Bilder wegschaffen, alle großen würden jedoch die Beute des Feindes. „Sie werden nichts bekommen, außer ich gehe zugrunde!" warf dieser junge Mann feurig ein. Ich kenne einen Schreinergesellen mit den erforderlichen Eigenschaften; den stelle ich Ihnen vor, und wir werden morgen mit der Arbeit beginnen." Bald darauf sah ich ihn und einen jungen Herkules mit sehr schönem Gesichte zurückkommen, der sich zu allem bereit erklärte, womit er seinem Herrscher dienen könne.

Ich übergab ihm also den Schlüssel der Geheimtür mit den Worten: „Der erste, den man verhaftet, wenn man die Galerie leer finden wird, das werde ich sein. Ich will daher beteuern und selbst beschwören können, daß ich nicht weiß, wo die weggenommenen Gemälde verborgen sind. Ich vertraue sie Ihnen also auf Ihr Gewissen an, tragen Sie dieselben, wohin Sie wollen, ohne es mir zu sagen!" Diese beiden jungen Leute brachten elf Nächte in beständiger Gefahr, von den Patrouillen verhaftet zu werden, zu und leerten schließlich die Galerie, ohne auch nur ein einziges Bild zurückzulassen. Nur die sieben

Kisten standen noch der Reihe nach im Korridor; leider bargen sie unsere köstlichste Habe an Bildern. Sie waren von einem Posten scharf bewacht und ich mußte sie verloren geben.

Der kommandierende französische General[80]) hatte sich, eifrig mit den Befestigungen und Verschanzungen vom Stadtglacis bis nach Neckarau beschäftigt, bei seinem Einzuge damit begnügt, überall im Schlosse das Siegel anbringen, die Zugänge bewachen und nichts aus demselben wegtragen zu lassen. Nachdem er für alle diese Arbeiten seine Befehle erteilt und ihre richtige Befolgung selbst geprüft hatte, wünschte er nun seine Beute auch in Augenschein zu nehmen. Er ließ sich die Bibliothek öffnen, die er in bester Ordnung fand, und freute sich darüber. Aber während er seine militärischen Maßnahmen getroffen und ich die Bildergalerie glücklich geleert hatte, war in mir auch der Gedanke reif geworden, eine erheuchelte Schenkung der Bibliothek durch den Kurfürsten an die Akademie der Wissenschaften zum Zwecke der Volksbildung abzufassen. Der General, dessen Namen ich vergessen habe, begnügte sich mit diesem Schriftstück, das ihm der Bibliothekar vorzeigte, achtete es indessen nicht in dem Maße, daß er sich nicht für seine Person ausgewählt hätte, was ihm gerade gefiel. Glücklicherweise bedeutete seine Wahl keinen schmerzlichen Verlust für die Künste und Wissenschaften. Hierauf ließ er sich die Galerie aufschließen. Gemächlich durchschritt er den ersten Saal, den er leer fand, und sagte ärgerlich, da auch in den folgenden ebensowenig vorhanden war: „Pfui, pfui, hier ist also nichts. Was ist denn aus den Bildern geworden?“ fragte er ungeduldig. „Sie sind nach München, ihrem Bestimmungsorte weggegangen. Sie haben an leere Säle das Siegel anbringen lassen, und ich habe die Ehre, Herr Bürger General, Ihnen zu melden, daß Sie nicht ein einziges Blatt im Kupferstichkabinett daneben finden werden, das Sie gleichfalls versiegelt haben.“ Er betrat es sogleich und fand, daß ich die Wahrheit gesprochen hatte. Ich war entzückt, ihn durch dieses Mittel aus den Sälen der Galerie gebracht zu haben, bangte indes, daß irgend eines der Frettchen seines Gefolges die Geheimtür entdecken möchte. Dies hätte Nachforschungen und einen auf militärische Weise gehandhabten Prozeß zur Folge gehabt, der um so mehr zu fürchten war, als sich der rasche Urteilsspruch dieser Herren

[80]) Bernadotte.

stets ohne jede weitere Berufung und Formalität in dem Lauf ihrer Gewehre befand. Ich bin mit der Angst davon gekommen; während ich meinen General seine Inspektion fortsetzen ließ, zog ich mich mit dessen Erlaubnis zurück.

Beim Einmarsch der Franzosen in Mannheim war die Bestürzung eine allgemeine gewesen. Mehrere Personen, darunter einige unserer besten Schauspieler und Schauspielerinnen hatten sich nach Mosbach und anderen benachbarten Städten jenseits des Neckars geflüchtet. Unser Kommandant und sein Generalstab waren Theaterfreunde. Sie verlangten von dem Intendanten, Herrn v. Dalberg, Aufführungen auf unserer Bühne. Man mußte also Eilboten an die Theatermitglieder abschicken, um sie unter Zusicherung besonderen Schutzes zur Rückkehr zu veranlassen. Ich befand mich gerade bei Herrn v. Dalberg, als diese Angelegenheit verhandelt wurde. Es kam mir der glückliche Einfall, daß uns dieser Umstand vielleicht die sieben Kisten retten möchte, die noch immer scharf bewacht waren und nicht aus dem Schlosse entfernt werden konnten. Ich lief also nach Tische zu Quaglio,[81]) der das Schauspiel inszenierte, und sagte ihm, er könne dem Kurfürsten, unserem Herrn, einen wesentlichen Dienst erweisen, wenn er erklären wolle, daß er kein Theaterstück, sei es Oper oder Schauspiel, auszustatten imstande sei, sofern er nicht aus dem Schlosse, wo sich sein Magazin befinde, die Lampen und tausend andere dort verwahrte, ihm unentbehrliche Dinge herausschaffen dürfe. Der gute Quaglio erklärte dies sofort Herrn v. Dalberg, der es seinerseits dem General übermittelte.

Voll Verlangen, eine Theatervorstellung zu sehen, schickte dieser unverzüglich dem wachhabenden Offizier im Schlosse den Befehl, den Bürger Quaglio aus demselben schaffen zu lassen, was er für das Theater benötige, unter der ausdrücklichen Bedingung, bei jedem Transport zugegen zu sein. Quaglio ließ also am hellichten Tage unsere sieben Kisten mitten durch die Wachposten und Trabanten tragen und verbarg sie im Theatermagazin. Deurer hatte zur Beschleunigung seiner nächtlichen Arbeit den größten Teil der geretteten Gemälde, besonders die infolge Größe und Gewicht schwer zu transportierenden, in sichere Häuser in der Nähe des Schlosses gebracht. Nachdem ich das Beste unserer Galerie so glücklich verpackt hatte, trat mir plötzlich die

[81]) Vgl. S. 48.

Schwierigkeit in den Weg, sie aus der Stadt zu bringen. Denn nichts konnte auf der Seite gegen Heidelberg, das von den Kaiserlichen besetzt war, hindurchkommen.

Der Zufall war mir auch hier günstig. Da ich im Hause unseres Oberhofmarschalls, des Herrn v. Gohr, verkehrte, erfuhr ich, daß der französische General, sein Verwandter, ihm für sich, seine Familie und sein Gepäck, Pässe ausgestellt habe. Ich zog ihn also in das Geheimnis und bat ihn, ungefähr zwanzig Kisten der Galerie zu übernehmen, die ich wie durch ein Wunder aus den Klauen des Feindes gerettet habe. Dieser ließ sie bei hellem Tageslichte aufladen. Sie kamen zu den Stadttoren hinaus und langten glücklich in München an; die übrigen blieben in Mannheim versteckt. Auf die nämlichen Wagen des Herrn v. Gohr hatte ich auch zwei große Koffer mit meinen eigenen Effekten aufladen lassen. Als alles bereit war, mußte ich mich den wiederholten Befehlen gemäß nach München begeben. Ich war allein vom ehemaligen Hofe von Zweibrücken zurückgeblieben. Unser Hotel stand vereinsamt, der alte General v. Roussillon, Decker, Colson und ich waren dessen einzige Bewohner; alle übrigen waren bereits dem Kurfürsten gefolgt.

Achtes Kapitel.

Die Münchener Zeit.

1799 bis 1818.

Ankunft in München (April 1799). — Mannlich Galeriedirektor. — Feindseliges Verhalten gegen Mannlich und dessen Verstimmung. — Reise nach Mannheim. — Einnahme Heidelbergs durch die Franzosen. — Erzherzog Karl erstürmt Mannheim (18. September 1799). — Die Franzosen in München (1800). — Beraubung der Galerien durch Lecourbe und Neveu. — Die Jakobiner in München. — Mannlich als Kunstkommissär während der Säkularisation (1803). — Salabert. — Napoleon in München (1809). — Anteil von Mannlichs Sohn Karl am russischen Feldzuge und seine Rückkehr (1812). — Gegen Napoleon (1813/14). — Einzug in Paris.

Anfang April 1799 reiste ich mit dem Referendar v. Stengel[1]) ab. Wir mußten einige Umwege zur Vermeidung der französischen Armee machen, die bis in das Herz Deutschlands vorgedrungen war, und trafen nachts in München ein. Stengel stieg bei seinem Bruder ab, und ich durchrollte in meiner Postkutsche die Straßen der Stadt von Herberge zu Herberge bis nach Mitternacht, ohne ein Lager finden zu können: so

[1]) Stephan Frhr. v. Stengel, 1750 bis 1822, Sohn des Direktors der kurfürstlichen Geheimkanzlei Johann Georg Frhrn. v. Stengel in Mannheim, des Stifters der Pfälzer Akademie der Wissenschaften, von 1772 bis 1797 Geheimer Kabinettssekretär, 1799 Geheimer Staatsreferendar über die Finanzen der sämtlichen kurfürstlichen Staaten, seit 1802 Generalkommissär zu Bamberg. Stengel war auch ein begeisterter Kunstfreund, der selbst mit Geschick zeichnete und radierte. Von seinen autobiographischen Aufzeichnungen handeln die Aufsätze Karl Theodor Heigels: „Neue Denkwürdigkeiten vom pfalzbayrischen Hofe unter Karl Theodor" (Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte, IV [1887], 433 ff. und 549 ff.) und Wilhelm Köhlers „Die Denkwürdigkeiten des Geheimsekretärs v. Stengel" (Monatsschrift des Frankenthaler Altertums-Vereins, XVI [1908], 1 ff.).

viele Deputationen, Neugierige, Bittsteller und Fremde hatte der Regierungswechsel angelockt. Im übrigen fand ich die Stadt mit Bischöfen, Abbés, Marquis, Grafen, Baronen und ausgewanderten Franzosen derart überfüllt, daß alle Gasthöfe von ihnen übermäßig besetzt waren. Endlich nahm mich der Wirt des „Englischen Hofes" auf, nachdem ich dreimal von seiner Tür abgewiesen worden war und ebenso oft die Runde in der Stadt gemacht hatte. Er brachte mich in einem Vorzimmer unter, das drei Fremden als gemeinsamer Durchgang diente; das war nicht viel besser, als wohnte ich auf der Straße. Ein altes Kanapee diente mir zum Ruhelager. Ich dankte Gott, daß ich meine Tochter nicht mitgenommen hatte; sie hätte meine Verlegenheit um vieles vermehrt.

Der Kurfürst war unzugänglich, da er ohne Unterlaß von Hunderten diensteifriger Höflinge und ebenso vielen Bittstellern belagert war, die ihr Glück suchten. Im übrigen verfügte ich über keine Hofkleidung und wußte auch nicht, wo ich meine Koffer ausfindig machen sollte. Ich verblieb also zwei Tage in diesem Durchgang und sehnte mich nach meinem lieben Mannheim zurück, als ich am Abend des zweiten Tages einen Mann bei mir eintreten sah, dessen Gesicht mir nicht fremd war. Er erkannte mich, sprang mir an den Hals und umarmte mich aufs herzlichste. „Ich habe durch die Zeitung von Ihrer Ankunft erfahren und Ihnen eine Wohnung bei mir einräumen lassen, die auf Sie wartet. Meine Pferde stehen vor der Tür, um Ihr Gepäck wegzubringen." Ich starrte diesen Menschen mit großen Augen an und versuchte, mich seiner zu erinnern. Er bemerkte dies und sagte: „Ich war sehr jung, als Sie mich vor Ihren und meinen Reisen bei meinem Vater Verschaffelt sahen."[2]) Nun erkannte ich ihn an seiner Ähnlichkeit mit seiner Mutter.

Entzückt über dieses glückliche Zusammentreffen, folgte ich ihm zum Rindermarkt, wo er in einem ungeheuer weitläufigen Hause eine geräumige Wohnung innehatte. Man wies mir zwei sehr be-

[2]) Über Maximilian v. Verschaffelt vgl. S. 100 Anm. 16. Nach dieser Äußerung scheint Max v. Verschaffelt zur Zeit von Mannlichs italienischem Aufenthalt nicht in Rom gewesen zu sein, sondern sein Vater (vgl. S. 14), obwohl es höchst merkwürdig und ganz gegen Mannlichs Gepflogenheit ist, daß er sich bei Erwähnung seines langjährigen Lehrers nur mit dessen trockener Namensnennung begnügt.

hagliche und reinlich möblierte Zimmer an. Seine junge Frau, Tochter des Generalleutnants Thibouſt, blühend und hübſch, nahm mich ſehr liebenswürdig als Freund des Hauſes auf. Tags darauf machte ich Herrn v. Gohr ausfindig, desgleichen Salabert, die beiden Freiherren v. Zweibrücken, die Herren v. Keſſling, Rheinwald, Rumling, Pantz und andere alte Bekannte, und wir freuten uns herzlich beim Wiederſehen. Abends beſuchte ich das Theater, wo Marchand, Heigel und ſeine Frau, Huck, die Schauſpielerinnen Lang und Renner[3]) auftraten, lauter vortreffliche Künſtler. Da aber auch ſehr mittelmäßige Kräfte mitwirkten, fehlte das harmoniſche Zuſammenſpiel in Darſtellung und Sprache. Wohl waren die Dekorationen und Koſtüme reich, aber ſo heruntergekommen, daß ſie aufs lächerlichſte wirkten.

Babo[4]) war eben zum Schauſpiel-Intendanten berufen worden, da er einige geſchickt geſchriebene Stücke verfaßt und beſonders den Prolog bei der Eröffnung des Theaters vor dem neuen Herrſcherpaar gedichtet hatte. Die Hauptidee war ungefähr folgende: ein Volk irrt auf der Suche nach dem Lande der öffentlichen Wohlfahrt lange um-

[3]) Theobald Marchand, 1741 bis 1800, Theaterprinzipal, deſſen Namen man in der Theatergeſchichte des 18. Jahrhunderts oft begegnet, ſpielte ſeit 1771 in Mannheim, wo er 1776 in kurfürſtliche Dienſte kam, und ſiedelte mit dem kurpfälziſchen Hofe 1778 nach München über. Marchand war beſonders gut als Charakterdarſteller und komiſcher Alter. — Franz Xaver Heigel, geſtorben 1811, war als Darſteller „launiger Charaktere, erſter älternder Rollen im Schauſpiel und Singrollen in Operetten", ſeine Gattin Karoline, geſtorben 1804, als „erſte Liebhaberin für Tragödie und Luſtſpiel" an der Münchener Bühne tätig und beim Publikum ſehr beliebt. — Anton Huck, von etwa 1740 bis 1820, gab von 1776 bis 1802 die Liebhaber- und Charakterrollen an der Münchener Bühne. — Franziska Lang, geb. Stamitz, war von 1778 bis 1800 Soubrette für Schau- und Singſpiel und Marianne Lang, geb. Bourdet, von 1778 bis 1821 vornehmlich tragiſche Liebhaberin. — Maria Johanna Renner, von 1790 bis 1797 und 1799 bis 1807 am Hoftheater, war nach Ed. Devrients Urteil die beſte Naive auf der deutſchen Bühne.

[4]) Joſeph Marius Babo, 1756 bis 1822, Dichter, ſeit 1792 als Theaterkommiſſär und ſeit 1805 als erfolgreicher Leiter der Münchener Bühne tätig, verfaßte hauptſächlich Dramen hiſtoriſchen Inhalts von ſtarker Bühnenwirkſamkeit, die ſich zum Teil lange auf dem Repertoire gehalten haben.

her. Endlich begegnet es seinem Schutzgeist, der ihm den Weg weist. „Geht", sagte dieser zu ihm, „und Ihr werdet zwei Brücken finden und das Glück!" Dieses Wortspiel wurde vom Publikum dreimal mit jubelnder Begeisterung beklatscht und trug dem Herrn Babo die Intendanz ein, der sie nicht erwartet und auch nicht angestrebt hatte. Um den Mißbräuchen zu steuern und das Theater auf eine höhere Stufe zu heben, ließ man von Mannheim Beck kommen, der Direktor wurde, seine Frau, Stenzsch, Tochtermann[5]) usw. Der Kurfürst beauftragte mich in Erinnerung an die Kostüme der Oper „Palmira"[6]) in der Folge mit der Leitung dieses Teiles des Schauspiels, was mich zu der kleinen Schrift „Über die Kostüme der ältesten Völker bis auf Constantin den Großen"[7]) anregte. In dieser Beziehung wurden die theatralischen Aufführungen nach und nach besser, bis Signor Brizzi[8]) wieder alles verdarb, indem er sich vom Scheitel bis zur Sohle mit Gold und Flitterwerk überlud. Das blendete das vornehme und nicht vornehme Publikum, und von dieser Zeit an mußte man auf die Wahrheit und den guten Geschmack verzichten.

Am Morgen des sechsten Tages nach meiner Ankunft ließ mich der Kurfürst rufen, empfing mich in seiner gewohnten Güte und zeigte mir in eigener Person die schönsten Gemächer seiner Residenz, die reiche Kapelle und schließlich den großen Ritter- und Schimmelsaal, die heute nicht mehr existieren. In der Mitte des letzteren standen

[5]) Über Beck vgl. S. 493. — Mit ihm wurde seine Frau Josepha geb. Schaefer als erste Sängerin der Hofbühne verpflichtet. — Der vorzügliche Schauspieler Karl Stenzsch, ein Schüler Schröders, spielte von 1799 bis 1819 die ersten Liebhaberrollen.

Philipp Jakob Tochtermann, 1774 bis 1833, war Sänger und Schauspieler; er kam 1798 an die Mannheimer Bühne als erster Tenorist, 1799 nach München, wo ihm seine herrliche Stimme und Figur die volle Zuneigung des Publikums sicherten.

[6]) Vgl. S. 493.

[7]) Vgl. S. 308 Anm. 122.

[8]) Antonio Brizzi, berühmter italienischer Tenorist, 1774 bis 1854, sang von 1805 bis 1817 am Hoftheater, wo er besonders als Achill in Paurs gleichnamiger Oper die größten Triumphe gefeiert hat. Signor Brizzi, dem zugleich die Inszenierung der Oper übertragen worden war, hatte die italienische Prunkoper mit ihrer verschwenderischen Ausstattung auf die Münchener Bühne gebracht, wodurch das Publikum den Geschmack an einfachen, gehaltvollen Aufführungen verlor.

Maximilian IV. Joseph,
Kurfürst von Pfalz-Bayern.

Gemalt von Moriz Kellerhoven, Mannheim 1801; gestochen von Joseph Rauschmayr 1802.

meine beiden Koffer, deren Adresse an Herrn v. Gohr man unterwegs abgerissen hatte. Ich war entzückt bei diesem Wiedersehen, da ich sie verloren glaubte. Hierauf geleitete mich der Kurfürst in die Galerie und stellte mich dem versammelten Personal vor. „Hier sehen Sie Ihren neuen Direktor, meine Herren! Ich hoffe, daß er mit Ihnen zufrieden sein wird. Sie werden es mit ihm sein, dessen bin ich sicher."

Da ich den Schlüssel zur Galerie nicht empfangen wollte, ohne vorher ein Inventarverzeichnis aufgesetzt zu haben, begann ich damit, daß ich die ganze Sammlung, die nun durch die Zweibrücker Galerie eine vollständige Veränderung erfahren sollte, von den Wänden abnehmen ließ. Schon vom ersten Tage an bot sich mir Gelegenheit, mich von dem Übelwollen und der List des mir unterstellten Personals zu überzeugen. Ich ließ mir jedes Bild auf eine Staffelei heben, um es eingehend zu prüfen, seinen Meister zu erforschen und seinen Wert für die Sammlung zu beurteilen. Dabei kam es oft vor, daß ein Gemälde ausgemerzt wurde. Denn man hatte den Herzog viel Minderwertiges zu kaufen veranlaßt, indem man sich von den Händlern tüchtig schmieren ließ. Salabert, der mir während dieser Arbeit oft zusah, sagte zu mir eines Tages: „Wenn ich Sie so beobachte, wie Sie hier diese Kunstwerke richten und verdammen, glaube ich den Pfarrer zu sehen, der in der Bibliothek Don Quixotes die Bücher ausmustert und jene zum Fenster hinauswirft, die er zum Feuertode verurteilt."

Die Galerie bestand aus ungefähr sechshundert Bildern, von denen mehr als die Hälfte aus ihr verbannt wurden. Nach Beendigung des Katalogs wollte ich endlich wissen, wie sich mein Los in München gestalten würde. Überall stieß ich auf Mißstimmung und Ärger. Man bereitete mir so viel Verdrießlichkeiten, daß ich mir ohne die aufrichtige und herzliche Zuneigung für den Kurfürsten und die Veränderungen in Zweibrücken durch den Einfall der Franzosen unverzüglich eine Pension erbeten hätte, um für immer all diesen Übelwollenden den Rücken zu kehren. Diese waren mir um so widerwärtiger, als ich den Zauber wahrer Freundschaft kannte, dem ich mich selbst allzeit gerne hingab. Endlich wurde mir mein Patent ausgehändigt: ich wurde zum Direktor sämtlicher Galerien, Kabinette und Kunstinstitute Bayerns ernannt mit 1500 Gulden Besoldung und der

Wohnung meines Vorgängers, des Herrn v. Weizenfeld[9]) am Rindermarkt, ungeheuren Räumen, aus denen ich durch Vermieten noch wenigstens 400 bis 500 Gulden hätte lösen können. Diese Wohnung befand sich im ersten Stockwerke, und Verschaffelt hauste über mir. Das machte mir viel Freude; denn obgleich mir dieser Mann, der seiner Stellung als Hofbaudirektor verlustig gegangen, und mit seinem Lose unzufrieden war, keine sehr befriedigende Aussicht in Bayern prophezeite, gehörte er doch zu meinen ältesten Bekannten; ich konnte auf seine Freundschaft rechnen und auch dem Bilde, das er mir täglich von dem Charakter der Münchener, ihrer Falschheit und ihrem Haß gegen alle unter ihnen ansässigen Fremden entwarf, vollen Glauben beimessen.

Beim Verlassen der Galerie begegnete ich eines Tages dem Kurfürsten, der eben mit der Kurfürstin-Witwe[10]) spazieren ging. Er rief mich zu sich und stellte mich als einen Mann von Verdienst und seines ganzen Vertrauens würdig vor. Dann nahm er mich zur Seite und sagte zu mir: „Man hat wegen Ihres Geschickes und Ihrer Besoldung geknausert, mein lieber Mannlich; das darf Sie aber nicht beunruhigen. Ich sorge schon dafür, Ihnen den Münchener Aufenthalt angenehm zu gestalten. Begleiten Sie uns auf dem Spaziergange!" Ich folgte also dem Hofe in den Englischen Garten und unterhielt mich

[9]) Johann Nepomuk v. Weizenfeld war Geheimer Rat und führte, wie Verschaffelt seinem Freunde Mannlich erzählte, die Oberaufsicht über die kurfürstliche Geräte- und Leinwandkammer. Da nun die meisten Bilder auf Leinwand gemalt sind, dachte er, daß ihm auch die Leitung der Gemäldesammlung übertragen werden müsse. Er wurde tatsächlich zum Direktor der Galerie ernannt, ohne auch nur das Geringste von seinem neuen Amte zu verstehen, und veröffentlichte sogar unter seinem Namen eine „Beschreibung der Bildergalerie in Schleißheim. München 1775", die ihm freilich sein Vizedirektor Dorner in die Feder diktiert hatte.

Kurfürst Karl Theodor besaß mehrere goldverzierte prunkvolle Luftschiffe auf dem Starnberger See. Herr v. Weizenfeld hatte sich zum Admiral dieser Flottille ernennen lassen. Alle diese einträglichen Ämter brachte er durch den Einfluß des Jesuitenpaters Frank (vgl. S. 373) an sich, dessen Spion und Helfershelfer er namentlich in den Zeiten der Illuminatenbewegung gewesen war.

[10]) Marie Leopoldine, Tochter Erzherzogs Ferdinand von Österreich-Este 1776 bis 1848, seit 1795 zweite Gemahlin Karl Theodors. 1804 verheiratete sie sich morganatisch mit dem Grafen Ludwig v. Arco, ihrem Obersthofmeister. Aus dieser Ehe stammen die Grafen Arco-Stepperg und -Zinneberg.

mit den Hofdamen und dem Herrn v. Gohr. Diese Auszeichnung, die zur Folge hatte, daß mancher den Hut vor mir zog, fachte zugleich den Haß jener an, die nach dieser Ehre strebten und sie besser zu verdienen glaubten als ich.

Da nun meine Zukunft in sichere Bahnen gelenkt war, beseelte mich der Wunsch, mich endlich meiner Kinder zu freuen und ihrer Erziehung zu leben, die durch die lange Trennung und die Wechselfälle des Krieges sehr vernachlässigt worden war. Ich teilte diese Absicht dem Kurfürsten mit. Oberst v. Wrede,[11]) der gerade im kurfürstlichen Kabinett anwesend war, sagte mir, daß er in einigen Tagen sehr gern mit mir nach Mannheim reisen würde. Wir fuhren dann ununterbrochen und so schnell, als ginge es mit Extrapost. Die Autorität, der Eifer und seine Anstand, mit dem der Oberst zu befehlen verstand, öffneten uns die Tore der kleinen Städte während der Nacht, und auch auf den Poststationen bediente man uns so willig und flink, daß ich nicht umhin konnte, ihm Komplimente darüber zu machen. „Sie sind dazu geboren, eine Armee zu kommandieren," sagte ich zu ihm, ohne zu ahnen, daß er fünfzehn Jahre später das bayerische Heer so ruhmreich befehligen würde. Bei unserer Ankunft in Heidelberg war die Garnison, die nur aus achthundert Erdödy-Husaren bestand, seit dem Morgen in Bewegung; die Franzosen hatten sich in der Nähe von Neckarau bedeutend verstärkt und drohten nun gegen Heidelberg vorzurücken. Einige Scharmützel hatten bereits zwischen den Vorposten stattgefunden. Während der ganzen Nacht herrschte große Aufregung. Vom frühen Morgen an vernahm man dann das Geknatter fernen Gewehrfeuers. Mehrere Husaren wurden verwundet in die Stadt getragen; die Gepäckwagen fuhren in großer Eile weg. Gegen zehn Uhr bestieg Herr v. Wrede das Pferd und rief mir beim Vorüberreiten zu: „Ich werde bald zurückkommen, Adieu!"

Je näher der Kampf der Stadt zu tobte, desto mehr steigerte sich die Angst der Bevölkerung. Mit Betten, Wäsche und Koffern beladene Karren zogen in langer Reihe zum Stadttor hinaus, um hinter den österreichischen Gepäckwagen den Neckar bei Obrigheim zu überschreiten. Die Unruhe hatte ihren Höhepunkt erreicht, als ich mich zur Mittagszeit meinem Versprechen gemäß zu Herrn May[12]) begeben

[11]) Vgl. S. 418 Anm. 63.
[12]) Vgl. S. 400 Anm. 57.

wollte. Da rief mich Seitz an, riet mir, mich nicht in das entlegene Stadtviertel zu wagen, und lud mich zu sich ein. Nach wenigen Schritten trafen wir die Nachhut der Husaren, die sich in großer Eile zur Deckung ihrer Bagage zurückzog. Die feindliche Artillerie hatte diesen ihren Rückzug notwendig gemacht. Die Stadttore waren geschlossen, und die Kanonenkugeln, mit denen sie die Franzosen sprengen wollten, ließen die Bürger nicht nahe kommen, um sie zu öffnen. Bei meinem Freunde Seitz angelangt, leisteten wir dem Hausbesitzer beim Verbarrikadieren der Eingangstür Beistand, und da wir starke, eichene Bohlen, Kisten und Schränke davor stellten, so war es nicht leicht, sie selbst mit Gewalt einzustoßen. Die Fensterläden zu ebener Erde wurden sorgfältig geschlossen, und wir verbargen vorsichtshalber unsere Wertgegenstände und Jagdmesser in einem dunklen Winkel der Küche unter der Badewanne.

Das Stadttor war bald in Stücke geschossen, und die Franzosen rasten tobend herein. Sie fluteten durch die Straßen, schlugen die Türen ein, plünderten, verwundeten und mißhandelten die Einwohner. Acht Menschen büßten in diesem furchtbaren Wirrwarr ihr Leben ein. Unserem Hause gegenüber hatten diese Wüteriche die schlecht verschlossenen Türen eingerannt. Wir sahen, wie sie den Frauen die Kleider vom Leibe rissen und alles, was wegzutragen war, fortschleppten. Nun zogen sie auch vor unser Haus, eines der ansehnlichsten der Straße, aber das Tor trotzte den vereinten Kräften mehrerer dieser Rasenden. Sie kehrten indes mit einem Hebel wieder und machten sich von neuem an ihr Werk, wobei sie ein fürchterliches Geheul ausstießen. Zu unserm Glück war aber der General in der Stadt eingetroffen. Als er das Plündern seiner Soldaten gewahrte, befahl er der Kavallerie, die Briganten zu verhaften und sie im Falle eines Widerstandes sogar niederzusäbeln. Zugleich ließ er den Generalmarsch schlagen, um sie auf dem Paradeplatze zu versammeln, wo er sie dann bewachen ließ. Einen Teil schickte man zur Verfolgung des Feindes ab, einen anderen in die Kaserne, und der Rest mußte eine halbe Meile vor Heidelberg kampieren. So kam wieder Ruhe und Ordnung in die Stadt. Wir verzehrten ganz vergnügt unser Mahl, das uns die Köchin zitternd auftrug, zogen unsere Börsen und Waffen wieder unter der Badewanne hervor, und ich ging nun nach Hause, um zu erfahren, was sich während der Plünderung bei mir zugetragen habe.

Der „Courage-Branntwein" hatte nach und nach nicht nur seine Wirkung verloren, sondern auch jene Erschlaffung zurückgelassen, die jeder krampfhaften Anspannung der Kräfte zu folgen pflegt. Diese Unglücklichen, die eben noch nach Blut und Greueltat dürsteten, lagen auf dem Straßenpflaster hingestreckt, totenbleich; sie schienen jeder Kraft und alles Lebens bar zu sein. Wir schritten ruhig zwischen ihnen hindurch, ohne im geringsten beschimpft zu werden. Vor Anbruch der Nacht fuhr ich nach Mannheim weiter und langte abends in meinem Zimmer im „Castellschen Palais" an, in dem ich alles unberührt in bester Ordnung wieder antraf.

Bei Herrn v. Dalberg[13]) war ein Genieoberst Blanfort, ein heiterer und sehr liebenswürdiger Mann, einquartiert. Wir bemerkten, daß er seit einigen Tagen eifrig an den Befestigungen der Stadt arbeitete, selbst an jenen, die sich bis nach Neckarau erstreckten. In unserer Stadt hatte sich das Gerücht zu verbreiten begonnen, daß Erzherzog Karl[14]) mit seiner Armee zur Belagerung Mannheims nahe. Alle, die in dieser Stadt die Unbehaglichkeiten und Gefahren einer solchen schon einmal gekostet hatten, wurden dadurch beunruhigt und machten sich reisefertig. So verstrichen mehrere Tage. Dann vernahmen wir fernen Kanonendonner. Es herrschte ziemlich dichter Nebel, der sich am Ende in fein rieselnden Regen auflöste. Ich ging zum alten General v. Roussillon hinunter; Decker gesellte sich zu ihm, und nun politisierten sie am Kaminfeuer als erfahrene Militärs über das Unternehmen des Erzherzogs. Sie fanden es kühn, da man den Franzosen so lange Zeit gelassen hatte, sich zu befestigen und ihre Verschanzungen bis eine Meile vor die Stadt auszudehnen.

Mittlerweile rückte der Kampf immer näher, und eine Stunde später hörte man deutlich das Geknatter von Gewehrfeuer, das von einer heftigen Kanonade unterstützt wurde. Ungeduldig ging ich ans Fenster und sah die französischen Soldaten gegen ihre Gewohnheit in aller Stille aus der Kaserne marschieren, mit dem beladen, was ihnen ihre Kräfte zu tragen erlaubten. Sie stürmten im Eilschritte vorwärts dem Rheine zu. „Ah, welche Flucht! welche Deroute!" Ein „Rette,

[13]) Vgl. S. 485 Anm. 64.

[14]) Vgl. S. 494 Anm. 74. Erzherzog Karl, der bei der Nachricht vom Rheinübergange der Franzosen aus der Schweiz herbeimarschiert war, nahm Mannheim, das seit März 1799 von den Franzosen besetzt war, am 18. September.

wer sich kann!" rief der alte General und klatschte dabei in die Hände. „Die Stadt wird bald genommen sein." Im nächsten Augenblick bog auch schon ein Dutzend Dragoner von Latour um die Straßenecke. Beim Nahen des kommandierenden Offiziers Billmayer warfen die Flüchtlinge ihre Beute weg und baten um Gnade. Er ließ sie weder mißhandeln noch gefangen nehmen, sondern ritt an ihnen vorbei, um vom Rheintore, ihrem letzten Rückhalt, Besitz zu ergreifen. Dieser Vorhut folgte eine Eskadron desselben Regiments im gestreckten Galopp, die den gleichen Weg einschlug. Dann rückten die Grenadiere ein. Sie hatten die Gräben der Stadt überwunden und die Mauern erklommen, waren geschwärzt vom Pulver, durchnäßt und mit Schweiß und Schmutz bedeckt.

Bald war die ganze Stadt mit Soldaten überflutet, und die Einwohner kamen vertrauensvoll aus ihren Häusern hervor, um ihre Befreier und Landsleute zu begrüßen. Es duldete mich nicht länger im Zimmer: ich mischte mich unter diese siegreichen Krieger mit dem gleichen Sicherheitsgefühl, als handle es sich nur um eine scheinbare Erstürmung. Alle Läden, alle Häuser standen offen. Niemand hatte daran gedacht und es für möglich gehalten, daß Mannheim in so wenigen Stunden genommen würde.

Die erste mir bekannte Person, der ich auf der Straße begegnete, war die Frau Baronin v. Ullner, die Mutter der Frau v. Dalberg; sie befand sich nur in Begleitung ihrer Gesellschafterin. Ich bot ihr meinen Arm, um sie durch dieses Gewühl von Kriegern zu ihrer Tochter zu führen. Diese trafen wir mit ihren Kindern vor der Haustür im Gespräch mit dem General Kolowrat, dem Fürsten Liechtenstein und anderen Generalen.

Überall ertönten Freudenrufe und Vivats in vielfältigem Echo. Die Soldaten marschierten in bester Ordnung ein und bewahrten die strengste Disziplin. Ich konnte mich nicht genug wundern, als ich diese Tausende von Kriegern sah, die seit fünf Uhr morgens im Feuer waren und trotz hartnäckigem Widerstand Hindernisse bewältigt hatten, die als unüberwindbar galten. Erschöpft und von Hunger und Durst gequält, blieben sie aber doch in Reih und Glied und marschierten an den Broten vorbei, die an den Fensterläden der Bäcker ausgehängt waren, ohne sie zu berühren.

Der Erzherzog war an der Spitze seines Stabes unter dem Bei-

fallsjubel der Bevölkerung in die Stadt eingeritten. Seine Adjutanten flogen nach allen Richtungen, um seine Befehle zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Disziplin zu überbringen. Ich sah ihn mitten auf den „Planken", einer öffentlichen Promenade, im Herzen der Stadt, im dichten Gewühl des Volkes, das seinem Befreier Liebe und Dank zollte für die Güte und menschliche Behandlung, die er ihm angedeihen ließ.

Die Zahl der Gefangenen belief sich auf 4000, die Verwundeten nicht gerechnet. Der kleine Teil der Besatzung, der sich auf das linke Rheinufer vor dem Abbruch der Brücke gerettet hatte (darunter auch Blanfort und mein Nachbar Monnet), wollte sich für die Niederlage rächen: er richtete die wenigen Kanonen, die er noch in der Hast geflüchtet hatte, gegen die Stadt und sandte ihr einige Granaten entgegen, um sie in Brand zu stecken. Mehrere Häuser wurden beschädigt, und ein Bürger auf der Straße getötet. Empört über dieses Gebaren und die fruchtlose Wut, ließ der Erzherzog durch einen Trompeter dem französischen General melden, daß er, sollten die Feindseligkeiten nicht eingestellt werden, gefangene Offiziere töten ließe und der Gnade seiner Husaren und der Einwohner preisgeben würde. Wenige Minuten darauf stellte man über tausend Tische vor den Häusern auf den Straßen auf, und was die Zimmer an Soldaten nicht zu beherbergen vermochten, wurde nun unter freiem Himmel bewirtet. Vergnügt und fleißig trugen die Gastgeber auf, und schnell schwanden die Vorräte aus Keller und Kammer dahin. Das war das herrlichste Volksfest, das ich Zeit meines Lebens geschaut habe. Der Erzherzog machte die Runde und sah mit Freude dieser ungeheuren Schmauserei zu. Überall leerte man die Becher auf sein Wohl. Aber der kluge und vorsichtige Fürst ließ alsbald durch Trompeter die Mannheimer bitten, nicht so eifrig einzuschenken, eine Mahnung, die indes der festlichen Stimmung keinen Abbruch tat. Alles gab sich ihr schrankenlos hin. Gegen Abend kehrte die Armee in das Hauptquartier nach Schwetzingen zurück, nachdem man eine genügende Besatzung zurückgelassen hatte.

Daß mich ihr Sieg neuerdings von meinem Sohne trenne, kam mir erst jetzt zum Bewußtsein. Ich hoffte zwar, man würde einem elfjährigen Kinde den Übergang über den Rhein nicht wehren und verschob meine Abreise von Tag zu Tag. Da traf aber die Nachricht

ein, daß die Russen in der Schweiz geschlagen worden seien, und ihnen die Franzosen nachrückten, um durch Schwaben und Bayern nach Österreich vorzudringen. Durch die Wechselfälle des Krieges schon so oft in Verlegenheit gebracht, wollte ich dieses Mal den Launen des Geschickes zuvorkommen; denn der Abmarsch der Kaiserlichen und der Wiedereinzug der Franzosen in Mannheim war unschwer vorherzusehen. Ich packte also zusammen und nahm schweren Herzens Abschied von meinen Freunden, besonders der Familie v. Dalberg: die Güte, die ich sechs lange Jahre als Emigrant in ihrem Hause erfahren hatte, erfüllte meine Seele mit unauslöschlicher Dankbarkeit.

Am frühen Morgen eines schönen Herbsttages fuhr ich dann mit Karoline[15]) weg, und wir kamen am sechsten Tage in München an.

Während meiner Abwesenheit hatte Minister Graf v. Törring für gut befunden, das Haus mit der mir zugewiesenen Dienstwohnung unter seinem Werte zu verkaufen. Mein Amtsvorgänger, Herr v. Weizenfeld,[16]) der die vom neuen Besitzer geforderte Miete bezahlte, hatte sich damit das Recht erworben, darin zu verbleiben, und ich mußte mein Glück anderswo suchen. Nachträglich wollte man mich mit zweihundert Gulden wenigstens scheinbar dafür entschädigen. Für diese Summe konnte jedoch kaum ein Lakai mit seiner Familie eine Wohnung finden. So sah ich mich also bei der Ankunft aus meinem Hause verdrängt, mit meinen Kindern und Koffern auf die Straße gesetzt; noch wußte ich meinen Freund Verschaffelt[17]) aufzutreiben, den man gleichfalls auslogiert hatte und auf dessen Hilfe ich rechnete. Nach langem Suchen fand ich ihn vor dem Schwabingertore in einem Häuschen, das in einem Garten stand. Er hatte mich nicht vergessen. Meine kleine Wohnung stand über der seinen bereit, die Möbel waren eingerichtet, und eine Köchin erwartete mich. Da war ich nun endlich zu Hause, und es fehlte mir nur noch mein Söhnchen. Im übrigen waren die Verwünschungen des erbosten Verschaffelt gegen die

[15]) Mannlichs Töchterchen hatte während der wiederholten längeren Abwesenheit des Vaters im Hause der Frau v. Dalberg gastliche Aufnahme gefunden. Um Karoline nicht zu sehr an den Luxus der vornehmen Familie zu gewöhnen, gab Mannlich sie später bei einem einfachen und gediegenen Mannheimer Bürger in Pension, den er seit seiner Jugendzeit kannte.

[16]) Vgl. S. 506 Anm. 9.

[17]) Vgl. S. 502 Anm. 2.

Münchener Regierung nicht dazu angetan, mich aufzuheitern und in mir die Hoffnung auf glückliche Tage wachzurufen.

Der Kurfürst, der durch die Liste der Angekommenen von meiner Anwesenheit erfahren hatte, befahl mich mit Karoline in die Residenz, wo wir mit größter Güte empfangen wurden. Ich schilderte ihm zuerst meine Erlebnisse in Heidelberg und Mannheim. Hierauf äußerte der Kurfürst den Wunsch, seine Galerie an Ort und Stelle zu sehen, damit er sich ihrer von Zeit zu Zeit freuen könne. Dieser Befehl war mir um so willkommener, als ich in der Arbeit Trost über die erlittenen Verluste zu finden hoffte. Ich schalt mich oft undankbar gegen das Geschick: waren doch beinahe alle meine alten Freunde um mich, und auch der Kurfürst zeigte mir noch das frühere Wohlwollen. Aber jeder „Fremde", der zu jener Zeit nach München kam, mußte, besonders wenn er nicht katholisch war, auf wohlwollende Gesinnung von seiten seiner neuen Mitbürger völlig verzichten; er fühlte sich einsam und blieb Zeit seines Lebens fremd unter ihnen.

In solcher Stimmung arbeitete ich an der ersten Anordnung der Galerie. Mehr als die Hälfte der ursprünglichen Bildersammlung wanderte nach Schleißheim und wurde durch die Zweibrücker Erwerbung ersetzt. Man suchte mir das Leben auf alle mögliche Weise sauer zu machen; ich ließ mich aber nicht beirren. Einer der eifrigsten war hierbei der Referendar Stengel,[18]) mein Reisegefährte. Obwohl selbst Pfälzer, hatte er sich nun mit den Bayern zusammengetan, mich zu verderben. Seine Verleumdungen und Ränke führten aber zu nichts, und er selbst hatte nur die Mühe gehabt. Hierauf begann ich einen Katalog der Mannheimer Galerie abzufassen, die nach Friedensschluß wieder zurückgegeben werden sollte. Sie befand sich in Nymphenburg, wohin ich also jeden Tag während des Winters fahren mußte.

Kaum hatte die Armee Erzherzog Karls die Kurpfalz geräumt, als die Franzosen über den Rhein in ihre früheren Stellungen gingen. Nach dem Rückzug der Russen und Preußen blieb der Kaiser als einziger Vorkämpfer gegen ein ganzes Volk in Waffen übrig. Zu schwach zum Schutze des ausgedehnten Reiches, mußte er sich auf die Verteidigung seiner eigenen Staaten beschränken. Dies ließ mich nicht ohne Grund befürchten, die Franzosen bald in den Mauern unserer Stadt

[18]) Vgl. S. 501 Anm. 1.

zu sehen. Ich bat also den Kurfürsten dringend, die Galerie nach einem neutralen Staat schicken zu dürfen, um sie ein drittes Mal aus den Klauen des Feindes zu retten. Zu diesem Zweck waren jedoch Ausgaben unvermeidlich. Und da der hohe Rat zu jener Zeit weder Verständnis für die Kunst noch Geschmack daran hatte, fand er sie übertrieben. Ich bekam eine Zuschrift, die mir befahl, nur die kostbarsten Stücke wegzuschaffen, da es sehr ungewiß sei, ob der Feind etwas von der Galerie nehmen würde, während der Transport ganz empfindliche Kosten verursache.

Ich ließ aber trotzdem alles fortbringen. Nur einige Bilder blieben der Form halber und weil die Franzosen sie wegen ihres geringen Wertes wohl nicht begehren würden, an den Wänden zurück. Dillis[19]) begleitete die sechsunddreißig Wagen mit der Galerie auf ihrer Fahrt nach Ansbach. Die Gemäldesammlung der Residenz und jene von Schleißheim ließ ich verstecken, ohne mir sagen zu lassen, wohin. Nach allen diesen Maßregeln war ich so ruhig, als man eben sein kann, wenn man einen Feind erwartet, wie die Franzosen damals waren.

Salabert hatte vollständig auf das Ministerium verzichtet. Er war nur mehr der alte Bekannte des Kurfürsten, der jeden Tag seine Partie mit ihm spielte. Herr v. Montgelas begann damals den größten Einfluß in den Staatsgeschäften zu gewinnen; er war bereits Minister, ohne dessen Titel zu tragen.

So verstrich der Winter 1800. Im Frühjahre darauf kamen die Franzosen so nahe an uns heran, daß der Hof aus München flüchtete.[20]) Salabert, Montgelas, Rheinwald, der damals in hoher Gunst

[19]) Georg v. Dillis, 1759 bis 1841, Landschaftsmaler, begleitete den Kronprinzen, den späteren König Ludwig I. 1806 auf seinen Reisen durch die Schweiz, Frankreich und Spanien und 1817 nach Sizilien. 1790 wurde er Galerieinspektor, 1796 brachte er die Münchener Kunstschätze nach Linz in Sicherheit, 1822 ernannte ihn der König zum Nachfolger Mannlichs als Zentral-Galeriedirektor. Über sein Auftreten als Kunstkommissär während der Säkularisation vgl. Scheglmann, Geschichte der Säkularisation, Regensburg 1906, Bd. III, 1. Teil, S. 20 f.

[20]) Die Kunde vom Anrücken der Franzosen verbreitete sich Ende Mai in München. Ende Juni verließ Kurfürst Maximilian IV. Joseph seine Hauptstadt und fuhr nach Amberg. Die Franzosen rückten am 28. Juni in München ein. Über die Schicksale der Stadt während der französischen Okkupation unterrichtet Hans Fahrmbachers Schrift: „Aus Münchens Zeiten der Franzosennot. Zur Erinnerung an das schwere Jahr 1800/01." München 1900.

stand, unsere sämtlichen Generale und die meisten Hofleute folgten ihm nach. Man hatte einen Rat ernannt, der in Abwesenheit des Herrschers dessen Geschäfte wahrnehmen sollte. Herr v. Törring, Morawitzky, Cetto[21]) und einige andere bildeten ihn.

Endlich rückten die Franzosen in unsere Stadt ein. Da man ihnen keinerlei Widerstand entgegengesetzt hatte und ihr Kommandeur, der berühmte Moreau,[22]) die Disziplin aufrechthielt, so ging dieser Einmarsch in aller Ruhe vor sich. Die Stärke des Heeres war jedoch so groß, daß wir von Einquartierung förmlich erdrückt wurden. Ich für meinen Teil bekam fünf Mann, obgleich meine kleine Wohnung kaum für mich und meine Dienstboten genügenden Raum bot.

Gleich am ersten Tage erlebte ich eine unangenehme Geschichte mit dem General Lecourbe.[23]) Er hatte sich die Paradegemächer, die sogenannten Kaiserzimmer, öffnen lassen und sich einige Gemälde aus deren Galerie ausgewählt, die man mich verhindert hatte, in Sicherheit zu bringen. Ich verweigerte ihm die Auslieferung, da ich dafür verantwortlich sei und keinen Befehl habe, darüber zu verfügen. „Nun, wer kann Ihnen denn den Befehl dazu geben?" „Der Rat, der während der Abwesenheit des Kurfürsten regiert." „Gut, sagen Sie diesem Rat: Ich wünsche diese Gemälde zu besitzen." Bei diesen Worten drehte er mir den Rücken und entfernte sich mit seinem Adjutanten. Tags darauf übermittelte ich die Antwort des Rates, daß er über das Eigentum des Kurfürsten zu verfügen nicht ermächtigt sei,

[21]) Johann Heinrich Theodor, Topor Graf v. Morawitzky, 1735 bis 1810, Kgl. bayerischer Staatsminister seit 1806, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Schriftsteller auf schöngeistigem Gebiete. — Über Cetto vgl. S. 457 Anm. 36.

[22]) Jean Viktor Moreau, General, 1763 bis 1813, nahm rühmlichen Anteil am Feldzuge in den Niederlanden (1794), der Eroberung Hollands 1795 und 1799 in Italien. Er ist der Sieger von Hohenlinden (3. Dezember 1800). Sein Kriegsruhm und sein republikanischer Geist machten ihn bei Napoleon I. verhaßt, und so wurde er, der Anteilnahme an einem gegen Napoleon gerichteten Komplott beschuldigt, 1804 zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Moreau starb infolge einer in der Schlacht bei Dresden erlittenen Verwundung.

[23]) Claude Joseph Graf v. Lecourbe, französischer General, 1760 bis 1815, Führer des rechten Flügels der Rheinarmee, Sieger in der Schlacht bei Höchstädt (4. Juni 1800). Wegen seiner republikanischen Neigungen und seiner Parteinahme für General Moreau von Napoleon verbannt, wurde er von Ludwig XVIII. wieder zurückgerufen.

dem Adjutanten, der die Bilder abholen sollte. Dieser fuhr mich wütend an: „Wissen Sie denn, daß ich den Befehl habe, sie mit Güte oder Gewalt zu nehmen! Wenn ich sie morgen nachmittag nicht von der Wand genommen vorfinde, werde ich sie durch eine Grenadierkompagnie zum General schaffen lassen.“ Dabei wandte er mir den Rücken, gerade so wie sein General, dessen gebieterischen Ton er trefflich nachahmte.

Darob neue Beratung mit dem Ergebnis, sich beim kommandierenden General über den Divisionsgeneral zu beschweren. Die Antwort Moreaus[23]) kam durch den Überbringer der Beschwerde wieder zurück; sie war sehr höflich und lautete: „Da sich Lecourbe im Feindesland in seiner Handlungsweise im Recht glaube, die er weder verhindern noch gutheißen könne, so rate er, den General zu befriedigen, um dadurch den Groll eines Heißsporns zu verhindern, der bei weitem schlimmere Folgen nach sich ziehen könne als der Schaden sei. Im übrigen wäre er, so weit es von ihm abhänge, bereit, den Kurfürsten zu entschädigen. Die Herren möchten die von Lecourbe mitgenommenen Gemälde abschätzen lassen und deren Wert an der Kriegskontribution der Stadt in Abrechnung bringen.“

Man fügte sich der Notwendigkeit. Ich ließ die Bilder in das erste Vorzimmer schaffen, aus Furcht vor einer weiteren Auslese des Generals. Die Abschätzung wurde gewissenhaft vorgenommen: der Kurfürst hätte wohl in keinem Falle den gleich hohen Preis fordern können. Der Bürger-General ließ sie pünktlich durch Grenadiere holen, die beim geringsten Widerstande alle Türen eingeschlagen hätten. Nach ihrem Abzuge glaubte ich die Sache erledigt und pries Gott, dabei so billig weggekommen zu sein. Denn im Grunde erlitten wir keinen großen Verlust. Der Geschmack des Generals bewies sein geringes Kunstverständnis.

Bald nach diesem Schrecken sollte mir ein anderer widerfahren, der weit verhängnisvoller war als der erste. Eines schönen Morgens betrat ein elegant gekleideter „Bürger“ mit schöner, blonder Perücke à la Titus mein Zimmer. Nachdem er mich gefragt hatte, ob ich der Direktor der kurfürstlichen Museen sei, fuhr er fort: „Ich bin Kommissär der Rhein-Armee und habe im Auftrage der Republik die unseren durch die Ausbeute bei den besiegten Nationen zu bereichern, indem ich aus ihren reichen Sammlungen der Kunst und Wissenschaft

eine Auswahl treffe." Zugleich überreichte er mir seine Vollmachten und den Befehl, die Siege der „Großen Armee" zu nützen, um durch Andenkenstücke von dauerndem Werte die Erinnerung an sie zu verewigen, wie man auch der Armee in Italien Meisterwerke der Kunst verdanke. Beim Durchlesen dieses Schriftstückes war ich bestürzt.

Der Kommissär bemerkte es und sagte zu mir: „Ich bedauere Sie, Bürger Direktor, ich empfinde mit Ihnen die Sorge, die Ihnen die Angelegenheit bereiten muß, und versetze mich in Ihre Lage. Beruhigen Sie sich indes: Sie werden in mir einen vernünftigen und mitfühlenden Mann finden!" Auf meinen Einwurf, daß ich der Ermächtigung des Rates dazu bedürfe, erwiderte er: „Führen Sie mich zu diesem Rat, und ich bürge Ihnen für seine Zustimmung. Es kann keine Schwierigkeiten zwischen dem Sieger und dem Besiegten geben: ersterer befiehlt, letzterer gehorcht, gutwillig oder mit Gewalt." Ich stellte also meinen Kommissär, namens Neveu,[24]) dem versammelten Rate vor, der ihn, eingeschüchtert durch das brutale Vorgehen von Lecourbe, höflich empfing. Nachdem er diesen Herren dargetan hatte, daß sich der Sieger das Recht erworben habe, dem Besiegten das Gesetz zu diktieren, sollten sie mir befehlen, ihn in unsere Museen, Bibliotheken und alle auf die Künste und Wissenschaften bezüglichen Sammlungen zu führen, damit er daraus wählen könne, was zur Vervollständigung und Bereicherung derer von Paris notwendig sei. Paris solle von nun an der gemeinsame Herd der Aufklärung und Erkenntnis sein, dessen Licht und wohltätige Strahlen sich über die gesamte Erde ausbreiten und sie erleuchten werden. „Glauben Sie indes nicht, daß Sie die Republik durch dieses Opfer in die Finsternis der Unwissenheit stürzen will! Durchaus nicht! Sie ist damit einverstanden, daß ich nur unter dem Titel des Tausches in Ihren Sammlungen wähle, und wird Ihnen durch die Zentraldirektion der französischen Museen für das, was ich Ihnen nehme, Ersatz bieten."

---

[24]) François Marie Neveu, 1756 bis 1808, war 1786 als Zeichner der Königlichen Bibliothek in Paris beigegeben worden. 1794 wurde er zum Zeichenprofessor an der eben gegründeten Ecole Polytechnique ernannt, wo er bis zu seinem Tode blieb. Vgl. G. Pinet, L'Enseignement du dessin à l'École Polytechnique in: Journal de l'École Polytechnique, 2e série, 13e cahier, 1909, S. 1 bis 26.

Nach Prüfung der von Lucien Bonaparte gezeichneten Vollmachten Neveus gaben diese Herren, die so triftigen Gründen nichts entgegenzusetzen fanden, in sichtlicher Verlegenheit nach und erteilten mir in aller Form den Auftrag, Herrn Neveu in die Galerien und das Kabinett des Kurfürsten zu geleiten. Ich freute mich, wenn auch wehmütigen Herzens, meines Triumphes. Denn ich hatte vorausgesehen und dem Rate vorhergesagt, was uns nun begegnete. Schmerzlich gestimmt, ließ ich die Kaiserzimmer aufschließen, wo noch alle Gemälde, mit Ausnahme der von Lecourbe entnommenen, an ihrem Platze hingen. Er war über ihre Schönheit verwundert und rief aus: „Wie zum Teufel haben es Ihre Herzöge von Bayern fertiggebracht, so reiche Schätze anzuhäufen! Ich finde hier die verschwenderische Pracht unserer Könige."

Beim Betreten der Galerie machte ich ihn auf die Lücken aufmerksam, die Lecourbes brutales Vorgehen verursacht hatte. „Beschweren Sie sich darüber!" sagte er zu mir. „Die Republik wird nicht billigen, daß er vor mir zu wählen gewagt hat; sie wird ihn veranlassen, sie der Sammlung zurückzuerstatten, und Sie werden wieder auf Ihre Rechnung kommen." Bei diesen Worten ließ er sich eine Leiter herbeiholen und schrieb mit Kreide auf drei umfangreiche Gemälde in großen Lettern „République Française". Es war ein Tintoretto, Roelant Savery[25]) und eine schöne Kopie nach Rubens, die er für ein Original hielt. Als wir durch den Hofgarten nach der Galerie schritten, die ich geräumt zu finden hoffte, begegneten wir dem General Decaën,[26]) Richard und mehreren anderen, die mit ihren Frauen spazieren gingen. Sie wollten uns alle begleiten, um dem Kommissär beim Ausplündern behilflich zu sein. Wie groß war aber meine Überraschung, als ich sah, daß man kein einziges von den Bildern, die infolge der weisen Sparsamkeit unseres Rates zurückgeblieben

[25]) Roelant Savery, 1576 bis 1639, zu Utrecht tätig.

[26]) Charles Graf Decaën, 1769 bis 1832, diente als Generalstabsoffizier bei der Rhein- und Moselarmee unter Kléber und machte dann die Feldzüge von 1798 und 1799 mit. 1800 wurde er Divisions-General und hatte einen wesentlichen Anteil an dem Siege bei Hohenlinden 1800.

Die kurfürstliche Gemäldegalerie befand sich damals in den nördlichen Hofgartenarkaden, wo gegenwärtig das ethnographische Museum und jenes für Gipsabgüsse untergebracht sind.

waren, weder weggeschafft noch versteckt hatte. Dorner[27]) und Dillis, ebenso vertrauensselig auf die französische Loyalität als der Rat, hatten sich diese Mühe erspart und gaben die Gemälde dadurch der Habgier des Feindes preis.

Wie Harpyien warfen sich die Damen auf die Mappen, deren Inhalt man jedoch mit unseren Gemälden fortgeschafft hatte. Sie durchsuchten sie sämtlich, ohne etwas zu finden. Neveu zeichnete schleunigst den Namen seiner verhängnisvollen „République“ auf zehn Gemälde, und da es gerade die Stunde war, wo sie ihr Gabelfrühstück einzunehmen pflegten, so luden sie mich so dringlich dazu ein, daß ich Folge leisten mußte. Das Dejeuner oder vielmehr üppige Diner fand beim General statt, der im Hause des Grafen v. Törring einquartiert war und ging auf Kosten Seiner Exzellenz des Ministers. Die Damen schafften an und bestellten wie in einem Gasthofe. Nach dem Kaffee zog ich vor, mich zu entfernen, schickte einen Eilboten nach Schleißheim (wohin wir alle am nächsten Tage gehen sollten), um die Bilder gegebenenfalls noch schnell zu verbergen und verständigte Bischof Haeffelin[28]) von dem Besuche des Kommissärs, der in der Bibliothek Bücher und Handschriften auswählen wolle. Dieser kam in größter Verlegenheit: „Wie soll ich denn eine ganze Bibliothek verstecken?“ sagte er zu mir. „Wem mich anvertrauen?“

„Retten Sie wenigstens das Kostbarste an Handschriften!“

„Aber wo sie verbergen?“

„Unter Ihrem Bett!“ erwiderte ich, und ging zum Konzert im Redoutensaal, wo ich meinem Kommissär versprochen hatte, mich einzufinden. Da ich nichts durch Gewalt vermochte, so wollte ich wenigstens meinen Mann für mich gewinnen, um möglichst wenig Unheil von ihm zu erfahren. Er war im Grunde ein gutmütiger Mensch, Künstler und für seine Kunst begeistert, nach dem Erhabensten stre-

[27]) Johann Jakob Dorner, 1775 bis 1852, Landschaftsmaler und Radierer, auch Mannlichs Schüler. 1803 wurde er Restaurator und 1808 Inspektor der Münchener Galerie. Die Motive seiner vorzüglich aufgefaßten Landschaften sind meist dem oberbayerischen Gebirge und der Schweiz entnommen. — Über Dillis vgl. S. 514 Anm. 19.

[28]) Vgl. S. 100 Anm. 16. Haeffelin war von 1799 bis zu seiner Ernennung zum bayerischen Gesandten beim päpstlichen Stuhle (1803) Bibliothekar.

bend, ohne es zu erreichen. Menschen dieser Art sind in der Regel wenig auf den Vorteil bedacht. Stets in höheren Regionen, weiden sie sich an den Gebilden der Phantasie und dem Streben nach Ruhm. Aber Freund Neveu hatte schon so lange mit den neuen, zu den höchsten Würden gelangten republikanischen Franzosen gelebt, daß er gleich ihnen nicht mehr vor Skandal, Ungerechtigkeit und Brandmarkung zurückschreckte.

Am nächsten Tage waren wir frühmorgens auf dem Wege nach Schleißheim. Die Generale und ihre Frauen folgten uns auf dem Fuße. Zu meinem Unglück fand ich alles an Ort und Stelle; man hatte nur einige kleine, wertlose Bilder auf die Seite geschafft. Ich hatte die Führung mit dem Parterre begonnen, wo damals nur Familienporträts hingen. Der Kommissär bezeichnete davon sechzehn mit dem Namen seiner Republik, und oben in der Galerie beschmierte er weitere achtundachtzig mit dem gleichen Zeichen. Ich hatte bemerkt, daß die Generale und ihre Damen den Kommissär bestürmten, eine größere Anzahl zu nehmen, und er ihrem Drängen bereits des öfteren nachgegeben hatte. Die Stunde des Gabelfrühstücks setzte dieser Plünderung ein Ende, und die armen, requirierten Pferde hatten unter dem Hunger zu leiden, der diese Damen befallen hatte. Ich mußte noch bei dem Mahle zugegen sein und Gespräche mit anhören, die meinen Appetit keineswegs reizten. Aus Furcht vor weiteren Besuchen unserer Galerien durch die französischen Kunstliebhaber und ihrem Geschmack, Kunstgegenstände mit aufgepflanztem Bajonett zu erwerben, wollte ich sie wenigstens nicht mehr in Versuchung kommen lassen. Ohne darüber mit unserem Rate zu sprechen, ließ ich alles, was uns verblieben war, auf den Speicher bringen und den Fußboden abheben, um sie darunter zu verbergen. Da ich meiner Sache sicher sein wollte und aus Erfahrung wußte, daß meinen Leuten nicht zu trauen war, wohnte ich täglich dieser Arbeit selbst bei.

Als ich an einem Nachmittage gerade durch den Hofgarten schritt, der von Franzosen wimmelte, eilte mir einer von diesen nach, sprach mich an und fragte mich sehr höflich, ob ich Monsieur Mannlich wäre. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Ich will Ihnen unsern Kommissär bringen, der sehr gern mit Ihnen unter vier Augen sprechen möchte.“ Bei diesen Worten lief er auf eine Gruppe zu, die gerade vor dem Café stand und Erfrischungen zu sich nahm. Ein

hochgewachsener junger Mann näherte sich mir hastigen Schrittes. Ich war aufs äußerste, aber auch aufs angenehmste überrascht, in ihm meinen Neffen de Vismes zu erkennen. „Bist Du es denn wirklich!", sagte ich zu ihm und umarmte ihn herzlich. „Wie bist Du denn zu einer Armee gekommen, gegen die Du schon erbittert gekämpft und Dein Blut vergossen hast?" Nachdem er mir seine Gründe auseinandergesetzt, fuhr er fort: „Ich will Dir meine beiden vertrauten Freunde vorstellen, zwei treffliche Menschen, die, obgleich Jakobiner, Deiner Freundschaft wert sind. Der eine heißt Sotin,[29]) der für alle Zeiten durch den 18. Fruktidor berühmt geworden ist, der andere Rochelle,[30]) eine kühle Natur, aber gediegen, tugendhaft und als Jakobiner noch leidenschaftlicher wie Sotin. Er ist ein Schulkamerad Moreaus, sein intimer Freund und Berater."

Nach diesen vertraulichen Mitteilungen kehrten wir wieder in den Hofgarten zurück, wo uns mehrere Generale begegneten, die gruppenweise einherschlenderten. Sotin befand sich unter ihnen und kam gleich auf uns zu. Er war von mittlerer Größe, eher schlank als stark. Sein schwarzer, üppiger Haarwuchs, den manch grauer Faden durchzog, der zur Seite und nach vorwärts geneigte Kopf, die düsteren Züge und die Totenblässe seines Antlitzes nahmen nicht zu seinen Gunsten ein. Sein Äußeres und all das Schreckliche, das mir meine ausgewanderten Bekannten von ihm erzählt hatten, hätte mich vor ihm beinahe zurückweichen lassen. Sotin begrüßte mich höflich und sagte dann zu mir: „Ich beglückwünsche Sie, Bürger, zu einem so liebenswürdigen Neffen. Er ist mein Freund, und ich bin der seine, so lange ich leben werde." Hierauf gingen wir noch zusammen spazieren bis gegen Mitternacht.

---

[29]) Pierre Jean Marie Sotin de La Coindière, französischer Politiker, 1764 bis 1810, ursprünglich Advokat, spielte erst als Zentralkommissär in Paris und dann während des Direktoriums als Polizeiminister eine bedeutende Rolle. Nach seinem Sturze bekleidete er die einfache Stelle eines Proviantkommissärs in der Armee Moreaus. Dann wurde er Konsul in Genua und Neuyork. — Der 18. Fruktidor entspricht dem 4. September 1797.

[30]) Rochelle war commissaire de fourage bei der Armee Moreaus und im Hause des Abbés von Salabert einquartiert. Mannlich schildert ihn an anderer Stelle als einen schöngewachsenen, ernsten Mann von ungefähr 35 Jahren mit angenehmen, sanften Zügen und ungezwungener, vornehmer und herzlicher Höflichkeit.

Tags darauf stattete mir Kommissär Neveu zu früher Morgenstunde einen Besuch ab. Ich rückte ihm zu Leibe wegen der Ungerechtigkeit, uns Kunstgegenstände wegzunehmen, die nach der Ausbeute von Italien, Flandern und Holland nicht einmal würdig seien, in eine Sammlung, wie jene in Paris, zu wandern. Ich habe nämlich, fuhr ich fort, seiner Diskretion nur das Minderwertige anheimgestellt, das ich seiner Beachtung nicht wert glaubte, indem ich unsere Meisterwerke an einem sicheren Ort bergen ließ. Er würde als Kommissär für Kunst und Wissenschaft wenig Ehre einlegen, wenn er so mittelmäßiges Machwerk nach Hause bringen werde.

Neveu, von Natur aus kein bösartiger Mensch, stimmte der Tatsache bei. „Ich folge der Rhein-Armee und bin von ihr abhängig. Diese Armee, in der keine Seele auch nur das geringste Verständnis für die schönen Künste besitzt, will indes nach dem Beispiel der Heere, die in Italien und Holland gekämpft haben, Kunstwerke mitbringen. In ihren Augen genügt das wertloseste Bild, den Ruhm ihrer Eroberung zu verewigen. Ich muß also etwas nehmen, Gutes oder Schlechtes, das kommt selbst für unsere Pariser Maulaffen auf das gleiche heraus, die davon auch nicht mehr verstehen. Durch ein einziges Mittel wäre es allerdings möglich, Ihnen über die Hälfte der bezeichneten Gegenstände wieder zu lassen, wenn Sie nämlich jenen Generalen, die einige Bilder wünschen, diese schenken wollten; dann können sie nicht mehr gegen mich aussagen, als hätte ich Sie begünstigt. Denn sie und ihre Frauen waren es, die mich, wie Sie wohl bemerkten, gezwungen haben, vieles gegen meinen Willen zu nehmen. Ihre Anklage bei meiner Rückkehr nach Frankreich könnte mir teuer zu stehen kommen."

Gerade bei diesen Worten trat mein Neffe mit Sotin und seinem Unterkommissär Courageau in mein Zimmer ein. Bei seinem Erscheinen griff mein räuberischer Kommissär nach seinem Hut und zog sich zurück. Sotin hatte ihn angesehen und verfolgte ihn nun mit Blicken der Verachtung und Strenge, durch die ein Antlitz wie das seine nur noch fürchterlicher aussah. „Kennen Sie diesen Menschen?" fragte mich der Exminister.

„Ja, zu meinem Unglück."

Nach einigen Augenblicken düsteren Schweigens fuhr er heftig fort: „Nichts beweist besser unsere Herabwürdigung, als der Mißbrauch, den wir von unseren Siegen machen. Wir haben alle Men-

schen unsere Brüder genannt und den Völkern Glück und Freiheit verkündet und versprochen, aber wir unterdrücken sie, plündern sie aus und sind ihre Geißel!" Diese Worte, denen ein Seufzer folgte, waren jedoch an keinen von uns gerichtet; er hatte sie wie einen Monolog vor sich hingesprochen.

Eines Tages wollte ich eben durch das Schwabinger Tor nach der Stadt gehen, als mir ein starkes Gedränge von Wagen den Weg sperrte, und ich vor einem derselben stehen bleiben mußte. Plötzlich stürzte sich aus ihm eine kleine Gestalt heraus, stieß einen Schrei aus und warf sich in meine Arme. Es war mein Sohn Karl, der soeben unter dem Schutze von Mme. Rivet von Zweibrücken angekommen war. Während diese Dame ihre Fahrt fortsetzte, schlug ich also den Weg nach Hause ein, meinen Sohn an der Hand führend, den ich nun als Gast zum kleinen Vesperbrot brachte, das Karoline ihren Freundinnen auftischte. Es war für mich eine herzliche Freude, zu beobachten, wie sich die Geschwister beim Wiedersehen küßten und umarmten, und meine Kinder mit jenen der ehemaligen Zweibrücker Nachbarn und Freunde vereint zu sehen. Nach der Begrüßung richtete man um die Wette Fragen an den Neuankömmling. Er beantwortete sie nur höchst einsilbig, da er den Kuchen mit den Konfitüren so köstlich fand, daß er an beiden Enden davon abbiß.

So verstrichen mehrere Monate. Kommissär Neveu hatte mir mittlerweile wieder einige Bilder überlassen, nachdem er mir bereits sämtliche Familienporträts aus Schleißheim eingehändigt hatte, die ich nun dort verstecken ließ. Während er dann seine Beute auf unsere Kosten verpackte, gab er mir acht weitere Bilder zurück, deren Verlust mir besonders schmerzlich gewesen war. Ich wollte sie eben wegschaffen lassen, als unglücklicherweise Herr Cetto, der unserem Plünderer etwas vorschreiben zu können glaubte, den Saal betrat. Er fand, daß Neveu seine Instruktion überschritten habe, sprach von seinen Beziehungen und von seinem Einflusse in Paris und drohte ihm, sein Vorgehen in München maßgebenden Persönlichkeiten bekannt zu machen. Ohne sich dadurch im mindesten einschüchtern zu lassen, erhob Neveu vielmehr die Stimme und sagte zum bevollmächtigten Minister: „Ganz recht, beschweren Sie sich über mich, bei wem Sie wollen; ich bin damit einverstanden! Ich bedauere nur eines bei der ganzen Sache, nicht mehr genommen zu haben."

Herr v. Cetto entfernte sich, und mein erzürnter Kommissär nahm

mir wieder, was er mir bereits zurückerstattet hatte, und ließ die ganze Beute vor meinen Augen einpacken, forderte die nötigen Wagen, und man mußte auch noch die Transportkosten bis Mainz bezahlen. Ich notierte jedes Bild, das man in die Kiste legte, und obgleich gar manches nicht gerade sehr echt war, so gab ich ihnen allen die Namen der größten Meister. Am Ende stellte sich heraus, daß der Bürger Neveu zweiundsiebzig Stück mit sich fortnahm. Als ich ihm vorstellte, mir zu meiner Sicherheit den Empfang dieser zweiundsiebzig tauschweise überlassenen Bilder zu bestätigen, unterzeichnete er ohne weiteres mein Schriftstück. Obgleich ich sehr wohl wußte, daß mir seine Versprechungen nichts nützen würden, so wollte ich wenigstens diese Waffe in der Hand haben, um die Republik von Zeit zu Zeit ihre Wortbrüchigkeit fühlen zu lassen. Infolgedessen übersandte ich ihr während der nächsten zehn bis zwölf Jahre regelmäßig ein Verzeichnis von französischen Meistern wie Poussin, Le Sueur, Jouvenet, Lebrun, Claude Gelée u. a., und verfehlte nicht, jedesmal eine Kopie des Schreibens von Neveu beizufügen. Die Direktion der französischen Galerie gab aber niemals ein Lebenszeichen, geschweige denn, daß sie uns gleichwertiges übermittelt hätte.

Als im Jahre 1814 der König den französischen Thron wieder bestieg, überreichte ich meine Papiere Professor Thiersch,[31]) der von unserem Hofe zur Reklamation unserer Kunstwerke nach Paris entsandt wurde. Aber das Königtum zeigte sich ebensowenig zur Wiedererstattung geneigt, wie vordem die Republik. Er verlor seine Zeit, belästigte den Minister, der in seinem Ärger eines Tages dem Grafen v. Bichy gegenüber äußerte: „Dieser Professor des Königs von Bayern langweilt mich; das ist ein merkwürdiger Mensch; es sieht immer aus, als ob er sich fürchte, sich in seinem eigenen Speichel zu ertränken.“ Die Mächte gaben bald darauf mit einem unbegreiflichen Leichtsinn

[31]) Friedrich Thiersch, hervorragender Philologe und Pädagoge, Philhellene, 1784 bis 1860, seit 1809 an der Münchener Universität, entfaltete eine umfangreiche literarische Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten der philologischen Wissenschaft. Thiersch weilte vom 18. Oktober 1814 bis 26. März 1815 in Paris und ging dann im September 1815 noch einmal dorthin, als die Macht der Bourbonen wieder hergestellt war. Er erreichte, daß die Bücher und Handschriften insgesamt ausgeliefert wurden. Vgl. Friedrich Thierschs Leben. Herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. 2 Bde. Leipzig 1866. Bd. 1, S. 102 ff. und S. 122 ff.

alles preis, was man ihnen auf diese Art weggenommen hatte. Herr Thiersch kam mit leeren Händen wieder zurück, und als im Jahre darauf die Verbündeten ein zweites Mal siegreich in Paris einzogen, erstattete man uns nur achtundvierzig von unseren zweiundsiebzig Bildern zurück; die übrigen waren verschwunden, und wir erhielten keine Entschädigung dafür.

Aber nun wieder zu meiner Erzählung zurück! Neveu war der Armee Moreaus nach Österreich gefolgt in der Hoffnung, die Kaiserliche Galerie von Wien plündern zu können. Sotin und Rochelle blieben in München zurück, wo das Depot und die Magazine errichtet waren. Ich verkehrte täglich mit ihnen und bekam allmählich eine bessere Meinung von den Jakobinern; denn diese beiden so tugendhaften Männer rühmten sich, im ganzen Umfange des Wortes Jakobiner zu sein.

Endlich kam der Friede[32]) zustande, und wir sollten von unseren Gästen erlöst werden. Sotin, der sich sehnte, seine Frau und Kinder wiederzusehen, eilte voraus, um für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen. Den Abend vor seiner Abreise verbrachte er in meinem Hause. Nach dem Souper nahm er mich beiseite. „Ich weiß wohl," sagte er zu mir, „daß Sie dem Kurfürsten, Ihrem Herrscher, aufrichtig zugetan sind. Während meines Aufenthaltes habe ich mich über das Verhalten des Fürsten gegen seine Untertanen erkundigt. Alle haben mir Gutes davon berichtet, und dies hat mir Achtung für seine Person eingeflößt. Ich darf Ihnen indes nicht verhehlen, daß es unter den leitenden und seinem Dienste attachierten Leuten Schurken gibt, die an seinem Sturze arbeiten und dieses Land um jeden Preis umstürzen wollen. Diese Toren! Sie wissen nicht, was es heißt, die Zügel dem Volk in die Hand geben. Um dies in seiner ganzen Fürchterlichkeit zu fühlen, muß man erleben, was wir durchgemacht haben. Sollte es jedoch diesen Leuten gelingen, den Pöbel, ihresgleichen, aufzuhetzen, so melden Sie es mir! Ich schwöre Ihnen, daß ich, Jakobiner und Feind der despotischen Könige, für Ihren Fürsten kämpfen werde.

[32]) Der zwischen dem Deutschen Reich und der französischen Republik auf der Grundlage des Friedens von Campo Formio abgeschlossene Friede von Lunéville am 9. Februar 1801 entschädigte die deutschen Reichsfürsten durch Säkularisation der geistlichen Stifter und Mediatisation der Reichsstädte für den Verlust ihrer linksrheinischen Besitzungen.

Denn er scheint mir zu sein, was ein König sein soll: der Vater seines Volkes. Adieu, mein Freund, vergessen Sie Sotin nicht, der aufrichtig der Ihre ist!" Bei diesen Worten war er schon zur Tür hinaus und verschwand.

Die Rhein-Armee marschierte wieder durch unsere Stadt. Mein Neffe hatte den Befehl, der ersten Division zu folgen und reiste acht Tage nach Sotin ab.

Sobald der Friede abgeschlossen war, kehrte auch Salabert schleunigst wieder nach München zurück; er meldete mir seine Ankunft und lud mich mit meinen Kindern zu einem Diner ein. Wir fühlten uns sehr wohl in der Gesellschaft des Bürgers Rochelle. Ich freute mich, meinen Freund, den Exminister, wiederzusehen. Unser Mahl verlief sehr vergnügt, und diese erste Zusammenkunft Rochelles mit Salabert war der Anfang ihrer Freundschaft.

Der Verkauf der Magazine, Pferde und des sonstigen für die Armee überflüssig gewordenen Materials hielt Rochelle länger als einen Monat in den Mauern Münchens zurück. Ich sah ihn alle Tage. Salabert hatte mit ihm die engste Freundschaft geschlossen, und als der Kurfürst von seiner Flucht wieder in die Hauptstadt zurückgekehrt war, gab Salabert große Feste, um seinen Gast mit den vornehmsten Persönlichkeiten unseres Hofes bekannt zu machen, in dem Glauben, unserem Jakobiner damit eine besondere Freude zu bereiten. Dieser söhnte sich jedoch mit solchem Irrtum aus und machte ein gutes Gesicht zum bösen Spiel.

Obwohl Rochelle gar keine Eile zeigte, der Armee Moreaus zu folgen, da er den Aufenthalt in München sehr angenehm fand, so mußte er doch an die Heimkehr denken. „Meinen letzten Abend werde ich bei Ihnen verbringen," sagte er zu mir; „trachten Sie, daß wir allein sind: ich möchte Ihnen etwas sagen, was Ihnen für die kommenden Ereignisse von Nutzen sein kann." Ich bestellte also ein kleines Souper nach französischer Art. Rochelle fand sich frühzeitig ein, da er noch vor Tagesanbruch wegfahren wollte. Er war ernster als sonst, und nach unserer bescheidenen Mahlzeit setzte er sich zu mir in mein Arbeitszimmer. „Ich habe Ihnen vor meiner Abreise noch eine vertrauliche Mitteilung zu machen, die ich meiner aufrichtigen Freundschaft für Sie zu schulden glaube," so begann er. „Ihr Bayern ist reif für eine Revolution, die, nach der unseren zu schließen, nur einen höchst

unglücklichen Ausgang nehmen kann. Was ich Ihnen sage, beruht aber nicht auf Vermutungen oder leeren Gerüchten. Eine Verschwörung ist bereits vorhanden; ich kenne die Verschwörer nach Namen und Stand, kenne ihre Pläne und die Mittel zu deren Verwirklichung.

„Befänden sich unter ihnen nicht Leute, die man verführt hat, biedere Bürger, die ehrlich an das Glück glauben, das die Freiheit ihrem Vaterlande bringen wird, so würde sie General Moreau dem Kurfürsten als meineidig und undankbar überliefert haben. Denn wenn Sie die Liste der Verschwörer einsehen könnten, so würden Sie an ihrer Spitze Ihnen wohlbekannte Namen lesen, an die Sie durchaus nicht gedacht hätten.

„Kurze Zeit nach unserem Einmarsch in München ließ sich eine geheime Deputation bei General Moreau melden, die ihm Mitteilungen von größter Wichtigkeit zu machen habe. Er empfing sie und schenkte ihr Gehör. Diese Männer brachten vor, daß sie nach dem Beispiele Frankreichs das Joch der Tyrannei abschütteln, dem Kurfürsten und seiner Familie jegliche Rückkehr nach Bayern abschneiden und sich unter dem Schutze Frankreichs zu dessen Tochterrepublik konstituieren wollten, indem sie gemeinsame Sache mit der französischen Mutterrepublik machen und keine anderen Feinde oder Freunde wie diese haben würden.

„Moreau bemerkte, es sei keine leichte Sache, eine Regierung zu stürzen und an deren Stelle eine vernünftige Republik zu setzen, in der das Volk glücklich und wirklich frei sein würde, daß man dazu sichere Mittel brauche und ehrenhafte, aufgeklärte Männer, die, einflußreich und von ihrem Volke geschätzt und geliebt, fähig sein müßten, es weise zu regieren, um Bluttaten und der Anarchie zu steuern, die hundertmal schlimmer sei, als das abgeschüttelte Joch der Tyrannei. Darauf versicherten die Abgesandten dem General einstimmig, daß alles vorgesehen und seit langem aufs genaueste vorbereitet sei; es gebe keinen Flecken in Bayern, an dem es an Männern mangle, die, in diese große Sache eingeweiht, die anderen führen und die Pläne in die Tat umsetzen könnten, vorausgesetzt, daß Frankreich ihnen helfe und sie beschütze.

„Da Moreau diese Leute alles Ernstes entschlossen sah, ihr Land aufzuwiegeln, riet er ihnen, die Sache reiflich zu überlegen, und entließ sie höflichst mit dem Bemerken, daß er nach Bayern geschickt worden

sei, um den Feind zu bekämpfen, aber nicht, um aus ihm Republikaner zu machen.

„Nach zwei Tagen kam die Deputation wieder und überreichte die Liste ihrer Mitverschworenen auf dem Lande. Bei dieser Gelegenheit machte sie die Vorteile geltend, welche die französische Republik aus einem Zusammengehen mit Bayern ziehen werde, da ihr dadurch ein starkes Bollwerk gegen ihren natürlichen Feind, das Haus Österreich, erstehen würde. Sie wurde mit den gleichen höflichen Worten wie Tags zuvor abgewiesen.

„Von ihren Plänen vollständig eingenommen, suchten sie nun mich zu gewinnen, damit ich für ihre Sache bei Moreau eintrete. Sie führten mich in ihren Klub ein, der überaus zahlreiche Mitglieder aufwies. Unter diesen fanden sich einige aufgeklärte Männer, begeistert für Freiheit und öffentliche Wohlfahrt, aber bange vor den Folgen einer Revolution. Sie verabscheuten jedes gewaltsame und blutige Mittel und sehnten glühend das Gute herbei; aber sie konnten sich nicht entschließen, Unheil anzustiften. Das waren echte Jakobiner und würdig, es zu sein. Andere hingegen redeten viel und hegten nicht die geringsten Bedenken. Einige wenige, die eine Gruppe für sich zu bilden schienen, sprachen zu mir nur von den Vorteilen, die Frankreich aus der Anhänglichkeit und Unterstützung der neuen, freien und dankbaren Republik erwachsen würden. Einer von ihnen, der schon im Geiste alle andern mit einem bloßen Winke regierte, verbreitete sich scharfsichtig und schlau über diese Behauptung. Ich glaubte, einen unserer Redner zu sehen und zu hören, die an den Straßenecken das gute Pariser Volk bearbeitet und zu den Greueltaten aufgehetzt haben. Seine Antworten auf mehrere meiner Fragen bestätigten meine Meinung über ihn. Ich sah ihn ohne Maske und stehe Ihnen dafür, daß er das Haupt der Verschwörung ist: ein scheußlicher, wenn auch aufgeklärter Mensch, Utzschneider.[33]) Nehmen Sie sich vor ihm in acht!

„Trotz meiner Belehrung über die Folgen einer Revolution und

[33]) Joseph v. Utzschneider, 1763 bis 1840, Techniker und bayerischer Staatsmann, war damals Geheimer Referendar im Finanzdepartement und von 1818 bis 1823 Bürgermeister von München. Durch seine gemeinnützigen Einrichtungen, Erfindungen und Verbesserungen auf technischem Gebiet ist sein Name weit über die Grenzen Bayerns bekannt geworden. Vgl. Bauernfeind, Joseph v. Utzschneider. München 1880.

der Ermahnungen, von diesem tollen Plane abzulassen, kamen diese Klubisten ein drittes Mal zum General, dem ich meine Beobachtungen mitgeteilt hatte. Er empfing sie nicht mehr, sondern ließ ihnen sagen, daß er sie das nächste Mal die Stiege hinabwerfen lassen werde."

Bei diesen Worten zog Rochelle die Uhr. „Es ist spät," sagte er, „ich muß noch einpacken," umarmte mich und entfernte sich raschen Schrittes.

Ich war so bestürzt über das, was ich soeben vernommen hatte, und die Gefahr, in der wir schwebten, daß ich während Rochelles Erzählung kein Wort hervorzubringen vermocht hatte. Jetzt, nachdem er weggegangen war, drängten sich mir tausend Fragen an ihn auf die Lippen.[34])

Der Friede gab uns auch die Klöster und Abteien in Bayern, Schwaben und Franken, und ich wurde beauftragt, sie zu bereisen, um aus ihrem Besitze an schönen und seltenen Kunstgegenständen zu wählen. Dadurch sah ich mich veranlaßt, meine Stellung als Ministerresident der Freien und Reichsstadt Augsburg dem Baron Ribaupierre vertretungsweise anzuvertrauen. Drei Jahre vorher hatte mir diese Stadt aus eigenster Initiative mein Bürgerrecht und alle Vorrechte, deren sich meine Vorfahren seit drei Jahrhunderten in der Republik erfreut hatten, wiedergegeben. Sie schlug mir zugleich das Amt eines Residenten am bayerischen Hofe vor, das ich mit der Zustimmung des Kurfürsten und seines Ministers annahm. Ich bereiste also die Klöster und Abteien in Bayern und heimste eine gute Ernte an Kunstwerken ein, die ich verpacken und nach München schaffen ließ. Allerorts stieß

[34]) Von dieser geplanten Verschwörung erfuhr Kurfürst Maximilian Joseph durch eine Indiskretion des Abbés von Salabert, den Mannlich in der falschen Voraussetzung, Salabert habe davon durch seinen Freund Rochelle selbst erfahren, in das Vertrauen gezogen hatte. Der Kurfürst war gegen Mannlich sehr erzürnt, daß er ihm diese für ihn so wichtige Angelegenheit verschwiegen hatte. Trotz aller Bemühungen gelang es nicht mehr, Rochelle zur Nennung der Verschwörer, deren Namen Maximilian Joseph um jeden Preis erfahren wollte, zu bewegen. Die Sache verlief im Sande. Utzschneider wurde jedoch kurze Zeit darauf aus dem Staatsdienste entlassen. — Über die Jakobinerbewegung in München und den wenig glaubwürdigen Anteil, den Utzschneider nach der Erzählung Rochelles daran genommen haben soll, vgl. Karl Theodor Heigels Aufsatz: „Die Jakobiner in München" in: Aus drei Jahrhunderten. Wien 1881, S. 159ff.

ich auf Kommissäre, die nicht nur das Gut und die Möbel der besagten Klöster an sich rissen, sondern auch noch mit Härte gegen sie verfuhren. Rache, Leidenschaft und Haß kamen bei ihrem Vorgehen zum Durchbruch, und nur wenige Ausnahmen waren zu verzeichnen.

Von dieser Reise zurückgekehrt, erstattete ich eingehenden Bericht über alles, was ich gefunden und gesehen hatte. Ich muß wohl meine Sache zu gut gemacht haben; denn man hielt unter verschiedenem Vorwand meine Abreise zum großen Streifzug durch Schwaben und Franken hintan. Inzwischen veräußerte, versteckte und schleppte man weg, so viel man nur konnte, und unermeßliche Schätze entgingen dadurch dem Staate, nicht durch die Mönche und Äbte (man überwachte sie scharf), sondern durch andere. Als der Kurfürst eines Tages in der Zeitung von der Versteigerung der Gemälde des Bistums Kempten las, sandte er unverzüglich einen Kurier ab, der den Verkauf so lange verzögern sollte, bis ich die Auswahl für unsere Galerie getroffen hätte. Sein Befehl lautete so bestimmt, daß man wohl oder übel gehorchen mußte. Dann fuhr er, zu mir gewandt, fort: „Damit man Ihnen aber nicht neue Hindernisse in den Weg legen kann, reisen Sie gleich morgen ab! Hier haben Sie sechzig Louisdor; wegen weiterer Geldmittel werde ich Befehle ergehen lassen. Finden Sie etwas besonders Schönes, so benachrichtigen Sie mich direkt davon! Im übrigen, mein lieber Mannlich, brauche ich Ihnen nicht ans Herz zu legen, höflich und menschlich gegen die Äbte und Prälaten zu sein; ich kenne Sie ja. Denn diese Leute sind wegen des Verlustes, den sie erleiden, ohnehin schon unglücklich; es wäre schändlich, sie auch noch zu beschimpfen."

Tags darauf fuhr ich also mit meiner Tochter Karoline, die ich wegen ihrer Jugend nicht allein zu Hause lassen konnte, und einem Galeriediener ab. Zuerst kam ich ins Kloster Irsee, wo ich nichts mehr vorfand. Alles war verschwunden. In Kempten traf ich nur noch die Überbleibsel an, in Lindau nichts und ebensowenig in verschiedenen anderen Abteien. In Kaisersheim,[35]) wo der Kommissär ein wackerer

[35]) Über die Tätigkeit Mannlichs im Kloster Kaisersheim am 7. September 1803 und seine reiche Ausbeute vgl. Scheglmann, Alfons Maria, Geschichte der Säkularisation, Bd. III, 2. Teil, S. 124f. Die im folgenden erwähnte Stadt Ulm kam erst durch den Wiener Frieden (14. Oktober 1809) von Bayern an Württemberg.

Mann war, manches Schöne; vor allem eine Folge von Gemälden Holbeins des Älteren, Darstellungen aus dem Leben unseres Herrn. In Ulm und bei den Kapuzinerinnen gab es nur noch wenig zu holen. In den sämtlichen reichen Abteien in der Umgebung Ulms war zu meiner großen Überraschung alles an den Mann gebracht worden. Als ich mein Erstaunen und meine Unzufriedenheit darüber äußerte, zeigten mir die Kommissäre von Montgelas gezeichnete Schreiben, die ihnen die Beschleunigung des Verkaufes befahlen.

Nur in Wettenhausen[36]) fand ich noch einiges. Der Kommissär war gerade abwesend. Die Archive der Abtei waren mit dem Siegel belegt, und der Abt, ein Greis mit silberweißem Haar und einem überaus schönen und anziehenden Gesichte, der mich mit zuvorkommender Herzlichkeit empfangen hatte, erzählte mir beim Abendessen, daß er Gemälde gerettet habe, welche seit mehr als einem Jahrhundert der freien Luft im Kreuzgang ausgesetzt waren. Diese Bilder seien ihm stets äußerst schön erschienen, und so habe er sie im Geheimarchive des Klosters zu Verschlägen verwendet. Er könne sie mir jedoch nicht zeigen, da sie unter Siegel seien. Beim Abendessen waren viele Mönche zugegen, was mir selten begegnet war. Denn meistens hatten diese die Freiheit benutzt, um wieder in die Welt zu gehen. Der greise Abt sagte mir: „Aus Freundschaft und Anhänglichkeit an mich wollen sie mich nicht verlassen, obgleich wir noch immer sehr strenge nach unsern Ordensregeln leben, von denen man uns dispensiert hat. Ich bin gerührt von dieser Liebe. Solange der Sommer währt, können wir unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich einnehmen. Aber im Winter werden wir in die Zellen verbannt sein. Unsere Mittel genügen nicht, um das Refektorium zu erwärmen, da das Holz zu teuer ist. Von meinen Fenstern aus sehe ich ringsumher die schönsten Wälder, die ich während meiner fünfundvierzigjährigen Amtsführung habe pflanzen lassen. Jetzt wage ich nicht, einen Stock abzuschneiden, ohne ihn zu bezahlen."

Der gute Greis tat mir leid. Nachdem ich den ganzen Vormittag auf die Rückkehr des Kommissärs gewartet hatte, den man von meiner Ankunft in Wettenhausen verständigte, entfernte ich am Nachmittage im Beisein des Abtes und zweier Mönche sowie des kommissarischen

[36]) Mannlich war am 4. (6.) September im Reichsstift Wettenhausen. Die Liste der von ihm mitgenommenen Bilder ist bei Scheglmann, a. a. O. S. 685 verzeichnet.

Aktuars das Siegel zu den geheimen Archiven. Wie war ich aber überrascht, als ich vier große und sechs kleine Bilder von Martin Schoen[37]) vorfand, von dem unsere Sammlungen aus Zweibrücken, München, Mannheim und Düsseldorf nichts aufzuweisen hatten. Seit zehn Jahren suchten wir vergeblich nach einem Werke dieses berühmten Meisters, und bereits Karl August hatte mehrere Bilderhändler danach forschen lassen und ihnen für ein gut erhaltenes Original einen Preis von 300 Louisdor in Aussicht gestellt. Da waren wir nun mit einem Schlage an Schöpfungen dieses Künstlers reich geworden. In meiner Freude teilte ich diesen glücklichen Fund unverzüglich dem Kurfürsten mit. Beim Weggehen setzte ich vor den gleichen Zeugen mein eigenes Siegel an Stelle des kurfürstlichen, nahm Abschied von dem guten Alten und setzte meine Fahrt fort. Wettenhausen tröstete mich dafür, daß ich in den reichen Abteien von Roggenburg, Ursberg, Elchingen u. a. nichts mehr fand, wo ebenfalls alles auf höheren Befehl ohne Wissen des Kurfürsten verkauft worden war.

In Günzburg, Dillingen, Donauwörth, Nördlingen, ebenso in Ochsenfurt fand ich nur Altargemälde in den Kirchen vor, die dort bleiben sollten. In Würzburg war die Ausbeute wider alles Erwarten eine köstliche. Ich entdeckte dort unseren heiligen Hieronymus,[38]) der schon Jahrhunderte lang im bischöflichen Palais hoch oben an spärlich erleuchteter Wand hing, wohin der Blick nicht fiel, unkenntlich, verschollen und vergessen. Wohl hatte ich in der Gestalt des Heiligen den Genius Raffaels erkannt, aber die Entfernung und schlechte Beleuchtung ließen mich noch kein bestimmtes Urteil fällen. Schließlich rückte ich eine Leiter an die Mauer. Ich vermochte, auf der letzten Sprosse stehend, zwar nur den rechten Fuß des Heiligen genau zu sehen; es war

[37]) Martin Schongauer, gen. Martin Schoen, der bedeutendste deutsche Maler und Kupferstecher des 15. Jahrhunderts, lebte von etwa 1450 bis 1491 und war in Kolmar tätig.

[38]) Dieses in der Folge abwechselnd italienischen und niederländischen Meistern zugeschriebene Bild kam in die Kgl. ältere Pinakothek zu München und trägt jetzt die Nummer 1088 mit der Bezeichnung: Brescianisch um 1540: „Der heilige Hieronymus, nur mit einem blauen Lendentuch bekleidet, sitzt, den linken Fuß auf eine Stufe stützend, in einer Pilasterhalle, im Begriff zu schreiben. Links neben ihm der Löwe, rechts auf der Stufe ein Totenschädel, der auf einem offenen Buche liegt. Lebensgroße ganze Figur nach rechts." 1,80 m hoch und 1,30 m breit. Vgl. Gemäldekatalog von 1904, S. 240.

indes genug, um auf das Übrige einen Schluß zu ziehen. Das Herz pochte mir heftig in der Brust; Überraschung und Freude stürmten so gewaltig auf mich ein, daß es mir auf der Leiter zu schwindeln begann.

In dem Augenblicke, als ich den Fuß wieder auf den Boden setzte, betrat der Direktor der Würzburger Galerie, namens Fesel,[39]) den Saal. Er war Schüler von Mengs gewesen und hatte mehrere Jahre in Rom verbracht: „Haben Sie dieses Bild schon in der Nähe gesehen?" fragte ich ihn. „Nein, noch niemals." „Dann steigen Sie auf diese Leiter und denken an den Vatikan!" Mühsam klomm er die Sprossen hinan, dann aber rief er aus: „Mein Gott, das ist ja ein Raffael!" Der Hausverwalter war wütend über Fesel und sagte zu ihm höchst ärgerlich: „Ich glaube, das hätten Sie doch wissen und uns vor einigen Jahren sagen sollen." Fesel, ein wenig beschämt, wurde nun auch zornig und erwiderte: „Habe ich mich denn jemals in die Kunst an unserem bischöflichen Hofe eingemischt, wo man nur an Essen und Trinken dachte und diese Bilder nicht höher einschätzte als alte Tapeten!"

Während sie sich nun abstritten, ließ ich das Bild durch Arbeiter aus der Mauer nehmen, in die es eingelassen war. Durch verschiedenes Beiwerk hatte man ihm die Form einer Geige gegeben, die mit einem falsch vergoldeten Stuckrahmen eingefaßt war. Nach zwei Tagen war die Kiste mit St. Hieronymus bereits nach München unterwegs. In Würzburg befand sich eine große und reichhaltige Gemäldegalerie. Der Kurfürst hatte mir jedoch im Vertrauen eröffnet, daß der Erbprinz[40]) verheiratet werden und dann in dieser Stadt residieren solle. Auch wünsche er, sein Sohn möge die schönen Künste lieben und beschützen. Infolgedessen solle man ihn im Genusse dieser Sammlung lassen und nur die zur Ausgestaltung der Münchener Galerie notwendigen Stücke nehmen. So wanderten also aus Würzburg nur 70 Bilder nach der Hauptstadt.

Bei meiner Ankunft in Schwarzach war beinahe nichts mehr vorhanden. Der Abt zeigte mir eine Quittung, laut der ihm die meisten Bilder, darunter zwölf von Holbein dem Älteren, von der Regierung

[39]) Christoph Fesel, Historien- und Bildnismaler, 1738 bis 1805, seit 1768 Hofmaler in Bamberg, gab auch eine „Malertheorie, oder kurzer Leitfaden zur historischen Malerei", Würzburg 1792, mit neuem Titel 1812 heraus.

[40]) Kronprinz Ludwig, der spätere König Ludwig I. von Bayern.

gegen Bezahlung überlassen worden seien. Ich wählte unter dem spärlichen Reste und fuhr nach Ebrach weiter. Der Abt dieses reichen Klosters war gleich bei der Nachricht von meiner Ankunft schleunigst weggefahren. Durch den Lokalkommissär erfuhr ich, daß ihm die Regierung beinahe alles abgetreten, und der Prälat den Schlüssel zu seinen Zimmern mitgenommen habe, wo sich seine Bilder und die reichhaltige Stichsammlung befänden. Begierig, die durch einen Mißbrauch der Gewalt dem Abt überlassene Sammlung zu sehen, ließ ich die Türen durch einen Schlosser öffnen. Da waren nun drei Gemächer von oben bis unten mit sehr schönen Bildern gefüllt. Der Abt war ein zu großer Kunstliebhaber, um über die Wahl der Gegenstände skrupelhaft zu sein. Sein Arbeitszimmer barg u. a. die vollständige Sammlung der Kupferstiche und Holzschnitte Albrecht Dürers, die im kurfürstlichen Kabinette nur teilweise vorhanden waren. Ich notierte mir dies alles, ohne etwas zu berühren, und reiste nach Bamberg weiter. Da dort nichts Besonderes zu holen war, setzte ich meine Fahrt über Erlangen nach Nürnberg fort, von wo ich nach Besuch der Kirchen, der alten Kaiserburg, des Rathauses und der Sammlung von Frauenholz[41]) nach Schwabach zur Besichtigung des von Michael Wohlgemut[42]) gemalten Altares weiterreiste.

Tags darauf kam ich nach Neuburg. Schon lange wünschte ich, der Herzogin Amalie,[43]) meiner einstigen Gebieterin, meine treue Verehrung zu entbieten. Ich wurde ebenso wie meine Tochter Karoline mit größter Güte empfangen. Nach einer Schilderung des Erfolges meiner Mission bat sie mich, ihr Schloß zu besehen, und äußerte den lebhaftesten Wunsch, ein Geschenk für den Kurfürsten zu wählen. Die Einrichtung des Schlosses der ehemaligen Herzöge von Neuburg war modern. Man hatte die Gemächer mit verschiedenfarbigen Damasten

[41]) Johann Friedrich Frauenholz war Besitzer einer bedeutenden Kunsthandlung in Nürnberg und eines Kunstverlags, aus dem zahlreiche Kupferstiche berühmter Meister hervorgingen. Er war der Gründer des Nürnberger Vereins für Künstler und Kunstfreunde (1792), des späteren Dürer-Vereins.

[42]) Michael Wolgemuth, Schüler des Hans Pleydenwurff, 1434 bis 1519, war in Nürberg als Maler und Holzschneider tätig. Der erwähnte Altar, geschnitzt mit bemalten Flügeln, der auch jetzt noch die protestantische Pfarrkirche von Schwabach schmückt, gehört zu seinen besten Tafelbildern. Wolgemuth gilt als der erste Meister der altfränkischen Schule.

[43]) Vgl. S. 249 Anm. 67.

bespannt. Die alten Gemälde, einst eine Zierde, standen nicht mehr im Einklang mit dieser Wandbekleidung und waren nun in einen kleinen Dachraum gewandert, wo ich deren eine große Menge aufgespeichert fand. Meine Nachforschungen waren nicht fruchtlos. Ich suchte an hundert Bilder aus, darunter einen Holbein von größter Schönheit, eine stattliche Folge von Bildern der drei Gebrüder Francken,[44]) ebenso mehrere Familienporträts von Hans Schaeuffelin, Baldung (Grien) und eine heilige Familie von Hemessen.[45]) Die Herzogin war entzückt über meine Ausbeute, die acht Tage nach meiner Ankunft in München eintraf.

Meine Reise hatte zwei Monate gewährt und wäre weniger mühsam gewesen, wenn die Klöster noch ihre Habe besessen hätten. Zu allen Zeiten haben sie ritterliche Gastfreundschaft gepflegt, und so hätte es wohl auch mir in ihren Mauern an nichts gemangelt. Aber ihres Eigentums völlig beraubt, waren sie verarmt und konnten auch über nichts mehr verfügen: leer und verödet waren die klösterlichen Räume, es flackerte kein Feuer mehr auf dem Herde. In den schlechtesten Schenken mußte ich Herberge suchen, wo ehedem nur Fuhrknechte und Kärrnersleute nächtigten. Es war hier alles von widerlichem Schmutze: Betten, Tischtücher und Servietten, nicht minder die schlechten Gerichte, die uns jedesmal Übelkeit verursachten.

Mit einer köstlichen Ausbeute an schönen Gemälden, entrissen der Barbarei und der Mißgunst des Ministers, kam ich nach München zurück. Acht Tage später — und er hätte alles um wenige Gulden losgeschlagen gehabt, und ich hätte nichts mehr gefunden. Auch dieses Mal machte ich meine Sache noch zu gut. Der Ruf meiner Entdeckungen war mir um einige Wochen in die Residenzstadt vorausgeeilt. Meine geheimen Widersacher veranlaßten, meine Abwesenheit nützend, angeblich zur Entlastung der kurfürstlichen Privatkasse, ein Revirement

[44]) Ambrosius Francken d. Ältere, etwa 1545 bis 1618, Frans Francken d. Ältere, 1542 bis 1616 und Hieronymus d. Ältere, 1540 bis 1610. Sie führten die Bezeichnung „der Ältere" zum Unterschiede von ihren gleichnamigen Söhnen resp. Neffen.

[45]) Schäufelein (Scheufelin), Hans Bernhard, Maler und Holzschneider, Schüler Albrecht Dürers, von vor 1490 bis 1539, in Augsburg und Nürnberg tätig. — Hans Baldung, genannt Grien (Grün), Maler und Zeichner für den Holzschnitt, 1476 bis 1545 in Freiburg und Straßburg tätig, und Jan van Hemessen, von etwa 1504 bis 1555, der in Antwerpen wirkte.

des Kapitals, wodurch die meisten Inhaber von Renten auf die allgemeine Staatskasse überwiesen werden sollten. Ich wurde mit meinen 300 Gulden von der Liste der Privatkasse gestrichen, ohne jedoch auf jener des Staates eingesetzt zu werden. Mißlang der Streich, so konnte für den Fall einer Beschwerde auch dieses Mal, wie schon so oft in ähnlichen Fällen, zur Verbergung dieses Übelwollens und zur Rechtfertigung gegenüber dem Herrscher ein Gedächtnisfehler vorgeschützt werden.

Am Neujahrstage begab ich mich zur Gratulationscour zum Kurfürsten. Minister v. Montgelas befand sich eben bei ihm, als ich sein Arbeitszimmer betrat. Er war Zeuge von der liebevollen Aufnahme, die mir der Kurfürst zuteil werden ließ, indem er mich seinen alten Freund nannte. Nachdem er zum Fenster hinausgesehen hatte, rief mich der Fürst: „Sehen Sie doch!“ sagte er, „wie geschickt er seine Sache macht!“ Ich war sehr erstaunt, meinen kleinen Karl zu erblicken, der mit großer Fertigkeit auf dem Stadtgraben vor dem Schlosse Schlittschuh lief. „Ich kannte dieses Talent an ihm noch nicht, Durchlaucht“, erwiderte ich. „Oh“, entgegnete der Kurfürst, „ich sehe ihn nicht das erste Mal bei dieser Übung; aber da Sie den ganzen Tag in Ihrer Galerie sind, so scheint es, daß der kleine Biedermann der Herr im Hause ist und treibt, was ihm beliebt. Das würde ihn zugrunde richten, und es wäre schade um ihn. Sagen Sie ihm von mir, daß ich ihm als Neujahrsgeschenk einen Platz unter meinen Kadetten gebe. Lassen Sie ihn durch Rheinwald auf der Liste der jungen Leute eintragen!“

Bei Beginn eines neuen Kurses an der Militärschule brachte ich also meinen Sohn dorthin.

Salabert empfand trotz seiner begünstigten Stellung beim Kurfürsten und dem ganzen Hofe eine große Leere in seinem zurückgezogenen und stillen Leben. Unser Verkehr war sehr rege. Nur die Stunden meiner Arbeit trennten mich von ihm. Ich hatte bemerkt, daß sich an seinem Auge und Mund zuweilen sehr starke Lähmungserscheinungen zeigten, die mich einen zweiten Schlaganfall befürchten ließen. In Homburg, zu der Zeit, als wir seinen schönen Garten anlegten, hatte er sich so wohl gefühlt. Ich wußte, daß jener der Theatiner zu verkaufen war, und empfand selbst große Lust, ihn mir zu erwerben. Aber ich dachte, daß ich ihn im Besitze Salaberts wie meinen eigenen genießen würde, und das ländliche Leben und die Gartenarbeiten unsere Gesundheit

kräftigen könnten, besonders die des Exministers, der seine ganze Zeit am Spieltische verbrachte. So machte ich ihm also eiligst diesen Vorschlag. Er griff ihn mit Freude auf, und kurz darauf war der Garten unser.[46])

Vom ersten Tage an begannen wieder unsere Arbeiten wie in Homburg. Da vermaßen wir nun das Land und sannen, wie wir es ausgestalten und verschönern könnten. Salaberts ganzes Denken und Trachten galt von nun ab seinem Garten, und der Spieltisch bildete nur noch die Zuflucht für die Abende. Diese veränderte Lebensweise verwischte gar bald die Spuren seines Schlaganfalles auf seinem Antlitze. Da mich die Beschreibung[47]) von 6000 Bildern, die zwar sehr gedrängt, aber doch genau war, meist in Anspruch nahm, hatte ich kaum noch Zeit für seinen Garten übrig. Aber seinem Vorschlage folgend war ich im Gartenhause der Theatiner hinter dem Galeriegebäude sein häufiger Gast, kam eine halbe Stunde vor der Mahlzeit und erging mich mit ihm in seinem Garten. So glich nun unser Leben einige Jahre lang jenem in Homburg, und infolgedessen wurde auch die Erinnerung an diese schöne Zeit in unserer Seele wieder lebendig.

Während der Arbeiten in Salaberts Garten machte sich mir der Mangel eines eigenen Besitztums recht fühlbar und ließ in mir den Wunsch nach einem solchen rege werden. Zufällig wandte sich damals der Schauspieler Heigel[48]) wegen eines Käufers seines in einem Garten gelegenen Hauses an mich. Einigen meiner Bekannten war es zu baufällig oder zu teuer, anderen hingegen zu klein. Heigel, bedrängt von seinen Gläubigern und zum Verkaufe gezwungen, trat nun mit

---

[46]) Dieser Garten ziert noch heute die Galeriestraße Münchens; er beginnt hinter dem Finanzministerium und zieht sich bis zum Anfange des Englischen Gartens bei der Prinzregenten-Straße hin, der einzige Rest jenes gartengeschmückten, grünen Walles, der sich noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts um die Stadt zog und viele schmucke, idyllische Häuschen trug, eine beliebte Sommerfrische der damaligen Münchener Bürger. Am östlichen Ende seines Besitztums hatte sich Salabert ein Palais erbaut, das später der „Pavillon Royal" und dann das Prinz Karl-Palais wurde. Gegenwärtig bildet es das Heim der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft.

[47]) Mannlichs Arbeit wurde im Drucke herausgegeben: „Beschreibung der Churpfalzbaierischen Gemälde-Sammlungen zu München und zu Schleißheim". Band I u. II, München 1805; Band III, (Galerie Schleißheim) 1810.

[48]) Vgl. S. 503 Anm. 3.

mir in Verbindung, und ich erwarb die Besitzung. Sie war so sehr heruntergekommen, daß alles neu hergerichtet werden mußte. Salabert half mir eifrig bei der Anlegung meines Gartens. Er teilte zuweilen mein frugales Mahl, und aß bei mir eine Omelette à la Célestine. Hätte er nie üppiger gelebt, so wäre er nicht so bald an Verdauungsstörung gestorben!

Da ich meinen Sohn nicht für den Soldatenstand bestimmte, erreichte ich, daß er nach einigen Jahren in der Freisinger Forstschule Aufnahme finden solle. Einstweilen wurde er in der Kadettenschule darauf vorbereitet. Das Reiten lernte er in der Königlichen Reitbahn. Als er das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, brachte ich ihn selbst nach Freising. Da der Adel des größten Teils seiner Vorrechte und der reichen Abteien, Kanonikate und Kapitel (die aufgehoben worden waren) verlustig gegangen war, widmete er sich in so großer Anzahl dem Studium des Forstwesens, daß sich zu meinem großen Kummer in dieser Schule fast ausschließlich Grafen, Barone und Söhne vornehmer Familien befanden. Es war deshalb unschwer vorauszusehen, wem die guten Stellen eines Tages vorbehalten sein würden.

Als sich im Jahre 1809 Tirol erhoben hatte, und es wieder zum Kriege kam, hieß es, die Armee verstärken. Die Forstschüler wurden aufgefordert, für das Vaterland, das sich in Gefahr befand, die Waffen zu ergreifen, und das Manifest stellte besonders denen, die bei der Kavallerie dienen würden, die besten nach dem Kriege frei werdenden Stellen in Aussicht. Ich konnte mich nicht entschließen, meinen einzigen Sohn den Gefahren dieses sehr mörderischen Krieges auszusetzen, befürchtete jedoch anderseits im guten Glauben an die Versprechungen des Manifestes, ihm alle Hoffnungen für seine künftige Laufbahn zu versperren. Schließlich bewogen mich die Bitten meines Sohnes und jene des Barons v. Oberndorff, des Obersten der Jäger zu Pferde, meine Einwilligung zu geben. Ich mußte ein Pferd kaufen und die volle Ausrüstung beschaffen, was mir mehr als 700 Gulden kostete. Der Kurfürst steuerte nur 75 Gulden für die Equipierung eines Jägers bei; für die übrigen Kosten mußte der Angehörige dieser vornehmen Truppe selbst aufkommen.

Bald darauf organisierte man in Bayern eine Nationalgarde, in der alle jungen Leute ohne Ausnahme, vor allem die Forstleute, dienen mußten, wenn sie nicht den Dienst bei den Linientruppen vorzogen.

Mein Sohn verständigte mich, aus Furcht vor meiner Mißbilligung, von seinem Eintritte bei der Linie erst dann, als es bereits geschehen war. Ich mußte also dem König (denn Bayern war 1806 zu einem Königreich erhoben worden) davon berichten. Dieser freute sich darüber und unterzeichnete sein Patent als Leutnant im ersten Dragonerregiment, dessen Oberst Graf v. Wittgenstein war. Auch hatte er dem Oberststallmeister den Befehl erteilt, ihm ein schönes Pferd aus dem Marstall zu geben.

Inzwischen war der Krieg neuerdings ausgebrochen.[49]) So mußten auch unsere Galerien wieder in Sicherheit gebracht werden. Dieses Mal verbarg ich sie so sorgfältig, daß sie selbst der feinste Spürer vergeblich gesucht hätte. Napoleon kam zum zweiten Male nach München. Die ganze Stadt war auf den Beinen, um den modernen Attila zu sehen, und alle unsere Ehrgeizigen wollten ihm vorgestellt und durch einen Blick von ihm beglückt sein. Ich sah ihn nur ein einziges Mal. Er galoppierte am Hause Salaberts vorüber, mit dem ich gerade auf dem Balkon stand. Der Eroberer erkannte ihn, und rief ihm beim Vorüberreiten zu: „Bon jour, Commandeur!“ Dieser Gunstbezeugung folgte der Großkordon des Adlerordens, vermutlich als Entschädigung für die lange Gefangenschaft, die ihm sein indiskreter Eifer bei der Übergabe Mannheims eingetragen hatte.

Während Napoleons Anwesenheit in München waren die verschiedenen Durchgänge und Tore der Residenz gesperrt und verbarrikadiert; es blieben nur sehr wenige offen, die von einer starken Abteilung seiner Garden besetzt waren.

---

[49]) Krieg Frankreichs gegen Österreich 1809 mit den Gefechten bei Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, den blutigen Schlachten bei Aspern (21. u. 22. Mai) und Wagram (5. u. 6. Juli). Napoleon ist erst nach dem Friedensschluß von Schönbrunn (14. Oktober 1809) nach München gekommen (siehe S. 540). Er langte am 20. Oktober morgens an und fuhr sofort nach Nymphenburg. Abends besuchte er das Theater, wo große Festvorstellung stattfand. Am 22. Oktober reiste Napoleon von Nymphenburg wieder nach Frankreich ab.

Dagegen hatte Napoleon nach der Schlacht bei Ulm vom 24. bis 28. Oktober 1805 und nach der Schlacht bei Austerlitz vom 31. Dezember 1805 bis 17. Januar 1806 in Münchens Mauern verweilt. Dieser zweite längere Aufenthalt, während dessen Napoleon den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Auguste mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg beiwohnte, scheint Mannlich vorgeschwebt zu haben.

Im Gefolge des Kaisers befand sich auch der berühmte Denon.[50]) Seine Gegenwart war für mich von schlimmer Vorbedeutung. Denon besuchte mich oft und war äußerst erstaunt, unsere Galerien und Kabinette leer zu finden. Er hatte sich einen Katalog unserer verschiedenen Sammlungen zu verschaffen gewußt und äußerte den lebhaftesten Wunsch, die darin beschriebenen Gegenstände in Augenschein zu nehmen. Aber dies verlockte mich nicht, sie ihm zu zeigen. Da er nichts zu sehen bekam, gab er mir zu verstehen, daß er einen alten Friedensvertrag mit dem Kurfürsten Karl Theodor geltend machen werde, laut dem vierzig Gemälde der Düsseldorfer Galerie nach Wahl der französischen Galerie an Frankreich abgegeben werden müßten.

Kaum hatte er mich verlassen, als ich zum Könige eilte. Dieser hatte jedoch von einem solchen Vertrage keinerlei Kenntnis und beauftragte mich, mit dem Minister darüber zu sprechen. „Das ist das sicherste Mittel, um Denon zu dienen", erwiderte ich. „Wenn über diese Angelegenheit einmal verhandelt wird, so ist alles verloren; ob gerecht oder ungerecht, die Gewalt wird darüber entscheiden. Wenn jedoch Eure Majestät heute Abend beim Cercle oder Souper ein Wort zu Napoleon zu sagen geruht, so wird dieser angebliche Friedensvertrag sicherlich das Geschick so vieler anderer teilen, die nicht zur Ausführung gelangt sind." Der König folgte meinem Rate, worauf zu ihm Napoleon sagte: „Wenn dieser Vertrag existiert, so hebe ich ihn hiermit auf und werde Denon verbieten, davon zu sprechen."

Der Durchzug der französischen Armee überlastete uns mit Einquartierungen. Die Stadt wimmelte von Soldaten; die ganze Garde mußte in der Nähe der Residenz untergebracht werden. Mich traf ein guter Teil davon. Bei seiner Rückkehr aus dem Kriege hielt sich Napoleon wieder ziemlich lange in München auf. Der König legte mir nahe, die Galerie auspacken zu lassen. Dies würde mir Gelegenheit geben, mit dem Kaiser bekannt zu werden. „Gott bewahre uns davor!"

[50]) Dominique Vivant Baron Denon, Zeichner für Kupferstiche und Literat, 1747 bis 1825, seit 1804 Generaldirektor der Museen, begleitete Napoleon auf seinen Feldzügen und bereicherte den Louvre mit den erbeuteten Stücken aus den Sammlungen der eroberten Länder. Denon war einer der ersten, die sich in Frankreich mit der Lithographie beschäftigten. Vgl. Alb. de La Fizelière, L'Œuvre originale de Vivant Denon, Paris 1872/73. 2 Bände in 4° mit einer Lebensskizze Denons.

erwiderte ich. „Ich habe nicht Lust, mir so teuer und auf Kosten Eurer Majestät die Ehre zu erkaufen mit diesem berühmten Manne zu sprechen und ihn kennen zu lernen. Er würde mit seinem treuen Denon kommen, der gewissermaßen sein Auge für die schönen Künste ist. Ich zweifle nicht, daß er guten Geschmack zeigen würde, und dazu würde der Wunsch in ihm rege werden, den Gegenstand seiner Wahl auch zu besitzen. Eine neue Unterhandlung könnte dann verhängnisvoller werden als der frühere Vertrag von Düsseldorf. Über meine pathetische Darlegung lachend, sagte der König: „Sie können sehr wohl recht haben, mein lieber Mannlich, handeln Sie also nach Ihrem Gutdünken!"

Unsere Gemälde und andere Kunstobjekte blieben also bis zur Abreise Napoleons in ihrem Versteck. Denon folgte der Armee nicht nach, da er in München die Lithographie erlernen wollte, um diese neue Kunst in Frankreich einzuführen.[51]) Alles Ernstes glaubte er, daß er bei seiner Rückkehr nach Frankreich die Sache weit besser zustande bringen würde, als es damals bei mir geschah. Er sollte indes in seiner Erwartung sehr getäuscht werden.

Da ich unsere Sammlungen wieder an Ort und Stelle zu sehen wünschte, und keine Gefahr mehr vorhanden war, ließ ich unsere Gemälde wieder zurückstellen, in erster Linie die zahlreichen Werke der primitiven deutschen Schule in der Schleißheimer Galerie, die Denon wohl am wenigsten verlocken würden. Aber zu meinem großen Erstaunen begeisterten sie ihn in dem Maße, daß er überhaupt nichts anderes mehr sehen wollte. Mit vieler Mühe riß ich ihn davon los, um ihm die italienischen und flamländischen Schulen zu zeigen. Aber er nahm mich auf halbem Wege beim Arme und sagte zu mir: „Sie besitzen herrliche Werke der größten Meister. Wir haben auch solche; ich bitte Sie aber flehentlich, mich wieder zu unseren guten alten zurückzubringen." Ich drückte ihm mein Erstaunen darüber aus, daß er als

[51]) Denon besuchte die lithographische Anstalt der Brüder Senefelder, ließ sich Proben der neuen Kunst vorführen und stellte selbst Versuche damit an. Das erste von ihm nach eigener Zeichnung lithographierte Blatt ist eine Landschaft mit der Heiligen Familie und trägt Denons Namenszug mit dem Vermerk: Fait à la lithographie de Munich le 15 9bre 1809, Denon. Die erste von ihm in Paris in der Steindruckerei des Grafen Lasteyrie hergestellte Lithographie, die Geburt Christi, stammt aus dem Jahre 1817. Vgl. Franz Maria Ferchl, Übersicht der einzig bestehenden, vollständigen Inkunabeln-Sammlung der Lithographie. München 1856, S. 50.

Franzose an diesen primitiven, von unseren modernen Schulen so verschiedenen Werken Gefallen finden könne. „Das darf Sie von mir nicht wundern", erwiderte er lebhaft. „Ich habe allezeit das Gestohlene lieber gehabt als die Stehler. Es liegt so viel keusche Ursprünglichkeit, rührende Naivität, reiche Einfachheit, tiefempfundene Demut und so unverfälschter Ausdruck in diesen Werken, daß ich sie den meisten unserer großen Maler unendlich vorziehe, die sich gegenseitig nachahmen." Man mußte unser Diner in einem Saale der alten Schule servieren, von dem er erst bei einbrechender Nacht schied. Nach Paris zurückgekehrt, verfehlte Denon nicht, Napoleon von unseren primitiven Meistern zu erzählen, und erweckte in ihm das Verlangen, sie zu besitzen. Er schlug dem Könige einen Tausch vor und bot ihm von allen Meistern, von denen die französische Galerie mehrere Werke besäße, eines an, von Raffael angefangen, um ihn für das Opfer zu entschädigen, das er ihm bringe. Der König erteilte mir seine Vollmacht zur Erledigung dieser Angelegenheit. Ohne gerade, in Erinnerung an einen mißglückten Tausch Herzogs Karl[52]) mit dem Herzoge von Orléans, besondere Eile zu zeigen, mußte ich mich schließlich doch entscheiden. Ich befürwortete also die Annahme des Vorschlages, jedoch unter der Bedingung, daß ich selbst in Paris unter den Gemälden des „Musée Napoléon" auswählen dürfe. Das entsprach weder der Absicht Denons noch jener seines Herrn. Man verhandelte kühl auf beiden Seiten, ohne zu einem Abschlusse zu gelangen. Andere Ereignisse brachen darüber herein: so fiel das unsere zu meiner großen Befriedigung der Vergessenheit anheim.

In dieser Zeit raffte der Tod zwei meiner alten Freunde hinweg: Fontenet, der nach der französischen Revolution wieder zu uns nach München gekommen war und ein sehr geselliges Leben führte, und Abbé Salabert. Nach einem Diner im Hause des Bankiers Seligmann, bei dem er die ganze Tischgesellschaft erheiterte, war er abends noch zu Hofe gegangen, hatte tausend Witze gemacht, beim Souper den Damen allerlei galante Dinge gesagt und war in bestem Wohlbefinden nach Hause zurückgekehrt. Kaum hatte er sich zu Bett gelegt, als er seinem Diener klingelte, der ihn aber bereits in den letzten Zügen fand. So blieben mir also General Christian v. Zweibrücken und Fritz

[52]) Karl II. August von Pfalz-Zweibrücken.

v. Jacobi,[53]) der Präsident der Akademie der Wissenschaften, als die einzigen meiner alten Freunde. Der Tod der einen fesselte mich um so inniger an die andern.

Während des Winters 1811 zogen am politischen Horizont wieder schwarze Wolken herauf. Fürst Bariatinsky,[54]) mit dem ich sehr fleißig verkehrte, sagte mir eines Tages bei einem Diner: „Ich bedauere aufrichtig Ihren Sohn Karl und Sie selbst, mein guter Mannlich. Ganz Europa rüstet sich zu einem Kriege gegen uns; allerorts verbündet man sich, um uns zu zwingen, einen schändlichen Vertrag einzugehen. Wir sehen dem Gewitter festen Fußes entgegen, ohne jede Anmaßung. Aber wir werden unseren Feinden zeigen, was ein Volk vermag, das sich aus dem Zustande der Wildheit allmählich zur Kultur emporzuarbeiten beginnt, noch Religion und Sitten hat, den Luxus noch nicht kennt, sein Vaterland liebt und alles für die Wahrung seiner heiligsten Güter opfert. Wenn der Feind erfolgreich in unser Land vordringen wird, so wird man alles vor ihm in Asche legen, ihm dadurch seine Beute entziehen und ihn am Rauben und Niederbrennen, wie es sein Brauch ist, verhindern. Städte und Dörfer wird er verödet finden, ohne Hilfe und Führer sein und unaufhörlich belästigt durch unsere zahllosen Reiterschwärme, die ihm die Zufuhr an Lebensmitteln abschneiden werden. Unbesiegbare Verbündete stehen uns zur Seite: Napoleons unkluge Anmaßung, der Hunger und die Kälte. Nur wenige der vieltausendköpfigen Armee, die gegen uns auszieht, werden ohne ein bleibendes Denkzeichen an das törichteste Unterfangen des Ehrgeizes ihr Vaterland wiedersehen."

Der Befehl zum Ausmarsch des bayerischen Heeres nach der polnischen Grenze erfüllte mich mit unsagbarem Schmerze. Abgesehen von den sicheren ungünstigen Aussichten dieses Krieges schien er mir ungerecht zu sein, und der Gedanke, meinen einzigen Sohn dem unvernünftigen Ehrgeiz eines fremdländischen Despoten zu opfern, lastete schwer auf meiner Seele. Karl selbst konnte ebensowenig wie seine jungen Kameraden den Augenblick des Abmarsches erwarten. Sie brannten vor Verlangen, Rußland zu sehen, ohne freilich zu ahnen, welche Leiden ihrer harren sollten. Hatte mich nun die Prophezeiung

[53]) Über Christian v. Zweibrücken vgl. S. 205, über Fritz v. Jacobi S. 15.

[54]) Prinz Johann Bariatinsky war bevollmächtigter Minister des russischen Hofes in München.

des Fürsten Bariatinsky oder eine düstere Vorahnung eingeschüchtert, beim Abschiede von meinem Sohne war es mir, als hätte ich ihn zum letzten Male gesehen. Vor der Türe unseres Gartens stieg er aufs Pferd, und ich sah ihm bis zur Straßenbiegung nach, wo er meinen Blicken entschwand.

Die Armee defilierte am Fenster des Königs vorbei: die prächtigste, die Bayern jemals gehabt hat. Wehmütigen Herzens sah sie dieser gute Fürst vorübermarschieren. Sie bestand aus über 40 000 Mann, der Blüte unserer Jugend. Bis zur Ankunft in Sachsen trafen häufige Nachrichten von Karl ein. Als aber Napoleon bei der Truppenschau über die Heere der verbündeten Mächte die beiden ersten bayerischen Chevaulegers-Regimenter zur Avantgarde der zweiten Hälfte seiner Armee bestimmte, wurde Karl von seinen Landsleuten, dem Gepäck und der Militärkasse getrennt, die während des ganzen Feldzuges mehr als 150 Meilen hinter ihm zurückblieb. Von da ab war die Korrespondenz erschwert und vor allem den deutschen Offizieren untersagt. Nach den Zeitungsberichten ging alles aufs herrlichste; aber trotz aller Vorsichtsmaßregeln des schlauen Despoten brach sich die Wahrheit hin und wieder Bahn.

Smolensk[55]) wurde genommen. Die Garden, die stets als die ersten die Vorteile einer gewonnenen Schlacht ausnutzten, plünderten und entrissen den Flammen, was die Einwohner nicht hatten wegschleppen können; der Rest der Armee starb an Hunger. General Domanget befand sich wie seine Adjutanten in der gleichen Lage: sie fasteten in des Wortes vollster Bedeutung. In dieser äußersten Not machte Karl einen guten Fang. Er lag eben hinter der Truppe an einem kleinen Feuer, um sich Tee zu kochen. Da in den Wasserpfützen längs der Wege Leichen und krepierte Pferde verfaulten, so mußte man dieses Wasser wenigstens abkochen. Während solcher Beschäftigung sprang ein Widder aus dem Gebüsche hinter ihm hervor. Karl packt ihn, schlägt ihn zu Boden und bedeckt ihn mit seinem Mantel. Gleich darauf zeigt sich ein zweiter, den er ebenfalls ergreift und versteckt, indem er sich darauf setzt. Diese beiden Flüchtlinge waren dem Troß des Kaisers entlaufen, der es sich mitten unter den Tausenden

[55]) Bei Smolensk siegte Napoleon am 17. August 1812 über Barclay de Tolly und Bagration. Beim Rückzuge der Franzosen im November 1812 unter General Ney wurde jedoch ihre Nachhut von Kutusow geschlagen.

Verhungernder an nichts fehlen ließ. Wenn von hundert Proviant-transporten einer der Wachsamkeit der Kasaken entging, war er für die Küche Seiner Majestät bestimmt, der in seinem Taumel nicht die geringste Vorsorge zur Ernährung einer zahllosen Armee getroffen, noch an die Kranken und Verwundeten gedacht hatte. Die glückliche Beute wurde mit dem Grafen Wittgenstein und seinem Vetter Karl v. Zweibrücken,[56]) dem Chef des Regimentes meines Sohnes, geteilt. Man hielt abends ein großes Gelage mit Bouillon, Braten und Kaffee, den man von einem Juden um schweres Geld gekauft hatte.

Ich glaube, es war am Vorabend der Schlacht von Moshaisk.[57]) Vor Tagesanbruch rückte man zum Angriff auf den Feind vor. Murat kommandierte unter dem Oberbefehl des Kaisers, der sich oft da zeigte, wo das Feuer am heftigsten war. Die russische Artillerie richtete eine schreckliche Verheerung in der französischen Armee an. Man schoß mit Kartätschen, und es sanken viele Offiziere in den Staub. Unter diesen Opfern befand sich auch der tapfere und liebenswürdige Karl v. Zweibrücken. Eine Kugel drang ihm durch den Magen. Mein Sohn sah ihn zwanzig Schritte vor sich fallen. Sie waren Freunde von Jugend auf gewesen. Gleich darauf riß dem Grafen v. Wittgenstein, der an der Spitze seines Regiments anstürmte, eine Kanonenkugel die Schulter weg. General Domanget und mein Sohn eilten herbei; die Lebens-flamme des Grafen war aber schon am Erlöschen. Man hatte ihn aus dem Getümmel der Schlacht in einen Graben geschleppt: „Guten Mut, Kamerad!" rief ihm Domanget zu. „Daran hat es mir nie gefehlt," erwiderte er, zog die Stirne in Falten und verschied. Wie mir mein

[56]) Karl August Gabriel Freiherr v. Zweibrücken, 1784 bis 1812, zweiter Sohn des Wilhelm Freiherrn v. Zweibrücken (vgl. S. 205, Anm. 5) hat an den Feldzügen von 1799 und 1800 gegen Frankreich, 1806/07 gegen Preußen und Rußland und 1809 gegen Österreich teilgenommen und sich bei verschie-denen Gelegenheiten durch Mut und Tapferkeit ausgezeichnet. Er starb an den Folgen seiner bei Borodino erhaltenen Verwundung am 5. Oktober 1812. Vgl. Schrettinger, Der Königlich Bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882. S. 1079.

[57]) Die Schlacht von Borodino, das an einem Nebenflusse der Moskwa im Kreise Moshaisk gelegen ist (auch Schlacht von Moshaisk genannt), wurde am 7. September 1812 zwischen Kutusow und Napoleon I. geschlagen und endete infolge der Erschöpfung der Truppen. Kutusow zog sich zwar zurück; die Franzosen hatten aber doch keinen Sieg davongetragen.

Sohn versicherte, verhärtete sich, da man beständig von Toten, Verwundeten und Sterbenden umgeben war und unsäglich litt, selbst die empfänglichste und menschlichste Seele nach und nach und verfiel in einen Zustand tierischer Abgestumpftheit. Die niederen Instinkte drängen jedes andere Gefühl in den Hintergrund.

„In solcher Verfassung", schrieb mir Karl, „sah ich wohl mit Kummer, aber trockenen Auges meinen Oberst sterben und meinen Oberstleutnant und Freund zu Tode verwundet. Erst später in Moskau habe ich sie in stillen Stunden bitter beweint. Die fürchterliche Kanonade dauerte unaufhörlich fort und lichtete unsere Reihen. Man mußte dem General folgen, der einen Angriff der regulären Kasaken befürchtete. Um ihnen dazu den Weg frei zu machen, stürmten die Russen mit ganzer Gewalt gegen uns ein und überschütteten uns mit einem Hagel von Kartätschen. Auch ich bekam einen Teil ab. Eine der Kugeln zerschlitzte mir längs des Vorderarms den Ärmel meiner Uniform, ohne in das Fleisch zu dringen, aber sie erfaßte mich an der rechten Hüfte, riß ein Stück des Beckenknochens weg und verletzte mir die Haut des Unterleibes.

„Ich hatte eben eine große Hammelskotelette verzehrt, die mir mein treuer Diener mitten in das Feuer gebracht hatte. Mit einer zweiten fand sich mein General mit Vergnügen ab. Domanget, der meinen Blutverlust bemerkte, schickte mich zum Verbinden zurück. Nach einigen Schritten folgte ein zweiter allgemeiner Ansturm, wobei der General die Oberlippe mitsamt den Zähnen verlor und die Kasaken stürzten sich auf uns. Nach weiteren Verwundungen mußte er gleichfalls den Schauplatz verlassen. Bei jedem Schritte des Pferdes erduldete ich Marterqualen: mein Leib schwoll zusehends an. Vergebens suchte ich nach einem Chirurgen. Man verlangte überall nach ihnen; so viele Verwundete gab es. Ich suchte also hinter der Truppe ein Obdach, da ich mich nicht mehr auf dem Pferde zu halten vermochte. Einige zu einer Hütte zusammengefügte Strohbündel erschienen mir wie ein Palast; ich näherte mich mit langsamen Schritten, aber sie war besetzt, und man verweigerte mir den Eintritt. Zu meinem Glücke fand sich eben der Eigentümer dieses Asyls ein; er vertrieb die Insassen und beherbergte mich. Es war ein Oberkommissär der Zentral-Armee; wir bewohnten es nun beide, auf ein Lager aus Stroh hingestreckt. Ich verlor viel Blut, wurde merklich schwächer und konnte mich nicht ohne

Mannlichs Sohn Karl.

Bleistiftzeichnung von Peter Heß.
Aus der Maillinger-Sammlung der Stadt München.

Schmerzen bewegen. Erst gegen Abend brachte mir mein Diener einen Chirurgen. Wäre die Kugel um zwei Linien tiefer eingedrungen, würde es auf der Stelle um mich geschehen gewesen sein. Durch den Verband fühlte ich mich erleichtert, glaubte aber vor Hunger und Durst zu sterben.

„Mein edelmütiger Wirt teilte mir mit, daß sich der Feind zurückgezogen habe, und ihm die Armee nun folge. Beim Abschiede überließ er mir Hütte und Vorräte, in der Hoffnung, alles in Moskau vorzufinden, gegen das man vorrückte. Dieses Vermächtnis bestand aus zwei Handvoll groben Mehles und einem Kerzenstummel, um meine Suppe einzufetten. Zu jeder anderen Zeit und Gelegenheit hätte ich nicht meinen Hund mit einem solchen Ragout füttern mögen; aber jetzt würzten es Hunger und Not so sehr, daß ich es mit großem Appetit verschlang. Ich schlief die ganze Nacht, d. h. einige Stunden und fühlte mich beim Erwachen kräftiger. Mein Diener war in mehrere noch bewohnte Dörfer geritten, brachte einige mit schwerem Gelde unter Lebensgefahr erkaufte Nahrungsmittel mit und erbeutete bei einem seiner Streifzüge ein gutes Pferd, das seinen Herrn verloren hatte. Ich behielt es für mich, mit dem Versprechen, es ihm später einmal zu bezahlen. Denn im Augenblick hatte ich keinen Heller in der Tasche. Schmutzige, mit Krätze und Ungeziefer behaftete Juden waren unsere seltenen Lieferanten. Auf die Erde gebettet, dicht über meinem Kopfe ein Strohdach, das mich vor sengender Sonnenglut und nächtlicher Kälte schützte, regungslos, um die heftigen Schmerzen nicht zu vergrößern, war ich in trübsinnige Gedanken über meine Lage versunken.

„In Moskau [58]) quartierte ich mich in einem schönen Hause ein, dem die kaiserlichen Garden bereits einen Besuch abgestattet hatten. Im Hofe lagen Bücher und Landkarten in bunter Menge durcheinander. Das Haus war vollständig möbliert und noch mit allem versehen, trotz der Heimsuchung durch die Garden, die sich mit besonderer Vorliebe der Magazine und Kaufläden bemächtigt hatten. Sie waren alle zu

[58]) Napoleon zog am 14. und 15. September in Moskau ein, das von den Einwohnern verlassen worden war. Das Feuer brach bereits in der ersten Nacht nach dem Einmarsch der Truppen aus und brannte bis zum 20. September fort; von ungefähr 2600 aus Stein erbauten Häusern waren nur noch 525 übriggeblieben. Die Stadt erhob sich aber schöner wie ehedem aus Schutt und Asche.

Krämern geworden: überall sah man sie sitzen, mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust und damit beschäftigt, nach Gewicht und Elle fremdes Gut an den Mann zu bringen.

„Wie glücklich fühlt man sich, wenn man nach langen, schweren Entbehrungen wieder sein Wohlbehagen findet. Nach der aufgezwungenen Enthaltsamkeit, mit der ein Einsiedler Ehre eingelegt hätte, der seliggesprochen werden will, machte ich von den köstlichen Vorräten an Wein, Reis, Konfitüren usw. nur mäßigen Gebrauch. Mein Befinden kräftigte sich zusehends. Napoleon, der es noch nicht gewagt hatte, eine so große Stadt wie Moskau zu betreten, ritt erst am nächsten Tage in Begleitung seiner Getreuen und seiner Garden ein. Man hatte ihm einen Palast in der unmittelbaren Nähe meines Hauses eingerichtet. Es kam mir die Lust, diesen so teuer erkauften Triumphzug zu schauen. Auf meine Krücken gestützt, schleppte ich mich durch die Straßen, mich behutsam seitwärts haltend, um nicht im Gedränge gestoßen zu werden. Der Kaiser war mit seinem Gefolge bereits in das Palais eingezogen, und ich wieder auf dem Rückwege nach meiner Behausung, als ich nahe bei dieser meinen Namen rufen hörte. Ein Mann drängte sich durch die Menge zu mir heran, und ich erkannte in ihm den Kammerdiener des Herrn v. Narbonne.[59]) Im nächsten Augenblicke erschien sein Herr, der General. Nachdem er mich entdeckt hatte, kam er mit offenen Armen auf mich zu. »Ach, mein armer Karl, wie freue ich mich, Sie zu sehen; glücklicherweise gehören Sie nur zu den Verwundeten!« mit diesen Worten nahm er mich beiseite und setzte mich auf die Trümmer eines von Feuer verzehrten Hauses.

„Als Napoleon einsah, daß das Petersburger Kabinett sein Spiel mit ihm getrieben hatte, und er sich in Moskau nicht länger halten könne, beschloß er, mit den Trümmern seiner Armee, die noch immer die »Große« hieß, den Rückzug nach Polen anzutreten. Der Kaiser

[59]) Louis Marie Jacques Amalric, Graf von Narbonne-Lara, General und französischer Diplomat, 1755 bis 1813, am Hofe von Versailles erzogen, von weltgewandtem, einnehmendem Wesen und feiner Bildung, ein Freund der Philosophen, war 1809 Gesandter in München gewesen, wo er eine große Rolle spielte. Mannlichs Vater verkehrte häufig in seinem Hause und auch dessen Sohn hatte sich seiner Freundschaft zu erfreuen. 1810 wurde Narbonne Adjutant Napoleons und machte den Feldzug in Rußland mit, 1813 Gesandter in Wien.

hielt seinen Entschluß geheim, ordnete aber die Abreise der verwundeten Offiziere an, unter denen sich glücklicherweise auch Marschälle und viele Generale befanden. Unser Auszug bot ein köstliches Schauspiel dar: mehr als 60 der schönsten englischen Wagen aus den Moskauer Remisen bewegten sich zur Stadt hinaus, bepackt mit Bildern, Pendulen, chinesischem Porzellan und manch anderem Beutestück — Trophäen unserer glorreichen Expedition.

„Ich begnügte mich mit den beiden Troikas, die ich mit gutem Gewissen als meine Beute betrachten konnte, belud sie hoch mit Hafer, Heu, Kartoffeln, Wein und Brot, da ich wohl wußte, welches Land wir zu durchqueren hätten. Zum Schutze gegen die winterliche Kälte kaufte ich von einem Gardisten, der sich eines Pelzwarengeschäftes bemächtigt hatte, die notwendige Ausrüstung. Als wir von Moskau wegfuhren, herrschte mildes und schönes Wetter. Den Säbel zur Linken, meine Krücken zur Rechten, vor und hinter mir hochgetürmte Heubündel, Peter auf dem Bocke, während der Reitknecht meine drei anderen futterbepackten Pferde führte, so rückte ich am Ende unserer glänzenden Karawane zur Stadt hinaus. Um uns gegen die überall umherstreifenden Kasakenschwärme zu schützen, hatte man uns einige Eskadrons Husaren unter dem Befehle meines Freundes, des Obersten Ruelle, beigegeben. Die spärlichen Grashalme am Rande der Straße und die übriggebliebenen Strohdächer der Hütten fraßen die Pferde unserer Vorleute ab. Hatte sich ein polnischer Jude mit Lebensmitteln bis zu uns herangewagt, so war, bis wir an die Reihe kamen, sein Sack bereits von den Marschällen bis auf den Grund geleert: weder für uns noch unsere Pferde war etwas zu bekommen. Trotz aller Genügsamkeit gebrach es uns bald am Notwendigsten, und hinter Smolensk begann unsere Lage verzweifelt zu werden. Tagsüber quälte uns der Hunger, nachts froren wir, unter dem funkelnden Sternbild des großen Bären, in der ungedeckten Troika liegend.

„Das Gefilde war um uns her mit Leichen, Sterbenden und Tausenden von Pferdekörpern bedeckt. Zwei meiner Pferde, die sich nicht mehr weiterzuschleppen vermochten, mußten ihrem Geschicke überlassen werden. Das Pferd, das mir König Maximilian beim Ausmarsche geschenkt hatte, wurde angespannt; es war das einzige, das noch einen Rest von Kraft besaß. In dieser Lage, die alles aufs Spiel zu setzen gebot, nahm ich eine im Hofe meines Moskauer Hauses

aufgelesene Karte von Rußland zur Hand, orientierte mich und schlug meinen Freunden vor, die Karawane der Verwundeten zu verlassen, die uns dem sicheren Tode entgegenführen würde. Freilich liefen wir Gefahr, von Kasaken angefallen und getötet zu werden; aber dies schien noch besser, als eines langsamen Todes an Hunger und Kälte zu sterben. Wir schlugen also den nächsten Weg ein, der unsere Straße kreuzte, und wünschten unseren Leidensgenossen glückliche Fahrt.

„Ziemlich spät abends langten wir in einem Dorfe an. Unser Erscheinen rief Erstaunen und Beunruhigung unter den Bewohnern hervor. Ich stammelte einige russische Wörter wie: Essen, Trinken, Schlafen, Pferd und ließ dabei ein paar Dukaten sehen. Wir waren alle nach russischer Sitte gekleidet, im übrigen trugen wir auch eine grüne Uniform ähnlich jener der Russen. In Ungewißheit, ob wir Freund oder Feind wären, schürten sie uns ein tüchtiges Feuer im Hofe an, beherbergten uns und unsere Pferde in der Scheune und brachten uns Speise und Branntwein. Wie erlöst atmeten wir auf, und unsere elende Hütte deuchte uns ein Feenschloß. Allmählich war das ganze Dorf zusammengelaufen; man musterte uns mit neugierigem Blicke, ließ es aber doch nicht an Rücksicht und gutem Willen fehlen. Trotz dem fast unbezwinglichen Bedürfnis wagten wir nicht einzuschlafen. Ein Dutzend stämmiger Bauern hatte sich, mit Prügeln bewaffnet, um unser nächtliches Feuer gelagert, unverwandt den Blick auf uns gerichtet. Aus Furcht vor einem Angriffe wachten wir abwechselnd je eine Stunde; Säbel und Pistolen zu Händen sahen wir den Ereignissen entgegen.

„So verstrich die erste gute Nacht seit unserem glänzenden Ausmarsch aus Moskau. Nach einem ländlichen Frühstück beschafften wir uns Reisevorräte, wofür die Bauern erst nach einigem Widerstreben Geld annahmen: in solchem Maße wird die Gastfreundschaft bei diesem halbwilden Volke noch gepflegt. Von nun ab hielten wir uns stets in einer Entfernung von acht bis zehn Meilen von der Heeresstraße, auf der die Kasaken die Karawane der Verwundeten beunruhigten und ausplünderten und auf den Rückzug der großen Armee warteten, der ihnen ungeheure Beute in Aussicht stellte. Mein guter Geist hatte mir diese Idee eingegeben: es kam uns weder ein Kasake zu Gesicht, noch entbehrten wir jemals der nächtlichen Herberge. Wir ertrugen ziemlich heiter die außerordentlich strenge Kälte und die Beschwerden

dieser langen Reise auf unfahrbaren, festgefrorenen Wegen, die uns beständig hin- und herrüttelten und unsere Kräfte erschöpften. Wir mußten noch ein weiteres meiner Pferde preisgeben, das vor Ermattung zusammenbrach. Das gute Tier folgte uns mit traurigem Blicke, mitten auf dem Wege zurückbleibend. Zur Verstärkung meines Gespannes kaufte ich zwei Tatarenpferde, die mich mit meinem Pferde des Königs bis nach München zogen. Auf der Höhe von Minsk abschwenkend erreichten wir ohne Zwischenfall die Moskauer Landstraße; dabei stießen wir auf die »Große Armee« seligen Angedenkens, die sich in vollständiger Auflösung befand. Jede Subordination fehlte; das »Ich« war der einzige Gedanke des Soldaten; er kannte nichts außer sich selbst.

„In Minsk fanden wir unsere bayerischen Kameraden vor; sie begriffen nicht, wie wir den Kasaken hatten entrinnen können. Da sich der Feind von Tag zu Tag verstärkte, war es klug, Vorsprung zu gewinnen. Wir machten uns also wieder auf den Weg. Wer bis dahin dem Tode glücklich entkommen war, sollte ihn in Polen finden: die Kälte war ungeheuer. Jene, die nach langem ermüdenden Marsche rastend stille standen, schliefen sogleich ein, um nicht mehr zu erwachen. Der Weg war zu beiden Seiten von diesen Unglücklichen gesäumt.

„Als wir endlich die preußische Grenze erreicht hatten, befiel mich das Nervenfieber, das eine große Verheerung in unserer Armee angerichtet hatte. Zu allem Unglück erkrankte auch Peter daran. Da lagen wir nun wieder auf Stroh gebettet im Hause eines Juden. Der Dorfarzt ordnete Hühnersuppe und Ruhe an. Ich teilte beides mit meinem getreuen Diener, der sich sogar sehr gut mit dem Fleische meiner alten Hühner abfand, die uns der Jude zu zwei Talern das Stück verkaufte. Das Dorf, das schon bei unserer Ankunft von Flüchtlingen jedes Standes besetzt war, füllte sich immer mehr an. Am dritten Tage brachten Fliehende das Gerücht in Umlauf, daß die Kasaken in überlegener Zahl gegen uns anrückten. In unserem Ort lag nur eine kleine Truppe, die sich indes in Verteidigungszustand zu setzen schien. Da ich aber kein großes Vertrauen darauf hatte und keine Lust verspürte, mich gefangen nehmen zu lassen, wollte ich lieber auf dem Wege zur Heimat, als auf jenem nach Sibirien zugrunde gehen. Ich ließ also meine Troika bespannen; man legte mich darauf, und ich fuhr von dannen. Viele taten desgleichen, und so sah ich mich mitten

in einer Karawane fliehender Kameraden, die ohne Waffen und Vorrat beinahe alle zu Fuß einherzogen.

„Je weiter wir nun in Preußen eindrangen, desto größer wurden Reinlichkeit, Behagen und Höflichkeit, aber anderseits traf man auch weniger guten Glauben und Sicherheit an. Nach einigen Tagen stieß ich auf unsere Bagagewagen und fand zu meiner großen Freude mein Gepäck in bester Ordnung. Auch wurde mir mein Sold, der mir seit Beginn des Feldzuges ausstand, auf einmal nachbezahlt.

„Mit der Annäherung an Berlin machten sich höfliches Entgegenkommen, gute Manieren und schöne Phrasen in gewähltem Deutsch mehr und mehr fühlbar und wuchsen im Verhältnis zur geschicktesten Spitzbüberei. Es hieß überall das Auge haben, um nicht bestohlen zu werden. Während man mir eines Abends in einem Städtchen vom Wagen half, verschwand mein Säbel, trotz der Wachsamkeit meiner Diener. In Berlin hatte man mich bei einem reichen Kaufherrn einquartiert, bei dem es mir sehr gut erging. Er verbarg mir keineswegs seine Freude über den Unstern der französischen Armee; die Plackereien, die er und seine Mitbürger durch sie hatten ertragen müssen, lasteten noch schwer auf seinem Herzen."

Obige Schilderung seiner Erlebnisse in diesem unglücklichen Feldzug hatte mir mein Sohn in zwei Briefen aus Berlin gegeben. Ich war gerade wieder einmal in traurige Gedanken über sein Schicksal versunken, und in meinen düsteren Phantasien sah ich ihn verwundet, auf der Flucht, ohne Hilfe, vor Erschöpfung sterbend und endlich als Beute der Wölfe und Geier, als man mir den ersten dieser Briefe überbrachte. Schrift und Siegel waren mir bekannt; das Herz schlug mir so gewaltig, daß es mir beinahe schien, als würde ich umsinken. So muß es einem Unglücklichen auf der Richtstätte zu Mute sein, wenn man ihm das Wort „Begnadigung" zuruft. Ich verschlang diesen langen Brief, gab ihn allen Leuten zu lesen und hätte ihn am liebsten auch den Passanten auf der Straße gezeigt, ohne in meinem Glückstaumel daran zu denken, daß meine Münchener Landsleute wenig willens gewesen wären, das mir widerfahrene Glück mit mir zu teilen.

Eines schönen Tages traf Karl gerade in dem Augenblicke, als wir uns zu Tische setzen wollten, bei uns ein. Ein Freudenschrei entrang sich gleichzeitig unseren Lippen; wir hielten ihn abwechselnd

in den Armen, liebkosten ihn und stellten ihm tausend Fragen. Sein Gesicht war gebräunt, die roten Wangen waren verschwunden. Im übrigen war er unverändert, wenn er auch schlechter aussah als vor seiner Abreise. Trotz der strengen Kälte in Rußland und der 600 Meilen, die er in den Monaten Dezember und Januar in seiner offenen Troika zurückgelegt hatte, waren ihm weder Füße noch Hände erfroren wie der Mehrzahl seiner wenigen Kameraden, die aus dem Feldzuge mit dem Leben davon gekommen waren. Auf den Wunsch Seiner Majestät des Königs stellte er sich gleich nach seiner Ankunft so vor, wie er war: in seinem russischen Kostüm, mit seiner Mütze, den Filzstiefeln und dem Pelz. Der König nahm ihn sehr gnädig auf und befragte ihn über die Verluste und die Wunden, die durch die unfaßliche Sorglosigkeit Napoleons der Armee geschlagen waren. Karl hinkte noch ein wenig, aber erholte sich mit jedem Tag und erlangte durch fleißige Bewegung in der frischen Luft sein früheres gutes Aussehen wieder. Das Pferd des Königs, das mit ihm nach München heimgekehrt war, hatte zwar noch Feuer, war aber so schwach, daß sein Schritt schwankte.

Unsere Tagesblätter wagten nur von jenen Ereignissen zu sprechen, die zugunsten der Franzosen ausgefallen waren. Aber die Erfolge, mit denen sie paradierten, brachten keine Entscheidung in der Sache. Napoleon eilte tatsächlich von einer feindlichen Armee zur anderen, zwang sie zum Weichen, aber seine Lage blieb unverändert. Während dieser Zeit trat General v. Wrede in Unterhandlungen mit dem Wiener Kabinett, und obgleich sich ihnen Montgelas mit seiner ganzen Macht widersetzte, bestimmte Wrede den König, Napoleon zu verlassen. Man schickte ihm den Platzmajor Baron v. Fürstenwärther, um ihm die den König bestimmenden Gründe anzukünden und ihn darüber aufzuklären. Der entscheidendste von ihnen war, daß Napoleon eine hinreichend starke Armee zum Schutze Bayerns gegen den Einfall der Kaiserlichen versprochen, aber nur einen Parlamentär geschickt habe. Deshalb schulde der König der Wohlfahrt des Landes den Entschluß, sich den verbündeten Mächten anzuschließen. Zugleich überbrachte Fürstenwärther dem bayerischen General den Befehl, die Reste seiner Armee nach Bayern zurückzuführen. Der Major vollzog seinen Auftrag Punkt für Punkt; man hörte ihn stirnrunzelnd an. „Ihr König wird es bereuen!“ lautete schließlich die Antwort des Eroberers. Auf

die verschiedenen Fragen über die Stärke und die Stimmung bei der Armee und beim Volke erwiderte der Baron stets nur: „Ich weiß nichts!“ und sagte damit im Grunde naiv die reine Wahrheit.

General Wrede betrieb mit allen Kräften die Ausrüstung einer neuen Armee und brachte sie trotz aller Hindernisse, die ihm Montgelas in den Weg legte, auf marschbereiten Fuß. Das war ein festliches Ereignis für unsere Krieger. Die wenigen, die dem Mißgeschick in Rußland entronnen waren, hatten, Soldat sowohl wie Offizier, Grund zur Klage über die Frechheit der Napoleonischen Garden und den diesen gewährten besonderen Schutz. Sie nahmen sich also vor, glänzende Rache an ihnen zu nehmen.

Montgelas, der diese neue Allianz nicht hatte verhindern können, wollte wenigstens ihre Wirkung aufheben und hielt den Befehl des Königs zum Abmarsch der Armee acht Tage zurück. Mittlerweile wurde Napoleon geschlagen,[60]) sein Waffenruhm war gebrochen; er mußte sich den Weg bahnen, um den Rhein passieren zu können. Die verlorenen acht Tage sollten durch Eilmärsche bei Tag und Nacht eingebracht werden. Die Straßen waren grundlos, die Hälfte der Artillerie und der Munitionswagen blieb im Kote stecken, die Soldaten konnten nicht vorwärts kommen. Wrede ließ sie zum Teil in Würzburg zur Belagerung des Schlosses und marschierte mit der Hälfte der kombinierten Armee ab, um Napoleon den Rückzug abzuschneiden. Er traf rechtzeitig ein; aber seine Streitkräfte waren zu schwach, als daß er sich lange gegen einen sechsmal überlegenen Feind hätte behaupten können. Drei Tage lang kämpfte man mit wechselndem Erfolge; unsere Chevaulegers befanden sich unaufhörlich im Handgemenge mit den Kürassieren der Garde; sie konnten gegen diese gepanzerten Kolosse nur ihre Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Tapferkeit ausspielen. Sie schlugen sie in die Flucht und wurden selbst dreimal von Hanau zurückgeworfen.[61]) Schließlich brachte Napoleon, der, zum Rheinübergange gedrängt, keine Zeit mehr hatte, den Anmarsch der ihn ziemlich langsam verfolgenden Preußen, Österreicher und Russen abzuwarten, 60 Kanonen von großem Kaliber in das Treffen, beschoß die Bayern mit Kartätschen, brach sich Bahn und schlug sich mit großen

[60]) In der Völkerschlacht bei Leipzig am 16., 18. und 19. Oktober 1813.
[61]) Am 30. und 31. Oktober 1813

Verlusten durch. Wrede machte an diesem Tage beinahe ebenso viel Gefangene als er Soldaten in seiner Armee hatte.

Man unterhandelte und verlor damit nur Zeit. Endlich drang man in Frankreich ein, als schon alle Befestigungen in Verteidigungszustand gesetzt waren. Man begnügte sich mit einer Blockade der Festungen und rückte vorwärts. Mein Sohn Karl hatte Gelegenheit, sich bei der Belagerung von Belfort[62]) auszuzeichnen, indem er einen heftigen Ausfall von Infanterie und Kavallerie zurückschlug, die er versprengte und verfolgte, wobei er mehrere Gefangene machte, ohne selbst einen einzigen Mann zu verlieren. Die Wiener Hofzeitung hat damals die mit ebenso großer Umsicht als Tapferkeit ausgeführte Handlung rühmend erwähnt. Ich freute mich herzlich darüber. Obgleich ich wohl darauf gefaßt war, daß sich Napoleon und seine Armee, deren Stolz gedemütigt war, bis aufs Blut schlagen würden, bevor sie sich ergäben, so war ich wegen Karl doch viel ruhiger als im vorhergehenden Kriege. „Wenn er in einer Schlacht fällt", sagte ich mir oft, „so habe ich wenigstens den Trost, daß er im Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes sein Blut hingegeben hat." Mit unserer Korrespondenz war es ziemlich schlecht bestellt. Napoleon hatte französische Kasaken organisiert, die nur die Reisenden beraubten und die Kuriere ausplünderten. Nachdem man einige davon gehängt und ihre Häuser niedergebrannt hatte, wurde die Ordnung wiederhergestellt. Nach der hitzigen und blutigen Schlacht von Arcis-sur-Aube,[63]) während der die Einwohner von ihren Fenstern aus auf die Bayern schossen, schrieb mir Karl: „Wir haben Napoleon geschlagen. Es war ein heißer Tag. Es geht uns aber gut, und wir haben noch unsere Arme und Beine." Aus Meaux-en-Brie traf dann die Nachricht ein, daß man am nächsten Tage Paris angreifen wolle.

Paris ergab sich ohne Schwertstreich,[64]) und die Leichtlebigkeit

[62]) Belfort wurde von den Bayern, Russen und Österreichern belagert und am 16. April 1814 genommen.

[63]) Sieg Schwarzenbergs über Napoleon am 20. und 21. März 1814.

[64]) Nach Erstürmung der von den Korps Marmont und Mortier hartnäckig verteidigten Höhen von Romainville und Montmartre marschierten die Verbündeten am 31. März 1814 in Paris ein, an ihrer Spitze der König von Preußen und der Zar, von der Pariser Bevölkerung, die des Krieges müde war, jubelnd begrüßt. Am 30. Mai wurde der erste Pariser Friede zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten geschlossen.

der Pariser verleugnete sich auch in diesem kritischen Augenblicke nicht; sie nahmen ihre Sieger mit offenen Armen auf und amüsierten sich eine Zeitlang an den fremden, bunten Uniformen. Da sich die Österreicher und Preußen Paris als Garnison vorbehalten hatten, wurden die anderen Truppen in der Umgebung der Stadt untergebracht, die sie nur auf einen oder zwei Tage besuchten. Die späteren Ereignisse sind allgemein bekannt. Nach diesem Feldzuge kehrte mein Sohn wohlbehalten in die Heimat zurück.

Nun genug, mein verehrungswürdiger Freund![65]) Du bist der einzige, der mir noch geblieben ist! Denn auch mein alter, treuer Christian v. Zweibrücken lebt nicht mehr! Zeit seines Lebens war er mir stets derselbe gewesen: damals am französischen Hofe, wo er in höchster Gunst stand, und nicht minder in den Tagen des Reichtums wie der Armut, die er als unstäter Wanderer während der Emigration zu kosten hatte. Er war weder stolz im Glück noch gebrochen im Unglück.

Jetzt liegt es an Dir, dieser langen Erzählung, wenn ich einmal die Augen geschlossen habe, das anzufügen, was sich noch in meinem Leben ereignen wird. Diese Arbeit wird nicht mühevoll sein. Die Geschichte der mir noch beschiedenen Tage und jene meiner Werke und Abenteuer wird ebensowenig verwickelt und wechselnd sein wie die einer Schnecke, die dahinkriecht und nur langsam vorwärts kommt, deren ganzes Tun und Treiben darin besteht, hier und da die Fühlhörner aus dem Häuschen zu strecken und wieder einzuziehen.

---

[65]) Fritz Jacobi, dem Mannlich diese Lebenserinnerungen gewidmet und dessen Namen er an ihre Spitze gestellt hat.

Stammbaum der Linie Zwe

Karl
Jüngster Sohn
(156
Gründer der Birke

Georg Wilhelm
Herzog von Birkenfeld
(1591—1669).

Karl Otto
Herzog von Birkenfeld
(1625—1671).

Chri
Herzog von Bi
(163
Gem. Kath. Agathe, E

Chri
Herzog vo
(167
Gem. Karoline, Prinzeß
(170

Henriette Karoline
(1721—1774)
„die große Landgräfin"
Gem. Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt.

Chri
Herzog vo
geb. 16. S
† 5. No

Friederike Luise
Gem. Friedrich Wilhelm II.
König von Preußen.

Friedrich Wilhelm III.

Fr. W. Karl.

Fr. L. Wilhelmine
Gem. Wilhelm I.
König der Niederlande.

Kaiser Wilhelm I.

Fr. L. Charlotte
Gem. Zar Nikolaus I.

Maria
Gem. König Max II.
von Bayern.

Wilhelm II.
König der Niederlande.

Kaiser Friedrich III.

Alexander II.

Wilhelm III.
König der Niederlande.

Wilhelm II.
Deutscher Kaiser.

Alexander III.

Wilhelmine
Königin der Niederlande.

Nikolaus II.
Kaiser von Rußland.

ücken-Birkenfeld-Bischweiler.

erzog
zogs Wolfgang
600)
=Bischweiler Linie.

Christian I.
Herzog von Birkenfeld=Bischweiler
(1598—1654).

n II. feld=Bischweiler 717) äfin von Rappoltstein.	Johann Karl Herzog von Birkenfeld=Gelnhausen (1638—1704) **Herzogliche Linie.**

III.
weibrücken
735)
on Nassau=Saarbrücken
774).

n IV. weibrücken mber 1722 ber 1775.	Friedrich Michael (1724—1767) Gem. Maria Franziska Dorothea Pfalzgräfin von Sulzbach.	Christina Gem. Karl August Friedrich Fürst von Waldeck (1725—1816).

Karl II. August Christian Herzog von Zweibrücken geb. 29. Oktober 1746 † 1. April 1795 Gem. Maria Amalie, Tochter des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen (1757—1831).	**Maximilian I. Joseph** geb. 27. Mai 1756 † 13. Oktober 1825. Herzog von Zweibrücken 1795 Kurfürst von Pfalz=Bayern 1799 1. König von Bayern 1806.
Karl August Friedrich geb. 2. März 1776 † 21. August 1784.	Ludwig I. König von Bayern.

Max II. König von Bayern.	**Luitpold** Prinzregent von Bayern.
Ludwig II. Otto.	

Personenverzeichnis.

A.

Abélard 64.
Agatha, v. 182f., 185.
Albani, Maler 58, 139.
—, Kardinal 101, 158.
Alberti 84.
Alembert, d', Philosoph 214.
Algardi, Leibarzt 311, 313, 315.
Alizard, Maler 60, 63, 68, 70, 72, 73, 75, 76, 77, 79, 85ff., 91, 109, 115, 165, 167.
Allard, Tänzerin 26.
Alligaru, Sprachlehrer 242.
Amalie, Prinzessin von Baden 486.
Amalie, Prinzessin von Sachsen 249. (Herzogin von Pfalz-Zweibrücken) 306f., 320, 321, 332, 333, 342, 355, 370, 379, 380, 383, 385, 396, 398, 400, 401, 402, 422, 424, 428, 449, 534, 535.
Ambotten, Frhr. v. 244, 245, 246, 247, 298.
—, Freifrau v. 244, 246, 247, 310.
Armantières, d', Marschall 229, 231.
Arnaud, Abbé 261, 279, 280, 290.
Arnould, Sophie, Opernsängerin 29, 218, 259f., 262.
—, Rose 218.
Arpino 139f.
Artaria, Kunsthändler 488.
Aubeterre, Marquis de, französischer Geschäftsträger 118, 121, 163, 232.

B.

Baader, Josef Johann v., Feldmarschall-Leutnant 489, 491, 492.
Babo, Joseph Marius, Intendant 503.
Baer, Geh. Rat 313, 314, 315, 321, 325.
Baldrighi, Hofmaler 190.
—, Mme. 190.
Baldung, Hans, (gen. Grien), Maler 535.
Barbantane, Marquis de, französischer Gesandter 68, 182, 228, 245, 307, 319.
Bariatinsky, Fürst, Gesandter 543, 544.
Bassano 132.
Battoni, Pompeo Girolamo 160, 161.
Bawyr 245.
Beaumarchais 240, 241.
Beaumont, de, Erzbischof 31.
Beck, Heinrich, Schauspieler 493.
Bellecour, Schauspieler 25.
Bellefontaine, Barbault de 108, 110.
Bellegarde, Heinrich Graf v. 489.
Bembo, Pietro, Kardinal 140.
Bemetzrieder, Anton, Musikschriftsteller 214.
Benedikt XIV., Papst 158.
Bergheim, Herr v. 384.

Bernadotte, französischer General 498.
Bernis, v., Kardinal 154, 163, 182, 183, 232.
—, Chevalier de, Neffe des Kardinals 176, 178, 179.
Bienenthal, Baron v. 411.
Billmayer, Offizier 510.
Biscop 217.
Blanchet, Gabriel, Zeichner und Maler 114f., 116f., 118.
Blanfort, Genieoberst 509, 511.
Blondelle, Mme. 291.
Bocard, Coraline, Tänzerin 40, 41.
Bogner, Fräulein, Erzieherin 14.
Boisgelin, de Cucé de 171, 172, 173, 176.
—, Louis Bruno Graf v., französischer Diplomat 192, 193.
Boistel, Brigadier 154, 155, 163, 164.
Boizot, französischer Bildhauer 91.
Bonaparte, Lucien 518.
Boquet, Maler 60, 62f., 70, 73, 75, 79, 87.
Borde, de la 234.
Bordeu, Leibarzt 277, 288.
Borngesser, Kanzler 314.
Borromini, Architekt 95.
Both, Jan, holländischer Maler 166.
Boucher, François, Maler 26, 37, 44, 55ff., 97, 232.
—, Juste François 60, 167f.
—, Mme. 37.
Boudard, Mlle. 211, 227, 243.
Bouqueton, Ballettmeister 16, 17.
Braunschweig, Prinz von 418.
Brentano, General 419.
Brion, Mme 271.
Brionne, de, Gräfin 155, 228f.
Brizard, Schauspieler 23.
Brizzi, Antonio, italienischer Tenorist 504.
Brunet, Chirurg 206.
Burger 431, 496.

C.

Cacault, Abbé 186, 187.
Cagliostro 361.
Caillot, Schauspieler und Sänger 24, 229, 282, 283, 284.
Camille, Schauspielerin 25.
Canevas, Joseph (Canavasso), Violinspieler 259.
Cannabich, Christian, Hofmusiker 53, 304, 305.
Caraccio 52, 98, 136, 139, 140, 165, 171, 179.
Carlin, Schauspieler 25.
Caselli 137.
Castrioto, Prinz von Albanien 346, 347, 348, 356, 357, 358, 359, 361, 362, 363.
Cathcart, v. 319, 321, 363.
Cavalchini, Kardinal 154.
Cavalli, venezianischer Gesandter 358, 359.
Ceppi 188.
Cetto, Anton, Frhr. v. 457, 479, 487, 515, 523,
Ceva, Marquise, Äbtissin 132.
Chamborant, André Claude de, General 354.
Charny, Graf v. 155.
Chigi, Fürst 154, 158.
Christian IV., Pfalzgraf, Herzog von Zweibrücken 10f., 15, 16f. 18, 19, 24, 25ff., 28f., 33, 37, 41f., 43, 44, 45, 49f., 53, 55, 118ff., 152, 157, 163, 165, 166, 170f., 178f., 183, 194, 201, 203, 204, 207, 209, 219, 222, 226, 227, 228, 229, 230, 231f., 236, 240, 244, 248f., 262, 263, 264, 276, 277, 278, 284, 288, 289, 290, 299, 300, 306, 307, 308, 310, 311, 312f., 314, 315, 316, 317, 318, 319, 324, 325, 326, 331, 333, 335, 459.
Christofero, Sänger 208.

Cimabue 84.
Clairon, Tragöde 23, 24, 28f.
Clairval, Sänger und Schauspieler 24.
Clerfayt, Karl Joseph de Croix, Graf, Feldmarschall 481.
Closen, Karl v., General 336, 365.
Cloßmann, Major 386.
Colalto, Schauspieler 25.
Colson, Rat 431, 456f., 488, 500.
Comus, Taschenspieler 33.
Conca 137.
Conflans, Marquis, v. 229.
Constant, Ballettmeister 388, 389, 390, 391, 392.
Coqueley, Advokat 217.
Correggio 52, 139, 182, 184, 185, 187, 188.
Cortona, Pietro da 140.
Courageau, Unterkommissär 522.
Coustou, Guillaume, Bildhauer 215.
Creuzer, Geheimsekretär, Finanzminister 330, 331, 342, 368, 369, 370, 376, 377f., 386f., 396f., 398, 399f., 404f.
Crollius, Professor 206.
Custine, General 430.

D.

Dalberg, Wolfgang Heribert, Frhr. v. 486, 489, 491, 492, 493, 499, 509, 512.
—, Emmerich Josef, Herzog 486.
—, Freifrau v. 489, 490, 492, 510.
Dante 84.
Darmstadt, Erbprinz von 249.
David, Jacques Louis, Maler 465.
Decaën, Charles, Graf 518.
Decker, Ritter v. 227, 310, 319, 500, 509.
Denesle, Theaterdirektor 243.
Denon, Dominique Vivant, Baron 540, 541, 542.
Deschamps, Modell 57.
Desportes, Gesandter 420, 471.
Deurer, Peter Ferdinand, Maler 496, 497.
Diderot, Philosoph 212ff., 216, 217, 218, 219, 220, 222, 234, 235f., 237, 250, 271, 281f.
—, Mme. 213, 218.
—, Mlle. 213, 214, 234, 243, 250.
Dienheim, v. 321.
Dillis, Georg v., Landschaftsmaler 514, 519.
Dobel, v., Kapitän 223.
Domanget, General 544, 545, 546.
Domenichino 102, 138, 140, 165, 171.
Doria, Fürst 131, 160.
Dorner, Johann Jakob, Landschaftsmaler 519.
Doyen, Maler 234, 241f.
Drouet, Postmeister 418.
Duchesne, Mlle. 211, 212, 227.
Dughet, Gaspard, gen. Poussin 131.
Dumesnil, Tragödin 23.
Duni, Komponist 227.
Duplant, Sängerin 262.
Dürer 136, 534.
Du Rollet, Textdichter 254, 262.
Du Tillot, Marquis v. Felino, Minister 68, 187, 190f., 192, 194.

E.

Ehrlenholtz, Rat 431, 456f., 488.
Ehrmann, Frau 205.
Elisabeth Auguste, Kurfürstin der Pfalz 17, 40f., 203, 248, 311, 326, 327, 446, 452, 474, 495.
Engelhardt, Förster 4.
Esebeck, Georg v., Oberst 325, 326, 348, 356, 357.
—, Ludwig, Frhr. v., Minister 205, 315, 316, 317, 318, 319, 321, 325, 330f., 332, 333, 341f., 343, 345, 346, 348, 351, 356, 357, 367, 391, 415, 416, 436, 437, 464.

Esebeck, Karoline Auguste, Freifrau v. 316, 321, 322, 325, 326, 327, 329, 330, 335, 336, 337 f., 341, 342, 355, 368, 369, 370, 375, 376, 377, 378, 380, 383, 398, 399, 401, 402, 403, 405, 462.
—, Ludwig Eberhard, Frhr. v. 390.
Esterhazy, Fürst 232, 293.
—, Paul, Graf von Galantha 466, 470.
Eu, Graf v. 268.
Eugen von Savoyen, Prinz 392.
Exter, Professor 206.

F.

Fabricy, Gabriel, Pater 166, 173, 175.
Fahlmer, Georg Christian, Kommerzienrat 14.
—, Jeannette (Frau Schlosser) 15, 224, 225 f., 276.
—, Maria, geb. Starck 14, 217, 223, 225, 226.
Fauvelet, Hofbeamter 231, 287, 324.
Favret, Hofbeamter 53 f.
Feneuille, de, Major 187, 188, 190, 194.
—, Mme de 191.
Ferdinand, Infant von Parma 120, 187, 188, 189, 191, 194.
Ferdinand IV., König von Neapel 120, 161.
Ferri, Ciro 131.
Ferroni, Kardinal 166.
Fesel, Christoph, Maler 533.
Fleury, Pagenerzieher 210, 212, 227, 229, 319, 384.
Flinck, Govaert, Maler 223.
Fontanelle, Mme. de 344, 345.
Fontenet, Pierre Camasse de, Hofsekretär 16, 19, 20 f., 22, 35, 37, 44, 49, 92, 93, 118, 178, 179, 206, 210, 217, 231, 233, 235, 243, 245, 248, 251, 255, 257, 266, 271, 273, 278, 285, 287, 289, 290, 298, 299, 301, 302, 303, 304, 306, 319 f., 542.
Forbach, Christian v., Graf (s. a. Frhr. v. Zweibrücken) 205, 207, 212, 218 f., 229, 242, 245, 249, 252, 307, 313, 314, 409, 419.
—, Gräfin, geb. v. Béthune 409.
—, Gräfin (Marianne Camasse) 22, 43, 44, 207, 208, 209 f., 211 ff., 216, 227, 228, 231, 234, 243, 245, 250, 251, 255, 256, 262, 263, 264, 268, 271, 277 f., 284, 289, 290, 301, 302, 304, 307, 311 f., 313, 314, 315, 319, 324, 400.
—, Wilhelm v., Graf (s. a. Frhr. v. Zweibrücken) 205, 207, 229, 242, 245, 249, 307, 313, 409, 419.
—, Gräfin, geb. v. Polignac 410.
Fragonard, Maler 233, 234.
Francken, Gebrüder 535.
Frank, Ignaz, Pater 372, 373.
Franz I., Deutscher Kaiser 45 ff.
—, Erzherzog (Franz II.) 183.
Fränzl, Violinvirtuose 305.
Frauenholz, Johann Friedrich, Kunsthändler 534.
Freddi, Violinspieler 103, 107, 156.
Fréron, Schriftsteller 35 f., 53, 212, 217, 218, 229 f., 232, 282.
Friedrich der Große 350, 351, 352, 353, 360 f., 392.
Friedrich von Baden 140.
Friedrich Michael, Pfalzgraf 17, 45, 55.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 454, 455.
Frölich, Mme. 466.
Fronsac, Herzog von 229, 307.
Fürstenwärther, Friedrich Christian Karl v. 441, 553.

G.

Gabrielli, Sängerin 208.
Gagern, Frhr. v., Oberfthofmarschall 321.

Gagern, Hans Christoph Ernst, Frhr. v. 442, 490.
Galilei 84.
Galinatato, Gabriell (s. a. Castrioto) 362.
Galitzin, Dimitri Alexejewitsch, Fürst, Gesandter 217, 219, 222.
Ganganelli, Kardinal (s. a. Klemens XIV.) 154.
Gardel, Tänzer 26.
Gelée, Claude (Lorrain) 524.
Gemelli 358, 362f.
Gemminger, Kammerdiener 383.
Gersdorf, v., Oberstleutnant 465.
Giordano, Luca 132, 136, 137, 139, 141.
Giorgione 195.
Gluck 253f., 255ff., 259, 260, 261, 262, 263f., 265f., 267f., 269, 270, 271f., 273, 274, 275, 276, 277, 280, 281, 282f., 284, 285f., 287, 288, 298, 299f., 300f., 302, 304, 305, 306, 311, 319, 320, 405.
—, Mme. 254, 255, 256, 258, 259, 262, 263, 265, 268, 269, 270, 271, 273, 274, 279, 285, 287, 288, 289, 299, 302f., 305f.
—, Marianne 254, 255, 256, 262, 263, 266, 267, 268, 269, 270, 272, 273, 275f., 284, 285, 287, 288, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 306, 320.
Goerg, Baron 44, 201, 202.
Goertz, Johann Eustach, Graf v. Schlitz 350, 352, 353, 363, 364.
Goethe 276.
Goëzmann 240.
Gohr, Herr v. 486, 500, 503, 505, 507.
Goldoni, Lustspieldichter 84, 242.
Gouvion Saint-Cyr, Laurent, Marquis 467, 468, 469, 470, 482.
Greff 30, 284, 322f., 324.
Grétry, französischer Komponist 210.
Greuze, Maler 234, 279, 290.
Grimm, Philosoph 212, 214, 216, 237.
Grinsard, Abbé 19ff.
Grünne, Graf v. 481, 489.
Guarducci, Sänger 208.
Guarini 207, 234, 235.
Guercino, da Cento 136.
Guimard, Tänzerin 26, 233.
Gustav Adolf 392.

H.

Hacke, Frhr. v. 100, 101, 104, 201, 202, 372, 373, 387.
—, Freifrau v. 321.
Hackert 105, 184, 185.
Haeffelin, Kasimir, Frhr. v. 100, 102, 519.
Hancarville, d', P. Fr. Hugues 175.
Handwerk 188.
Hannibal 166.
Hanzen, Pensionär der französischen Akademie in Rom 105, 178.
Hautt, Baudirektor 307, 308, 384.
Heigel, Schauspieler 503, 537f.
Heinrich, Prinz von Preußen 360.
Heinrich II., der Heilige 133.
Heinrich IV. 278.
Héloïse 64.
Hemessen, Jan van, Maler 535
Henri, Schloßverwalter 43.
Heroux, Hofmusiker 15.
Hertzberg, Staatsminister 357, 358, 359, 361.
Heurtier, französischer Architekt 60, 62, 72, 73, 79, 82, 85, 87, 89, 91, 92f., 96, 109, 156, 164.
Heusch, Wilhelm, holländischer Maler 166, 170, 171.
Hien, Maler 43, 171.
Hofenfels, Christian, Frhr. v., Minister 349, 350, 351, 356, 385, 467.
Hohenlohe, Friedrich Ludwig, Fürst von 439, 440, 443.

Holbein, der Ältere 531, 533.
Hollandre, 407.
Holmberg, Baron v. 197, 198.
Holzbauer, Komponist 38, 304, 305.
Horn 185.
Houdon, französischer Bildhauer 92, 97f., 103, 206.
Hoyer 105.
Huck, Schauspieler 503.
Hullmantel, Musiker 218.
Hünerbein, Baron v. 321.

J.

Jacobi, Friedrich Heinrich, Philosoph 3, 15, 217, 221, 223, 543, 556.
—, Johann Georg, Theologe 15, 217, 221, 224, 225.
Jommelli, Komponist 38.
Joseph II. von Österreich, römischer König 44ff., 154, 155, 156, 157, 158f., 160, 161, 201, 269, 351, 353, 362.
Julien, Simon, Maler und Radierer 123f., 126f., 128.
Julius Romanus 52.
Jouve, Anton, Rittmeister 489.
Jouvenet, Maler 27, 524.

K.

Karl August, Prinz 41f., 45, 46f., 202f., 204, 249, 306, 307, 313, 314, 318, 319. (Herzog) 114, 315, 320, 321, 322, 323, 325, 326f., 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 349, 350, 351f., 353, 354, 355, 357, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378f., 380, 381, 382f., 384, 385, 386, 387, 389, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401f., 403, 404, 405, 406f., 408, 409, 410, 412, 413, 414, 415, 417, 418, 419f., 421, 422, 423f., 427, 428, 429, 430, 431, 446, 447, 449, 452, 454, 455, 456, 458, 459f., 465, 466, 470, 471, 487, 532, 542.
Karl August Friedrich, Prinz 320, 379f., 385, 413.
Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich 494, 509, 510f., 513.
Karl Theodor, Kurfürst 15, 19, 203, 204, 304, 305, 327, 328f., 350, 354, 371, 372, 373, 495, 540.
Karl von Anjou 137, 140.
Karl V. 139.
Karl VIII., von Frankreich 147.
Karl XII., König von Schweden 74, 75, 392.
Karoline Friederike Wilhelmine, Kurfürstin von Bayern 496.
Karoline Henriette Christine, Landgräfin von Hessen 276f.
Karr, Musiker 228.
Kaunitz, Minister 203.
Kéralio, de, Oberstleutnant und Prinzenerzieher 42, 46, 68f., 228, 245, 307, 319, 324.
Keßling 486, 503.
Kinkel, Generaladjutant 416, 417.
Klemens XIII., Papst 95f., 100f., 120, 152f., 156.
Klemens XIV., Papst (s. a. Ganganelli) 162, 163, 173f., 177, 186.
Klemens Franz de Paula, Herzog von Bayern 368, 374, 376.
Klockner, Kabinettskurier 343.
Klopstock 267.
Koch, Arzt 309, 315, 461.
—, Pfarrer 6f., 8.
—, dessen Sohn 12, 13, 14.
Koetz, Artillerieleutnant 370.
Kolowrat, General 510.
Konradin von Hohenstaufen 140.
Krahe, Johann Lambert, Maler 224.
Kummerer, Schatzmeister 475.

L.

La Coste, Oberst 434.
La Croix, Tänzerin 54f.
Lalande, de, Schriftsteller 238, 239.
Lambesc, Karl Eugen, Prinz von 155f., 160, 162, 164, 217.
Lamine, Bildhauer 105, 181, 244, 447, 452, 484, 489.
Landremont, General 427, 428, 431.
Lanfranco 138, 139.
Lang, Schauspielerin 503.
Lanfalut, v. 278.
La Roche, Sophie v. 225, 226.
Larrivée, Sänger 262.
La Ruette, Sängerin 24, 288.
Latour, Generalfeldmarschall 489.
Lauterec, v. 298.
Lauzun, Herzog von 229.
Le Bon, Abbé 84ff., 94, 164, 169.
Lebrun 52, 524.
Lebschée, Kammerdiener 40, 41.
Le Clerc, Tänzerin 279.
Lecourbe, Claude Joseph, Graf v. 515, 516, 517, 518.
Lefebvre, Pensionär der französischen Akademie in Rom 115, 131, 132, 143, 149, 150, 174.
Lefranc de Pompignan, Schriftsteller 349.
Le Gros, Sänger 262, 272, 280.
Lehrbach, Baron v. 351.
Leiningen, Grafen v. 321, 490.
Le Kain, Tragöde 23f., 54.
Le Lièvre, Apotheker 35f.
Le Moine, François, Maler 170.
Leopold, Großherzog von Toskana 45, 68, 121, 141, 155, 160, 182, 183, 184, 185, 186, 232.
Le Roi, Zahnarzt 289.
Le Sueur, Maler 27, 52, 524.
Leszczynska, Maria, Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich 34f., 49.
Leszczynski, Stanislaus 49f.
Letellier, Charles François, Maler 292.
Levasseur, Therese 215f., 238, 364.
Leyen, Graf v. der 229.
—, Maria Anna, Gräfin 319, 331, 332, 369, 414, 445f.
Liancourt, Herzog von 229, 307.
Liechtenstein, Fürsten von 486, 489, 510.
Lilienberg 321.
Lisle, Chevalier de 322, 323, 324.
List, Pastor 13, 14, 22, 40, 202, 223.
Loofink 407.
Lossenkoff 105, 177.
Lucas van Leyden, Maler 222.
Lüder, v. 319.
Ludwig, Kronprinz von Bayern 533.
Ludwig XV. 33, 203, 241, 242, 263, 277, 278, 279, 289, 304, 414.
Ludwig XVI. 164, 414, 417, 418.
Lulli (Lully), Opernkomponist 84, 254, 260, 261, 277, 280.

M.

Machiavelli 84.
Magnier, Major 386, 388, 389, 390, 392.
Maillot de la Treille, Bibliothekar 15, 100, 102, 103, 104.
Malaspina, v., Marquise 187, 189, 191, 192.
Mannlich, Barbara, geb. Simon 345, 346, 362, 365, 366, 367, 368, 370, 375, 384, 388, 391, 396, 408, 412, 413f., 429, 430, 432, 437, 438, 439, 443, 444, 445, 447, 448, 449, 450, 452, 453, 455.
—, Karl August Christian 396, 413, 430, 432, 433, 437f., 450, 455, 511, 512, 523, 536, 538, 543, 544, 545, 546ff., 553, 555.

Mannlich, Karoline Amalie 370, 375, 384, 396, 412, 450, 502, 512, 513, 523, 530, 534.
—, Katharina Elisabeth (Johann Christians Mutter) 9, 10, 11, 12, 16, 39, 205f., 244, 245, 290, 299, 302, 308, 309, 317, 330, 334, 335.
—, Konrad, Hofmaler 15.
—, Maria Sophia (Johann Christians Schwester) 244, 245, 247, 299, 302, 308, 317, 335, 367, 462.
Maratta, Carlo 131.
Marchand, Schauspieler 503.
Maria Amalie, Infantin von Parma 188, 189, 191f., 194, 202, 203.
Maria Anna, Herzogin von Bayern 350.
Maria Antoinette 269f.
Maria Antonie, Kurfürstin-Witwe von Sachsen 342, 343, 344.
Maria Karoline, Erzherzogin von Österreich, Königin von Neapel 121, 136, 161.
Maria Leopoldine, Kurfürstin 506.
Maria Theresia, Kaiserin 193, 203, 269.
Marigny, Marquis de 58, 92, 94, 165, 170.
Marmontel, Dichter 257, 276.
Massenbach, Frhr. v. 409.
Massimo 137, 139.
Mattei 132.
Maupeou, Kanzler 241.
May, Franz Anton 400, 401f., 507.
Maximilian, Prinz 17, 39ff., 205, 228, 229, 245, 248, 249, 307, 313, 314, 330, 385, 388, 389, 392, 394, 402, 446, 470.
—, Herzog 471, 478, 479, 484, 485, 486f., 488, 492, 493, 495.
—, Kurfürst 335, 502, 504, 505, 506f., 513, 514, 515, 518, 525, 529, 530, 532, 533, 534, 536, 538.
Maximilian, König 41, 49, 352, 524, 526, 539, 540, 541, 542, 544, 549, 553.
Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern, 349.
Méhul, Etienne Nicolas, Opernkomponist 273, 274.
Mengs, Anton Raphael 181, 183f., 185f., 533.
Merlin, Deputierter 464, 472f., 474, 475, 476, 479, 485.
Meunier, Kammerdiener 313f.
Meyer, Georg Friedrich, Maler 43, 171, 206, 209, 228.
Michelangelo, 59, 84, 102, 138, 140, 150, 171, 175.
Millico, Sänger 256, 270f., 272, 273, 274, 275f., 285, 287, 288, 289, 299, 301, 302.
Molière 25.
Moline, Pierre Louis, Dichter 257, 263, 265.
Monglas, de, Präsident 232, 291, 292, 293, 294, 323, 324.
—, Mme. de (s. a. Saint-Germier) 232, 233, 291ff., 323.
Monnet 511.
Monnot, französischer Bildhauer 89, 91, 92.
Montaigu, Anne Charles Basset de, Generalleutnant 476, 479, 480, 481.
Montgelas, Graf v. Minister 335, 457, 479, 480, 486, 487, 494, 514, 531, 536, 554.
Montigny, Frhr. v., Oberst 340, 421.
—, Mme. de 464.
Morawitzky, Graf v., Staatsminister 515.
Moreau, Jean Viktor, General 515, 516, 525, 526, 527, 528.
Mouton, Pensionär der französischen Akademie in Rom 167, 168.
Müller, Sekretär 156.

Müller, Friedrich, Maler, Radierer und Dichter 171, 206, 209, 228.
Murat 545.
Muro, Franzesco di 134, 136.

N.

Napoleon I. 120, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 548, 553, 554, 555.
Narbonne-Lara, Graf v. 548.
Nassau-Siegen, Prinz von 229, 232, 292, 293.
Natoire, Maler und Akademiedirektor 27, 58, 91, 94, 117, 118, 119, 121, 129f., 161, 163, 165, 167, 168, 173.
—, Abbé, Bruder des Malers 117, 118, 164, 168f.,
—, Fräulein, Schwester des Malers 99, 117, 118, 168, 169, 175.
Neureuther, Ludwig, Maler 492.
Neveu, François Marie, Kommissär 517, 518, 520, 522, 523.
Ney, General 453.
Nicolet, Komödiant 33.
Nobili, Graf v. 489.
Noël, Kammerdiener 493.
Nollet, Abbé, Physiker 60, 61.
Nonnotte, französischer Maler 65.

O.

Oberndorff, v., Minister 489, 538.
O'Kelly, Graf 353.
Orléans, Herzog von 38, 293, 542.
Orlów, Alexej, Admiral 184, 185.
Orsini, Kardinal 124, 129.
Oswald, Hofnarr 338, 339, 341.
Otto I., Kaiser 133.
Otto II., Kaiser 133.
Otto III., Kaiser 133.
Ovid 156, 207.

P.

Pachelbel, v., Gesandter 59, 119.
—, Fräulein v. 228, 307.
Paciaudi, Paolo Maria, Pater 187, 190, 191, 192, 193.
Palladio 95, 194.
Palma Vecchio 195.
Pantz 486, 503.
Paolo Veronese 195.
Papelier 266, 282.
Pappenheim, Graf v. 46.
Parmigianino 188.
Patte, Pierre, Baumeister 329.
Perglas, Freifräulein v., Hofdame 424, 430f.
Perugino 102.
Petrarca 65f., 107.
Petri, Hofgärtner 247.
Pfeffel, Christian Friedrich, Diplomat 414f., 416, 417, 419f., 422, 423, 444, 459, 487.
—, dessen Sohn 439, 440, 441, 442, 443,
Philidor, Komponist 37f.
Philipp V. 139.
Piatti, Marquis de 227, 321, 343.
Piccini, Komponist 280.
Pichegru, Charles, General 476, 477, 479.
Pietro von Abano 267.
Pigage, Architekt 100, 104, 306, 368, 447, 450, 451, 452, 478.
Pigalle, Jean Baptiste, Bildhauer 215, 242.
Pillement 409.
Piranesi, Kupferstecher 153.
Piron, Alexis, Schriftsteller 233.
Pitz, Karl, Maler 310, 328.
Plinius, Naturforscher 143.
Plongueur 407.
Poch, Bankier 197.
Pochet, Theaterdirektor 389.
Pompadour, Mme. de 44, 50f.
Potter, Paulus, Maler 222.

Poussin, Maler 27, 140, 524.
Préville, Schauspieler 25.
—, Musiker 228.
Puget, französischer Bildhauer 68.
Pulciani 197.

Q.

Quaglio, Theatermaler 48, 311, 386, 499.
Quallenberg, Hofmusiker 16.
Quoqueley 282.

R.

Rabelais 73.
Racine 254, 262.
Raffael 52, 59, 84, 101f., 117, 123, 133, 136, 139, 171, 177, 183, 532, 533, 542.
Rameau, Jean Philippe, französischer Opernkomponist 26, 190, 254, 260, 261, 263, 277, 280.
Raucourt, Tragödin 233.
Ravanel, Intendant 35, 255.
Ravenet, Kupferstecher 192f.
Rechberg, Graf v. 41.
Regnard, Prokureur 215.
Rehschuh, Pensionär der französischen Akademie in Rom 105, 131, 150.
Reiffenstein, v., Rat 94, 186.
Reni, Guido 58, 139, 171.
Renner, Schauspielerin 503.
Rettig, Forstmeister 362, 442, 443, 444, 464, 473, 480.
—, Fräulein 443.
Rezzonico, Abondio Faustino 121.
—, della Torre di, Graf 191.
Rheinwald, Johann Ludwig 431, 434, 494, 503, 514, 536.
Ribeaupierre 409, 529.
Ribera (Espagnolet) 139, 140.
Richard, General 518.
Ringel, Geh. Rat 436.
Ritter, Frau v. 321.
Rivaud, Volksvertreter 475, 479.
Rivet, Mme. 523.
Robert, Leibarzt 206, 240, 241, 253, 266, 285, 288, 289, 311, 313, 315, 316, 317.
Robespierre 436, 445, 463, 465.
Rochelle, Kommissär 521, 525, 526, 529.
Ronius, Major v. 321, 397f., 399, 403.
—, Frau v. 347.
Rosé, Arzt 307, 311, 312, 313, 317, 336, 346, 347, 375, 382, 394, 400, 401, 412, 423.
Rosenberg 105.
Rousseau, Jean Jacques 214, 215, 216, 238, 261, 363, 364, 365, 469.
Roussillon, General v. 500, 509.
Rubens 170, 220, 518.
Ruelle, Oberst 549.
Rumford, Benjamin Thompson, Graf v. 488.
Rumling 486, 503.

S.

Sacchini, Antonio Maria Gasparo, Opernkomponist 280.
Saint-Germier, Mme. (s. a. Monglas) 244, 245f., 247f., 249f., 290, 291ff., 308, 310, 317, 318, 320, 322, 323f., 325.
Saint-Quentin, Maler 234f., 282, 288.
Salabert, Pierre de, Abbé v. Tholey 19ff., 205, 229, 251, 252, 253, 319, 331, 332f., 340, 369, 375f., 380, 381, 382, 383, 392, 393, 395, 396, 400, 402, 404, 405, 407, 414, 417, 418, 421, 423, 424, 457, 458f., 462, 466, 470, 471, 472, 475, 476, 478, 479, 480, 481, 482, 485, 486, 487, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 503, 505, 514, 526, 536, 537, 539, 542.
Sannazaro, Jacopo, italienischer Dichter 140.

Sanfevero, Raimondo di Sangro, 137.
Saporta, Graf v. 321.
Sarazone, Graf 451, 454, 485.
Sarto, Andrea del 136.
Sartorie, Frau 471.
Savery, Roelant, Maler 518.
Schaefer, Werkmeister 370.
Schaeuffelin, Hans Bernhard, Maler 535.
Schidone 136.
Schmalz, Hofbankier 13, 14, 96, 178.
—, Sekretär 380.
Schmuttermayer, v. Asten, Karl 467.
Schoen, Martin (Schongauer) Maler, 532.
Schott, Vikar 206.
Schügens, Leibjäger 374, 377, 422.
Schütz, Maler 48.
Schwartz, Oberst 483, 484.
Sedaine, Dichter 257, 276.
Séguier, Chirurgieprofessor 97.
Seitz 508.
Séjan, Abbé 289.
Seligmann, Bankier 542.
Sergell, Bildhauer 93, 105, 131, 143, 150.
Sigault, Abbé 103.
Sixtus V., Papst 173.
Skanderbeg, Georg Castriota 348, 360.
Solimena 132, 136, 137.
Sotin de la Coindière 521, 522, 525f.
Starck in Frankfurt 226.
Stark, Offizier 409.
Staroff, 105.
Stein, Baron 43, 319.
Stengel, Stephan, Frhr. v. 501, 513.
Stenzsch, Karl, Schauspieler 504.
Stertz, Fräulein 444.
Strahlenheim, Gräfin v. 336, 464.
Stroehl 409, 416.
Sutton, Arzt 277, 278.
Szekuly, Johann Friedrich v., Husarenoberst 434, 435, 444.

T.

Taraval, Maler 234.
Target, Jurist 168.
Tasso 102.
Tatsch, Johann Georg, Pastor 345.
Taunay 105.
Testard, Mlle. 217, 218, 243, 251, 266, 271, 272, 273, 282, 290, 304.
Teüber, Sängerin 208.
Thiboust, Generalleutnant 503.
Thiersch, Friedrich, Professor 524, 525.
Thiery, de, Kammerherr 189.
Tiberius, Kaiser 147.
Tintoretto 195, 518.
Tizian 52, 102, 136, 138, 141, 195.
Tochtermann, Sänger und Schauspieler 504.
Toëschi, Joseph, Hofmusiker 25, 305.
Törring, Graf v. 512, 515, 519.
Touraine, Prinz 217.
Traetta, Komponist 38.
Trey, Maler 240.
Tronchin, Arzt 288.

U.

Ullner, Freifrau v. 510.
Utzschneider, Joseph v., Staatsmann 528.

V.

Valdré 105, 109, 111, 114.
Valenti, Kardinal 95.
Valentius, Kaiser 135.
Vanloo, Cäsar, Maler 32, 91, 92, 93, 109, 113, 115, 127f., 152, 165, 167, 208, 232, 240.
—, Karl, Maler 24, 28, 30ff., 119, 241.
—, Karl, dessen Sohn 105, 131, 143, 149.

Vanloo, Mme. 30, 31, 208, 239, 240, 259, 271, 291.
Venningen, Karl, Baron v. 446.
Verger 409.
Vernet, Claude Joseph, französischer Maler 217, 234, 271, 282, 283.
Verschaffelt, Maximilian, Architekt 100, 502, 506, 512.
—, P. A. v. 14, 43, 171, 447.
Vespucci, Amerigo 84.
Vestris, Tänzer 26, 234.
Vichy, Graf v. 524.
Vien, Maler 234.
—, Mme. 239.
Vignola 95.
Vinci, Leonardo da 52.
Virgil 141.
Vismes, de, Kapitän 227, 228, 230, 231, 249, 289, 307, 320, 322, 326, 327, 334, 335, 341f., 343, 344, 384, 521.
—, Mme. de 227, 228, 231, 334, 335, 344.
Voltaire 229, 230, 242.

W.

Wachtendonck, Frhr. v., Oberstkämmerer 42.
Waldeck, Prinzen von 249, 377f., 379.
Watelet 271.
Weiller 100.
Weinlig, Architekt 93, 105, 131, 143, 144, 150.
Weizenfeld, Joh. Nep. v., Galeriedirektor 506, 512.
Wellez, Boitel de, Dramatiker 229.
Wendling, Auguste, Sängerin 226f., 228, 305, 324.
—, Dorothea, Mme., Sängerin 305.
—, Joh. Bapt., Hofmusiker 25, 26, 27, 304.
Wernher, Regierungsrat 144.
Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt 385, 388, 389, 392, 446.
Winckelmann, Archäologe 93.
Wirth, Maler 328.
Wirths, Pastor 9.
Wittgenstein, Graf v., Oberst 539, 545.
Wohlgemut, Michael, Maler 534.
Wolfrath, Generalmajor 440, 444.
Wratislaw, Graf v. 208f.
Wrede, v. 325, 326, 411.
—, Frau v. 411.
Wrede, v., Oberstjägermeister 205.
—, Karl Philipp, Fürst v. 418, 507, 553, 554, 555.
Wurmser, Dagobert Siegmund Reichsgraf v. 433, 434, 447f., 455, 478, 479, 481.

Z.

Zellenhardt, v. 321.
Ziesenis, Porträtmaler 10, 11, 12.
Zoller, v., Major 409, 435.
Zweibrücken, Christian Frhr. v. (s. a. Forbach) 455, 457, 458, 503, 542, 556.
—, Karl Frhr. v. 545.
—, Wilhelm, Frhr. v. (s. a. Forbach) 503.

Berichtigungen.

S. 121 Anm. 28: Deutscher Kaiser statt Kaiser von Österreich.
S. 139 Zeile 9 von oben lies Albani statt Albano.
S. 178 » 6 » » » Hanzen statt Hansen.
S. 208 » 10 » unten » Cristofero statt Christofero.
S. 323 » 12 » oben » Saint-Germier statt Saint-Gremier.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

Neue Memoirenwerke

aus dem Verlage von

E. S. Mittler & Sohn

Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW68

Karl Graf von Brühl

und seine Eltern

Lebensbilder auf Grund der Handschriften des Archivs zu Seifersdorf bearbeitet von

Hans von Krosigk

Mit acht Bildnissen

M 8,50, gebunden M 10,—

Dem Herausgeber haben bei Bearbeitung seines inhaltreichen, fesselnden Werkes die ergiebigen Schätze des Graf Brühlschen Archivs unmittelbar zur Verfügung gestanden. Das Werk gibt nicht nur ein wahrheitsgetreues Spiegelbild der historischen Vorgänge der Jahre 1771—1837, sondern ist namentlich auch wegen der Schilderung des schöngeistigen Lebens jener Zeit von hohem Wert. Die politischen Stürme und Umwälzungen der französischen Revolution, der Napoleonischen Epoche von Preußens Niedergang und Wiedererhebung bilden den wirksamen Hintergrund zu den persönlichen Verhältnissen des Brühlschen Hauses.

Vom Leben am preußischen Hofe

1815—1852

Aufzeichnungen von Caroline v. Rochow geb. v. d. Marwitz und Marie de la Motte-Fouqué

Mit zwei Bildnissen

M 8,50, geschmackvoll gebunden M 10,—

In diesem Werk erschließt sich uns eine wertvolle historische Quelle der ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts; in Erinnerungen, Tagebüchern und Briefen ziehen die Geschehnisse und handelnden Personen jener erst stürmisch erregten, dann gewaltsam beruhigten Epoche an uns vorüber, mit dem Reiz des persönlichen Erlebnisses von zwei hochbegabten Frauen geschildert, die sie durch ihre Stellung am Hofe aus nächster Nähe beobachten konnten.

Deutsche Zeitung.

Hedwig v. Olfers

geb. v. Staegemann. 1799—1891

Erster Band: Elternhaus und Jugend 1799-1815

Mit zwei Bildnissen

M 6,50, geschmackvoll gebunden M 8,—

Ein neues Glied in der Reihe der Bücher, die lebensvolle Erinnerungen an die Zeit vor 100 Jahren, an Preußens Knechtschaft und Befreiung wecken. Als Tochter des unter Hardenberg wirkenden Staatsrats v. Staegemann hat Hedwig v. Olfers die Auferstehung ihres Volkes nicht nur mitgelebt, sondern miterlebt. Sämtliche hier wiedergegebenen Briefe und Tagebücher sind bisher nirgends veröffentlicht gewesen.

Hamburg. Korrespondent.

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68

Gräfin Elise v. Bernstorff

geb. Gräfin v. Dernath

Ein Bild aus der Zeit von 1789–1835

Zwei Bände · Vierte Auflage · Mit drei Bildnissen

M 10,—, geschmackvoll gebunden M 11,50

In diesen **Aufzeichnungen** schildert die **Gräfin v. Bernstorff**, Gemahlin des Nachfolgers des Fürsten Hardenberg, die wichtigsten Erlebnisse, die mit der damaligen Zeitgeschichte (1789–1835) und ihren bedeutendsten Persönlichkeiten in nächster Beziehung stehen, vor allem auch Einzelheiten über das Schicksal der Prinzeß Elisa Radziwill.

Prinzeß Elisa Radziwill

Ein Lebensbild von Oswald Baer

Zweite Auflage

Mit dreizehn Tafeln

M 4,—, geschmackvoll gebunden M 5,—

Dieses binnen wenig Wochen bereits in zweiter Auflage erschienene Lebensbild verdient die Beachtung weitester Kreise, da es die bis jetzt sagenhaft verschleierte Geschichte der polnischen Fürstentochter, der Prinz Wilhelm in inniger Liebe zugetan war, auf Grund von etwa 100 Originalbriefen sichtet. Die vornehme Ausstattung und die beigegebenen Abbildungen erhöhen den Wert des Buches.

Reichsbote, Berlin.

Verlag der Königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68

Wilhelm und Caroline von Humboldt

in ihren Briefen

Herausgegeben von **Anna v. Sydow**

I. Band:

Aus der Brautzeit

1787—1791

Fünfte Auflage

Geheftet M 9,—,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 10,—

II. Band:

Aus der jungen Ehe

1791—1808

Dritte Auflage

Geheftet M 6,50,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 8,—

III. Band:

Weltbürgertum und preußischer Staatsdienst

1808—1810

Geheftet M 9,—,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt M 10,—

IV. Band:

In den Freiheitskriegen

1812—1815

(Im Druck)

Geheftet etwa M 10,—,
in geschmackvollem Geschenkeinband
mit Goldschnitt etwa M 11,—

Wiederum erfährt die Briefliteratur eine kostbare Bereicherung. Wir sind ganz von Bewunderung erfüllt über den schier unerschöpflichen Reichtum, über die Tiefe und Wärme der Empfindung, von der die süße Herzenszwiesprache dieser zwei seltenen Menschen beseelt ist.

Deutsche Zeitung, Berlin.

Was diese beiden an Gemüt und Geist so hochgebildeten Menschen vor hundert Jahren sich zu sagen hatten, das ist niemals veraltet. Ein weises, schönes, stilles und tiefes Buch, wohl zum Allerbesten der deutschen Briefliteratur gehörig.

Leipziger Neueste Nachrichten.

R4-B29504

303 MANNLICH, Johann Christian von. Ein deutscher Maler und Hofmann. Lebenserinnerungen 1741-1822. Eugen Stollreither ed. 568 pp. recollections by a painter and art curator active in Mannheim, Munich, etc. and acquainted with Houdon, Fragonard, Boucher, Natoire, Pigage, and other artists, ext. notes, index, 8 plates. 8vo. Berlin 1910. $25.00

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00103 4210

index, 47 plates, some from unpublished documents an
Wrpps. Bologna 1953.

293 Gaston-Dreyfus, Philippe. Catalogue Raisonné de l
siné de Nicolas-Bernard LÉPICIÉ (1735-1784). 154 pp.
alogue of portraits and historical scenes, introd., index, 8

84-B29504

awings. Sm. 4

$50

vre peint et d

ical oeuvre ca

es. 8vo. Wrp

— **Stollreither, E. (Hrsg.).** Ein deutscher Maler u. Hofmann. Lebenserinles Joh. Christian v. Mannlich, 1741—1822. Nach d. französ. Originalhandausgegeben. Bln 1910. 48, 568 S. u. 8 Taf. HLwd. — Titelbl. gestempelt. 48,—

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00103 4210